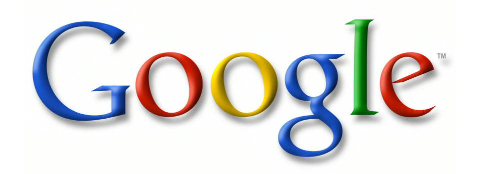




Harrys Hausbibliothek? 7r Bd



A. H. Payne sc.

Die Alhambra.

Reisebilder und Skizzen

aus

der pyrenäischen Halbinsel

nebst Blicken

auf die Länder des mexicanischen Golfes
und Californien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Reisebilder und Skizzen aus der pyrenäischen Halbinsel.

Seite

Einleitung 3

Erstes Kapitel.

Am Manolls. Rückblick. Figueras. Gerona. Tordera. Calella. Mataro. Nachtquartier in einer Venta. Uebergang über den Besos. (R. vgl. mit W.) *). Barcelona; Montjuy; Handel und Industrie; Procession. Molins de Rey. Montserrat. Die Catalonier. (W. vergl. mit R.). Blick auf Aragonien. Saragoza und Belagerung dieser Stadt (C. u. Z.). 18

Zweites Kapitel.

Seefahrt nach Valencia (W.). Die Stadt mit ihren Promenaden und Gärten. Leichen-Ausstellung (W. u. R.). Ausrufer (C.). Kathedrale. Marktplatz. Huerta-See. Albufera (W. u. R.). Murviedro. Chiva. Gebirge von Chiva. Berg Santa Maria. Die Valencianer. Durchreise der Königin (W.). Cartagena. Albaceta. Malaga (W. u. R.). Serrania de Ronda. Yunguera. Nacimento del Rio grande. Pik Jarro (W.). Don Tristan. Don Felix (Z.). Schlacht am Rio Verde (W. u. Z.). Sierra de Mijas. Contrebandisten. Antequera (W.). 58

Drittes Kapitel.

Seefahrt nach Gibraltar. Die Stadt und ihre Bewohner (W.). Die Festungswerke und Höhlen (B.). Belagerung von Gibraltar (Z.). Seefahrt durch die Meerenge. Tarifa. Tanger (B. u. W.). Cadiz

*) R. = v. Rochau. W. = Willkomm. K. = Kingston. L. = Lichnowsky. B. = Borrow. C. = Cuendias. Z. = Zusätze vom Herausgeber aus andern Quellen.

Seite

(R. u. W.). Seefahrt bis Huelva. Agamonte. — Königreich Algarbien. Villareal. Fruchtbare Gegend. Tavira. Faro. Loulé. Der Pfarrer von Loulé. Die Algarbier. Silves. Serra de Monchique. Städtchen Monchique. Kap St. Vincent. Lagos. Rückkehr nach Cadiz. 113

Viertes Kapitel.

Puerto de Santa Maria. Schlachtfeld von Jerez de la Frontera (R.). Sevilla; die Kathedrale, die Giralda, der Alcazar etc. Kunstschätze, Wohnungen, Lebensart. Majos, Promenaden (W. u. R.). Amphitheater und Weihnachtsfest (W. u. B.) Ritt nach Cordova; deutsche Kolonien; Räubergeschichte (B. R. u. W.). Cordoba und seine Kathedrale (W. u. R.). Die Sierra Morena. Almaden; Bewohner (W.). Ritt nach Granada und Ankunft daselbst. Geschichte der Stadt. Die Alhambra (R. u. W.). Rosenfülle und Leben in Granada. Die Sierra Nevada. Besteigung des Picacho de Veleta. Gebirgsleben und Abenteuer. Besteigung des Mulahacen. Die Granadiner (W.). 142

Fünftes Kapitel.

Jaen. Baylen. La Carolina. Paß des Puerto de Despeñaperros. Die Mancha. Die spanischen Diligencen. Manzanares. Aranjuez. Madrid; das Schloß; Buen Retiro; Denkmal des 2. Mai; der Prado; Kunst und Wissenschaft; Stiergefecht (W. u. R.); Bärenkampf (C.). La Granja. Der Escorial. Volksfest. Maragatos. Die Granden. Aranjuez. Toledo und seine Kathedrale. Die Madrider und die Provinzialen (W. u. R.). 174

Sechstes Kapitel.

Die Merinos (Z.). Salamanca (B. u. K.). Villiar. — Portugal. Guaca. Torre de Moncorvo. Villa Flor. Mourça. Regoa. Fahrt auf dem Douro. Oporto. St. João da Foß. Badeort Vizella. Guimaraens. Braga und der Bom Jesus. Paß von Salamonde. Cultur des Portweins (K.). Charakter der Portugiesen (Z.). Der Adel. Die Landbewohner. Heirathen. Taufen. Begräbnisse. Gewerbthätigkeit. Die Sebastianisten. Aberglaube. Heiligenverehrung (K.). 273

Siebentes Kapitel.

Sardão. Das Kloster. Busaco und Schlachtfeld dabei. Coimbra. Der Garten der Thränen (K. u. L.). Montemor. Figuera. Seefahrt. Lissabon. Cintra. Mafra. Korkkloster. Die Klöster Batalha und Alcobaça. Fahrt auf dem Tajo. Val de Zebro. Das Klosterschloß. Palmella. Setubal (L.) 325

II.

Blicke auf die Länder des mexicanischen Golfes und Californien.

Seite
Einleitung 357

A. Neu-Mexico.

Lage und Geschichte von Santa Fé. — Die Indianer der nächsten Umgebung. Die ersten Karavanen. — Independence am Missouri. Vorbereitungen und Aufbruch der Karavane. — Council Grove. Landschaft am Arkansas. Klapperschlangen. — Die Caches. Die Wüste am Cimarron. — Sioux- und Blackfeet-Indianer. Comanches. — Die Ciboleros. — Der Round-Mound und seine Umgebung. — Der Canadian und die Zollbeamten. — St. Miguel. Santa Fé. — Ackerbau, Baukunst, Fabrikation, Culturzustand. — Das Maulthier und der „Burro". Das Schaf. — Die Gambucinos. — Salzhandel. Minen. — Verhältniß zu Texas. — Rückreise. — Reise am Canadian. — Die Croß Timbers und ihre Umgebung. — Der Canadian und Redriver. Das Llano-Estacado. — Valley-Spring. Das romantische Thal des Canadian und die „Mesas". — Santa Fé und Abreise nach Chiuahua. Valverde. Journada del Muerte. Sierra Blanca. Los Organos. El Paso. — Los Medanos. Patos. Carrizal. Ojo Caliente. Laguna de Encinillas. Chiuahua 369

B. Texas.

Der Westen und die Sierra de Texas. Die deutsche Kolonie. Das paradiesische Texas. Das Wiesenland. Die Küste. Galveston und Bejar. Geschichte des Landes. — Galveston. Die Northerns. Klima. — Houston. Die Bay. Der Bayou. — Reise durch die Prärie zum Brazos. Felipe. — Der Colorado. Columbus. — Die Big-Hills. Gonzales. Die Guadalupe. Seguin. Neu-Braunfels. — Ansiedelung am San Saba. Friedrichsburg. — La Grange. Bucknersheights. Industry. — Bastrop. Austin. Hog wallow prairies. — Die Presidiostraße. Caldwell. Wheelocks Settlement. Torreys Tradinghouse. — Rückreise nach Neu Braunfels. — Der Westen. Antonio de Bejar. Die Missionen. Castroville. — Bemerkungen für Auswanderer 413

C. Mexico.

Reise von Chiuahua nach Jesus Maria. Die Silbergewinnung. — Die Landstraße der Hochebene und die „Mesones". Eine Hacienda. Zacatecas. — Durango. Pulque. Scorpionen. — Aguas Ca-

Seite

lientes. Abschied von Gregg. — Vera-Cruz. Jalapa. Die Hauptstadt Mexico. Lage und Bevölkerung. Der Creole und die Fremden. Der Indianer. Die Mischlingsracen. — Abreise nach Norden. Der Entwässerungskanal. Tula. Queretaro. Die Asche vom Jorullo. — Celaya. Guanajuato. Leon. Lagos. — Tepatitlan. Guadalajara. Bauart, Volksleben. — Allgemeine Verhältnisse. — Die Häfen von St. Blas und Mazatlan. Acapulco, Guaymos. — Die Regenzeit und der Cordonazo. 441

D. Californien.

Geschichte der Ansiedelungen. San Francisco. Monterey. Gerücht vom ersten Goldfunde. — Weg zum Sacramento. Sutters Fort. Erste Entdeckung der Minen. Goldgewinnung. — Die Mormonenminen. Erster Eifer. Theurung und Schwere der Arbeit. Die Wiegen. — Aufbruch zur Sägemühle. Eichelbrot. — Abzug zum Weberflusse. Oberst Mason. Krankheiten. Indianer als Arbeiter. — Aufbruch zum Bärenflusse. Goldgewinn. Angriff der Indianer. — Absendung des Goldes. Unglück der Abgesandten. Auflösung der Gesellschaft und Nachricht von den unteren Minen. — Rechtloser Zustand. Ein Brief aus der Zeitung. Unsere Hoffnungen. 462

I.

Reisebilder und Skizzen

aus

der pyrenäischen Halbinsel.

Einleitung.

Im äußersten Südwesten von Europa erscheint die pyrenäische (auch hesperische oder iberische) Halbinsel als ein von der Natur gegen den Ansturm des Oceans aufgeführtes massenhaftes Bollwerk, umsäumt und durchzogen von Felsenmauern, und in seiner Mitte ein ausgedehntes Hochland darbietend, wie Europa seines Gleichen nicht hat. Dies in sich abgeschlossene Land bildet das Mittelglied zwischen Europa und Afrika. Es ist wie ein losgetrenntes Stück der gegenüberliegenden Berberei, und manche beiderseitige Aehnlichkeit läßt sich herausfinden. So das Rossetummeln und die Lust am Kampf mit wilden Thieren, so die großen Schafheerden der Ebene und die Ziegen des Gebirges; dagegen vertritt diesseit der Meerenge von Gibraltar das Maulthier die Stelle des Kameels. Die Geschichte zeigt hier in der Mischung mit dem Blute der Araber und Gothen die Verschmelzung des Morgenlandes und Abendlandes, wodurch Sitte und Bildung bedingt wurde. Freilich gelangte hieher am spätesten die Cultur der alten Welt; aber von hier aus wurde auch zuerst die neue Welt erschlossen und mit europäischem Geiste gefärbt. Der Charakter des Volkes bildet mancherlei seltsame Gegensätze in Liebe und Haß, in weicher Hingebung eines frommen Sinnes und hochfahrendem Stolz, der alles weibische Wesen verachtet, in ruhigem Dulden und starrem Trotz, in strenger Sittlichkeit und Ausartung bis zum Verbrechen, in vorherrschender Neigung zum süßen Nichtsthun oder zu einer in's Blaue schweifenden Abenteuerlichkeit und in beharrlicher,

verständiger Thätigkeit, die unverrückt das einmal in's Auge gefaßte Ziel verfolgt. Ein solcher Charakter entspricht der Eigenthümlichkeit des Landes, wo im Norden auf den einförmigen Hochebenen schauernder Frost und brennende Sonnengluth, wo im Süden das liebliche Thal und der zackige Fels, fruchtbare Gefilde und unwirthbare Gebirge mit einander abwechseln. Verweilen wir dabei. Zwei Königreiche nehmen die Halbinsel ein, Spanien und Portugal. Spanien zerfällt in die älteren Haupt-Provinzen: Neu-Castilien mit der Mancha im S., Alt-Castilien, Asturien, Galizien, Leon, Estremadura, Andalusien oder Nieder-Andalusien, Granada oder Ober-Andalusien, Valencia, Catalonien, Aragonien, Navarra, Biscaya oder die drei baskischen Provinzen Alava, Guipuscoa und Biscaya; daran schließt sich dann noch das Königreich Mallorca, welches die Inseln Majorca, Minorca nebst den Pityusen oder Fichten-Inseln enthält. Neuerlich (1833) hat man das Land in 48 kleinere Provinzen oder Departements eingetheilt, wovon wir jedoch absehen müssen. Portugal zerfällt in die Provinzen: Minho oder das Land zwischen Minho und Duero, Traz os Montes oder das Land jenseit des Gebirges, Beira, Estremadura, Alemtejo (zwischen Tajo oder Tejo und Guadiana); daran schließt sich im Süden das Königreich Algarve oder Algarbien. In der Mitte der Halbinsel liegen die beiden Castilien, ein weites Tafelland von 4200 □ Meilen. Die höchste Stufe dieses Tafellandes ist Alt-Castilien und Leon (Nord-Spanien), eine kahle dürre Hochfläche von 2000 bis 2500 Fuß Erhebung. Die zweite etwas niedrigere Stufe ist Neu-Castilien (Mittel-Spanien) von durchschnittlich 1800 Fuß Erhebung, ähnlich beschaffen, wie die vorige. Sie vermittelt den Uebergang zu dem Tiefland von Andalusien (Süd-Spanien). Dies die drei Hauptstufen. Daran legt sich als vierte Stufe die allmälige Senkung des castilischen Hochlandes gegen den atlantischen Ocean in dem Küstenland Portugal. Endlich läßt sich noch eine fünfte binnenländische Stufe unterscheiden, das ist nämlich die in Aragonien abgeschlossene Thalebene des Ebro, wohin man auf treppenartigen Absätzen vom castilischen Hochland hinabsteigt, und dem entsprechend senken sich dahin langsam in parallel laufenden Berg-

zügen auf niederen Terrassen die östlich gelegenen, 60 Meilen lang ausgedehnten Pyrenäen, die nach Frankreich steil abfallen. Die Gebirge der Halbinsel sind im Allgemeinen Kettengebirge und führen den Namen Sierra, d. i. Säge, womit die Unregelmäßigkeit der Form angedeutet wird, in der sich die einzelnen Gipfel auf ihrer gemeinschaftlichen Grundlage erheben. Die Hochfläche von Alt-Castilien und Leon stützt sich im N. auf das cantabrische Gebirge, welches sich in den baskischen Provinzen an die Pyrenäen anschließt, so daß auf diese Weise vom Kap Creus im O. am Mittelmeer bis zum Kap Finisterre am atlantischen Ocean eine 130 Meilen lange Gebirgskette hergestellt wird, und wie die Pyrenäen aus zwei in derselben Hauptrichtung streichenden Gliedern bestehen, so auch das cantabrische Gebirge. Das Ganze hängt jedoch nicht durch eine fortlaufende Kammlinie zusammen, sondern wird vielmehr durch untergeordnete Gebirgszweige vermittelt. Der Hauptkamm des cantabrischen Gebirges erhebt sich 4 bis 6000′ über das Meer und fällt nordwärts gegen die Küste in kurzen steilen Felsabsätzen nieder. Die westliche Fortsetzung wird als asturisch-galizisches Bergland bezeichnet und breitet sich in mannigfachen Verzweigungen bis über die portugiesischen Provinzen Traz os Montes und Minho aus. Im S. der Hochebene von Alt-Castilien und Leon streicht das castilische Scheidegebirge, welches die beiden castilischen Hochebenen trennt und sich durch die ganze Halbinsel in der Hauptrichtung von O. nach W. fortzieht. Es ist keine zusammenhängende Kette, sondern vielmehr eine Anhäufung von Bergzügen mit verschiedener Benennung. Aus der Thalebene des Ebro erhebt es sich in weit ausgedehnten Terrassen und steigt südöstlich in der Peña (Penja) Golosa 6000′ über das Meer auf. Am schmalsten ist es nördlich von Madrid in der Somo (Gipfel) Sierra (mit einer Kammhöhe von 7 bis 8000′) und Sierra Guadarama. Daran schließen sich weiter westlich die Sierren von Gredos, Francia und Gata. Alle diese Gebirge sind wild und zerrissen mit zackigen Gipfeln und steilen Schluchten. Sie erheben sich sanft im N. und fallen im S. jäh ab in die niedrigeren Hochflächen von Neu-Castilien und Estremadura. In Portugal setzen sich die tafelförmigen

Bergmassen fort und steigen in der Serra Estrella (elja) bis zu 8000' auf. Von da senkt sich das Hochland in niedrigeren Zügen und stürzt, namentlich mit der Serra de Cintra und dem 1600' hohen Felskap la Roca, steil in's Meer hinab. Das Tafelland von Neu-Castilien wird im S., wo die kahlen Flächen von la Mancha (Mantscha), von dem andalusischen Scheidegebirge getragen. Dies lehnt sich im O. an die Hochflächen des nördlichen Murcia, nimmt dann eine mehr zusammenhängende Gestalt in den Parallel-Ketten der Sierra Morena, die im Durchschnitt etwa 2800' hoch sind, erreicht seine größte Höhe in den zackigen Felsen des Gebirgszuges los Pedroches (tsch) und streicht bis nach Portugal hinein, wo sein letztes westliches Glied das Scheidegebirge von Algarve mit dem höchsten Theil, der Serra de Monchique (Mondschike), bis 3600' aufsteigend; das äußerste Südwestende ist das 360' hohe Kap St. Vincent. Der hohe Südrand der Halbinsel wird durch mehrere Gebirge von verschiedenen Namen gebildet. Der eigentliche Hochgebirgskern dieses Südrandes ist die Sierra Nevada oder das Schnee-Gebirge, ein massenhafter flach gewölbter Felsenrücken, dessen höchste Punkte gegen 11,000' aufsteigen. Im NO. erhebt sich die Sierra de Segura bis 6000'. Im N. der Sierra Nevada zieht sich die niedrigere breite Bergkette von Jaen hin, und zwischen beiden liegt die Vega von Granada, ein Tafelland von etwa 2000' Höhe und durch seinen reichen frischen Pflanzenwuchs einer grünen Matte vergleichbar. Die westliche Fortsetzung des Hochgebirges ist der nackte Felsrücken der Sierra de Malaga mit 7000' Erhebung. Daran schließt sich die Sierra oder Serrania de Ronda, und im S. davon erhebt sich der einsam stehende, senkrecht über das Meer 1350' hoch aufsteigende Felsen von Gibraltar. — Drei Ströme fließen mit ähnlichem Lauf vom Hochlande nach W. und SW. in's atlantische Meer: der Duero, der Tajo, die Guadiana; dahin geht auch der Guadalquibir, der Strom der südlichen Stufe. Zum Gebiet des Mittelmeers gehört nur der Ebro*). An der Nordgrenze Por-

*) Wir haben demnach auf der Halbinsel fünf Stufen des Landes, fünf Gebirgssysteme und fünf Hauptströme.

tugals ist der Minho, zwischen Guadiana und Guadalquibir der Tinto als Küstenfluß zu merken. Binnenseen fehlen. Von Tudela bis Sastago führt der Kaisercanal 33 Stunden am Ebro entlang, dessen Bett felsig und voller Stromschnellen. Ueberhaupt sind die Ströme und Flüsse mit Ausnahme des Guadalquibir nur auf kurzen Strecken schiffbar, da sie im Sommer wasserarm und zur Regenzeit heftigen Anschwellungen unterworfen sind; mehrere sind sehr reißend. Bei der geringen Küstenentwickelung fehlt es an großen Buchten und Busen, und es finden sich nur wenige gute Häfen. Groß ist der wenig ausgebeutete Reichthum der Berge besonders an Eisen, Blei, Quecksilber, Steinsalz und Steinkohlen; die einst sehr ergiebigen Gold- und Silberbergwerke sind erschöpft. Die Pflanzenwelt ist sehr mannigfaltig. Im N., wo das Klima feucht und milde, trägt Alles noch einen europäischen Charakter. Man findet dort unsere schönsten Obstbäume, als Aepfel, Birnen, Aprikosen, Kastanien. In den Castilien zeigt sich die Olive, und Eichen mit süßer eßbarer Frucht bilden große Wälder. In den östlichen Provinzen von Catalonien bis Murcia, wo wegen der kühlenden Seewinde immerwährender Frühling herrscht, wachsen Lorbeern, Maulbeerbäume, Feigen und Granaten; der Johannisbrotbaum nebst dem Mastixbaum findet sich zahlreich. Der Weinstock spielt eine Hauptrolle. In Andalusien und Algarbien, wo schon afrikanischer Gluthhimmel, sieht man Haine von Citronen und Orangen; der Mandelbaum wird von der Weinrebe umschlungen; überall grünt der Cactus und die Aloe. Man baut auf der Halbinsel vorzüglich Weizen, Mais, Reis, aber noch keine Kartoffeln; in den südlichen Provinzen Baumwolle und Zuckerrohr. Die Cultur des Weinstocks ist besonders für Andalusien und Granada wichtig, so wie für Portugal, wo das Klima wegen der Nachbarschaft des Meeres noch milder ist, als in den unter gleicher Breite liegenden spanischen Provinzen. Die Viehzucht der Halbinsel ist sehr bedeutend, wenn gleich vernachlässigt. Schafe (Merinos), Rinder, Ziegen stehen oben an; die einst berühmte Pferdezucht ist sehr in Verfall gerathen; Esel und Maulthiere müssen den Mangel an guten Pferden ersetzen. In den zum Theil sehr ausgedehnten Wäldern, welche die Abhänge der Gebirge bedecken, irren Bären

und Wölfe, Gemsen und wilde Ziegen umher. Das wilde Schaf, Mouflon genannt, und ähnlich gestaltet wie ein Reh, findet sich in Murcia, die Tigerkatze (?) auf der Sierra de Ronda, Affen haben sich von Afrika her auf dem Felsen von Gibraltar angesiedelt. Unter den Insecten bemerken wir die nützliche spanische Fliege; unter den Amphibien fehlt es nicht an Schlangen und Scorpionen. — Der Flächeninhalt der Halbinsel beträgt 10,162 □ M. mit c. 17 Mill. Einw.; davon kommen auf Spanien 8447 □ M. mit mehr als 13 Mill. Einw., auf Portugal 1725 □ M. mit 4,125,000 Einw. (1833). Nun eine kurze Uebersicht der Geschichte.

Spanien heißt bei seinen Bewohnern España (nj); die alten Römer und Griechen nannten es Iberien oder Hesperien, d. i. Abendland, sofern es damals das fernste bekannte Land gegen W. Die frühesten Bewohner der Halbinsel waren die Iberier im N. und W., die Celtiberier im O. und S. Etwa um 1100 v. Chr. landeten die Phönizier, fanden großen Reichthum an Gold und Silber, und gründeten Colonien an den Küsten des Mittelmeers, besonders in der Gegend von Cadiz (iß), damals Tarschisch, später Gades genannt. Dann kamen die Karthager aus Afrika, drangen nach dem ersten punischen Kriege (241 v. Chr.) unter Hamilkar Barkas erobernd bis zum Ebro vor und gründeten unter Hasdrubal Neu-Karthago (Carthagena in Murcia); die im N. und W. wohnenden Stämme blieben unbezwungen, lieferten jedoch Miethstruppen. Im zweiten punischen Kriege erschienen unter Scipio dem Aelteren die siegreichen Adler der Römer. Fast zwei Jahrhunderte vergingen, ehe sie die Unterwerfung vollendeten; am hartnäckigsten kämpften die Bergvölker im N. Die Stadt Numantia konnte von Scipio dem Jüngern erst nach zehnjähriger Belagerung überwältigt werden (133), und erst dem Agrippa, dem Feldherrn des Kaisers Augustus, gelang es, die tapferen Cantabrer zu bändigen (25 v. Chr.). Die Halbinsel soll damals 40 Mill. Einw. gehabt haben. Während der großen Völkerbewegung im Anfange des 5. Jahrh. n. Chr. kamen die Sueven, Alanen und Vandalen (von letzteren stammt der Name Vandalicia, nachher Andalusia). Die Westgothen drängten diese nach Afrika und

gründeten hier und im S. Frankreichs ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Toulouse. Im 8. Jahrhundert gingen die Araber oder Mauren unter Tarik über die Meerenge von Gibraltar und brachen (712) durch die neuntägige Schlacht bei Jerez de la Frontera (nördlich von Cadiz) die Macht der Gothen, die sich nur noch in den Gebirgen Asturiens behaupten konnten. Abderrahman wurde 756 Stifter des Hauses der Ommijaden, deren Sitz Cordoba. Künste und Wissenschaften, besonders die Baukunst, Medicin, Sternkunde und Weltweisheit gediehen unter den Ommijaden zur herrlichsten Blüthe; Ackerbau, Handel und Gewerbe erhielten außerordentlichen Aufschwung und schufen Wohlstand und Reichthum. Nach dem Aussterben jenes Regentenhauses im 11. Jahrh. zersplitterten sich die uneinig gewordenen Mauren in viele kleinere Reiche. Die Gothen in Asturien hatten sich inzwischen wieder gehoben; ihre Grafschaft Oviedo wuchs schnell, und sie hatten selbst Galizien unterworfen (740). Kaiser Karl der Große hatte den Arabern das Land bis zum Ebro entrissen und daselbst die spanische Mark mit der Hauptstadt Barcelona gegründet (778). Der Kampf mit den eingedrungenen Bekennern des Islam wurde seitdem unter wechselndem Glücke fortgeführt, und zu Anfang des 11. Jahrh. hatten sich bereits drei christliche Reiche, Leon, Castilien und Navarra gebildet. Immer siegreicher triumphirte das Kreuz, und im J. 1250 waren die Mauren auf das Königreich Granada beschränkt, wo sie sich noch 200 Jahre behaupteten. In dieser Heldenzeit der Spanier glänzte vor Allen Don Rodrigo de Bivar, der Cid genannt († 1099); auch zeichneten sich die geistlichen Ritterorden von Calatrava, St. Jago und Alcantara aus. Mit der Vermählung Ferdinands I. des Katholischen von Aragonien und Isabella's von Castilien wurden diese beiden Reiche vereinigt und mächtig genug, um das Land von den Mauren gänzlich zu befreien (1492). Die Entdeckung Amerika's (1492) und die aus den eroberten Ländern der neuen Welt herfließenden Ströme von Gold und Silber brachten einen Umschwung aller Verhältnisse hervor. Aber der Sinn der Nation wurde dadurch von Ackerbau und Industrie abgelenkt, während die Krone ihre durch die gewonnenen Reichthümer gesteigerte Macht dazu anwandte,

den Adel zu unterdrücken und das Volk durch Einführung der Inquisition unter das härteste Joch des priesterlichen Fanatismus zu bringen. Nach außen hin wurde das Reich durch die Einverleibung Navarra's erweitert, so wie durch die Eroberung von Neapel und Sicilien (1503), welche Länder bis 1713 unter spanischer Herrschaft blieben. Ferdinand dem Katholischen folgte 1516 sein, hauptsächlich durch Vermittelung des greisen, als Staatsmann und Feldherr ausgezeichneten, Cardinals Jimenez anerkannter Enkel Karl I., der auch das reiche Burgund eroberte und 1519 die deutsche Kaiserkrone (als Karl V.) erwarb. So war er unstreitig der mächtigste Fürst seiner Zeit, dabei ein großer Feldherr und ein feiner, schlau berechnender Staatsmann; doch seine Ruhmsucht verführte ihn zu beständigen Kriegen mit Franz I. von Frankreich; auch unternahm er zwei Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten Tunis und Algier; endlich verwickelte ihn sein starrsinniger Religionseifer in Kriege mit den protestantischen Fürsten Deutschlands. Im Ganzen begleitete ihn das Glück; nur das Ende seiner Regierung wurde ihm durch fehlgeschlagene Hoffnungen und bittere Erfahrungen verkümmert. Er dankte 1556 ab († 1558) und ihm folgte sein Sohn Philipp II. († 1598), ein finsterer, frömmelnder Tyrann. Der Krieg gegen Frankreich wird unter ihm mit Glück fortgesetzt; die Siege bei St. Quentin (1557) und Grevelingen werden erfochten und der Friede zu Chateau en Cambresis (1559) geschlossen. Die Verfolgung der Mauren (Moriskos) verursacht Kampf, und nach Ueberwältigung derselben werden (1570) mehr als 100,000 der thätigsten und wohlhabendsten Familien zur Auswanderung gezwungen. Johann von Oestreich (Don Juan d'Austria) siegt zur See bei Lepanto (1571) über die Türken. Herzog Alba wird nach den Niederlanden zur Unterdrückung der Reformation gesandt, wüthet durch die Scheiterhaufen der Inquisition und zahllose Hinrichtungen, auch der Grafen Egmont und Hoorn. Daher allgemeiner Aufstand der Niederländer unter Wilhelm von Oranien, langwieriger Kampf und endliche Unabhängigkeit der 7 nördlichen Provinzen (1648). Portugal wird (1580 bis 1640) mit Spanien vereinigt; die Holländer aber erobern die portugiesischen Molukken, Java, Ceylon &c. Die

gegen England's Elisabeth ausgesandte Flotte, die große Armada, wird vernichtet (1588). Darauf wird sogar Cadiz von den Engländern überfallen, geplündert und die spanische Flotte verbrannt (1589). So war beim Tode Philipps die Seemacht gebrochen, das Land verschuldet und entvölkert, und herrliche Provinzen verloren gegangen. Philipp III. entzog durch neue Verfolgung der Morisken (1609) dem Lande abermals eine große Zahl fleißiger Hände. Unter Philipp IV. riß sich Portugal los (1640). Mit Karl II. starb (1700) der spanisch-östreichische Stamm aus. Dadurch entbrannte der spanische Erbfolgekrieg (1701) und im Frieden zu Utrecht (1713) kam mit Philipp V. das Haus der Bourbons auf den Thron; Belgien, Neapel und die übrigen Besitzungen in Italien fielen an Oestreich; Gibraltar wurde den Engländern überlassen. Aus tiefem Verfall hob sich Spanien erst wieder unter Karl III. (1759—88). Er verbesserte die Finanzen, belebte Ackerbau, Handel und Gewerbe; Manufacturen, besonders Tuchfabriken, kamen in Schwung; Canäle wurden gegraben, Straßen angelegt, in der Sierra Morena Colonien begründet. Die Jesuiten wurden verbannt. Das Unternehmen, Gibraltar wieder zu erobern, scheiterte an der tapferen Vertheidigung des Engländers Elliot (1779—82). Karl IV. verwickelte sich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. in Krieg mit der französischen Republik, der durch die Vermittelung des Ministers Manuel Godoï (Friedensfürst genannt) beigelegt wurde (1795), worauf denn ein Bündniß mit den Franzosen und Krieg mit den Engländern folgte. Das Volk grollte dem Bündniß, und am 18. März 1808 brach der Aufstand zu Aranjuez (eß) los. Der alte König Karl dankte ab und gab die Krone seinem Sohne Ferdinand VII. Bald bereuete er jedoch diesen Schritt, flüchtete sich unter den Schutz des Kaisers Napoleon und erklärte seine Entsagung für erzwungen. Napoleon beschied Vater und Sohn nach Bayonne; beide gingen nun ihrer Rechte verlustig und wurden als französische Gefangene behandelt. Joseph Bonaparte, bisher König von Neapel, erhielt Spanien's Scepter. Aber das Volk begann nun einen Kampf, der an Wuth und Grausamkeit seines Gleichen suchte. Die heldenmüthige Vertheidigung Saragossa's unter Palafox (1808 und 9) machte

darin Epoche. Mit Hülfe der Engländer wurde die Halbinsel endlich durch die Schlacht bei Vittoria (21. Juni 1813) von den fremden Eindringlingen gänzlich befreit. Bereits 1812 hatten die versammelten Reichsstände (Cortes) eine neue Constitution unterzeichnet, die 1814 der wieder zurückgekehrte Ferdinand VII. beschwören sollte. Allein der König verwarf die Constitution, versprach eine neue, hielt aber nicht Wort. Dadurch wurde das Signal zu vielen unheilvollen Kämpfen im Innern des Landes gegeben, während der schwache König den Einflüssen seiner Hofbedienung (Camarilla) und der wieder zurückgerufenen Jesuiten nachgab; auch hatte er gleich anfangs die Inquisition wieder hergestellt. Viele edle Männer wurden hingerichtet oder verbannt. Ein beständiger Ministerwechsel schwächte die Kraft der Regierung. Dies benutzten die amerikanischen Colonien zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit. Ein Heer, welches dahin eingeschifft werden sollte, empörte sich unter Quiroga und Riego; das Volk theilte die unzufriedene Stimmung des Heeres, und so sah sich der König gezwungen, die Constitution von 1812 zu beschwören. Den Geist derselben ersieht man aus folgenden Sätzen: „Die spanische Nation ist frei und unabhängig, und jeder Spanier ohne Unterschied des Standes fühlt sich verpflichtet, nach dem Verhältnisse seines Vermögens Abgaben und zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu tragen. Der Glaube der katholischen Kirche ist der allein herrschende und jede andere Religion ist untersagt. Die Staatsrepräsentation ist eine erbliche gemäßigte Monarchie, und die Cortes bilden vereint mit dem Könige die gesetzgebende Gewalt, die vollziehende bleibt dem König allein vorbehalten." Das Volk war aber noch nicht reif für eine solche Verfassung. Als die Cortes 1820 den äußerst zerrütteten Finanzen durch Aufhebung der Klöster und Majorate aufzuhelfen suchten, entstand bald allgemeine Unzufriedenheit und es erhob sich eine im Dienste des Adels und der Geistlichkeit stehende Glaubensarmee zum Kampf für die absolute Monarchie. Dadurch erreichte die Verwirrung den höchsten Grad, bis endlich ein unter dem Herzog von Angoulème einrückendes französisches Heer den König von der Constitution des J. 1812 befreite; ein Theil dieses Heeres blieb zu seinem

Schutz im Lande. Die Unruhen dauerten indeß fort, und da der König ohne Nachkommen war, so bildete sich eine sogenannte carlistische Partei, deren Bestreben dahin ging, den König zu entsetzen und seinen Bruder, den Prinzen (Infanten), Don Carlos, an's Ruder zu bringen. Der König aber vermählte sich nach dem Tode seiner dritten Gemahlin mit einer neapolitanischen Prinzessin Maria Christine, und als ihm dieselbe 1830 eine Tochter, die Infantin Isabella, gebahr, so nahm er davon Veranlassung, das sogenannte salische Gesetz umzustoßen, nach welchem die weibliche Linie, so lange noch ein männlicher Zweig vorhanden ist, von der Thronfolge ausgeschlossen bleibt. Nach Ferdinand's VII. Tode (1833) wurde demnach die Infantin Isabella unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christine und einem Regentschaftsrath wirkliche Königin. Dagegen lehnte sich Don Carlos auf, und so entzündete sich der siebenjährige mit blutigen Gräuelthaten angefüllte Kampf zwischen den Christinos und den Carlisten, von denen die letzteren neben der Gültigkeit des salischen Gesetzes auch den Absolutismus und die Rechte der Kirche verfochten; sie fanden die meisten Anhänger in den nach den Pyrenäen zu gelegenen Provinzen (von Biscaya bis Catalonien). Don Carlos hielt sich anfangs in Portugal auf, aber das Glück seines tapferen Vorkämpfers Zumala-Carreguy gestattete ihm, selbst nach Spanien zu kommen und sich als Karl V. proclamiren zu lassen. Als darauf jener ausgezeichnete Feldherr plötzlich starb, konnte sein Verlust durch keinen Anderen ersetzt werden. Unter den Christinos selbst waren inzwischen Spaltungen eingetreten zwischen den Moderados (Gemäßigten) und Exaltados (den nach ungemessener Freiheit Strebenden). Die Cortes nahmen 1837 eine ziemlich gemäßigte Verfassung an, und auch auf dem Kriegsschauplatz trat unter Espartero's Oberbefehl eine günstige Wendung für die Christinos ein, so daß endlich der carlistische General Maroto mit seinem Heere die Waffen streckte (31. Aug. 1839). Don Carlos flüchtete sich darauf nach Frankreich und eben dahin folgte ihm Cabrera, der sich noch ein ganzes Jahr lang in Catalonien behauptet hatte. Der glückliche Espartero (Graf von Luchana, Siegesherzog) wußte bald die Königin Christine dahin zu bringen, daß sie nach

Frankreich ging und ihm die alleinige Regentschaft überließ. Er suchte durch kräftige Maßregeln auf Ruhe, Ordnung, Hebung des Ackerbaues und der Gewerbthätigkeit einzuwirken; aber obgleich alles Kirchengut, freilich mit fester Gehaltsstellung der Geistlichen, eingezogen wurde, so blieb doch die Finanznoth und mit ihr der Stoff zur Gährung. Die Königin Christine in Paris war die geheime Triebfeder einer Bewegung des Jahres 1843, an deren Spitze sich bald Navaez stellte. Madrid und die Truppen wurden gewonnen, und Espartero mußte sich nach Portugal flüchten. Am 8. Aug. 1843 wurde die dreizehnjährige Königin Isabella für mündig erklärt, und im folgenden Jahre kehrte auch ihre Mutter zurück. Die Verfassung wurde noch ein Mal im Sinne der Moderados revidirt und im Mai 1845 angenommen. Erneuerte Unruhen wurden bald gedämpft und das Ministerium Narvaez ging mit festen Schritten einher, um überall in den Provinzen Ordnung und öffentliche Sicherheit, so weit dies in Spanien möglich, unter den Schutz der Gesetze zu stellen. Der faule Fleck bleiben immer die Finanzen, die einer durchgreifenden Verbesserung bedürfen, um die auf dem Volke ruhende Last zu erleichtern und einem drohenden Staatsbankerott vorzubeugen. Die Einnahmen betrugen 1843 877 Mill. Realen, die Ausgaben 1098 Mill. Die Staatsschuld mag sich auf 17,850 Mill. Realen belaufen. Das wichtigste neuere Ereigniß ist die am 10. Oct. 1846 erfolgte Vermählung der Königin Isabella mit dem Brudersohn Ferdinand's VII. Franz, Herzog von Cadiz. Gleichzeitig fand die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Montpensier, dem jüngsten Sohne Louis Philipp's von Frankreich, statt. — An Colonien besitzt Spanien: in Oceanien die Philippinen, in Afrika das Gebiet Ceuta und die Guineainseln, in Amerika die Inseln Cuba, Porto Rico und die Jungferninseln. —

Portugal's eigene Geschichte beginnt mit dem 11. Jahrh., als König Alfons IV. von Castilien 1094 seinem Schwiegersohne Heinrich von Burgund das zwischen dem Minho und Duero den Mauern abgewonnene Land als Statthalterschaft ertheilte. Nach dem Hafen von Porto Cale erhielt es seinen Namen. Nach dem großen Siege über die Mauren bei Ourique (1139)

wurde es selbstständiges Königreich mit der Hauptstadt Lissabon. Unter König Johann I. († 1433) wirkte dessen jüngerer Sohn, Heinrich der Seefahrer, förderlich ein auf Entdeckungsreisen (Porto Santo 1418, Madeira 1419, Azoren 1432 ꝛc.). Nachdem die ganze Westküste Afrika's entdeckt war, erreichte Bartholomäus Diaz (Diez, ein Deutscher) das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches unter König Emanuel d. Gr. (1495—1521) Vasco de Gama umschiffte (1498) und damit den Seeweg nach Ostindien fand. Dadurch kam Blüthe des Handels und des Wohlstandes bis zur Vereinigung mit Spanien (1580—1640), während welcher Zeit sich die Holländer der schönsten Besitzungen in Ostindien bemächtigten und das Land durch schwere Abgaben an Spanien ausgesogen wurde. Das darüber entrüstete Volk rief 1640 den Herzog von Braganza als König Johann IV. aus. Die Selbstständigkeit wurde behauptet und Portugal hob sich wiederum unter Joseph Emanuel (1750—77) durch Joseph de Carvalho, später Marquis von Pombal. Ein schreckliches Erdbeben (1755) traf freilich mit den härtesten Schlägen die Hauptstadt Lissabon; aber um so wohlthätiger wirkte die musterhafte Verwaltung des Landes und die Maßregeln zur Verbesserung des Ackerbaues und zur Belebung des Handels, so wie die Vertreibung der Jesuiten und die freiere Entwickelung des Unterrichtes (Univ. Coimbra). In dem (während des siebenjährigen Krieges) 1762 mit Spanien ausgebrochenen Kriege zeichnete sich durch sein Feldherrngenie der Graf zu Lippe-Schaumburg aus, der an der Spitze der portugiesischen und der damit verbündeten englischen Truppen das stolze Spanien demüthigte, so daß 1763 ein ehrenvoller Friede geschlossen werden konnte. Nach dem Tode Joseph Emanuels stürzte das mühsame Werk Carvalho's, der in seinen alten Tagen mit Verbannung belohnt wurde, wieder zusammen. Unter des verstorbenen Königs ältester Tochter Maria Francisca ging Alles einen Krebsgang. Als die Königin, die ihren 1786 verstorbenen Gemahl Peter III. zeitweilig zum Mitregenten angenommen, 1792 in Gemüthskrankheit verfiel, übernahm ihr Sohn Johann (nachmals Johann VI.) die Regentschaft. Als Bundesgenosse Englands mußte Portugal 1807 die Heere Napoleons einrücken sehen. Die königliche Familie

flüchtete nach Brasilien. Das Volk setzte mit Hülfe Englands den hartnäckigsten Kampf gegen die Franzosen bis 1814 fort. Aber der König Johann VI. residirte auch jetzt noch zu Rio Janeiro in Brasilien. Inzwischen blieb Portugal ganz unter englischen Einflüssen. Dies erregte den bittersten Haß des Volkes. Eine Schilderhebung zu Oporto (1820) verbreitete sich bald über das ganze Land. Der König genehmigte die Einberufung der Cortes, kehrte von Brasilien zurück und beschwor (1822) die neue Verfassung, die durch den zweiten Sohn des Königs Dom Miguel, der die Truppen für sich gewann, bald wieder umgestoßen, dann aber durch englische Macht wieder hergestellt wurde. Inzwischen hatte das ebenfalls empörte Brasilien sich für unabhängig erklärt und Johann's VI. Sohn Dom Pedro wurde (1822) zu Rio Janeiro als Kaiser Pedro I. gekrönt. Johann VI. starb 1826, und in Folge davon gab der gesetzmäßige Thronfolger Dom Pedro den Portugiesen eine neue Verfassung (Charte), den Thron aber seiner siebenjährigen Tochter Donna Maria, für welche sein, derselben als Gemahl bestimmter, Bruder Dom Miguel Regent wurde. Dieser warf jedoch die neue Charte um und erklärte sich zum unumschränkten König. Dom Pedro, der (1831) die Krone Brasiliens für seinen unmündigen Sohn Pedro II. niedergelegt, schiffte nun nach Europa über, rüstete auf den seiner Tochter treu gebliebenen Azoren eine Flotte, nahm Oporto ein (1832), erfocht durch die Tapferkeit des von ihm an die Spitze der Seemacht gestellten Engländers Napier einen Seesieg am Kap St. Vincent und zog darauf (1833) in Lissabon ein. Dom Miguel wurde gänzlich entfernt und die Verfassung von 1826 wieder hergestellt. Dom Pedro starb indeß schon 183 Das Land verfiel in neue Zuckungen, doch wurde nach mancher Veränderungen die Charte aufrecht erhalten, welche dem Staatsoberhaupte ziemliche Selbstständigkeit gewährt, und die Red der beiden Kammern auf die Gesetzgebung und Geldbewilligu beschränkt. Der Uebel größtes sind auch hier, wie in Spani die Schulden. Das Budget (boddschet, d. i. Voranschlag Einnahmen und Ausgaben, vom kelt. bulga, d. i. Lederbeu von 18⁴⁄₅ schlug die Einnahmen zu 15,800,000, die Ausgaben 18,150,000 Thaler an; die Staatsschuld betrug über 120 M

Thaler. Die Königin Maria hat sich zuerst mit dem Herzog August von Leuchtenberg († 1835), dann (1836) mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha Ferdinand vermählt. — Auswärtige Colonien sind: Madeira, Porto Santo, die Azoren, die Inseln des grünen Vorgebirgs; in Afrika: die Küste von Guinea, Angola und das Gouvernement von Mozambique; in Asien: Gouvernement Goa, Macao, Dilli (Timor). —

Die von uns benutzten Werke sind hauptsächlich folgende: 1) Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen (aus den Jahren 1844 bis Anfang 1846) von Moritz Willkomm. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchh. 1847. 2) Reiseleben in Südfrankreich und Spanien (1845) von Aug. Ludw. v. Rochau. 2 Bde. Stuttgard und Tübingen, Cotta'scher Verlag. 1847. 3) Portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach William Kingston's Lusitanian sketches (1843—45) von M. B. Lindau. 2 Thle. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchh. 1846. 4) Portugal. Erinnerungen aus dem J. 1842 von Felix Fürst von Lichnowsky. Mainz, bei Victor von Zabern. Zweite Ausgabe. 1848. 5) Fünf Jahre in Spanien (1835—39). Von George Borrow. 3 Bde. Breslau, Josef Max und Comp. 1844. 6) Spanien und die Spanier von Emanuel von Cuendias. Brüssel und Leipzig, bei Carl M. Muquardt. 1849. — Bei der Beurtheilung unserer Arbeiten wolle man sich übrigens erinnern, daß uns nur sehr enge Grenzen für einen Band gesteckt sind.

Kloster Neuendorf, im December 1850.

Erstes Kapitel.

Hier sitzen wir am Ufer eines Baches. Er ist auf kein Karte zu finden, und die Bewohner der gegenüber liegend Stadt Figueras nennen ihn Manolls. Wir sitzen schon seit ein halben Stunde und warten darauf, daß der Bach sich verlau Strömender Regen hat ihn zu einem Strom geschwellt, de man gleich ansieht, er würde Pferd und Wagen mit sich fo reißen, wenn wir uns hinein wagen wollten. Das Wasser freilich, nach den zurückgelassenen Spuren zu urtheilen, sch um zwei bis drei Fuß gefallen; nichtsdestoweniger müssen u uns gefaßt machen, die Nacht über am Ufer zu lagern, de der Himmel ist noch immer mit dichten Gewitterwolken v hangen und es vergeht keine Viertelstunde, ohne daß ein ne Regenschauer niederfällt. Neben uns halten ein paar Holzwag und eine Tartane*), die unser Schicksal theilen. — Auf einn erscheint am jenseitigen Ufer ein junger Bauer auf zweispännig Karren, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, fährt mit seinen beiden hinter einander gespannten Pferden im vol Trabe den Abhang hinunter und in die Fluth hinein. Al kaum hat das Vorderpferd das erste Drittel der Wasserbr

---

*) Tartanen sind zweiräderige, mit einem meist buntbemalten Pl von Wachstuch überspannte Karren, die durch ein in einer Gabeldeic gehendes Pferd gezogen werden. Der Kutscher sitzt auf einem klei an der Deichsel angebrachtem Tritte und läßt die Beine frei zwischen Räder hinabhängen. Das Innere ist nach Art unserer Omnibus zwei gepolsterten Bänken versehen, da aber der Wagen unmittelbar der Axe befestigt ist, so wird das Fahren für die Passagiere sehr G geweide-durchrüttelnd und verursacht auf gepflasterten Wegen oft erdbel artige Stöße.

überwunden, so wird es durch die Gewalt der Wogen auf die Seite geworfen, verliert den Boden und verschwindet unter den Wellen. Glücklicherweise treibt die Strömung dem eben verlassenen Ufer zu, so daß das sehr lang gespannte Pferd rasch wieder festen Fuß fassen kann. Mit Müh und Noth gelingt es dem Bauer, seine beiden Pferde auszuspannen und an's Land zurück zu bringen; aber sein Karren bleibt im Wasser und bildet ein neues Hinderniß unseres Hinüberkommens. Das alles ist echt spanisch; denn mit den Brücken sieht's hier zu Lande schlecht aus. Der Manolls zeigt jedoch wenigstens die Trümmer einer ehemaligen Brücke.

Während unseres unfreiwilligen Aufenthaltes will ich einen Blick auf meine bisherige Reise thun. Dampf- und andere Rosse hatten ihr Möglichstes gethan, um mich vom Rhein her nach Lyon, von da die Rhone hinunter und dann weiter über Nimes und Narbonne nach Perpignan zu bringen. In dieser Hauptstadt des Roussillon war ich um die Mitte des April angelangt, und rollte nun auf dem Eilwagen als einziger Passagier durch die grüne Ebene frisch den Bergen zu, die sich bald in ein bedenkliches Grau zu hüllen anfingen. In ein paar Stunden hatten wir den Fuß der Pyrenäen erreicht, wo uns ein prasselnder Regen empfing, der uns bis über die französische Grenze begleitete. Die Vegetation beschränkt sich hier auf Buschwerk und Gebirgskräuter, zwischen denen nur hie und da ein einzelner Baum sichtbar wird. Die Felsen sind zwar nicht sehr hoch, aber äußerst steil, und die Straße kann sich nur in fortwährender Schlangenlinie hinaufwinden. Die hochgelegene, den Paß von Perthus vertheidigende Grenz-Veste Bellegarde, auf deren Wällen die dreifarbige französische Fahne flattert, präsentirt sich dem Reisenden bald rechts, bald links, bald hinter ihm, bald vor ihm, so daß man zuletzt fast daran verzweifeln möchte, die zauberhafte Burg auf diesem Wege jemals zu erreichen. Auf dem Gipfelpunkte der Straße liegen neben drei oder vier ärmlichen Häusern die Trümmer des alten Forts L'Ecluse. Dann geht es wieder bergab, bis nach dem etwa auf der halben Höhe des Abhanges gelegenen, blos aus einer einzigen Gasse bestehenden Dorfe Perthus. Hier muß der Paß zum Austritt aus

Frankreich vorgezeigt und visirt werden. Von dem Augenblic
an, wo man das Dorf verläßt, hat man zur Linken jensei
des Chausseegrabens den spanischen Boden. Die Straße sell
läuft noch ein paar hundert Schritt auf französischem Gebi
hin, bis an eine kleine, über einen Bach geschlagene und m
zwei Säulen gezierte Brücke, an deren einem Ende der letz
rothhosige Soldat steht. Noch drei Schritte weiter und wir sin
in Spanien. — Zu meiner Verwunderung sah ich auf der sp
nischen Grenze keinen Militairposten, sondern nur ein paar Zol
carabiniere, die uns unaufgehalten unseres Weges ziehen ließe
Binnen einer halben Stunde erreichten wir das im Schoo
eines romantischen Kessels eichbewaldeter Felsberge gelegene sp
nische Grenzdorf La Junquera. Hier sollte ich inne werden, d
ich in einem anderen Lande sei; denn ich fand in diesem Dor
Thore mit Schießscharten, Mauern mit Schießscharten, Häus
mit Schießscharten. Die Einwohner haben nämlich ihren D
während des Bürgerkrieges in eine Art Festung verwandelt,
welcher alle Aufforderungen und Ueberfallsversuche der Carlist
scheiterten. In der engen schmutzigen Hauptstraße hat jed
Haus seinen Balcon, über dessen Brüstung neugierige Gesicht
nach der einfahrenden Diligence herunter schauen. Diese muß
vor dem Zollgebäude halten, wo das Gepäck zur Durchsuchung
eine Art zwielichtiges Kellergewölbe geschafft wurde. Es schi
eigends für gewisse stillschweigende Handspedirungen gemacht
sein. Indeß der Raum war voll Menschen, unter denen s
einige höhere Zollbeamte bemerklich machten, daß ich nicht wag
etwas Lösegeld für meinen wohlgepackten Koffer zu bieten. Die
wurde geöffnet und es begann eine Untersuchung, wie ich
bis dahin noch nicht erlebt hatte. Nichts war unverdächt
nichts wurde geschont. In jeden Stiefel sah ein Zöllner hine
meine Reisekarte wurde auseinandergeschlagen, meine Bri
tasche bis in's Einzelnste durchforscht. Welche Verleumdu
sagte ich bei mir selbst, wenn man diese pflichteifrigen Le
der Lauigkeit im Dienste, oder gar der Bestechung beschuldi
Wie übel würde ich gefahren sein, wenn ich auf das Wort lei
fertiger Reisenden hin versucht hätte, diese musterhafte Gewiss
haftigkeit und Sorgfalt in der Amtsausübung durch ein p

elende Silbermünzen zu lähmen! — Auf dem spanischen Abhange der Pyrenäen und bis über La Junquera hinaus werden die Korkeichen, welche innerhalb des französischen Gebietes ziemlich selten sind, immer häufiger. Ein Einwohner des genannten Dorfes, der auf eine halbe Stunde zu mir in den Wagen stieg, gab mir einige Auskunft über den sehr beträchtlichen Korkhandel, der von dieser Gegend aus mit halb Europa betrieben wird. Die Korkeiche, versichert er, sei der beste Reichthum des Landes; sie bringe weit mehr ein, als Feldwirthschaft, Weinbau und Oelbaumzucht. Vielleicht würde der Mann anders gesprochen haben, wenn er ein Ackerbauer gewesen wäre, aber er war ein Korkhändler. Seiner Versicherung zufolge ist Köln die Stadt, welche mehr Pfropfen verbraucht, als irgend eine andere, namentlich mehr als Paris, dessen jährlichen Pfropfenverbrauch er doch auf vier- bis fünfhundert Millionen Stück anschlug. Der Boden, auf dem diese Korkeiche wächst, hat ganz die rothe Färbung des Roussillon. Ja, an vielen Stellen ist er wirklich ziegelfarbig, und unter den von den Anhöhen niederstürzenden Regenbächen habe ich mehrere vom schönsten Orangegelb bemerkt. Dazu kommt in der gegenwärtigen Blüthezeit eine Menge von Bäumen und Kräutern, zumal von Futterkräutern, deren Blumen den röthlichen Ton der Landschaft bis in's Phantastische steigern. — Nach zweistündiger Fahrt und nachdem wir die letzten Vorberge der Pyrenäen längst hinter uns hatten, kamen wir an die unglückselige Furth des Manolls. Erst nach anderthalbstündigem Harren gelang es uns, sie ohne Unfall zu passiren und die jenseitige Stadt zu erreichen.

Figueras*) ist enggebaut, schmutzig und unansehnlich. Es hat aber in seiner Nähe eine besondere Merkwürdigkeit. Auf

*) Ueber die Aussprache des Spanischen bemerken wir kürzlich Folgendes. Alle Doppelvocale lese man getrennt, z. B. aereo, aovar, deesa, oidor, l. a-ere-o, a-ovar, de-esa, o-idor; au, ei und ey, eu, ie, ua, ue, ui und uy, uo werden mit schnellem Ton in eine Sylbe verschmolzen, z. B. auto (Act, Urtheil), reina (Königin), rey (König), fieltro, Nicaragua, dueño, ruido, muy, arduo l. a͡-uto, re͡-ina, re͡-y fi͡-eltro, Nicaragu͡-a. du͡-enjo, ru͡-ido, mu͡-y, ardu͡-o. Unter den Con-

einer benachbarten Anhöhe befindet sich nämlich die berühm von Ferdinand VI. erbaute Citadelle des Castillo de San Fe nando, eine der größten und stärksten Festungen der Halbins und ganz Europa's. Sie ist ganz aus Werkstücken aufgefühı bildet ein regelmäßiges Fünfeck und enthält so geräumige C sernen und Magazine, daß sie bequem eine Besatzung vo 16,000 Mann fassen kann. — Der große, aber von elende Häusern umgebene Marktplatz der Stadt war bei unserer A kunft gedrängt voll Menschen, die nach dem Aufhören des Regen ihren Sonntagsspaziergang machten. Die vielen rothen Mütze gaben dem Platz die größte Aehnlichkeit mit einem Erdbeerfel Auf dem Zollamt fand ich Gelegenheit, meine Menschenkenntni zu bereichern. In dem Augenblicke, wo man mir den Schlüss meines Koffers abforderte, zog ich den Geldbeutel, um de Schaffner eine für mich ausgelegte Kleinigkeit zu erstatten. Die Bewegung verfehlte nicht ihren Eindruck auf den Zöllner, d dieselbe anfangs mißverstand. Was enthält ihr Koffer? fragt er mich. Nichts als Reisegeräthschaften, war meine Antwor

---

sonanten hat b einen Anhauch des w z. B. acabar; c l. k vor a, ua, ui, uo (mit hörbarem u) z. B. cuando (wann); ce und ci wie i Deutschen, aber weich und lispelnd z. B. civil; ch l. tsch z. B. noche g vor a, o, u, wie unser g in Gabe z. B. gola (Schlund); g vor und i l. hch mit tiefem Kehllaut z. B. gente, giro l. hchente, hchirc in den Sylben gue und gui ist das u stumm und ohne Kehllaut z. B. guerra (franz. guerre); gn l. getrennt z. B. digno l. dig-no. h ist sanft Hauch, stärker vor ue, wo es oft wie ein leises g klingt z. B. huert (Garten); j hat den Kehllaut hch vor a, o, u und ist neuerlich meister für x eingetreten z. B. jabali, Alejandro, Don Quijote l. hchabal Alehchandro, Don Quihchote; ll wie im franz. fille z. B. brillar briljar; ñ l. nj wie im franz. digne z. B. Señor l. Senjor; q komm nur noch vor ue und ui vor, wo das u stumm ist z. B. quedar, quimera r mit leisem Hauch z. B. sentir, rr mit starkem Hauch z. B. carro; s l. wie im franz. son, salut z. B. santo, nach n und r stärker z. B. cansa farsa (die Farce); v l. w z. B. vil; x bildete früher in vielen Wörter den Kehllaut hch, wofür man jetzt j schreibt z. B. Mejico, Tejas, so da x jetzt cs lautet z. B. examen. nur am Ende einiger Wörter hat x eine halben Kehllaut z. B. box l. bohch mit fast verschwindendem s; y a Consonant l. ij schnell weg z. B. rayo l. raijo; z mit summendem stark Hauch des ss z. B. Zefiro, Zaragoza l. Ssaragossa. — Der Ton lie im Spanischen gewöhnlich auf der zweiten Sylbe.

Kleider, Wäsche und ein paar Bücher. Nun, da ist es nicht nöthig, ihn zu untersuchen, sagte er, indem er mir die Schlüssel zurückgab. Er geberdete sich dabei keineswegs wie ein Mensch, der auf Trinkgeld wartet, sondern begab sich vielmehr gleich nach einem anderen Theile des Gemaches, wo ich nicht ohne verschiedene künstliche Manöver meine Hand der seinigen nahe bringen konnte, um eine Peseta*) hinein gleiten zu lassen. O Tugend der spanischen Carabiniere! — In dem Gasthofe, der an das Zollhaus stößt, ließ ich mir ein Zimmer geben. Ein hübsches, frisches Mädchen brachte mir Wasser und rief mich bald darauf zum Abendtisch, an welchem ich mich einem jungen Elsasser gegenüber fand. Nachdem wir der Küche unseres Wirthes alle verdiente Ehre angethan, ging ich mit meinem Tafelgenossen in das benachbarte Kaffeehaus, wo ich zwar nur ländlich gekleidete Gäste, aber doch eine gewisse Eleganz der Einrichtung antraf, die mich Wunder nahm; so Tischplatten von feinem weißen Marmor, vergoldete Tassen und versilberte Feuerbecken zum Anzünden der Cigarren. Als Kopfbedeckung der Frauen sieht man hier durchweg ein zum Dreieck zusammengelegtes Seidentuch, das unter dem Kinn locker zugeknüpft wird und dessen doppelter Zipfel über den Nacken hinabhängt. Der weitere Anzug besteht aus einem knapp anliegenden Jäckchen, dessen enge Aermel nur bis zum Ellenbogen herabreichen. Die Sonntagsjacke meiner kleinen Aufwärterin war von schwerem grünen Seidenstoff. Unter dem Mieder wird ein faltenreicher Rock von dunkeler Farbe getragen. Die Hände und Füße der Schönen übergehen wir mit Stillschweigen, aber der Schnitt und Ausdruck ihres Gesichtes ist voll Reiz und Anmuth.

Um halb drei Uhr morgens wurde ich in Figueras aus dem breiten Familienbette geholt. Wiederum stieg ich als der einzige Reisende in die spanische Eilpost. Statt des breitschulterigen französischen Conducteurs hatte ich jetzt einen Mayoral (Schaffner), einen windigen Kerl, der von der Behandlung der

*) Eine Peseta hat den Werth von 8 Sgr. Der Peso duro, Piaster oder spanische Thaler beträgt 1 Thlr. 3 Sgr. 9 Pf. Man hat Halbe-, Viertel- und Achtel-Piaster. Auf einen Piaster gehen 20 Realen, so daß ein Real also 2 Sgr. 2 Pf. ausmacht.

Pferde so viel verstand, wie ein Schiffsknecht vom Kuhmelke
Der Postillon war ein schnurrbärtiger Bursche mit seltsam bunt
Jacke, der seinen Platz unter den Schwänzen der Deichselpfer
einnahm und uns, die Papiercigarre im Munde, unter schre
lichen Flüchen und ungeheuren Peitschenhieben durch die dunkel
den Gassen der Stadt hindurchrasselte. Es war mir anfan
unerklärlich, wie der Kutscher von seinem niedrigen Sitze a
seine sechs paarweise angespannten Pferde beherrschen konn
Erst nach und nach begriff ich, daß dem spanischen Fuhrma
Peitsche und Zügel fast völlig entbehrlich werden durch d
Wort, welches er von Zeit zu Zeit mit einem gut gezielt
Steinwurf unterstützt, und er hat zu dem Ende wo möglich imm
einen Vorrath von Flußkieseln neben sich auf dem Bocke liege
— Die Straße diesseits Figueras läuft mehrere Stunden la
durch die fette Ebene, die den Namen el Ampurdán führt u
in welcher der Weinstock, der Oel- und Mandelbaum eben
vortrefflich gedeihen, als Getreide, Hülsenfrüchte und Futte
kräuter. Die erste Brücke in Catalonien, welches bekanntlich d
bei weitem cultivirteste Theil Spaniens ist, bemerkte ich in d
Nähe von Gerona, nämlich einen seltsamen alten Bau, der üb
den Ter geworfen ist. In Gerona selbst, einer Provinzi
hauptstadt, fällt die Straße auf eine beträchtliche Strecke m
dem Bette des genannten Flusses zusammen, dessen Anschwell
jedesmal die Verbindung zwischen der Stadt und Vorstadt ei
Zeit lang aufhebt.

Gerona liegt auf dem Südufer des Ter am Fuß ein
steilen, durch zwei Forts vertheidigten Hügels und gilt für ei
Festung; aber die Befestigungen bieten mit ihren verfallen
Wällen und zerbröckelten Mauern einen traurigen Anblick d
Aus dem Figuerasthor schauen mehrere rostige Kanonen n
Frankreich hinüber. Ihr metallener Mund war einst der Sprec
eines glühenden Patriotismus. Länger als sieben Monate, näml
vom Mai bis zum 10. Dec. 1809, leistete das elende Gerona d
tapfersten Widerstand gegen die belagernden Franzosen. Sec
zehntausend derselben waren unter den Mauern begraben, e
die Stadt endlich nicht der Feindesgewalt, sondern dem Hun
und der Seuche unterlag. Der Commandant, General Maria

Alvarez (eß), wurde nach der Uebergabe auf Befehl des großen Kaisers Napoleon todtkrank nach der Citadelle von Figueras gebracht, in deren Casematten man ihn hülflos sterben ließ. Auch schon früher hat Gerona seine Zinnen mit Lorbeern geschmückt, und es hat während der letzten anderthalb Jahrhunderte im Ganzen nicht weniger als acht langwierige Belagerungen erlitten. Zu den berühmtesten gehört die im Jahre 1653 durch den französischen Marschall Hoquisicourt, welcher Gerona 62 Tage berannte, dann aber plötzlich abzog, weil sein Heer von einem entsetzlichen Mückenschwarm überfallen wurde, was die Gerondenser der Wirkung ihres Schutzheiligen zuschrieben. — Der Umfang Gerona's zeugt von der ehemaligen Blüthe und Volkszahl, die heute nicht einmal so viel beträgt, als die von Jena. Ich bestellte mir hier ein Frühstück. Es wurde mir von einer struppigen schmutzigen Aufwärterin aufgetischt und war der Art, daß alle meine Eßlust schon durch ein paar geröstete Mandeln und ein Glas schwarzen Landweins gestillt war. Dafür zahlte ich neun Realen, d. i. nach unserem Gelde fast ein Gulden. Besser gefiel mir auf der Fortsetzung der Reise das Mittagsessen in dem durch eine hochgethürmte gothische Kirche sich markirenden Städtchen Torbera. Speisezimmer, Geschirr und Tischzeug waren von dörflicher Einfachheit, aber ziemlich sauber gehalten, und das Mahl selbst würde mancher französischen Wirthstafel alle Ehre gemacht haben. Die Suppe und alle übrigen Schüsseln machten die Runde bei den Gästen, so daß Jeder sich selbst bedienen mußte.

Einige Meilen diesseits Gerona fanden wir in einem stundenlangen, aber ziemlich dünnen Gehölze da, wo der Eilwagen im vorigen Monate zuletzt ausgeplündert wurde, einen etwa zwölf Mann starken Gensd'armerieposten, Kerle mit wahren Galgengesichtern, den Dreimaster mit aufgekrümmten Zinken verwegen auf das Ohr gesetzt und nachlässig auf ihre langen Musketen sich lehnend. Ich hätte darauf wetten wollen, daß die Hälfte dieser braven Leute noch vor sechs Monaten Brüderschaft mit den Buschkleppern getrunken hat, gegen welche sie jetzt zu Felde liegen. Das erwähnte Gehölz bestand theils aus Korkeichen, theils aus einer bei uns unbekannten Fichtenart (Pinien) von stolzem

Wuchse und luftigem, gewelltem Wipfel. Einen Wald möch
ich es wegen der dünn gepflanzten Bäume, zwischen denen n
stellenweise einiges Buschwerk wächst, nicht nennen. — B
Tordera mußten wir den gleichnamigen Fluß durchwaten, bre
wie der Main und von sehr böser Miene. Wir kamen ind
glücklich hinüber. Der Regen war seit frühem Morgen strö
lings gefallen, und die Wege fingen an grundlos zu werde
Nichtsdestoweniger ging es in beständigem Trabe und zuweil
im vollen Galopp der Gäule sehr rasch vorwärts. Gleich hint
Tordera wendet sich die Straße links ab dem Meere zu. A
der Höhe eines Hügels sahen wir das mittelländische Meer
voller Majestät vor uns liegen, unermeßlich, schwarz und a
äußersten Horizonte mit dem dunkelen Himmel verschwimmen
In dieser Gegend sah ich auch zum ersten Male die Rebe nich
wie der lateinische Dichter Horaz sagt, mit der Ulme, sonde
mit dem Mandelbaume vermählt. In diesem Bilde liegt vi
Wahrheit. Die geschmeidige Ranke umflammert den Baum
fest, als wolle sie ihn nur mit dem Leben lassen. Und der Bau
hat dieser Umarmung seine stolzesten Zweige und seinen schönst
Blätterschmuck aufopfern müssen; beschnitten und gezähmte
Sinnes steht er da, wie der Ehemann, den die Bande sein
Standes halb drücken, halb beglücken, da die Rebe ihrem Gatt
duftige Blüthen und süße Früchte als Brautschatz zubringt. Au
die Aloe und der Cactus fangen an sich zu zeigen. Je näh
man dem Süden kommt, desto kräftiger scheint der Wuchs dies
Pflanzen zu werden. An dem Rande der Felder und Gärt
bilden sie eine undurchdringliche Umzäunung. Einer der schönst
Punkte der baumreichen, trefflich cultivirten und mit Landhäuser
besäeten Küste ist die Stadt Calella (lja). Sie thront a
hohen Felsen dicht am Meer und bietet einen malerischen Bli
auf die Gebirge des Innern, zwischen deren waldbedeckten Kupp
der hohe Felsenwall des Monseni und einzelne Schneegipfel d
Pyrenäen hervorleuchten. — Von Calella zieht sich die Stra
fortwährend am Seeufer entlang, zuweilen in der schmal
Ebene, die zwischen Bergen und dem Meere liegt, oft über d
steilen Uferfelder hinweg, hie und da auch durch den Meeressa
Der Weg ist über alle Begriffe schlecht. Daß wir nicht zehn M

umgeworfen und zehn Achsen und Räder zerbrochen haben, kann ich mir nur durch ein Wunder erklären. Oft wurde der Wagen in ellentiefen Löchern halbe Stunden lang mit Gewalt hin und her geworfen. Dabei geht diese Straße oft über hundert Fuß tiefe Felsabhänge hinweg, und ihre schärfsten Zickzackwendungen werden fast im vollen Jagen durchfahren, so daß bei dem starken Schwanken der schwerbeladene Wagenhimmel zuweilen buchstäblich über der Brandung des Meeres hing. Die zahlreichen, zum Theil großen Ortschaften am Gestade sind fast ausschließlich von Schiffern und Fischern bevölkert. Die Boote der letzteren müssen, da es die ganze Küste entlang, außer vielleicht in Mataro, keinen Hafen giebt, auf den Strand gezogen werden, wo sie in langen Reihen aufgepflanzt stehen. Diese Städte und Flecken, namentlich San Pol, Canet, Santa Maria und Arenys del Mar, haben zum Theil, abgesehen von ihrem erbärmlichen Straßenpflaster, einen ganz wohlhabenden Anstrich und die Schiffsleute, welche sich hier mit süßem Nichtsthun beschäftigen, während ihre Schiffe im Hafen von Barcelona müßig vor Anker liegen, tragen eine eigenthümlich tapfere Miene zur Schau, zu der ihre weiten Sammethosen mit rothen Gürteln und die zottigen Capuzenröcke, die sie nachlässig über die Schultern werfen, recht gut stimmen. M a t a r o, eine bedeutende Fabrikstadt von 25,000 Einwohnern, war mir nur dadurch merkwürdig, daß ich hier die erste Palme sah. Orangen- und Citronengärten, deren Früchte sich gerade jetzt der Reife nähern, werden hier schon sehr zahlreich.

Der Bergkegel des Montjuy zeigte sich schon längere Zeit sehr deutlich, da er mehr als ein anderes Vorgebirge dieser Küste in's Meer vorspringt, und wir waren jetzt nur noch eine halbe Meile von den Thürmen Barcelona's entfernt, als auf einmal die Schreckensnachricht an unser Ohr schlug: der Besos ist so stark angeschwollen, daß an ein Hinüberkommen für heute nicht zu denken ist. Es fing bereits an, dunkel zu werden, und das Wagniß der Ueberfahrt wurde dadurch noch gefährlicher. Daher blieb uns nichts übrig, als nach einem einzelnen nahe gelegenen Wirthshause zurückzufahren, und in dieses Geschick fügten sich selbst die uns begleitenden spanischen Damen mit dem

größten Gleichmuth; man hörte kein Wort der üblen Laune
der Klage über die Aussicht, die Nacht, statt in der Mitte
wartenden Familie, in einer elenden Fuhrmannsherberge zu
bringen. Wir wurden daselbst freundlich empfangen und in
Ehrengemach des Hauses, die große Küche, geführt, wo das Fe
prasselte und die Pfannen schmorten, als ob man uns län
erwartet hätte. Ein sauber gehaltener Gasttisch, der die
Wand der Küche einnahm, und blankes Kupfergeschirr auf
Simsen milderten das ungünstige Vorurtheil, mit dem ich
Haus betreten hatte. In dem ungeheuren Kamine neben d
ausgebrannten Feuer saß schlafend mit untergeschlagenen Arn
ein kleines hübsches Mädchen, das sich durch den Lärm der
kommenden Gäste und durch das geschäftige Treiben am He
eben so wenig stören ließ, als ihre etwas ältere Schwester,
auf einer hölzernen Bank halb sitzend und halb liegend glei
falls süß, wie auf einer weichen Matratze, eingeschlafen w
Es wurde mir zu warm in der Küche, und ich ging hinaus
die geräumige Hausflur. Hier lagen in einem Winkel auf
schem Stroh fünf oder sechs Maulthiertreiber (Arrieros) u
Fuhrleute. An einem großen Tische saß ein ehrwürdiger Gr
bart und ihm gegenüber ein französischer Ausreißer, ein S
geant, der, nach seiner noch sehr neuen Uniform zu urtheil
erst ganz kürzlich über die Grenze gekommen sein mußte.
zwischen waren noch mehrere Mitglieder der Reisegesellsch
herausgetreten, um an der offenen Hausthür Luft zu schöpf
Ich gesellte mich zu einer Dame aus Barcelona, deren Bl
in den stillen wunderschönen Abend hinausschwärmten, und
Spanierin hub zu meiner Verwunderung ein deutsch-empfi
sames Gespräch an über den blauen Nachthimmel, den hier
silbernen, sondern goldenen Mond und über die freundlich
kenden Sternlein. Mich brachte dies völlig außer Fassung,
ich war froh, als eine prosaische Küchenmagd erschien, die
ankündigte, daß das Essen bereit sei. Wir setzten uns zu Ti
Die erste Schüssel bestand in weichgesottenen Eiern. Indem
mich anschickte, das meinige zu verzehren, bemerkte ich, daß
als ganzes Tischzeug nichts zugetheilt war, als eine höl
Gabel; denn die drei oder vier Messer des Hauses waren

andere Hände gefallen. Indeß behalf sich Jeder, so gut er konnte, ohne die mindeste Bemerkung, da der Spanier an dergleichen gewöhnt ist. Ein saftiges Stück gebratenes Rindfleisch, ein Hühnchen mit Salat, und zum Nachtisch geröstete Nüsse und Mandeln vervollständigten unser Mahl, das unter lebhaftem Geschwätz und in der besten Laune von der Welt eingenommen wurde. Alles dies söhnte mich wieder vollständig aus mit den spanischen Herbergen und ihrer Küche. Die erbärmliche Kneipe in Gerona macht ohne Zweifel eine Ausnahme, und wird überdies, wenn ich nicht irre, von einer Französin gehalten. — Nach aufgehobener Tafel zündeten wir bei einem neuen Glase Wein die Cigarren an, und das Gespräch wandte sich auf die Räuberbanden, die Catalonien noch immer beunruhigen, obgleich sie mit Rücksicht auf die bevorstehende Badereise der Königin nach Barcelona seit einiger Zeit mit ungewöhnlichem Eifer verfolgt werden. Der Generalcapitain ist noch vor vierzehn Tagen in eigener Person gegen die Trabucayres im catalonischen Oberlande ausgerückt, und auf der Grenze sollte von spanischen und französischen Truppen ein gemeinschaftliches Treibjagen auf dieses Gesindel angestellt werden, das oft auf französischem Gebiet Zuflucht sucht und findet. In Gerona wurde erst kürzlich ein eingefangener Räuber nach Standrecht erschossen. — Es war eilf Uhr, als wir zum Schlafengehen aufbrachen. Man wies mir ein sogenanntes Zimmer an, in welchem ich außer dem für mich bereiteten Nachtlager durchaus nichts weiter fand, als vier Lehmwände und einen hölzernen Laden, der die Stelle des Fensters vertrat. Auf ausdrückliches Verlangen wurde mir indeß ein Stuhl verabfolgt, um meine Kleider darauf zu legen. Mein Bett bestand aus einer kaum Fuß hohen Pritsche, einem Strohsacke, einer wollenen Decke und ein paar weißen Linnentüchern. Da seit halb drei Uhr Morgens die furchtbaren Stöße des Wagens jeden Versuch, die Augen zu schließen, vereitelt hatten, so schlief ich auf der Stelle ein und ruhte die ganze Nacht hindurch wie ein Seliger.

Es mochte sechs Uhr sein, als ich durch den Lärm des Hauses geweckt wurde. Ein freundlicher Sonnenstrahl fiel durch das kleine viereckige Loch, welches das Fenster meines hölzernen

Fensters bildete, und bei seinem Lichte kleidete ich mich an. N
dem ich nach dem Beispiel sämmtlicher Reisegefährten H
und Gesicht auf dem Hausflur gebadet, wurde mir eine T
vortrefflicher Chocolade mit gerösteten Brotschnitten gereicht,
dann traten wir die Expedition nach dem Besos zum zw
Male an. Am Ufer des Flusses fanden wir bereits funfzig
sechszig Fuhrwerke aller Art versammelt, von denen sich eben
ersten in den Fluß gewagt hatten. Die leichten Marktw
konnten ohne große Schwierigkeit hinüber; einige schwerere
fährten dagegen blieben nach den ersten Schritten in dem
gewühlten Triebsande stecken. Nachdem wir den Andern
Weile zugesehen, setzte sich auch unser Eilwagen in Bewegu
Da die gewöhnliche Furth noch immer für durchaus unweg
galt, so mußten wir eine Strecke unter den Weiden und P
peln am Ufer hinfahren, das außerhalb der Furth steil abf
An der ausgewählten Stelle angekommen, scheuten die Pf
vor dem bedenklichen Sprung vom Lande in das Wasser
versagten ungeachtet der angewandten Peitschenstiele hartnä
den Dienst. „Nehmt euch in Acht," warnte ein Landmann
der Nachbarschaft, „an dieser Stelle ist ein sehr gefährli
Loch!" Die Pferde wurden indessen doch zuletzt in den F
hinuntergepeinigt, der Eilwagen folgte im schweren Sturz,
daß die Achsen krachten und das Wasser zu den Wagenfens
stark hineinplatschte; der Sprung war gelungen, und ich glau
uns aus aller Noth. Diese sollte aber erst jetzt beginnen. D
Wagen war so tief in den Sand hineingefallen, daß die Pf
ihn mit der größten Anstrengung nur zollweise vom F
brachten. Kutscher und Schaffner sprangen in's Wasser, zer
die Pferde bald rechts, bald links, um durch eine Art
Laviren vorwärts zu kommen; aber es wurde dadurch n
etwas Anderes erreicht, als daß der Wagen bei jeder gew
samen Bewegung in augenscheinliche Gefahr gerieth umzustü
Während dem war die Zahl der Fuhrwerke auf beiden U
zu Hunderten angewachsen, und der Fluß selbst wimmelte
Menschen, Pferden und Maulthieren. Mehrere andere Wa
befanden sich in einer eben so schlimmen oder noch schlimm
Lage als wir. Rechts und links wildes Fluchen und Schr

knallende Peitschenhiebe und das Getöse des von den Füßen der Pferde gewaltsam zerarbeiteten Wassers. Mehrere Thiere und Menschen wurden von der Strömung fortgerissen, andere verschwanden ausgleitend unter den Fluthen. Die Noth und Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht. Ich sah die Thränen meiner Reisegefährtin, die sich fest an ihren Mann angeklammert hielt, reichlich fließen, und fing endlich an, der Sache überdrüssig zu werden. Ich rief einen rüstigen Bauerburschen heran und wurde mit ihm Handels einig, daß er mich rittlings über den Fluß tragen solle. Wohlbehalten, wenn gleich mit durchnäßten Füßen, kam ich auf dem jenseitigen Ufer an. Mehrere meiner Mitreisenden folgten diesem Beispiele, und die so erleichterte Diligence konnte sich jetzt aus dem Sande herauswinden, in welchem sie fast zwei Stunden gesteckt hatte. Solche Dinge ereigneten sich vor den Thoren der zweiten Stadt des Landes, an den Thoren des reichen Barcelona, das kein Geld anwendet, um die Wegsamkeit der wichtigen Straße nach Frankreich durch eine Brücke über den Besos zu sichern! — Nachdem unsere Pferde einen Augenblick verschnauft hatten, setzten wir uns wieder in Bewegung; mein Barceloneser Nachbar vertheilte Cigarren an das ganze Personal des Wagens, und nach einer Stunde rollten wir in die Hauptstadt des Catalanenlandes ein.

Man ist in Deutschland sehr geneigt, Spanien als ein verwildertes Land zu betrachten und seine Bewohner als von sinnlicher Gluth erfüllte, von eitlem Stolz aufgeblasene Menschen zu schildern, die nichts zu thun haben, als Revolutionen anzuzetteln und sich gegenseitig todtzuschlagen. Da denkt man wohl, daß Handel und Gewerbthätigkeit gänzlich darnieder liege, daß von Künsten und Wissenschaften gar nicht die Rede sein könne und daß überhaupt Alles sich in einem Zustande der Gesetzlosigkeit und Verwirrung befinde. Dergleichen Vorurtheile verschwinden vor dem Anblick von Barcelona wie Nebelstreifen vor der Sonne. Ich war nicht wenig überrascht, als ich in dieser Stadt überall reich ausgestattete Bazars und Waarenlager, glänzende Kaffeehäuser, elegante Hotels sah; als ich die

hohen mit Balconen verzierten Häuser betrachtete und di
behauenen Steinen zierlich gepflasterten Straßen, in dene
lebhaftes Volksgewühl alle Zeichen eines ausgebreiteten !
handels an sich trug; als ich allenthalben Fabriken mit D
maschinen, Gasbeleuchtung, kurz, alles Mögliche, was die
geschrittene Bildung unserer Zeit hervorbringen kann, gew
und dies Alles in einer Stadt, die unlängst der Schauplatz
tiger Kämpfe gewesen war. Die schöne Plaza del Palacio
Palast=Platz) ist von zum Theil sehr modernen Gebäuden
ringt, deren jedes ein fürstliches Schloß sein könnte. Die p
tige Rambla, die Hauptstraße, erinnert an die Boulevards
Paris. Sie ist nämlich eine sehr breite, fast schnurgerade,
eine Viertelstunde lange Straße, welche beinahe von einem
der Stadt zum andern geht; in der Mitte prangt eine b
Allee von jetzt eben in voller Blüthe stehenden Akazien, und
beiden Seiten ist sie mit einer Reihe ansehnlicher Häuser
gefaßt. Alle Häuser in Barcelona haben platte Dächer (Azot
und, je nach der Zahl der Stockwerke, drei bis vier Reihen i
einander liegender Balcone. Kaum hatte ich ein Zimmer in
Hotel de l'Orient bezogen, als mich eine volltönige Mili
musik auf den Balcon rief. Ein Regiment Infanterie zog
Rambla hinab zur Parade. Es waren gut uniformirte,
bewaffnete und gut eingeübte Truppen von eben so stattl
Haltung, als die besten französischen Truppen. Das hier lieg
Kürassierregiment hat kräftige feurige Pferde, zu deren H
habung tüchtige Reiter erforderlich sind. Die aus Maulthi
bestehende Bespannung der Artillerie ist vortrefflich. Die Mili
musik hat das Eigene, daß darin die Clarinetten fast ebe
zahlreich sind, als die Blechinstrumente. Die hiesigen Offi
machen durch Miene, Wuchs, würdevolle Haltung und sorg
tigen Anzug einen durchaus günstigen Eindruck, so daß sie
abgesehen von dem militairischen Geist und Wissen, den g
zendsten Officiercorps anderer Länder kühn zur Seite st
können.

Zur Ueberschauung der Stadt und ihrer Umgebunge
kein Punkt geeigneter als der Berg des Forts oder viel
der Festung Montjuy (spr. hchuy), von den Römern mons J

genannt. Da hinauf windet sich eine bequeme, in vielen Zickzacks sanft ansteigende Straße. Oben eröffnet sich ein herrliches Rundgemälde. Die ganze volkreiche Stadt mit ihrer starkbefestigten Citadelle, der Hafen mit seinen zahllosen Schiffen, Barceloneta *) mit seinen Wandelgängen liegen tief unter den Füßen des Beschauers, und wohin sich das Auge wendet, erblickt es nichts, als grüne, von Getreidefeldern und Fruchtbaumpflanzungen erfüllte Niederungen und Rebenhügel, zwischen denen eine Menge wohlhabender Ortschaften, zerstreuter Fabriken, auf deren hohen Essen die Rauchwimpel der Civilisation flattern, und Landsitze hervorblicken, die von Parkanlagen und Blumengärten umringt sind. Selbst die dürren und steilen Abhänge des Castellberges sind terrassirt und mit Weingeländen umkleidet, welche theilweis von Hecken der großen Aloe (Agave americana) und der indianischen Feige (Cactus Opuntia) umschlossen werden. Lange betrachtete ich diese von einem heißen wolkenlosen Himmel überspannte Gegend, die auf der einen Seite von einem Halbkreis duftig blauer Berge, auf der andern von dem glänzenden Spiegel des Meeres umsäumt wird, dessen Wellen träge an den blendendweißen Küsten hinaufrollten. — Die Werke des Montjuy haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis. Nach der Landseite hin hat die Veste drei oder, wenn man die Plattform mitzählt, vier Vertheidigungslinien; nach der Seeseite zu, wo der Felsabhang jäh hinunterstürzt, ist ein einziger Mauerwall mehr als hinreichend. Nächst der Stadt beherrscht der Montjuy den Hafen so unbedingt, daß ohne seine Erlaubniß kein Fischerboot ein- und auslaufen kann und daß er jede feindliche Absperrung von der Seeseite her unmöglich macht. Die Veste kann nur durch Aushungern oder Abfall der Besatzung zum Fall gebracht werden. Gegen Wassermangel ist durch eine reichgefüllte Cisterne gesorgt. Diese wird lediglich durch Regenwasser gespeist, das sich Jahre lang in unverdorbenem Zustand erhält. Ungeachtet der Unein-

*) Barceloneta ist eine als Hafenort dienende Vorstadt, etwa nur einen Büchsenschuß von den Stadtwällen entfernt, zwischen dem Seethor und dem Leuchtthurm dicht an dem ungemein langen Hafendamm gelegen, viereckig und ganz regelmäßig gebaut, mit 24 Gassen, zwei schönen Plätzen, einer Pfarrkirche und einer Promenade.

nehmbarkeit des Platzes, wußte sich der französische General Duhesme desselben dennoch am 16. Februar 1809 durch List zu bemächtigen. Er kam nämlich als Verbündeter Spaniens und als er mit seinem Armeecorps in der Stadt angelangt war, ließ er öffentlich verkündigen, daß er nur übernachten und gleich am folgenden Morgen nach Valencia weiter marschiren wolle. Bei Tagesanbruch stellen sich die Franzosen auch wirklich marschfertig vor dem Montjuy auf. Der befreundete General will sich vor seinem Abmarsch noch bei den Barcelonesen für das gute Nachtquartier bedanken und veranstaltet zu dem Ende eine glänzende Parade, wobei die Musik die neuesten französischen Arien spielt Alles strömt neugierig herbei, und selbst die Garnison des Montjuy ist ausgerückt, um der Feierlichkeit beizuwohnen und den französischen Cameraden ihre Achtung zu beweisen. Auf einmal fäll ein Schuß, noch einer, und die Festung ist genommen. Währen nämlich die spanische Garnison der Parade beiwohnte und di Aufmerksamkeit der ganzen Stadt durch die Schwenkungen un Trompetentuschen der verbündeten Truppen in Anspruch genommen wurde, hatten zwei Compagnien Italiener, die zum Corp Duhesme's gehörten, sich auf die Festung geschlichen und ei dieselbe beherrschendes Außenwerk besetzt, worauf dann die Ueber gabe Montjuy's erfolgen mußte.

Wenn man zum ersten Mal die Befestigungen übersieht, vo denen Barcelona umringt ist, so begreift man nicht, wie den Ein wohnern jemals der Gedanke des Aufruhrs hat beikommen könne Oben auf dem Berg das uneinnehmbare Montjuy, am Fuß desselben das Fort Atarazanes, welches die Rambla, den wichtigste Kai und den größten Platz beherrscht, jenseits des Hafens d Citadelle, welche die Hafenvorstadt Barceloneta, das volkreichs Viertel von Barcelona selbst und die Straße nach Frankrei unter ihren Kanonen hat, am entgegengesetzten Ende der Sta die Forts Pio und Canaletas: das sind die fünf großen Punkt zwischen denen Barcelona eingekeilt ist und deren Zwischenräum noch durch mehrere kleinere Werke ausgefüllt werden. Ler man aber die Stadt selbst näher kennen, so sieht man bald ei warum die Barceloneser sich durch all dies drohende Rüstze nicht abschrecken ließen, um wiederholt die Waffen gegen ei

ihnen mißfällige Regierung zu ergreifen. Jede Straße von Barcelona ist eine natürliche Festung, jedes Haus eine Burg. In diesen engen Gassen, zwischen diesen thurmhohen Häusern würde ein ganzes Heer zu Grunde gehen, ehe es sich im Kampf auch nur des kleinsten Theiles der Stadt bemächtigt hätte. Der Belagerer kann Barcelona zerstören, aber nimmermehr mit den Waffen in der Hand einnehmen, so lange die jetzt aus 180,000 Köpfen bestehende Bevölkerung mit ihren 30,000 rüstigen Fabrikarbeitern sich mit Preisgebung von Hab und Gut bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen will. Man hat allerlei Maßregeln getroffen, um die Erneuerung von Unruhen zu erschweren. Dazu gehört die Oeffnung einer neuen Straße, welche auf den Constitutionsplatz mündet, der früher immer das Hauptquartier der Empörung bildete, weil ihm von keiner Seite mit Mannschaft beizukommen war. Jetzt kann Geschütz und Reiterei dahin gelangen. Der an diesem Platz gelegene Palast der Provinzialdeputation hat gegenwärtig ein seltsames Aeußere. Sein Haupteingang ist durch eine halbkreisförmige und mit vielen Schießscharten ausgestattete, weit vorspringende Mauer gesperrt. Im Innern des Palastes sind gleichfalls förmliche Festungswerke aufgeführt, in denen eine Wache liegt, die man eine Besatzung nennen könnte. Aehnliche Anstalten hat man auf verschiedenen Punkten der Stadt getroffen. In dem erwähnten Palast befindet sich übrigens das unschätzbare, wohlgeordnete Archiv der Krone von Aragonien, deren von der gelehrten Welt noch nicht benutzte Urkunden bis in die frühesten Zeiten der Grafschaft Barcelona hinaufreichen.

Eine sehr wirksame Mitursache der heftigen Volksbewegungen, durch welche Barcelona wiederholt erschüttert wurde, war ohne Zweifel das allgemeine, von der Regierung nicht befriedigte Verlangen nach Erweiterung der Stadtmauern, um mehr Raum für die wachsende Bevölkerung zu gewinnen. Die hohen Häuser sind bis an die Dächer vollgepfropft von Menschen, die Miethpreise stehen übertrieben hoch, für neue gewerbliche Anlagen ist es unmöglich, Platz zu gewinnen, und der lebenskräftige Verkehr droht in den schmalen Gassen der Stadt fast zu ersticken. Nur auf den allerbesuchtesten Messen und Märkten kann man

bei uns ein Verkehrstreiben sehen dem ähnlich, welches sich hier tagtäglich durch die dem Handel gewidmeten Gassen bewegt. Dabei fließen die Häuser über von rüstig schaffender industrieller Thätigkeit. Alle Enden der Stadt hallen tausendtönig wieder von den Schlägen der Eisenhämmer, von dem Schwirren der Webstühle und dem Rasseln der Maschinen. Es giebt hier unter Anderm 900 Webstühle, die nichts als seidene Strümpfe weben, 2700, auf denen Bänder und Posamentirarbeiten verfertigt werden, 524, welche Sammet und seidene Stoffe liefern; über 12,000 Frauen und Mädchen beschäftigen sich ausschließlich mit der Spitzenweberei und eine Unmasse anderer Personen beiderlei Geschlechts mit dem Schuhmacherhandwerk. Das catalonische Leder ist ausgezeichnet gut, und da die Catalonier sehr feine und saubere Arbeit liefern, so sind die catalonischen Schuhe überall sehr gesucht und machen einen Hauptzweig des Handels von Barcelona aus. Man führt jährlich gegen 700,000 Paar Schuhe theils nach den übrigen Provinzen Spaniens, theils nach Frankreich aus. Unter den Arbeitern und ansäßigen Bürgern befinden sich viele Ausländer, namentlich Franzosen; auch Deutsche leben hier in nicht unbeträchtlicher Anzahl, vorzügliche deutsche Handwerker, die sehr geschätzt und den einheimischen Arbeitern vorgezogen werden, so daß sie sogar einen bessern Lohn erhalten als die Spanier. Der wöchentliche Verdienst eines guten Handwerkers steigt oft bis auf zehn Piaster und in manchen Fällen noch viel höher. In den Fabriken beträgt der gewöhnliche Wochenlohn vier bis fünf Piaster. Bei alle dem sollen die meisten Fabrikanten jährlich dreißig bis vierzig Procent aus ihrem Capitale ziehen. Daher die allgemeine Wohlhabenheit und der Luxus.

Barcelona hat im Ganzen 84 Kirchen, doch verdienen nur die Kathedrale und die Kirche Santa Maria del Mar Erwähnung. Beide sind gothisch, ihre Thürme jedoch unvollendet. Die Kathedrale ist in Vergleich mit anderen Domen Spaniens ziemlich klein und ihr Inneres macht den Eindruck der dunkelen Alterthümlichkeit. Man sieht eine Menge von Altären, aber kein einziges bedeutendes Kunstwerk. Die Glasgemälde stammen aus den ältesten Zeiten der Glasmalerei. Unter dem Hochaltare

befindet sich eine prachtvoll ausgeschmückte Kapelle, welche den Körper der Schutzpatronin von Barcelona, der heiligen Eulalia, birgt. Schön ist der Säulengang, der den mit Orangenbäumen und Fontainen gezierten Hof der Kathedrale umgiebt. Die Kirche Santa Maria del Mar macht durch das einfache, helle und freundliche Innere einen äußerst wohlthuenden Eindruck; ihre drei Schiffe werden von fünf Reihen der schlankesten Säulen getragen. Unter den neueren Bauwerken ist die an der Plaza del Palazio gelegene Lonja (lhcha) oder Börse das vorzüglichste. Sie ist im griechischen Stil erbaut und bildet ein mächtiges Viereck. Eine breite Treppe von weißem Marmor führt in das erste Stockwerk zu den verschwenderisch ausgestatteten Sälen der Kaufmannschaft. Das zweite Stockwerk enthält die Räume der Handelsschule. Der Unterricht im Zeichnen wird vielen Hunderten von jungen Leuten des Abends ertheilt, weshalb die Säle höchst brillant mit Gas erleuchtet sind. Außer den Kron- und Wandleuchtern hat jeder Schüler noch eine besondere Gasflamme neben seinem Reisbrett. — Zu den vorzüglichsten Promenaden gehört die herrliche achtfache, mit Bänken und Marmorfontainen geschmückte Ulmenallee des Paseo nuevo. Eine der Promenaden führt vom Glacis nach Gracia. Dieser Ort zählt eine Bevölkerung von 15,000 Seelen und kann als Vorstadt von Barcelona betrachtet werden, da er nur eine Viertelstunde davon entfernt ist. In und um Gracia findet man auch die schönsten Landhäuser. Unmittelbar hinter dem Orte liegt am steilen Abhange einer bebuschten Hügelkette das Kloster San Geronimo (hche), welches eine reizende Aussicht über die Stadt, das Meer und die reichbebaute Ebene des Flusses Llobregat gewährt, aus der sich der mit Wällen gekrönte Berg von Montjuy mit rothbraunen Felswänden und hellgrünen Weingeländen majestätisch emporhebt.

Eines Tages sah ich draußen in den Weinbergen den während der brennenden Mittagsgluth unablässig arbeitenden Landleuten zu, deren Tracht meine Aufmerksamkeit erregte. Sie tragen nämlich meist blos ein Hemd und weite lange Beinkleider von gestreiftem Wollenzeug, so wie eine dicke rothwollene Schärpe um den Leib. Statt der Strümpfe haben sie Sandalen, welche aus einer Art zähen Gräses, Esparto genannt, geflochten sind

und oberhalb der Knöchel durch Schnüre befestigt werden. Ihren Kopf bedeckt eine gewöhnlich rothe, seltener violette, sackartige Zipfelmütze von dickem Wollenzeug, Gorro genannt und häufig so lang, daß sie bis auf's Kreuz hinabhängt. Außerdem schleppen sie stets eine dicke wollene, roth, gelb und grün gestreifte, mit Trobbeln verzierte „manta" oder viereckige Decke mit sich herum, die ihnen als Schutz gegen Regen, Kälte und Hitze dient und welche sie sehr malerisch um den Oberkörper zu schlagen wissen. — Die mannigfaltigsten Trachten sieht man auf der Rambla, wohin nach Sonnenuntergang Alles strömt, um sich an der kühlen Seeluft zu erfrischen. Herren, die nach feinster französischer Mode gekleidet sind, glänzende Uniformen, elegante Damen in französischem Hut oder in dem kleidsamen spanischen Mäntelchen (Mantilla), einfache „Payésas" oder Landbewohnerinnen (aber nicht Bäuerinnen) mit weißen mantillenartigen Tüchern, vierschrötige Seeleute im bequemen Anzuge, kräftige catalonische Bauern — Alles drängt sich da, lebhaft schwatzend und Cigarren rauchend, durcheinander, beleuchtet von einer Menge hellstrahlender Gaslaternen und im Schatten der Wohlgerüche aushauchenden blühenden Akazien auf und nieder wogend. Die weibliche Bevölkerung sticht durch Weiße und regelmäßige Schönheit des Gesichtes hervor, aber die Füße sind groß und plump, und dem Wuchs mangelt die Grazie.

So sehr die Barcelonesen vornehmlich nur auf das bedacht sind, was zur Förderung des Handels und der Gewerbe dient, so zeigen sie doch viel Sinn für Musik und Theater. Es vergeht kein Abend, wo nicht alle Schauspielhäuser gefüllt wären, und die italienische Oper gilt nächst der von Madrid für die beste der Halbinsel. Auch hat man hier eine außerordentliche Vorliebe für Bälle, Maskeraden und glänzende Aufzüge. Besonders die kirchlichen Processionen zeichnen sich durch Pomp aus. Die größte ist die am Abend des Palmsonntages. Wir geben das Folgende nach der Berichterstattung eines Zuschauers.

„Die Procession geht etwa um sieben Uhr abends von der Kathedrale aus und bewegt sich langsam und feierlich unter dem Geläute aller Glocken durch die von Menschen erfüllten Hauptstraßen der Stadt. Alle Balcons der Häuser sind schwarz ver-

hangen und erleuchtet. Eine Musikbande in altrömischer Tracht, auf antik geformten Posaunen und Trompeten kriegerische Märsche blasend, eröffnet den Zug. Ihnen folgt ein Corps römischer Kriegsknechte mit Schwert, Speer und Schild. Diese schreiten unter der Anführung eines römischen Hauptmanns ganz eigenthümlich einher, indem sie nach dem Tact der Musik von einem Fuß auf den andern hüpfen und jeden Tact durch einen Stoß des Lanzenschaftes auf das Pflaster begleiten. Dann kommen in unabsehbarer Doppelreihe Tausende von schwarzgekleideten barhäuptigen Personen, die brennende Wachskerzen in den Händen halten. In ihrer Mitte trägt man Kreuze, Fahnen, Heiligenbilder und Gruppen von Figuren, welche die bemerkenswerthesten Ereignisse aus dem Leben und Leiden Jesu darstellen. Sie stehen auf hohen, ringsum mit schwarzem Sammet verhängten Bahren; der Sammet reicht bis auf den Boden, so daß die darunter gehenden Träger unsichtbar bleiben. Jeder dieser Gruppen ist von Kirchendienern und niedrigen Geistlichen umringt, die theils in ihrer Amtstracht mit dem Priesterbarett auf dem Haupte, theils in Mönchskleidern einhergehen. Letztere tragen sämmtlich die Todtenkappe, eine lange spitze schlafmützenartige Kapuze, die über den Kopf gestülpt wird und vorn in einen langen, bis auf die Brust herabhängenden Zipfel endigt; da, wo die Augen sind, hat der Zipfel gleich einer Larve zwei runde Löcher. Einige gehen in weißen, Andere in schwarzen Mönchsgewändern. Die Weißgekleideten tragen schwarze, die Schwarzgekleideten weiße Todtenkappen und Geißelstricke. Alle diese vermummten, lautlos einherschlürfenden Gestalten machen einen unheimlichen, gespenstischen Eindruck. Noch schauerlicher sahen die sogenannten Kettenbrüder aus, die zwischen den Gruppen der Kreuzigung und Grablegung Christi einherziehen. Diese gehen barfuß, sind in schwarze Mönchsgewänder mit schwarzen Todtenkappen gehüllt, tragen auf dem Rücken ein hölzernes Kreuz, und um den Leib eine lange großgliederige Kette, die noch ein gutes Stück hinter ihnen auf dem Pflaster einherrasselt. Es sind dies Nichtgeistliche, die dadurch, daß sie sich diese Buße auflegen, Vergebung ihrer Sünden hoffen. In bestimmten Entfernungen steht die Procession still, um den Bilderträgern Zeit zum Ausruhen zu

gönnen, und während dieser Pausen führen die römischen Krieger, die den Zug eröffnen und auch die Gruppe der Kreuzigung begleiten, militairische Schwenkungen und antike Tänze auf. Zuletzt kommt unter einem schwarz sammtnem Baldachin im glänzendsten Ornat der Erzbischof von Tarragona, umgeben von der gesammten höheren Geistlichkeit und einer Menge Rauchfässer tragender Diener. Eine Abtheilung Fußsoldaten beschließt den ungeheuer langen Zug, der mehrere Stunden dauert." — Großartig sind auch die kirchlichen Feierlichkeiten am Charfreitag, wo alle Kirchen schwarz ausgeschlagen sind, die Kathedrale mit schwarzem, goldgesticktem Sammet. Des Nachmittags, wo die Grablegung Christi dargestellt wird, flammen Tausende von Kerzen in dem nachtschwarzen, von Weihrauchwolken erfüllten Dom. Nachher erscheinen auf der Promenade der Rambla alle Damen in schwarzseidenen Kleidern und in der Mantilla (lj). Das Militair darf vorschriftsmäßig vom Gründonnerstage bis zum Ostermorgen keine Waffe aufrecht tragen. Alle Infanteriewachen halten dann das Gewehr unter dem Arm, den Kolben nach vorn, das Bayonnet nach hinten gerichtet; die Kavalleriepoſten halten den Säbel abwärts. Auch werden an diesen Tagen die Flaggen der Festungen, der Kriegsschiffe und Consulate nur bis zur Hälfte des Flaggenstocks emporgezogen. Aus alledem darf man keineswegs voreilige Schlüsse machen auf blinden Religionseifer und kirchliche Unduldsamkeit, wie sie vormals in Spanien herrschten. Diese Zeit ist vorüber. Der allgewaltige Einfluß der Geistlichkeit ist gebrochen, die Mönche verschwunden und an den Landstraßen sieht man kein Heiligenbild mehr. Die kirchlichen Feste werden nur noch als öffentliches Schaugepränge betrachtet, wobei man sich allen möglichen Lustbarkeiten hingiebt. Es fehlt dem spanischen Volke nicht an tiefem religiösen Sinn, wohl aber an einer besseren religiösen Bildung. Abergläubische Vorstellungen findet man jedoch weniger im Süden, mehr im Norden der Halbinsel verbreitet.

Sechs starke Stunden von Barcelona liegt der berühmte Berg Montserrat (monte serrato, d. i. Säge- oder Zackenberg).

Auf den Hügeln östlich von Barcelona zeigt er sich als ein ungeheurer tafelförmiger Felskoloß, dessen Kamm mit zahllosen spitzen Zacken, gleich der Schneide einer Säge besetzt ist, und hat eine weißgraue Farbe. Von der See aus erscheint er dagegen als eine hohe, mit sieben steilen Pyramiden besetzte Mauer, und da sein oberster Gipfel 3937 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt, so ist er auf der hohen See noch weithin sichtbar und wird von den Schiffern oft als Compaß benutzt. — Der Weg nach dem Montserrat fällt bis nach Esparraguera (ge) mit der über Saragoza führenden königlichen Straße nach Madrid zusammen. Man rollt auf dem Eilwagen ununterbrochen durch reizende, sorgfältig angebaute und reich bevölkerte Gefilde; die Straße selbst ist aber grundschlecht und stellenweis so völlig unfahrbar, daß die Wagen ihren Weg jenseits des Chausseegrabens über die anstoßenden Privatbesitzungen nehmen müssen. Am erbärmlichsten geht es gerade inmitten der Ortschaften. Dies erklärt sich dadurch, daß die Provinz mit den Ortschaften über die Verpflichtung zum Wegebau auf jenen Strecken seit Jahren im Streite liegt. Die Gemeinden sollen die Unterhaltung der Wege auf ihrem Grund und Boden übernehmen, diese aber lehnen eine solche Verbindlichkeit von sich ab, und so geschieht eben nichts. Bei dem durch manchen Kampf der Neuzeit berühmt gewordenen Städtchen Molins del Rey (e-i) theilen sich die Straßen nach Valencia und Saragoza und man fährt nun auf der letztern am rechten Ufer des Küstenflusses Llobregat sanft aufwärts durch ein höchst anmuthiges Thal. Wein- und olivenbekränzte Hügel, düstere Kieferngebüsche, malerische Felspartien, lachende Saatfluren und Gemüsegärten, zahlreiche Gehöfte und große vielfensterige Fabrikgebäude mit hohen Dampfessen reihen sich in der mannigfaltigsten Weise an einander. Sobald man hinter dem gewerbfleißigen Städtchen Martorell den Fluß Noya (isa) passirt hat, erblickt man vor sich den Montserrat, welcher hier einer kolossalen Glocke gleicht. Leider hatte er damals sein Haupt mit einer Wolkenperrücke bedeckt, als ich aber später nach Martorell zurückkehrte, zeigte er sich hell und zauberisch umflossen vom Rosenlicht des Sonnenaufgangs. In Esparraguera, eine Stunde vom Montserrat, verläßt man den Eilwagen, um ein

Maulthier oder einen Esel zu besteigen, oder um den Weg zu Fuß fortzusetzen. Ich wählte das Letztere, was auch für jeden Andern das Rathsamste ist; denn das sicherste Thier gleitet zwanzig Mal auf den Rollsteinen aus, mit denen der Weg bedeckt ist, und es fehlt nicht an Beispielen, daß an schwierigen Punkten gute Maulesel, glücklicherweise immer ohne ihren Mann, in den Abgrund gestürzt sind. Ich ging, dem eigenen Ortssinn vertrauend, ohne Führer. — Die Wolke des Montserrat hatte sich inzwischen tiefer herabgesenkt, und es begann alsbald zu regnen. Doch schon nach einer halben Stunde brach die Sonne wieder durch den grauen Schleier hindurch. Gegen Mittag waren Himmel und Gebirg vollkommen klar, und es folgte ein stiller, aber heißer Nachmittag. Ohne auf Weg und Steg zu achten, wanderte ich über Weinberge und bebuschte Felskämme bis an den Saum des untersten Felsgürtels der Westseite.

Der Montserrat ist nicht sowohl ein Berg, sondern vielmehr ein ganzes Gebirge, denn er hat einen Umfang von acht Leguas*). Er fällt nach allen Seiten hin jäh ab. Es giebt hier keine Vermittelung zwischen dem Gebirge und der Ebene; da, wo die grüne wellenförmige Fläche aufhört, steigt der Felsenberg schroff, wie ein Riesenschloß, mit seinen Mauerwänden empor. Die Hauptrichtung geht von Osten nach Westen. Auf allen Punkten des Randes bemerkt man enge schauerliche tief einschneidende Schluchten. Eine derselben spaltet das ganze Gebirge der Länge nach und bietet den einzigen Weg dar, auf dem man zu dem höchsten Gipfel gelangen kann, der sich in der Westhälfte erhebt. Die Felsmasse besteht aus einer eisenfesten Breccie**), die aus kopfgroßen Stücken zusammengekittet und in horizontalen Schichten abgelagert ist, weshalb sie in der Nähe wie von Menschenhand gemauert und polirt aussieht. Die Farbe ist graubraun; in der Krone erscheint sie jedoch sehr hell und das Ganze ähnelt dann täuschend einem Sandsteingebirge. Die seltsamen

*) Eine Legua commune, d. i. eine gewöhnliche spanische Meile, ist etwa $\frac{3}{4}$ deutsche Meilen.

**) Breccie (bredsche) ist Gestein, das aus harten, mehr oder weniger eckigen, durch natürlichen Kitt verbundenen Bruchstücken verschiedener Mineralkörper besteht.

Formen erinnern ebenfalls an die des Quadersandsteins, zeigen sich aber viel kolossaler. An der Ost- und Nordseite stürzt der Montserrat fast senkrecht in das Thal des Llobregat (ljob); auf der entgegengesetzten Seite läuft er in ein breites vielfach durchschnittenes Hügelland aus, welches sich bis an den Noya erstreckt. Hier wächst der vortreffliche Rothwein von Bruch, einem Flecken, der am Abhange eines mit dem Westende des Montserrat zusammenhängenden felsigen Kammes liegt. Auf diesem Kamm befindet sich eine große befestigte Venta (einsames Landwirthshaus mit Stallung); nahe dabei erhebt sich ein kegelförmiger verschanzter Hügel und auf dessen Spitze ein alter Thurm. Zwischen beiden läuft die Chaussee nach Saragoza hindurch. Dieser Paß bildet den Schlüssel zum Innern Cataloniens und Aragóniens. Daher die militairische Wichtigkeit der Höhen von Bruch. Als das Land im Jahre 1808 aufstand, besetzte der spanische Landsturm diesen Punkt, um den Franzosen die Verbindung zwischen Barcelona und Saragoza abzuschneiden. Eine französische Truppenabtheilung unter General Schwartz rückte von Barcelona aus, um den Paß zu säubern, wurde aber zurückgeschlagen. Schwartz hatte nämlich kein Geschütz mitgenommen, weil er wußte, daß dies den Gegnern fehlte. Allein die catalonischen Bauern hatten sich durch eine neue Erfindung zu helfen gewußt. Sie hatten nämlich eine Art von Kanonen aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt, deren Zerplatzen durch viele herumgelegte Eisenreifen verhindert wurde. Diese eigenthümlichen Kanonen luden sie in Ermangelung von Kugeln mit Steinen und begrüßten nun die Feinde von allen Seiten mit einem so lebhaften Feuer, daß diese sich genöthigt sahen, nach empfindlichem Verlust abzuziehen. — Ohne bis auf die Höhen von Bruch vorzudringen, kletterte ich an dem mit gewaltigen Steinblöcken bestreuten und theilweis von immergrünem Strauchwerk bedeckten Abhange bis zum Fuß der glatten Felswände, welche den Nordwest-Rand des Montserrat bilden. Diese durchaus senkrechten, mindestens 500 Fuß hohen Wände sind am oberen Rande mit vielen abgestutzten Zacken und kopfförmigen Vorsprüngen besetzt, weshalb sie von fern einer riesigen Festungsmauer mit Schießscharten gleichen. Nach Uebersteigung des Kam-

mes erreichte ich die Nordseite des Gebirges und schwelgte hier unter dem Schatten eines überhängenden, löwenkopfartigen Felsblockes, auf weichem blumendurchwirkten Moosteppich ruhend, in den Reizen eines prachtvollen Landschaftsgemäldes: zu meinen Füßen der Llobregat, durch ein romantisches, von Mühlen, Fabriken, Gehöften und Dörfern wimmelndes Thal sich schlängelnd, gleich einem von Perlen und Diamanten durchblitzten Silberbande; dahinter, zwischen Felsvorsprüngen und waldigen Kuppen durchblickend, mehrere über einander emporragende parallele Gebirgsketten; am Horizont die unabsehbare, theilweis mit Wolken verhüllte und von Gipfeln durchbrochene Schneelinie der Pyrenäen. Von diesem Punkte brachte mich ein schmaler schlüpfriger Pfad auf die Straße hinab, welche von Bruch zum Kloster führt. Eine Wanderung auf dieser Straße bietet die beste Gelegenheit dar, alle seltsamen Wunder dieses Gebirges kennen zu lernen; denn nirgends erscheint dasselbe so großartig, als an seinem Nord- und Ostabhang. Die Adersbacher Steine des Glatzer Gebirgslandes, das Felsenlabyrinth von Gros-Skal in Böhmen, die Sandsteinwände der Bastei in der sächsischen Schweiz, die Granitmassen des Elbgrundes und des düsteren Bodethales im Harz: alles dies ist Kinderspiel im Vergleich mit den gigantischen, von der wunderlichsten Laune der Natur gestalteten Breccienmassen des Montserrat! Runde Riesenthürme von vielen hundert Fuß Durchmesser mit senkrechten oder überhängenden Wänden, oben in phantastische Zackenkronen auslaufend; schlanke Hörner, Nadeln und Kegel von schaudererregender Steilheit, durch tiefe, rißartige Schluchten von einander geschieden; mächtige Mauern und Bastionen, deren aus hausgroßen Blöcken bestehende Zinnen drohend in der Luft schweben, als wollten sie jeden Augenblick niederstürzen; hohe Pyramiden, oben mit kopfartigen Aufsätzen gekrönt, bilden die Umgürtung der nördlichen und östlichen Seite. Viele dieser Riesenpfeiler und Wände erheben sich über zweitausend Fuß hoch unmittelbar von den Ufern des in grausig dunkler Tiefe schäumenden Llobregat. Bei jeder Biegung der größtentheils in das Gestein gesprengten Straße eröffnen sich wilde, steil ansteigende Gründe und Schluchten, welche tiefe Blicke in das geheimnißvolle Labyrinth des

Innern gestatten und aus deren dichtem Gebüsch von Epheu, Buchsbaum und anderen immergrünen Gewächsen zahllose Felsgebilde hervorragen in Formen, wie sie kaum die Phantasie eines Fieberkranken barocker ersinnen kann. Zu alle dem das herrliche Wetter, die feierliche Stille der Einsamkeit, der gewürzhafte Blüthenduft der üppigen Pflanzenwelt, das melodische Säuseln in den Nadelkronen der Föhren, der goldige Schein der Nachmittagssonne und die in ihren Schimmer getauchte, zu meinen Füßen ruhende Landschaft! — Die zauberische Romantik des Weges ließ mich Hunger und Durst, Hitze und Müdigkeit vergessen und mich gar nicht mehr an das Ziel meiner eigentlichen Wanderung denken. Erst die verlängerten Riesenschatten der kolossalen Felskegel, welche sich über die golddurftige Gebirgslandschaft Ost-Cataloniens in schwarzen Schlangenwindungen hinzogen, und die Purpurflammen, die sich auf den weißen Häuptern der Pyrenäen zu entzünden begannen, weckten mich endlich aus meinem Rausch und mahnten mich, meine Schritte zu beschleunigen.

Schon war die Sonne untergegangen; die Gründe füllten sich mit Nacht, und noch immer zeigte sich nicht die geringste Spur von der Nähe des Klosters. Glockenklang zitterte feierlich durch die stille Luft aus dem Thale des Llobregat empor, und bald zeigten Hunderte von Lichtfunken dort unten die Wohnsitze der Menschen an. Ich war inzwischen bis auf die Ostseite des Gebirges gekommen. Mehr als tausend Fuß tief lag unter mir ein kleiner Flecken mit langer Brücke über den Llobregat; zwei große Fabrikgebäude erschienen fast wie zu einem Feste illuminirt, und aus ihren schmalen weißen Dampfessen stiegen schwarze Rauchwolken, gleich Nachtgeistern, zu den luftigen Höhen des Montserrats empor. Im Südosten zeigten sich die Hügelreihen von Barcelona, in der Ferne das Schimmern des Meers. Auch auf dem Berge war es jetzt dunkel geworden. Die in den Mantel der Nacht gehüllten Felsen reckten sich gespenstisch, gleich versteinerten Ungeheuern, in die funkelnde Pracht des Sternenhimmels hinein; kein Lufthauch athmete, kein Laut unterbrach die Todtenstille der schlummernden Natur. Plötzlich tönte hell eine Glocke in unmittelbarer Nähe, die siebente Stunde ver-

kündend. Der Weg bog rasch um einen mächtigen Felsenpfeiler, dessen Spitze ein Kreuz trägt, und ich stand vor einem thurmhohen, mit vielen Balconreihen geschmückten Gebäude mit weißen Mauern. Es war das Kloster. Zwei schwarz vermummte Priester wandelten in eifrigem Gespräch unweit einer verfallenen, am schwindelnden Rande des nach dem Llobregatthale gerichteten Abgrundes erbauten Kapelle auf und nieder. Auf meine Anfrage, ob ich ein Nachtquartier bekommen könne, wiesen sie mich nach den hinterwärts liegenden Wirthschaftsgebäuden. Diese bilden fast ein kleines Dörfchen, sind aber größtentheils zerstört. Eins der besterhaltenen Häuser dient als Gasthof, und ich bezog hier ein kleines, freundliches, aus Quadersteinen gewölbtes Gemach. Es war empfindlich kühl darin, und ich begab mich daher alsbald in die Küche, um mich zu wärmen und das Abendbrot einzunehmen. Ein halbes Dutzend brauner wildblickender Kerle mit fürchterlichen Bärten, in die bunte catalonische Manta eingehüllt und die blutrothe Sackmütze tief über die Stirn herabgezogen, kauerten mit qualmender kurzer Thonpfeife im Munde auf niedrigen Bänkchen um ein prasselndes Reißigfeuer, neben welchem eine reinlich gekleidete, hübsche junge Frau die für mich bestimmten Eier sott. Es waren zum Kloster gehörige Ziegenhirten und Holzmacher. Von Zeit zu Zeit ließen sie eine jener weitbauchigen, langhalsigen, auf der einen Seite mit einer gekrümmten dünnen Saugröhre versehenen Flaschen kreisen, die durch ganz Catalonien, Valencia und Murcia verbreitet sind. Den Kopf zurückbeugend und die Flasche über sich emporhaltend, goß sich ein Jeder den dunkeln rothen, in dünnem gebogenen Strahl aus der Saugröhre niederschießenden Wein in den weitgeöffneten Mund, ohne eine Miene zu verziehen. Mein Versuch, es nachzumachen, verursachte mir den entsetzlichsten Husten. In der Mitte der geräumigen Halle stand eine lange, aus rohen Brettern gezimmerte Tafel. An einer Ecke derselben saßen mehrere Männer und Weiber aus Esparraguera, welche Lebensmittel für die Klosterbewohner auf den Berg gebracht hatten. Bald traten auch jene zwei Priester, die ich vor dem Kloster getroffen hatte, herein, setzten sich mir gegenüber und ließen sich Wein geben. Ich knüpfte ein Gespräch mit diesen Männern an und habe aus

ihrem Munde manche Klage, aber kein Wort der Bitterkeit und des Hasses gehört. Nachher wurde ich auch dem Abte vorgestellt. Dies ist ein Mann von hohem Wuchs und breiten Schultern, der seine siebenzig Jahre eben so rüstig und wohlgemuth trägt, wie seinen geflickten Ordensrock und der mit einnehmender Treuherzigkeit aus seinen blauen Augen schauet. Er war schon vor der letzten Vertreibung der Mönche im Jahre 1835 Vorsteher des Klosters, in welches er erst neuerlich auf den Ruf der Regierung und seiner geistlichen Obern zurückgekehrt ist.

Das einst wegen seiner überaus reizenden Lage, seiner Größe und seines Reichthums berühmte Benedictinerkloster des Montserrat ist das einzige Mannskloster, dessen Wiederherstellung die spanische Staatsgewalt für zweckmäßig gehalten hat. Es verdankt diese Ausnahme von dem Gesetz, welches alle Mannsklöster aufhebt*), der großen Verehrung, die das Volk seit Jahrhunderten seinem wunderthätigen Marienbilde gezollt. Einer Legende zufolge wurde dies Bild vom Evangelisten Lucas in Jerusalem verfertigt, durch den Apostel Petrus nach Barcelona gebracht, und als sich die Mauren Cataloniens bemächtigten, von dem damaligen Bischof Barcelona's in einer Höhle des Montserrat versteckt. Hier blieb es vor aller Welt bis zum Jahre 880 verborgen, wo es zufällig von einem Hirten aufgefunden wurde. Bald verbreitete sich der Ruf desselben über ganz Spanien, und man wallfahrtete dahin eben so stark, wie zu dem heiligen Jakob von Compostella. Die Wunderkraft des Bildes und die beschauliche Einsamkeit des Berges lockte allmälig mehr fromme Brüder herbei, als das Kloster fassen konnte. Daher ließ Philipp II. dasselbe niederreißen und den großartigen Bau aufführen, der jetzt zum größten Theil in Ruinen liegt. Es war im Jahre 1808, als die Franzosen hier ihren ersten Besuch machten. Damals zeigten sie sich schonend und ließen selbst den überreichen Silberschatz des Klosters unberührt, der zwei Jahre später nach Reus (e-u) wandern mußte, um dort zu Thalern, das heißt zu Waffen, gegen die fremden Eindring-

*) Die Frauenklöster hat man noch bis zum Aussterben der darin befindlichen Nonnen fortbestehen lassen.

linge ausgeprägt zu werden. Gegen das Ende des Befreiungskrieges, als den Spaniern der Montserrat zu einem Waffenplatz diente, erstürmten die Franzosen denselben, plünderten das Kloster, sprengten einzelne Gebäude in die Luft und steckten bei ihrem Abzuge Alles in Brand. Fast die sämmtlichen Nebengebäude gingen damals zu Grunde, während das eigentliche Kloster wegen seines außerordentlich starken Gemäuers weniger litt und die Kirche gänzlich verschont blieb. Nur im Innern des Klosters wüthete die Flamme und verzehrte unter Anderm die bändereiche, aus kostbaren alten Werken bestehende Bibliothek. Nach Herstellung der alten Verhältnisse unter Ferdinand VII. arbeiteten die Mönche fleißig an dem Wiederaufbau ihres Hauses, so weit es die Mittel erlaubten, die aus dem Holzschlag und Weidereichthum des ihnen zugehörigen ganzen Gebirges herflossen. Da wurden sie zum zweiten Mal durch die Revolution von 1820 vertrieben. Nach ihrer Rückkehr wurde von neuem Hand an den Wiederaufbau gelegt, bis das Jahr 1835 den damaligen Sturm gegen die Mönche brachte. Denen des Montserrat's wurde sowohl ihr unbewegliches als auch ihr bewegliches Eigenthum geraubt. Der Abt versicherte, daß die Commissaire der Regierung ihm alle seine Bücher, ja selbst seine priesterlichen Kleider genommen hätten. Bei diesem Klostersturm verschwand mit den Mönchen das Marienbild, und erst neun Jahre später kam es, nachdem die Regierung Bürgschaft für seine Sicherheit geleistet, wieder zum Vorschein und wurde unter unermeßlichem Volkszudrang in die Ehren seines alten Heiligthums feierlich wieder eingesetzt. Gleichzeitig fanden sich auf den Ruf ihres Abtes einige der in alle Winde zerstreuten Mönche ein, so daß man jetzt sechs Ordensgeistliche und zwei Laienbrüder im Kloster zählt. Die Einrichtung desselben ist gegenwärtig immer äußerst ärmlich. Der Abt bewohnt einen großen öden Saal mit weißen Kalkwänden und mehr als einfachem Zimmergeräth; aber obgleich er früher zu den reichsten Prälaten gehörte, so scheint ihn doch seine dermalige Armuth durchaus nicht zu drücken, und er spricht mit augenscheinlicher Seelenruhe, wenn gleich nicht ohne Wehmuth von dem früheren Glanze seines Klosters. Ihm und seinen Mönchen ist von dem vormaligen Eigenthum nichts zurück-

gegeben, als der Nießbrauch der Gebäude und der daran stoßenden Gärten. Da die von der Regierung allen Klostergeistlichen versprochenen Jahrgelder nicht gezahlt werden, und eine anderweitige Einnahme nur durch Messelesen gewonnen wird, so kann natürlich für die Wiederherstellung des Baues nichts geschehen. Das Kloster besteht aus drei mächtigen, aus Quadern errichteten Gebäuden, die einen viereckigen, mit großen Marmorplatten belegten Hof umschließen. An der Nordseite des nördlichen Flügels erhebt sich ein einfacher achteckiger Glockenthurm mit niedrigem spitzen Dach. Das nach Süden schauende Gebäude ist acht Stockwerke hoch und mit 55 Balcons geschmückt. Auf der Ostseite steht die Kirche, welche drei schmucklose Schiffe besitzt und mit polirtem schwarzen und weißen Marmor getäfelt ist. Ueber dem Tabernakel*) des Hochaltars sieht man die Madonna des Montserrat's. Die Statue ist von geübter Hand fein und geschmackvoll aus dunkelfarbigem, durch die Zeit fast völlig geschwärztem Holze geschnitzt. Als das Werk einer späteren gröberen Hand verräth sich das Christuskind auf den Knieen der Jungfrau Maria, deren Schmuck eine weiße, durch eine silberne Krone auf dem Haupte festgehaltene Spitzenmantilla und ein goldgestickter rother Sammetmantel ist. Ehemals brannten Tag und Nacht in der Kirche achtzig silberne Armleuchter; jetzt können nur mit Mühe die Kosten der Erleuchtung mit ein paar Messinglampen bestritten werden. In den durch den Brand von 1814 meist zerstörten Seitengebäuden befinden sich über hundert Zellen, wovon jede ein großes balcongeziertes Fenster besitzt. Rings umher zeugen noch von der ehemaligen Pracht zerbrochene Säulen und Statuen, eingestürzte Gewölbe, Fensterlücken, aus denen sich grünes Gezweig hervordrängt, so wie zertrümmerte Grabdenkmäler. Der ganze Klosterbau steht am Rande eines Schwindel erregenden, von Felsklippen starrenden Abgrundes, welcher den Ausgang der oben erwähnten langen, das Gebirge spaltenden Thalschlucht bildet. Unersteigliche Felskegel von 5 bis 600 Fuß

*) Tabernakel (eig. Zelt) ist bei den Katholiken das Sacramentshäuschen oder das nischenförmige Behältniß zur Aufbewahrung der geweiheten Hostie. Auch nennt man so die zeltartige Nische für Heiligenbilder, Reliquien u. dergl.

Höhe umschließen auf drei Seiten das Kloster. Dicht hinter demselben steigen Felskolosse empor, welche zum Theil über die Gebäude überhängen. Jeder derselben trägt einen fast wie eine Bischofsmütze gestalteten Riesenblock auf seiner Spitze, daher die Benennung der „drei Bischöfe". Eine benachbarte Grotte, von deren Decke ein wohlschmeckendes eiskaltes Wasser herabträufelt, wird als Brunnen benutzt. Der Klostergarten ist vom üppigsten Baumwuchs überschattet und von der mit den kolossalen Standbildern der Apostel gezierten Terrasse erblickt man die Pyrenäen, das Thal des Llobregat und das Meer. Einst lebten hier 300 Mönche. Das Kloster bezog 40,000 Thaler Einkünfte gegen die Verpflichtung, alle Wallfahrer drei Tage lang zu speisen; diese brachten jedoch bei weitem mehr ein, als die Unkosten betrugen.

Außer den Klostergebäuden giebt es noch dreizehn Einsiedeleien, die jetzt sämmtlich zerstört sind. Vormals befand sich bei jeder derselben eine Kapelle, eine Kammer, ein Gärtchen und ein in den Felsen gearbeiteter Brunnen. Sie liegen an den wildesten einsamsten und unzugänglichsten Stellen des Gebirges zu beiden Seiten der durch die Mitte gehenden Thalschlucht, aus welcher nur schmale Pfade und steile eingehauene Treppen an grausigen Abgründen vorüber zu ihnen emporführen. Ich besuchte am Morgen nach meiner Ankunft einige an dem Hauptgipfel gelegenen Einsiedeleien. Der Weg nach oben wurde ehemals so gut erhalten, daß er für Maulthiere und selbst Pferde gangbar war; jetzt ist er durchaus in Verfall gerathen. Ueberall sind die Geländer verschwunden, welche an gefährlichen Stellen Stütze und Sicherheit gewährten; oft erkennt man kaum noch die Spur eines ehemaligen Pfades; Rollkiesel, die unter jedem Fußtritt ausgleiten, erschweren das Aufsteigen: kurz, der Weg ist einer der mühseligsten. Das große Mittelthal des Montserrat's verengt sich gleich hinter dem Kloster zu einer finsteren Schlucht. Durch diese führt ein schmaler, in dem Fels gehauener Pfad und dann einige Hundert Fuß hoch bis zu einer Stelle hinauf, wo ungeheure Felsmassen das Thal so versperren, daß nur eine Spalte, kaum weit genug, um einen Menschen den Durchgang zu gestatten, übrig bleibt. Beim Rückblick hat man das Kloster in der Vogelschau unter seinen Füßen. Sobald man

diese enge Spalte auf einer Treppe passirt hat, sieht man sich in einen tiefen bebuschten Kessel versetzt, welcher hüben und drüben von pyramidalischen Felsen eingefaßt wird. Eine kurze Strecke oberhalb liegt die erste Einsiedelei auf einer schmalen Felsenkante hoch über waldiger düsterer Tiefe. Eine zweite Einsiedelei klebt auf einer runden Felskuppe, die auf zwei Seiten von furchtbaren, mehr als tausend Fuß tiefen Abgründen umgeben ist. Während ich hier den mit Alpensträuchern bewachsenen Kamm untersuchte, hüllte sich der ganze obere Theil des Montserrat's in dicken Nebel ein, und kaum war ich noch ein paar hundert Fuß höher gestiegen, so umgab auch mich der feuchte Wolkenmantel. Sorgsam auf den Pfad achtend, gelangte ich endlich zu der am höchsten gelegenen Einsiedelei des heiligen Hieronymus, wo ich so lange rastete, bis der Nebel sich zu senken begann. Der Himmel war nun hell, die Wolkenschicht unter mir aber hinderte jede Aussicht. Höchst eigenthümlich war dabei der Anblick des oberen Gebirgstheils. Nah und fern ragten vereinzelte, wirr umhergestreute, gigantische Felsen-Kegel, Thürme und Pyramiden, Klippen und Zacken aus der flockigen Wolkenschicht hervor, die im hellen Sonnenschein einer vom Sturm gepeitschten, in weißen Schaum aufgelösten Meeresfläche glich, während grausig in den düsteren Schluchten umher der Nebelgischt wogte und brodelte. Ich bestieg jetzt den höchsten Gipfel des Montserrat's, der eine kolossale abgerundete Pyramide darstellt und einen alten verfallenen Thurm auf seinem Scheitel trägt. Der Weg windet sich an einer steilen Lehne hinauf, auf welche ein ganz schmaler Sattel von etwa zwanzig Schritt Länge folgt. Rechts und links gähnen schauerliche Abgründe von ungeheurer Tiefe, weshalb einiger Muth dazu gehört, diesen Sattel zu überschreiten. Während ich in dem Thurme ausruhte, hoben sich die Wolkenmassen wieder, zerrissen dann hie und da, bis endlich die ganze Schicht sich löste und in einzelne Wölkchen zerflatterte. Jetzt entrollte sich eine unvergleichliche Rundschau. Ganz Catalonien lag zu meinen Füßen wie eine Landkarte ausgebreitet, umsäumt im Osten und Süden vom Meer, im Westen von den Gebirgen Valencia's und Aragonien's, im Norden von der langen silberweißen Kette der Pyrenäen, die man auf funfzig

bis sechszig Stunden bis zur Maladetta mit den Blicken verfolgt. Bei recht durchsichtiger Luft soll man selbst die Berge von Mallorca sehen. Auffallend unterscheidet sich die Landschaft am östlichen und westlichen Fuße des Gebirges. Dort nichts als röthliche Hügel, die gegenwärtig noch kahl und nackt erscheinen, da sie fast nur mit Weinreben bepflanzt sind; hier der üppigste Getreide- und Baum-Wuchs, ein smaragdfarbiges Meer, aus dem der Ueberfluß seine köstlichsten Perlen fischt. Dort der Uebergang zu dem catalonischen Hochland; hier die Verlängerung der Ebene von Barcelona (Campina). — Gegen Abend kehrte ich auf dem gewöhnlichen Wege über Collbato nach Esparraguera zurück, von wo mich ein Omnibus tags darauf wieder nach Barcelona brachte.

Die Catalonier reden eine eigenthümliche Mundart, die hart und unmelodisch ist. Damit harmonirt ihr Charakter. Sie sind ernst, stolz, wenig mittheilsam und mißtrauisch, dabei trotzig, heftig, jähzornig und rachsüchtig. Außerdem zeigen sie sich im höchsten Grade selbstsüchtig, hängen mit unbeugsamen Starrsinn an ihren alten Provinzialrechten und Privilegien (Fueros), und betrachten Jeden, der sich dagegen erklärt, als ihren Feind. Am liebsten möchten sie einen unabhängigen Freistaat bilden, wie vor Zeiten. Außerdem zeichnen sie sich durch viele löbliche Eigenschaften aus. Sie sind geborene Krieger und Seeleute, tapfer, keck, entschlossen, unternehmend; dabei klug berechnende Handelsleute, voll Betriebsamkeit, unermüdlicher Thätigkeit und zäher Ausdauer in Allem, was sie in's Werk setzen wollen. Ihrer Gewandtheit verdankt Barcelona seinen Handel; durch ihren Fleiß ist eine gebirgige, an und für sich unfruchtbare und arme Provinz in einen fruchtbaren Garten verwandelt und der reichste, bevölkertste und am meisten gesittete Theil der Halbinsel geworden. Nicht blos in der Hauptstadt, sondern in der ganzen Provinz gewahrt man Fabriken aller Art, die größtentheils Dampfmaschinen besitzen und jährlich eine ungeheure Menge Tuch, linnene, baumwollene und seidene Stoffe, Seife, Glas, Eisenwaaren und namentlich Papier liefern. Es giebt in Catalonien

über 200 Papiermühlen. Die der Baumwollenindustrie gewidmeten Gebäude und Maschinen wurden 1839 auf 300 Mill. Realen und das Betriebscapital derselben auf 200 Mill. geschätzt. An Baumwollenfabriken aller Art zählte man 2933. Der Werth des gesammten Fabrikates wurde auf 350 Mill. angeschlagen. In der Campina läuft neben der Ackerwirthschaft eine lebhafte häusliche Industrie. Während nämlich der Mann das Feld und den Garten besorgt, ist die Frau mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In allen Ortschaften sieht man Weiber und Mädchen gruppenweis auf den Hausfluren oder auf den Straßen beisammensitzen und mit emsigen Händen die kleinen Hölzer regen, aus deren seltsam verwickeltem Spiel der Stoff zu den Mantillen der wohlhabenden Spanierinnen hervorgeht, jenes zierliche schwarze Gewebe, das auch von den Damen Deutschlands und Frankreichs zu mannigfachem Kleiderzierrath gekauft wird. Was die Ackerwirthschaft betrifft, so sah ich auf der Straße nach Saragoza die Felder links bis zum Seeufer und rechts bis an den Fuß der Berge im blühendsten Zustande. Das Land wird theils mit Weizen, Roggen, Mais, Reis, theils aber auch mit Bohnen, Erbsen, Zwiebeln und anderen Gartenfrüchten angebaut, die im Schatten von Oel- und Mandelbäumen eben so gut gedeihen, als ob sie den Boden allein im Besitz hätten. Hie und da sieht man Orangen- und Citronengärten. Der Landmann scheut keine Arbeit, um selbst den undankbarsten Boden noch zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Daher sind sogar in den Gebirgen alle Thäler weit hinauf bebaut und oft nackte Felskuppen noch mit Weinreben bepflanzt. In der Benutzung des Wassers herrscht die außerordentlichste Sorgfalt und alte Gesetze überwachen die Vertheilung desselben. Freilich fehlt dem catalonischen Volke die poetische Schwärmerei des Südens. Man hört weder Guitarrenspiel und Gesang, noch sieht man öffentlich Nationaltänze aufführen: Erwerb ist die allgemeine Loosung, der man mit unermüdlicher Ausdauer nachstrebt. Allein gerade in dieser allgemeinen Rührigkeit wurzelt der Handel von Barcelona, der ein Welthandel genannt zu werden verdient. Dies ist gegenwärtig der besuchteste Hafen und die erste Handelsstadt der Halbinsel und überhaupt einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa.

Man veranschlagt den jährlichen Ertrag seiner Ausfuhr auf 130 Mill., die Einfuhr auf kaum 50 Mill. Realen.

Obwohl Barcelona fast durchgängig sehr neu aussieht, so ist es doch eine der ältesten spanischen Städte. Im Alterthum hieß sie Barcino, wie Einige behaupten, nach ihrem Begründer, dem Karthager Hamilcar Barcas. Unter Kaiser Vespasian wurde sie für eine römische Colonie erklärt und hieß seitdem Barcina Faventia. Damals wurde sie durch den Glanz des benachbarten Taraco (jetzt Tarragona) verdunkelt; aber nach der Zerstörung desselben durch die Gothen zur Zeit der Völkerwanderung fing Barcelona an zu wachsen. Im Jahre 711 wurde Catolonien eine Beute der Araber; später wurde es der Zankapfel zwischen Franken und Arabern. Karl der Große eroberte 778 das Land bis zum Ebro und begründete hier die spanische Mark mit der Hauptstadt Barcelona. Nach der Niederlage von Ronceval kam es wieder an die Mauren. Allein 801 eroberte Ludwig von Aquitanien, der Sohn Karls des Großen, dasselbe zum zweiten Male und gründete darin funfzehn Grafschaften, welche nach und nach alle an die Grafen von Barcelona übergingen, die sich zuletzt von Frankreich losrissen und Catalonien unabhängig machten. Im Jahre 1137 wurde die Grafschaft mit dem Königreiche von Aragonien vereinigt, und dadurch verloren die Catalonier ihre Unabhängigkeit; doch wurden sie nach ihren eigenen Gesetzen regiert, und die Könige von Aragonien durften ebensowenig, als später die Könige von Spanien, Etwas ohne die Erlaubniß der Cortes in Catalonien vornehmen. Diese bestanden aus den Vertretern der Geistlichkeit, des Adels und der Städte. Erst nach dem spanischen Erbfolgekrieg ging diese eigenthümliche Verfassung zu Grunde. Doch sind noch einige Einrichtungen davon übrig geblieben. Dahin gehören auch wohl die Classen der „Somaten" und der „Mozos de la Escuadra". Die Somaten sind eine Art Landsturm der Bauern und werden in Zeiten der Gefahr durch Glockengeläut aufgeboten. Ihnen fehlt Exercitium und bestimmte Waffe. Die Mozos de la Escuadra dagegen sind Landjäger oder Gensdarmen, bestimmt, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen und die Uebelthäter zu verfolgen. Sie werden besoldet und haben ihre Officiere, gleich den Soldaten, sind aber ansässige

Bürger und Bauern. Sie tragen kurze offene blaue Tuchjacken mit rothem Ueberfutter und blanken Knöpfen, hellfarbige lange Pantelons, Bannerhüte mit der Nationalcocarde und eine rothe Schärpe, in welcher ein Paar Pistolen nebst einem Dolche stecken. Außerdem führen sie ein langes Gewehr mit Bayonnet. Ihre Espartosandalen sind mit blauen Bändern befestigt und auf der Schulter hängt stets die roth, gelb und grün carrirte Manta des catalonischen Landvolkes. Das Ganze giebt freilich einen malerischen, aber doch etwas räuberartigen Anstrich.

Dem Charakter des Cataloniers nahe verwandt ist der Bewohner von Aragon. Er ist eben so stolz, kühn und muthvoll als Soldat, hängt mit eben so großer Zähigkeit an den heimischen Sitten und Einrichtungen. In seinem ganzen Aeußeren spricht sich Kraft, aber auch Härte und kalte Abgeschlossenheit aus. Seine angeborene Starrheit hat ihm den Ruf des eigensinnigsten Menschen erworben, von dem man sprichwörtlich sagt: Wenn man dem Aragonier einen Nagel giebt, so wird er ihn lieber mit dem Kopfe, als mit dem Hammer einschlagen. Zu seinem festen männlichen Wesen gesellt sich Adel der Gesinnung. Er kann eine Verirrung, ja selbst ein Verbrechen eher verzeihen, als niedrige Gemeinheit. Wer einen Verrath an den Gesetzen der Ehre oder an den Pflichten der Freundschaft begangen hat, dem kann er mit kaltem Blute den Dolch in's Herz stoßen. Das sprechendste Zeugniß für seine vaterländische Begeisterung hat Saragoza in dem Freiheitskriege gegen die Franzosen abgelegt. Diese Hauptstadt Aragoniens liegt mitten in einer weiten Ebene, die vom Ebro, dem Gallego und der Huerta bewässert wird. Der Ebro trennt sie von ihrer Vorstadt, und die Verbindung mit derselben wird durch zwei Brücken hergestellt. Der den Ebro von Tudela aus begleitende Kaisercanal*) läuft hier aus, aber der Handel ist unbedeutend, und es herrscht überhaupt

*) Der Kaisercanal wurde zur Vermeidung der Stromschnellen des Ebro schon von Karl V. angelegt und ist bis jetzt etwa 12 Meilen lang, dabei 10 Fuß tief und 74 Fuß breit. Sehenswerth ist besonders die über den Fluß Xalon (cha) führende Leitung von 4200 Fuß Länge. Durch die von ihm ausgehende Bewässerung ist überall in der Umgegend die Cultur des Bodens gehoben.

wenig Leben in der finsteren, enge und winkelig gebauten, stark befestigten Stadt von etwa 50,000 Einwohnern. Die langen Straßen, darunter die Calle (Straße) Cosso, die zugleich zur vornehmsten Promenade dient, sind schlecht gepflastert. Die Häuser haben ein alterthümliches und stattliches Ansehen. Eine Universität, eine Akademie der Wissenschaft und andere gelehrte Anstalten wirken fördernd auf den Geist. Unter den Kirchen ist die „Unserer lieben Frau vom Pfeiler" (Nuestra Sennora del Pilar) durch ganz Spanien berühmt, und Tausende wallfahrten zu dem wunderthätigen, mit kostbaren Edelsteinen geschmückten Marienbilde, das in einer Kapelle auf einer Säule von feinem Jaspis steht. In der reich angebauten Umgegend liegen mehrere Klöster und das alte feste Schloß Aljuferia. — Durch die heldenmüthigste Vertheidigung unter General Palafox (ohch) in zwei Belagerungen hat sich Saragoza ein unsterbliches Andenken gestiftet. Die erste derselben begann nach Erstürmung der außerhalb gelegenen Klöster und des Berges Terrero am 3. August 1808. Das Auffliegen eines Pulverspeichers am Cosso hatte die Franzosen ermuthigt, und schon am 4. Aug. drangen sie durch eine Sturmlücke ein, vermochten aber, da jedes Haus in eine Festung verwandelt wurde, innerhalb zehn Tagen nur vier Häuser zu erobern. Während sie sich auf der einen Seite des Cosso behaupteten, fochten die Spanier auf der anderen Seite mit der äußersten Erbitterung. Priester feuerten den Muth an zum Todeskampf. Man wollte das Heiligthum der Jungfrau vom Pfeiler schützen und verdankte demselben die Rettung der Stadt. Das Anrücken einer Heerschaar von Valencia zum Entsatze veranlaßte die Belagerer in der Nacht vom 15. Aug. eilig abzuziehen, indem sie ihr schweres Geschütz in den Kaisercanal warfen. Das Volk jauchzte: Es lebe unsere liebe Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite, noch heißere Belagerung ihren Anfang. Auf die Nachricht von dem Ausrüsten neuer Heermassen gegen Saragoza schuf man die Klöster in Citadellen um und machte jede Häuserreihe zu einer Schanze; in den wichtigsten Straßen wurden Querwälle gezogen und viele Häuser mit Schießscharten versehen. Man hatte 160 Feuerschlünde und bei einem hinreichenden Salpeter-Vorrath

bereitete man nur täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel hatte man auf sechs Monate für die 15,000 Mann starke Besatzung; aber nachdem sich nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (23. Nov.) die Stadt mit Verwundeten gefüllt und Palafox die Zahl der Vertheidiger durch Zuziehung von zerstreuten Soldaten auf fast 30,000 Mann gebracht, trat doch bald Mangel ein. Am 20. Dec. 1808 erschien der Feind vor dem Platz. Der Torrero wurde erstürmt, und am 9. Jan. begann das Feuer aus acht Breschebatterien. Bis zum 27. Jan. waren drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang; doch mußte er jeden Schritt mit Blut erkaufen. 23 Tage lang wurde inmitten der Stadt gekämpft. Im Rücken der Franzosen sammelte sich bewaffnetes aragonisches Landvolk, um ihnen die Zufuhr abzuschneiden, und sie mußten oft großen Mangel leiden. Aber auch in der Stadt stieg die Noth. Die Seuche raffte täglich Hunderte fort; es fehlte an Heilmitteln, Decken und Nahrung; zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf Palafox jede Aufforderung des französischen Marschall Lannes zur Uebergabe; mit den Worten: Bis zur letzten Lehmwand! (hasta la ultima tapia) verließ er den Kriegsrath. Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort. Von den Kellern bis zum Dach und in jedem Stockwerk wüthete der Kampf. War aller Widerstand vergeblich, so zündete man die zu dem Ende mit Theer überzogenen Häuser an oder sprengte sie in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Zwei kleine einstöckige Häuser wurden erst nach zwei Tagen vom Feinde erobert. So konnte derselbe erst am 7. Febr. seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten und versuchte durch Stollenbau unter der Erde durchzubrechen. Die Belagerten führten Gegenminen. Oft trafen beide Parteien in den unterirdischen Gängen aufeinander und schlugen sich mit Säbel und Bayonnet, bis die weichende Partei ihren Bau zerstörte. Als es dem Feind gelungen war, durch Minen einen Theil der Universitätsgebäude zu stürzen, kämpften unter den einstürzenden Mauern und brennenden Balken selbst die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Am 18. Febr. eroberte der Feind die Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro, und nun

war auch diese Seite des Platzes dem Feuer des Belagerungsgeschützes blosgestellt. Das entschied den Fall der Stadt. Die Franzosen hatten ein Drittel der Ringmauer, ein Viertel des Grund und Bodens inne. Sie hatten 13 Kirchen und Klöster erobert, 40 waren noch zu nehmen. Innerhalb 42 Tagen hatten sie 16,000 Bomben in die Stadt geworfen und trieben jetzt sechs neue Stollen unter dem Cosso durch; in jedem derselben waren Minen angebracht und mit 3000 Pfund Pulver gefüllt, die mit einem Schlage springen sollten, um die Häuser auf der anderen Seite des Cosso zu zertrümmern. Es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit vier Wochen bleich und abgezehrt in einem kleinen Keller. Binnen sechszig Tagen waren über 54,000 Menschen, wovon der vierte Theil Soldaten, durch Hunger, Schwert und Seuchen umgekommen. Kaum 9000 Mann waren noch dienstfähig geblieben, und am Tage der unter ehrenvollen Bedingungen abgeschlossenen Uebergabe (24. Febr.) lagen sechstausend Todte unbegraben vor den Kirchen, auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Saragoza's Thaten sind mit Demant an den Ehrensäulen der Geschichte eingegraben; sie lehren uns, was es heißt, Gut und Blut für des Lebens heiligste Güter zu opfern.

Zweites Kapitel.

Das Dampfschiff der „Phönicier" lichtete frühzeitig die Anker. Während der Nacht hatte es geregnet; die See ging hoch, und kaum hatten wir den Montjuy umsegelt und die Mündung des Llobregat passirt, als sich das Wetter sehr stürmisch gestaltete und mit finsteren Wolken drohte, die über den grünen Bergen der spanischen Küste daherzogen. Diese ist sehr malerisch, doch wenig bevölkert; nur hie und da stehen vereinzelt graue Wartthürme auf vorspringenden Hügeln dicht am Meer. Bei der Stadt Sitjez hielten wir einige Augenblicke an; dann steuerten wir in die hohe See hinaus und verloren bald die spanische Küste aus den Augen. Die Wogen gingen immer höher, der

Wind wehte heftiger, eine Menge Delphine tummelte sich um das Schiff, was als Anzeichen eines nahen Sturmes gilt, und mit einbrechender Dämmerung wurde das düstere Gewölk längs der spanischen Küste von rothen Blitzen zerrissen. Der Donner mischte sich in das Gebrüll der Wogen, deren Schaumkämme häufig über das Schiff hinwegspritzten. Die Nacht wurde so schwarz, daß man kaum die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte und ein Regenschauer trieb mich bald vom Verdeck. Vergebens suchte ich nach Ruhe in meiner Coje (Kammer). Die furchtbaren Stöße, die das gleich einem Trunkenen hin und her taumelnde Schiff erlitt, das Stöhnen und Wimmern der Seekranken neben, unter und über mir, verbunden mit den üblen Gerüchen des Erbrechens, die aus den düsteren, nur matt von flackernden Lampen erhellten Räumen emporstiegen, ließen mich kein Auge schließen. Ich ruhte im mittelsten Stockwerk meiner Kammer, unter mir ein Franzose, und grade neben mir befand sich das kleine, mit fingerdicken Glase verschlossene Fenster. Plötzlich schlug eine Woge so gewaltig an's Fenster, daß die Scheiben klirrend auf den Boden flogen, und eine zweite noch stärkere Woge schwemmte mich förmlich vom Lager hinweg. Ich fiel auf den Besitzer der unteren Coje, welchen der Stoß ebenfalls vom Lager geschleudert hatte. Wir halfen uns beide unter Lachen und Verwünschungen auf die Beine und mußten die Nacht im Salon der Cajüte noch leidlich genug auf den Sophas zubringen. Beim Erwachen fanden wir das Schiff bereits vor den blühenden Gestaden von Valencia geankert; allein schwere Regenwolken entzogen uns größtentheils den Anblick der Thürme und vergoldeten Kuppeln, so wie die Aussicht auf die Felsenberge, welche die reizende Ebene Valencia's und seine berühmte Huerta *) in weitem Zirkel umkränzen.

Vor uns lag der Grao oder Hafenort von Valencia, und wegen der Seichtigkeit des Wassers waren wir eine Viertelstunde

*) Unter Huerta versteht man den eine Ortschaft umschließenden Gürtel von Gemüsefeldern, Parkanlagen u. dergl., kurz, das gesammte dazu gehörige Gartenland. Die Huerta von Valencia nimmt den größten Theil der Ebene zwischen den Gebirgen von Cullera, Chiva und Murviedro ein und umfaßt 54 Ortschaften.

weit vom Hafendamm vor Anker gegangen. Die Rhede ist berüchtigt wegen der Gefährlichkeit des Landens bei hochgehender See; oft ist dies ganz unmöglich. Alles schien sich auch jetzt vor der Brandung zu fürchten, und es dauerte ziemlich lange, ehe man uns das Signal gab, daß wir landen dürften. Bald tauchte ein großes, mit vierundzwanzig Ruderern bemanntes Boot aus den Wellen auf, um die Passagiere überzufahren. Doch umsonst warf man demselben Taue zu, um es an das Dampfschiff heranzuziehen; die trotzigen valencianischen Seeleute wollten nicht eher anlegen, als bis jeder der Passagiere einen Piaster als Fahrgeld versprochen hatte. Dies scheint ein ungemein hoher Preis; aber man muß die See bei Valencia gesehen haben, um es ganz natürlich zu finden. Die vielen Passagiere konnten nur nach und nach an's Land geschafft werden. Ich war einer der letzten und ward wirklich von einem leichten Schauder befallen, als ich mich in dieser Nußschale auf dem wildbewegten Meere zwischen klafterhohen Wasserhügeln sah, bald hoch gehoben, bald tief gesenkt. Die Ansicht des Strandes verhinderte der fortwährend überstürzende Wall der donnernden Brandung. Als wir uns derselben näherten, rief uns der Bootsführer zu, wir möchten uns festhalten. Gleich nachher schnellten die Ruderer unser Boot mit einem raschen Stoß auf den Kamm der Brandung hinauf. In demselben Augenblick verschwanden wir inmitten des Schaumgewühls der tobenden Wellen, welche über uns hinwegstürzten und Passagiere sammt dem Gepäck durchnäßten. Doch die Brandung war glücklich überwunden. Das Boot rannte mit solcher Gewalt auf den Sand, daß die Planken krachten und mehrere Passagiere, welche sich nicht gehörig festhielten, rücklings in's Boot stürzten. Die Matrosen sprangen nun in's seichte Wasser, um Passagiere und Gepäck auf's Trockne zu tragen. Nach Beseitigung des Zoll- und Gesundheitsamtes, wo die Reisenden einen Gesundheitsschein von der Behörde ihres Ausgangsortes vorzeigen müssen, warf ich mich in eine der zahlreichen Tartanen, deren Führer die Reisenden mit lautem Gebrüll und Peitschenknall begrüßten.

Valencia liegt drei Viertelstunden landeinwärts vom Grao. Von hier führt mitten durch die Huerta die Alameda vieja, d. i.

eine vierfache, mit steinernen Ruhebänken versehene Pappel- und Ulmenallee, in schnurgrader Richtung nach der Stadt, deren Ansicht durch die zahllosen Bäume verhüllt wird, welche das herrlich bebaute Land auf allen Seiten bedecken. Die Sonne war durch das Gewölk hindurchgebrochen und beleuchtete strichweise die im üppigsten Schmucke des Frühlings prangenden Gefilde. Wogende, bereits im Gold der Reife schimmernde Weizensaaten, durchschnitten von Alleen dicht belaubter Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume, wechseln mit üppigen Mais-, Artischocken-, Bataten- und anderen Gemüsefeldern, umgürtet von klafterhohen Hecken des spanischen Rohrs, welches auch die zahllosen, durch diese reiche Ebene gehenden Canäle und Gräben einfaßt. Hier ruht das Auge auf Blumengärten, dort sieht man wiederum Hanf- und Leinfelder, Orangenhaine und Cactuspflanzungen zur Zucht der Cochenille. Düstre Cypressen und breitkronige Pinien umrauschen das weiße Gemäuer der zerstreuten Landsitze, das überall durch das hellgrüne Laub der Maulbeerbäume hindurchblickt. Hie und da hebt auch eine schlanke Dattelpalme ihr anmuthvolles Blattgefieder hoch über die übrigen Bäume und ärmlichen Hütten der Arbeiter empor, deren hohe, spitze Strohdächer gewöhnlich mit einem rohen hölzernen Kreuze geziert sind. — Eine Reihe von Landhäusern, Schenken und Frucht-Verkaufsläden, die zu der weitläuftigen Vorstadt Murviedro gehören, verkündeten mir die Nähe von Valencia, dessen Thürme und Paläste gleich darauf hinter den Bäumen der Alameda oder öffentlichen Promenade erschienen, die am linken Ufer des seichten Flusses Turia oder Guadalaviar hinführt. Beide Ufer sind mit baumgeschmückten Kais eingefaßt und durch fünf lange antik gebaute Quadersteinbrücken verbunden.

Valencia wurde im Jahre 140 vor Chr. von den Römern gegründet. Wegen der Nähe von Sagunt blieb sie lange unbedeutend. Erst unter den Westgothen (seit 413) und mehr noch unter der Herrschaft der Mauren erlangte sie Macht und Größe, so daß sie sich 1027 zur Hauptstadt eines eigenen maurischen Königsreichs erhob. Im Jahre 1097 wurde die Stadt nach

zehnmonatlicher Belagerung von dem hochberühmten spanischen Helden Cid*) erobert und bis zu seinem Tode behauptet. Bald fiel sie den Mauren auf's Neue in die Hände, bis sie endlich 1238 denselben auf immer entrissen und mit der Krone von Aragonien vereinigt wurde. Gegenwärtig ist sie die dritte Stadt des Reiches mit 160,000 Einwohnern.

Valencia hat einen ganz morgenländischen Anstrich. Hohe Ringmauern mit Zinnen und mit einer Menge Thürme besetzt, Thore auf beiden Seiten mit mächtigen Festungsthürmen, hohe Häuser mit zum Theil platten Dächern, hundert Dome und Kuppeln, deren glasirte Ziegel im Sonnenschein glänzen, unzählige Kirchen, deren Thürme schlank und zierlich bis in die äußerste Spitze aus Stein gebaut sind, innerhalb der Stadtmauern ein unentwirrbares Labyrinth von Häusern, die nicht neben, sondern in und auf einander zu stehen scheinen, dazu endlich in der Landschaft vereinzelte Dattelpalmen — alles dies sind charakteristische Züge der Stadt. Auch bei näherer Betrachtung verliert sich der Totaleindruck des Morgenländischen keineswegs, wenn man die burgartigen Paläste und die kleinen unregelmäßigen Plätze sieht, oder wenn man in die vielfach verschlungenen, engen, krummen, von himmelhohen Häusern verdunkelten Gassen eintritt, in welchen, da sie nicht gepflastert sind,

*) Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Bivar, von den Mauren der Cid (arab. spr. Sid), d. i. Herr, von seinem Volke el Campeador, d. i. der Kämpfer genannt, lebte von 1026 bis 1099. Er glänzt als das Urbild spanischer Ritterlichkeit durch den Ruhm eines unvergleichlichen, nie besiegten Kriegers, durch strenge Gradheit und Untadelhaftigkeit, Enthaltsamkeit und Verachtung alles weichlichen Lebens, Unbeugsamkeit des Charakters und großmüthigen Edelsinn. Unter König Ferdinand I. († 1065) hatte er mancherlei Wandelungen des Schicksals durch Verleumdungen der Höflinge zu erfahren, so daß ihm auf eine Zeit lang all sein Gut und selbst sein Weib sammt den Kostbarkeiten genommen wurde; doch blieb er nichtsdestoweniger seinem Könige und Vaterlande treu in der Stunde der Gefahr, und ging endlich mit Ehren aus allen Kämpfen gegen seine Feinde hervor. Er starb in Valencia; sein Leichnam ruht aber in Castilien zu St. Peter von Cardena neben seiner edlen Gemahlin Ximene (Chi); unter den Bäumen vor dem Kloster liegt Babieca, sein treues Streitroß. Die Dichtkunst hat den Helden durch einen Kranz von Romanzen verherrlicht.

bei trockenem Wetter ein entsetzlicher Staub herrscht. Endlich bedarf es nur eines Blickes auf die Bevölkerung, um rein erhaltenes saracenisches Blut zu erkennen; denn in jeder Straße begegnet man Landleuten, denen nur der Burnus und die lanzenlange Flinte fehlt, um den afrikanischen Beduinen bis zum Sprechen zu gleichen; auf Schritt und Tritt sieht man fremdartige Frauengesichter mit seltsam wildem Ausdrucke. Sie haben straffes schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, eng geschlitzte und schräg gestellte Augen, gebogene Nase, vorstehende Oberlippen und einen Mund, dessen Winkel, wie derjenige der Augen, nach oben gerichtet ist. Ein davon ganz verschiedenes Geschlecht, weiß und blond und blauaugig, mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit, ist indeß unter den Bewohnern der Stadt entschieden vorherrschend und weist auf den altgermanischen Stamm der Gothen hin. Auf diese Weise wird die vielhundertjährige Feindschaft zwischen Stadt und Land durch die Gegensätze des Blutes erklärt. Das Mißtrauen der Stadt gegen das Land geht so weit, daß man bis in die neuesten Zeiten, so oft Feuer in Valencia ausbrach, schleunigst die Thore sperrte, damit die Bewohner der Huerta die allgemeine Verwirrung nicht etwa zu einem allgemeinen Sturm auf die Stadt mit Mord und Plünderung benutzen möchten. — Aus der Mischung der beiden genannten Stämme scheint ein reichbegabtes Geschlecht hervorgegangen zu sein; denn man sieht sehr oft rabenschwarzes Haar mit den reinsten blauen Augen, und zuweilen auch den scharfen asiatischen Gesichtsschnitt mit der weißen durchsichtigen Haut des Nordens gepaart. Dies Alles verleiht namentlich jungen Mädchen einen besonderen Reiz, die mit der leichten Anmuth des Aeußeren eine gewisse schüchterne Zurückhaltung und Verschämtheit verbinden, welche sonst bei den Spanierinnen nicht heimisch ist.

Es war eines Sonntags früh um eilf Uhr, als ich in dem Gasthof „Stadt des Cid" ankam. Da Alles von Reisenden überfüllt war, so mußte ich mit einem kleinen Gemach im dritten Stockwerk vorlieb nehmen. Doch hatte ich einen Balcon, der mir die freie Aussicht über die platten Dächer der Nachbarhäuser gestattete, eine Aussicht, die geeignet war, mir manches Volksthümliche vor Augen zu führen, sofern in Spanien häufig mehr

auf den Dächern, als in den Straßen passirt. Auch wird der Blick alsbald auf die hinter den stets offenen Hausthüren gelegenen innern Höfe gelenkt, die nicht selten von zierlichen Säulengängen umgeben sind, und jenseits der Hintergebäude bemerkt man reizende kleine Gärten, in denen die schönsten Blumen prangen und durch deren dichtes Laubwerk das Gold der Südfrüchte hindurchblinkt. — An der Table d'Hôte vermißte ich mein Tischgetränk von Barcelona; denn der Wein war schlecht, und selbst das edle Gewächs von Alicante, den ich im Auslande ungleich besser getrunken, wurde mir hier ganz in der Nähe seines Geburtslandes als eine Art Syrup aufgetragen, der aus dem Kessel eines Liqueurfabrikanten hervorgegangen zu sein schien. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines Hamburger Kaufmanns, der mich begleitete, um die viel gepriesenen Promenaden der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Die Fahrt auf der Alameda*), die vorzugsweise Sonntags und Donnerstags besucht wird, beginnt nach der Mittagsruhe (Siesta), das heißt zwischen fünf und sechs Uhr und dauert bis sieben Uhr. Diese Promenade, welche den Blick auf die vielthürmige Stadt und die Huerta vergönnt, ist eine 1500 Fuß lange vierfache Allee von Silberpappeln, Platanen und Ulmen, mit steinernen Bänken und einigen Marmorfontainen, denen jedoch das Wasser mangelt. Die Ziergärten auf der linken Seite der Alameda sind im altfranzösischen Geschmack angelegt; die zu mathematischen Figuren geformten Blumenbosquets hat man mit glatt geschorenen Buchsbaumhecken umgeben, die Orangen, Cypressen, Myrten und Rosen sind zu abenteuerlichen Gestalten verschnitten, und obgleich es auch recht hübsche Partien giebt, so verdient das Ganze doch nicht das viele Rühmen, das man wohl davon gemacht hat. Anziehender ist dem Fremden das Schauspiel, das sich auf der Promenade selbst entfaltet. Diese wird nämlich durch die vier Baumreihen in drei parallele Gänge getheilt, von denen der mittelste und breiteste für die Fußgänger

*) Alameda bedeutet eigentlich Pappelallee, und man versteht darunter die zum abendlichen Lustwandeln und zu Spazierfahrten bestimmte Hauptallee oder mit Bäumen bepflanzte Hauptstraße einer Stadt.

bestimmt ist, die beiden Seitengänge dagegen für die Wagen, die am Südende der Allee, wo sich ein kreisrunder Platz befindet, umlenken und in den andern Fahrweg einbiegen, so daß man vom Mittelgange aus rechts und links eine lange Wagenreihe sieht, welche sich langsam nach entgegengesetzten Richtungen bewegen. Von großer Pracht ist dabei keine Rede. Obwohl Valencia sich durch seinen reichen hohen Adel auszeichnet, so sieht man doch nur sehr wenig, meistens altväterische und von vier Maulthieren gezogene Karossen; das beliebteste Fuhrwerk ist vielmehr die Tartane in ihrer ursprünglichen Einfachheit, ein zweirädriger Karren, auf der Achse aufliegend und mit Wachstuch überspannt, mitunter auch recht zierlich und von stattlichen, reich aufgezäumten Pferden oder Maulthieren gezogen. Gerade so wie die Wagen bewegt sich die Masse der Fußgänger, die aus den weniger begüterten Classen bestehen, im Mittelgange auf und nieder, während die niedrigen Stände und die Landleute der Huerta sich auf einer langen Steinbank zu lagern pflegen, welche längs der Mauer hinläuft, die das Flußbett des Turia begrenzt. Hier stehen auch die Buden zum Verkauf von Erfrischungen und Confect, das die Spanier, als Südländer auch Süßschmecker, außerordentlich lieben. Die Wasserträger bieten den Vorübergehenden mit lautem Geschrei Eis und Wasser an, und zerlumpte Jungen belästigen die Herren unaufhörlich mit dem gellenden Rufe: „Feuer, Feuer, meine Herren, wer will Feuer!" (valencianisch: Fog, Fog, Siñore (inj), que vol fog!), indem sie ihre brennenden Lunten zum Anzünden der Cigarren unter die Nase halten. Man zahlt dafür einen Cuarto (Kupferdreier). Weist man das Feuer zurück, so verlangen die kleinen Plagegeister wenigstens eine Belohnung für das Anerbieten, und hilft Geschrei nichts, so legen sie sich auf's Jammern, bis man ihnen zuletzt etwas giebt, um sie nur los zu werden. — Von der Alameda begiebt man sich nach sieben Uhr zur Glorieta. Dies ist ein öffentlicher Garten innerhalb der Stadtmauern, dicht am Seethore, wo die Vornehmeren bis zu Anfang des Theaters ($8^1/_2$ Uhr) lustwandeln. Besonders an Sonn- und Festtagen ist der Besuch sehr zahlreich. Wir waren kaum eingetreten, als eine Tartane nach der andern vor dem schönen vergoldeten Git-

terthor, dessen steinerne Pfeiler mit zwei Marmorlöwen geziert sind, stille hielt. Mitten durch die Glorieta läuft ein breiter, von Myrtenhecken und Organgenalleen eingeschlossener Gang, geräumig genug für einige Tausende, und auf beiden Seiten stehen in langen Reihen einfache Rohrsessel zum Ausruhen und zur Beschauung der Vorübergehenden. Ein jeder Sessel kostet zwei Quart, und der Ertrag fällt dem Waisenhaus zu. Mit Vergnügen mustert man hier die vielgepriesene Blume der spanischen Damenwelt, deren Schönheit mit der von Cadiz und Malaga wetteifert. Halbverhüllt in die durchsichtige schwarzseidene Mantilla oder in den langen weißen Spitzenschleier, den rauschenden ewig beweglichen Fächer in der Hand, mit majestätischer Haltung und im leisen, lebhaften Gespräch die dunkelen Gluthaugen hierhin und dorthin werfend, schweben sie, gleich Grazien, vorüber. Auch die dunkelhaarigen Männer zeichnen sich meistentheils durch hohen schlanken Wuchs und schwarze blitzende Augen aus, den Fremden fesselnd durch geistig bewegte Züge des Gesichts und feines zuvorkommendes, doch dabei immer gemessenes Wesen. Als Decoration der Scene denke man sich blühende Citronenalleen, Myrten- und Rosenhecken, Hängeweiden und Platanen, dazu die azurene Kuppel des durchsichtigen spanischen Himmels, an denen bereits einzelne Sterne erglimmen. Die Glorieta ist zwar ebenfalls im französischen Stil angelegt, aber gewiß einer der schönsten öffentlichen Gärten mit echt südlichem Gepräge. In der Mitte des Gartens steht eine einfache Fontaine von weißem Marmor, aus der sich auf einem Jaspis-Block ein herrlich gearbeiteter Meergott erhebt. — Nach der Glorieta geht man in's Theater. Das Haus ist einfach gebaut, hat aber einen außerordentlich großen Saal von der gefälligsten Form mit 2000 Sitzplätzen. Die Stadt unterhält stets eine stehende Schauspieler- und italienische Operngesellschaft. Die Oper ist immer am besuchtesten, da die Leute hier zu Lande große Musikfreunde sind. Bei alledem ertönen die Straßen und öffentlichen Plätze keineswegs von Sang und Klang; man hört vielmehr kaum eine andere Musik als solche, die von Amts wegen gemacht wird, im Theater, auf der Parade, von herumziehenden Gesellschaften oder auch von Spieluhren, die in großer

Gunst stehen. Diese Erscheinung mag ihren Grund darin haben, daß das hiesige Volk ein sehr zartes Ohr und dabei eine rauhe Stimme hat, die dem Ohr nicht genügt. Mich ergötzten an diesem Abend, mehr noch als die Oper, die spanischen Nationaltänze, die in den Zwischenacten mit überraschender Anmuth und Vollendung des Spiels aufgeführt wurden. Erst spät in der Nacht endigte die Oper, und beim Zuhausegehn verirrten wir uns in dem dunkeln Labyrinth der damals noch nicht, wie gegenwärtig, mit Gas erleuchteten Straßen, was zu jener Zeit, wo man fast wöchentlich von einigen in den entlegeneren Stadttheilen verübten Raubanfällen hörte, nicht unbedenklich war. Nach langem Hin- und Herlaufen trafen wir endlich einen „Seréno" oder Nachtwächter, der uns zurechtwies. Der Name Seréno, d. i. Heitermann, hat einen eigenthümlichen Ursprung, Valencia war nämlich die erste Stadt Spaniens, wo man Nachtwächter einführte. Ein jeder trägt eine Laterne und eine Hellebarde, auch muß er die Stunde, so wie das Wetter ansagen*). Da nun der Himmel gewöhnlich heiter (seréno) ist, so gab man ihnen anfangs den Spitznamen Serénos (Heitermänner), der nachher der gewöhnliche wurde.

Mit einem Franzosen, den ich auf dem Dampfschiff kennen gelernt, frühstückte ich heute Morgen in dem Jardin**) del Santisimo, einem nahe bei der Alameda gelegenen öffentlichen Gesellschaftsgarten. Es war kaum acht Uhr; gleichwohl brütete die Sonne schon heiß glühend über Valencia, dessen Bewohner, nichtsdestoweniger dicht in ihre Mäntel gehüllt, anfingen ihren Geschäften nachzugehen. Langsamen Schrittes, aber doch nicht ohne Schweißtropfen, erreichten wir den gut unterhaltenen Garten. Er liegt mit seinen Blumenpartien mitten zwischen den Maulbeerpflanzungen der Huerta, ist von zierlichen Geflechten

*) Der gewöhnliche Ruf ist z. B. um 11 Uhr (denn sie rufen in Spanien von 11 Uhr nachts bis 4 Uhr morgens): „Ave Maria, las once han dado; cielo sereno!" „Ave Maria, es hat eilf geschlagen; heiterer Himmel!"

**) Jardin ist Blumengarten.

aus spanischem Rohr umhegt und enthält eine Anzahl Lauben, überragt von einer Menge breitästiger Granatäpfelbäume, hochstämmiger Cypressen und anderer Bäume. Freundlich grüßend empfing uns die behäbige Wirthin. Wir nahmen Platz zwischen den Wänden einer Rosenlaube, und in den darüber sich wölbenden Zweigen mehrer Orangenbäume prangte zugleich neben der Frucht die Blüthe. Man brachte uns Chocolade, Erdbeeren, Orangen und köstliches Weißbrot. Um unsere schattige Blättergrotte wogte ein Meer von Licht und Farbenpracht; die Luft war mit den süßesten Düften geschwängert, fleißige Bienen summten zwischen den Rosen, und von der Stadt herüber erscholl das Geläute der Morgenglocken. Wonne umwehte mit weichem Flügel meine Seele, und die Erinnerung an diesen Maimorgen wird oft noch wie ein Sonnenstrahl aus Eden in mein Herz fallen. Selten hat mir Etwas so trefflich gemundet, als dieser Teller voll aromatischer Erdbeeren, in dem verzuckerten Safte frisch gebrochener Orangen schwimmend. Die Bewohner der Huerta cultiviren sie im Großen und bringen sie täglich in gewaltigen Massen zur Stadt. — Nicht weniger angenehm ist es, einen schönen Abend an diesem lieblichen Orte zuzubringen, wo dann die Kuppeln der vielen Thürme Valencia's im Purpur des verscheidenden Tages erglühen und die großen brennend rothen Blumen der Granaten aus dem glänzenden hellgrünen Laube wie feurige Kohlen hervorleuchten, während der Zephyr mit dem zarten Blattgefieder der trauerweidenartig niederhängenden Weinspille (Schinus molle) kos't und der feurige Benicarlo in den hellgeschliffenen Gläsern blinkt und die lispelnden Klänge der melodischen castilianischen Sprache von hundert schönen Lippen ertönen. Dieser Garten ist einer von den wenigen öffentlichen Vergnügungsörtern, wohin sich selbst die vornehmsten Classen zu begeben pflegen. Denn im Allgemeinen ist es weder hier noch überhaupt in Spanien gebräuchlich, ja sogar gegen die feine Sitte, dergleichen Oerter zu besuchen; auch giebt es solche Belustigungslocale und Restaurationen, wie wir sie haben, gar nicht. Die öffentlichen Vergnügungen der gebildeten Stände beschränken sich in Spanien auf Stiergefechte, das Theater, das Erscheinen auf der Promenade, so wie auf den Besuch der

Kaffeehäuser und Eishallen. Fahrten in den Wald oder nach einem benachbarten Dorfe, um daselbst ein Concert zu hören, Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen, kennt man nicht. Es giebt zwar überall in den Städten eine Menge sogenannter „Casas de Recres“ (Restaurationen); allein in diesen versammelt sich blos das gemeine Volk.

Unter den acht Thoren der Stadt zeichnen sich besonders zwei, die Puerta de Serranos und die Puerta de Cuarte, durch ihre dicken runden zinnengekrönten gothischen Doppelthürme aus. Das letztere Thor hat auch geschichtliches Interesse durch den furchtbaren Sturm, welchen der Marschall Moncey am 28. Juni 1808 auf dasselbe unternahm; doch nach mehrstündigem Kampf und empfindlichem Verlust mußten die Franzosen den tapferen Männern Valencia's weichen.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden der palastreichen Stadt gehört die den Handelsgerichten zum Sitz dienende sogenannte Lonja de la Seda. Die nach dem Marktplatz zu gerichtete Hauptfront hat ein schönes gothisches Eingangsthor, zu dem eine breite Marmortreppe führt. Das Erdgeschoß nimmt eine prachtvolle gothische Halle von 134 F. Länge und 75 F. Breite ein, welche durch die acht schlanken gewundenen Tragsäulen des Gewölbes in drei Schiffe getheilt wird. Diese Halle ist zum Ein- und Verkauf der rohen Seide bestimmt, die einen Haupthandelszweig von Valencia ausmacht. Daher der Name Lonja de la Seda (Seiden-Börse). Beachtungswerth ist auch das im modernen Stil am St. Domingo-Platz erbaute frühere Zollamt, jetzt eine königliche*) Cigarrenfabrik, bei der viele Hunderte von Mädchen und Weibern beschäftigt werden.

Vor der Rückkehr in meinen Gasthof trat ich in eine der Hauptkirchen. Es mußte eine besondere Feierlichkeit darin vorgehen; denn die Räume waren voll Neugieriger. Ich näherte mich dem Chor und sah innerhalb desselben einen reichen Katafalk, um welchen auf großen silbernen Leuchtern zwei Reihen Kerzen

*) Der Tabakshandel ist nämlich in Spanien ein Vorrecht der Krone, welches von Zeit zu Zeit verpachtet wird. Daher hat man im Lande nur wenige Tabaks- und Cigarrenfabriken; die größte ist in Sevilla (lja).

brannten, während Geistliche Kirchengebete für den Verstorbenen sprachen. Nach Beendigung der Ceremonien bewegte sich aus dem Gitterthor des Chors, unter Anführung eines stattlichen Priesters, der mit vollklingender Baßstimme pausenweis einige Worte sang, ein langer geistlicher Zug; lauter Männer in langen schleppenden Gewändern und mit schwarzen zugespitzten Mützen. Kaum war der Zug verschwunden, so fing man an das Trauergerüst abzuschlagen. Der Leichnam, der, ohne andere Umhüllung als die der Sterbekleider, mit entblößtem Gesicht und über der Brust gefalteten Händen auf dem kirchlichen Paradebett ausgestellt war, wurde nun ganz so, wie er war, in den mittlerweile herbeigebrachten Sarg gelegt. Eine Stunde später sah ich im Schiff der Martinskirche in ähnlicher Weise, aber nur auf einer einfachen Bahre, den Leichnam einer jungen Frau ausgestellt. Auf den bleichen Zügen ihres marmorweißen Antlitzes schwebte noch ein unbeschreiblicher Ausdruck von Milde und Anmuth. Das Haupt in eine Art Nonnenschleier gehüllt und mit aufwärts gefalteten Händen, lag sie da, wie eine jener Bildsäulen, die wir auf den Steinsärgen des Mittelalters sehen.

Noch etwas Seltsames sei hier angeführt, was ein anderer Reisender berichtet. Ich stand, sagt derselbe, auf dem San Juans-Platz, wo die Trödler ihren Markt haben. Da erschien auf schwarzem Roß ein schwarzgekleideter Mann. Ihm voraus ritten vier Trompeter und vier Wappenherolde, hinter ihm folgten Hellebardenträger und Soldaten. Der Schwarzgekleidete war der öffentliche Ausrufer, der aber — und darin liegt eben das Seltsame — stets auch zugleich das verachtete Fleischer-Handwerk betreibt. Daraus kann man abnehmen, in welcher Achtung bei den Spaniern die Herolde des Gesetzes stehen, und dieser Umstand wirft kein eben vortheilhaftes Licht auf die Ehrerbietung vor dem Gesetze selbst.

Valencia war schon früh einer der Hauptheerde Spaniens für Kunst und Wissenschaft, wie denn hier z. B. die Buchdruckerkunst zuerst in Spanien eingeführt wurde. Noch jetzt bezeigen die Einwohner große Liebe zu den schönen Künsten, und kaum

dürfte sich der Palast eines Adeligen finden, welcher nicht einige werthvolle Gegenstände der plastischen (bildenden) Kunst oder der spanischen Malerei *) enthielte. Viele ausgezeichnete Gemälde sind in den Kirchen zerstreut, und noch mehr befanden sich in den neuerlich aufgehobenen Mönchsklöstern. In dem Kloster del Carmen, in dessen Höfen ich acht stolze Dattelpalmen bewunderte, hat man 6 bis 700 Gemälde, die früher in Klöstern waren, zu einer Sammlung vereinigt, die manches Bedeutende aufzuweisen hat. Die größten Kunstschätze besitzt aber unstreitig die der heiligen Jungfrau geweihte Kathedrale, ein großer Marmortempel, bei dem man nur bedauern muß, daß, obgleich die Anlage ursprünglich gothisch ist, so viele Bauarten durch einander gemengt sind. Dieses Gotteshaus nimmt die Stelle der ehemaligen Hauptmoschee ein, deren Mauern wohl bei seiner Erbauung benutzt sein mögen. Das Innere besteht aus drei prachtvollen Schiffen von verschiedenfarbigem Marmor, die aber etwas niedrig sind. In dem ein gleichseitiges Viereck bildenden Capitularsaal ist der Altar, welcher eine ganze Wand einnimmt, mit einem unglaublichen Reichthum der zierlichsten Bildhauerarbeiten ausgestattet. Von hohem Kunstwerth sind auch die Nußbaumholz-Bildwerke der Chorstühle. Zwei gewaltige, in dem Saale aufgehängte Ketten wurden einst aus dem Marseiller Hafen erobert. In der Sacristei, wo man unter anderen seltsamen Reliquien einen Achatbecher zeigt, dessen sich Christus beim Abendmahl bedient haben soll, zog mich besonders eine Grablegung Christi von Murillo an. Frescogemälde von Lopez und anderen Meistern sieht man in der Kapelle des heiligen Petrus und in der Kapelle der Jungfrau der Verlassenen neben der Kathedrale. Der Hochaltar war ehedem von gediegenem Silber,

*) Man hat die beiden berühmten Malerschulen von Valencia und von Sevilla. Die von Valencia, als die ältere, erreichte unter Karl V. durch Juanes († 1579) und Ribalta († 1628) ihren Gipfelpunkt. Der größte Meister der Schule von Sevilla war Murillo († 1682), der bald alle übrigen spanischen Maler verdunkelte und nicht wenig dazu beitrug, daß die spanische Malerei nächst der italienischen für die bedeutendste galt. Der größte jetzt lebende Geschichts-Maler, Vincente Lopez (eß), ist 1772 zu Valencia geboren.

wurde aber in der neuen Zeit zu weltlichen Zwecken verwendet. Der Kirchenschatz soll freilich noch immer unermeßlich reich sein an Gold- und Silbergeschirr, an Statuen von edlem Metall, an Juwelen und ähnlichen Kostbarkeiten; doch ist dies alles heut zu Tage den Blicken der Uneingeweihten entzogen. — In dem erzbischöflichen Palast, einem ungeheuer weitläuftigen Gebäude in der Nähe der Kathedrale, befand sich früher eine an griechischen und arabischen Incunabeln*) sehr reichhaltige Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Sammlung von mehr als 6000 römischen und griechischen Münzen, so wie viele Kunstdenkmäler aus den benachbarten Ruinen von Sagunt. Der größte Theil dieser Schätze ging indeß durch einen Brand während des Bombardements der Franzosen im J. 1812 verloren. Ein gleiches Schicksal erlitt die Universität, die dermalen für die zweite Spaniens gilt.

Die Plätze Valencia's sind zahlreich, aber meistens klein oder doch von unregelmäßiger Gestalt. Der hübscheste ist noch der Constitutionsplatz **) vor der Kathedrale. Hier war es, wo auf die Kunde von der Wegführung der spanischen Prinzen nach Bayonne und den Madrider Blutscenen ein armer Geflügelverkäufer durch den Ruf: „Es lebe Ferdinand VII.! Nieder mit den Franzosen, und der arme Vogler kündigt Napoleon den Vertilgungskrieg an!" den Aufruhr der gesammten Bevölkerung hervorrief, in Folge dessen sich die heldenmüthigen Valencianer bis 1812 gegen die Truppen Napoleons behaupteten.

Das anziehende Schauspiel eines unendlich bewegten Volkstreibens gewährt in den Morgenstunden der Marktplatz. Mit immer neuem Vergnügen bin ich über denselben gegangen, um die hier aufgestapelten Massen von Erzeugnissen des Bodens und

*) Incunabeln (vom lat. incunabula, die Wiege, daher ab incunabulis, von der ersten Kindheit an) sind die ersten, seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1500 (nach Andern bis 1536) gedruckten Bücher und insofern wichtig, als dazu viele ersten Ausgaben alter Schriftsteller gehören.

**) Seit der Revolution nach dem Tode Ferdinand VII. († 1833) führt der Hauptplatz einer jeden Stadt und eines jeden Dorfes den Namen Constitutionsplatz (Plaza de la Constitucion). Eben so ist es in Portugal

der See zu bewundern und der buntzusammengesetzten Menge zuzuschauen, welche die Buden und Tische der ihre Waaren mit lebhaften Geberden und lauthin schallendem Geschrei ausbietenden Verkäufer umwogt. Es ist ein furchtbarer Lärm, den man gassenweit hört, und inmitten des Getümmels versteht man oft sein eigenes Wort nicht. Und dazu die unendliche Mannigfaltigkeit der Trachten! Hier bieten die Landleute der Huerta ihre Früchte und Gemüse aus, gewöhnlich blos mit einem Hemd und einer kurzen, weiten, nur die Oberschenkel bedeckenden Sackhose bekleidet, den Leib mit einer rothwollenen Schärpe umwunden, an den Füßen Esparto-Sandalen, die mit blauen Bändern an dem in einem Lederschaft steckenden Schienbein befestigt sind, um den Kopf ein buntes Baumwollentuch, und die dickwollene, blau und weiß gestreifte Manta über die Schulter geschlagen. Dort bringen muskelkräftige Gebirgsbewohner in kurzen brauntuchenen Jacken und spitzen, breitkrämpigen schwarzen Filzhüten lange Züge von Eseln und Maulthieren mit Kohlen oder Wildpret beladen. Dazwischen bemerkt man neben großen, von vielfarbigen Meerbewohnern wimmelnden Binsenkörben Gruppen von trotzig blickenden Matrosen und Fischern in blauwollenen Blusen und langen gestreiften Beinkleidern, die catalonische Mütze halb über den Kopf gezogen, die Hände lässig in die dicke Schärpe gesteckt. Unweit derselben lagern einige schweigsam düstere Bewohner der Mancha (tcha), vom Fuß bis zum Kopf in dunkelbraunes Naturtuch und zerfetzte brauntuchene Mäntel gehüllt, und große Haufen von Töpfergeschirr. Zerlumpte Trödler schreien ihre auf großen Tischen sorgfältig gesonderte Waaren aus, bestehend aus altem Eisenwerk, verbrauchten Möbeln, alten Büchern und Kleidungsstücken, darunter oft die erbärmlichsten Fetzenlappen. Ehrsame, halbstädtisch gekleidete Bürgersleute rufen die Vorübergehenden aus ihren Buden an, die von Nahrungsmitteln und allerlei Lebensbedürfnissen strotzen. Dabei schreit Alles, sowohl Käufer als Verkäufer, wild durcheinander, und lacht und singt, daß Einem die Sinne darüber sich verwirren. Dazwischen bieten die Umherträger der Stadtblätter, häufig Blinde, von klingelnden Knaben geführt, ihre Schriften aus und verkünden mit lauter halbsingender Stimme die Tagesneuigkeiten. Die Wasserträger,

kleine cylindrische mit Eiswasser gefüllte Fässer auf dem Rücken, eine blecherne Büchse mit Zuckerwerk um den Leib geschnallt, und ein zierlich geflochtenes Binsenkörbchen mit Gläsern in den Händen tragend, drängen sich durch die dichtgeballten Haufen mit dem kreischenden Geschrei: „Zu trinken, Herr, wer will Wasser?“ (A beber, Siñore, que vol aguia?), während von den breiten Marmorstufen der Lonja halbnackte Bettler wimmern, welche unablässig Gebete hersagend die Vorübergehenden um milde Gaben anflehen; denn trotz der vielen Wohlthätigkeitsanstalten giebt es in Valencia noch immer sehr viele Bettler. Hat sich die Stadt endlich in den späteren Nachmittagsstunden ihrer mannigfach bewegten Gäste entleert, so ziehen die Arbeiter der Huerta mit ihren Eseln durch alle Gassen, kehren allen Unrath zusammen und fahren ihn hinaus zur Düngung ihrer Felder, weshalb Valencia trotz seiner ungepflasterten Straßen und starken Bevölkerung doch eine sehr reinliche Stadt ist; auch die Häuser und Kirchen markiren sich durch sauber gehaltene Nettigkeit. — Was die Sprache des Volkes betrifft, so redet der große Haufe in Valencia zwar catalonisch, aber er ist doch schon des Castilianischen mächtig, dessen sich die Gebildeten, als der allgemeinen Nationalsprache ausschließlich zu bedienen scheinen, während in Barcelona die Provinzialzunge mit so entschiedener Vorliebe gepflegt wird, daß unter den Landeskindern aller Stände niemals auch nur ein Wort castilianisch geredet wird. Dem Deutschen tönen aus dem Catalonischen manche gewohnte Klänge in's Ohr, ja einzelne Wörter sind mit dem Deutschen ganz gleichlautend, so der Name „Paul“ (castilianisch Pablo) und „blau“ (cast. azul).

In dem Stadtviertel des Marktplatzes findet die Industrie ihren Mittelpunkt. Der Hauptgegenstand derselben ist, wie bereits bemerkt wurde, die Seidenfabrikation, von welcher in der Stadt und den Vorstädten gegen 30,000 Menschen leben. Außerdem fabricirt man Tuch, Baumwollenwaaren, Kupfergeschirr und andere Dinge; doch hat keiner dieser Erwerbszweige Bedeutung. Erwähnung verdienen nur noch die buntfarbigen Platten von gebrannter und glasirter Thonerde, mit denen man die Fußböden und auch wohl die Wände belegt, und die bei ihrer vor-

trefflichen Beschaffenheit vielfach und selbst in's Ausland verführt werden. Ein lebhafter Handel wird auch mit dem Reis getrieben, den man in der Huerta baut. Der Seehandel Valencias würde ausgedehnter sein, wenn der Grao statt seiner seichten unsicheren Rhede einen bequemen Hafen hätte.

Die Huerta von Valencia liegt in einer Ebene von vier Meilen Durchmesser. Sie besteht meist aus sandigem oder gypshaltigem Boden, verdankt daher ihre Fruchtbarkeit einzig der Bewässerung. Diese stammt noch von den Arabern her und ist sehr kunstreich. Acht große Canäle, welche sich in unendlich viele kleinere Canäle und Gräben zerspalten und verzweigen, führen aus dem Flusse Turia und geben den Gärten und Vorstädten Valencia's, so wie den Feldern von 54 anderen Ortschaften die Lebensader. Da der Turia durchaus nicht zu den wasserreichen Flüssen gehört, so ist die Bewässerung so ungeheurer Ländereien nur durch die größte Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit bei der Vertheilung möglich. Gewöhnlich alle acht Tage bekommt Jeder seinen Wasserantheil. Zu der für sein Stück Land bestimmten Stunde muß jeder Arbeiter der Huerta, und wäre es auch um Mitternacht, auf dem Platze sein, um die Schleusen aufzuziehen oder zu schließen; denn der geringste Verzug würde gleich den ganzen Gang der Maschinerie stören und großen Schaden verursachen. Um hierüber mit Strenge zu wachen und alle Streitigkeiten unter den 50,000 Bewohnern der Huerta schnell zu entscheiden, besteht seit der Zeit der Mauren ein besonderer Wassergerichtshof, zusammengesetzt aus sieben Beisitzern (Sindicos), welche von den Landleuten der sieben Hauptwasserdistricte gewählt werden. Diese Syndici sind einfache, in der Erbauung der Felder erfahrene Landleute, welche jährlich einen der Dorfrichter zu ihrem Präsidenten wählen und jeden Donnerstag um zwölf Uhr mittags sich zur Abhaltung des Gerichtes auf dem Constitutionsplatz am Haupteingang der Kathedrale versammeln. Hier setzen sie sich auf sieben einfache Strohsessel in ihrem Sonntagsstaat, angethan mit schwarzsammtenen Jacken, blausammtenen

Westen, rothseidenen Schärpen, hellgestreiften langen Beinkleidern, weißen Gamaschen und hänfenen Sandalen, die sie mit blauseidenen Bändern um die Knöchel befestigen, auf dem Kopf den mit vielen Quasten verzierten valencianischen Hut. Der Präsident unterscheidet sich nur dadurch, daß er einen erhöhten Sitz einnimmt und einen weißen Stab in der Hand führt. Dazu denke man sich die Menge der von allen Seiten herbeiströmenden, in ihre blaugestreiften Wolldecken eingehüllten Arbeiter der Huerta. Ich wohnte einer solchen Gerichtssitzung bei. Die Parteien stritten sehr lebhaft mit einander, aber der Präsident behielt beständig seine ernst feierliche Amtsmiene, während die dichtgedrängte Zuhörerschaft im Kreise umher weder durch Worte noch Geberden Zustimmung oder Mißbilligung ausdrückte. Die Parteien sprachen wohl zwanzig Mal abwechselnd mit Geläufigkeit und Eifer, aber immer mit dem größten Anstand. Endlich nahm der Präsident das Wort, um einige Fragen zu stellen; dann hörte er ein paar Zeugen ab, deren einer seine Aussagen vom Pferde herunter über den Ring der Zuhörer hinweg machte. Hierauf sprachen die Parteien von neuem, und als der Beklagte anfing hitzig zu werden, genügte eine Handbwegung des Präsidenten, um ihn in die Schranken zu weisen. Die Verhandlung endigte mit einer Vertagung wegen fehlender Zeugen. Die Strafen bestehen gewöhnlich aus Geldbußen, seltener in Gefängniß. Unbestritten befindet sich das hiesige, übrigens durch seinen jähzornigen und rachsüchtigen Charakter berüchtigte, Landvolk bei diesem einfachen Gerichtsverfahren seit Jahrhunderten wohl und ist damit vollkommen zufrieden.

Auf einem Ausfluge nach dem zwei Stunden südwestlich von Valencia gelegenen See Albufera passirte ich einen Theil der Huerta. Ein Getreidefeld ist hier eine Art Wald. Halme über mannshoch, dicker als Pfeifenstiele und so dicht aneinander gedrängt wie Palissaden. Man sieht in den Feldgärten Kürbisse, welche hundert Pfund wiegen und Melonen so groß wie unsere stärksten Kürbisse. Aber der Landmann gewinnt seine reichen Ernten auch nicht ohne Schweiß; fortwährend arbeitet er im Sturmschritt, um sich Etwas zu erübrigen; denn er ist mit

wenigen Ausnahmen nur der Pächter*) eines Bodens, dessen Eigenthümer seine Einkünfte gemächlich in der Stadt verzehrt. Ueberall hört man in der Huerta das Aechzen des Wasserrades, welches aus der Tiefe das segenspendende Element hervorholt. Ohne dieses Element würde „der Garten von Spanien“, wie man mit Recht die Huerta nennt, ohne Zweifel denselben Anblick gewähren, als die sie halbmondförmig umschließenden dürren röthlich-grauen Berge. Denn im Allgemeinen giebt es keine kahleren und dürreren Gegenden, als im südlichen Theile der Halbinsel. Da sieht man keine schattigen Wälder, sondern überall starrt dem Auge das nackte Gestein des Gebirges entgegen; da ziehen sich keine frischen blumigen Wiesen wie grüner Sammet von den Bergen in die Thäler hinab, sondern man sieht nichts, als das von der Gluthsonne rothgebrannte kahle Erdreich zwischen den zerstreuten meist verholzenden Pflanzen hindurchgrünen. Der üppige Pflanzenwuchs, von dem man im Norden keinen Begriff hat, herrscht nur da, wo Wasser vorhanden ist, in den von Quellen durchrieselten Schluchten der Gebirge, so wie längs der Bäche, Flüsse und See'n.

Der See Albufera hat über zehn Stunden im Umfang. Durch eine schmale, aus bloßen Anhäufungen von Flugsand bestehende Landzunge wird er vom Meere geschieden, mit dem er durch einen engen Canal zusammenhängt. Die Landzunge ist mit Piniengehölz**) bestanden. Ich war auf meinem angenehmen Pfade zwischen den Gefilden der Huerta hindurch bald an die Gestade des Meeres gelangt. An dem flachen Strande hinschreitend, erreichte ich das Piniengehölz, und während ich nun mit der Untersuchung einiger Pflanzen beschäftigt und ganz darin

*) Nach altem Herkommen erben sich jedoch die einzelnen Grundstücke seit undenklichen Zeiten immer in denselben Familien fort. Die Wohnungen der Bauern stehen gewöhnlich inmitten ihrer Grundstücke. Sie sind klein und einfach, aber dauerhaft gebaut, sauber gehalten und allerlei blinkender Hausrath zeugt von einem gewissen Wohlstande.

**) Die Pinie (Pinus pinea) ist ein etwa 50 Fuß hoher Fichtenbaum mit schirmförmigen Aesten und dicken langen Nüssen an den Zapfen. Der Kern schmeckt fast wie Mandeln und wird unter den Namen Pineolen wie Hasselnüsse gegessen.

vertieft war, schreckte mich plötzlich eine rauhe Stimme auf, die mir: „Guten Tag, Herr!“ (Bon dia, Siñor!) zurief. Ein gebräunter stämmiger Valencianer mit funkelnden schwarzen Augen und struppigem schwarzen Bart, durch seine rothe Sackmütze als Seemann bemerklich, stand vor mir. Er trug ein schmutziges Hemd, dessen weitaufgestreifte Aermel die nervigten Arme enthüllten, weißlinnene Sackhosen, Esparto-Sandalen und eine rothe Wollenschärpe, aus welcher die fast zwei Zoll breite Klinge eines langen Messers hervorsah. Nachdem er mich in meiner fremdartigen Kleidung mit Hut und Rock eine Zeit lang gemustert, fragte er mich, was ich eigentlich hier mache. Ich konnte mich nur unbehülflich ausdrücken, suchte aber die Neugierde des Kerls auf die bestmöglichste Weise zu befriedigen. Obwohl der Mann wie ein Bandit aussah, dessen Habsucht durch den einsam wandelnden Fremdling leicht hätte erregt werden können, so schien er doch keine feindseligen Absichten zu haben. Er bedeutete mich etwas barsch, ihm nach besonders pflanzenreichen Stellen des benachbarten Gehölzes zu folgen. Ich hielt es für das Gerathenste, keinerlei Mißtrauen zu zeigen, durch welches sich jeder Spanier auf's Aeußerste beleidigt fühlt. Wirklich führte mich mein Begleiter, der sich später als ein Fischer der Albufera zu erkennen gab, durch das ganze Gehölz mehrere Stunden lang. Ich stieß auf gar vieles Neue und Ueberraschende. Hier zog mich eine fremdartige Blume an, die ich noch nie gesehen, dort ein Schmetterling der seltensten Art oder riesenhafte Käfer, deren wundersames Treiben ich bisher nur aus Büchern kannte. Der Ameisenbär zeigte sich mir von Angesicht zu Angesicht in seiner Raubhöhle. Vielstimmiges Geläute weckte heimathliche Erinnerungen. Es war eine Heerde brauner Kühe; lauter stattliche Thiere. Unterdessen rückte die Zeit des Mittagsmahles heran. Mein Führer lud mich ein, mit ihm zu speisen. Ihm folgend, sah ich bald zwischen den dunkeln Kronen der Pinien Dampf aufwirbeln. Wir gelangten auf einen freien Grasplatz mitten im Fichtenwald, woselbst sechs starke Kerle, eben so gekleidet wie mein Führer, theils Fischer, theils Ziegenhirten, um ein lustig loderndes Feuer herumkauerten, das sie mit Rosmarinzweigen unterhielten. An einem Gestell von drei rohen Pfählen war ein

eiserner Kessel aufgehängt, in welchem Reis, Puffbohnen, kleine Fische und Landschnecken, mit Oel, Zwiebeln und Knoblauch versetzt, einträchtiglich schmorten. Mein Begleiter sagte einige mir unverständliche Worte, worauf mich Alle freundlich begrüßten, und Einer wies mir einen abgehauenen Pinienstamm, über den er ein Ziegenfell ausbreitete, zum Sitz an. Alle schickten sich darauf zum Essen an, indem sich mich zur Theilnahme einluden. Mir wurde es freilich etwas unheimlich zu Muthe, als Jeder der Sieben jetzt sein fußlanges breitklingiges Messer hervorzog, um das schneeweiße Weizenbrot zu zerschneiden, auch hatte ich keinen sonderlichen Appetit; doch konnte ich das Anerbieten schon nicht ausschlagen, da ich wußte, daß sich die Leute durch die Gesellschaft eines „Caballero" hochgeehrt, durch eine Weigerung aber sehr gekränkt fühlen würden. Aus der Schärpe, welche bei den spanischen Bauern ein wahres Magazin aller möglichen Gegenstände ist, nahm Jeder sodann noch einen kurzen hölzernen oder hörnernen Löffel. Mein Führer reichte mir seinen eigenen, nachdem er ihn sorgfältig gewaschen; er selber bediente sich meines Pflanzenspatels statt eines Löffels. Auch ein Schlauch mit etwas saurem Rothwein fehlte nicht, und da ich mir zuletzt durch Vertheilung von Cigarren die Herzen Aller gewann, so schieden wir sehr vergnügt von einander. — Einige Tage später besuchte ich die Albufera zum zweiten Male in Begleitung eines Lohnbedienten aus Valencia, und begab mich nach dem dicht am Seeufer gelegenen Fischerdorfe El Salero, von wo ich eine Fahrt auf dem See unternahm, um die gegenüber liegenden Reisfelder zu besuchen. Der Wind schwellte das dreieckige Segel unserer Barke und schnell glitten wir über die drei Viertel Stunden breite Wasserfläche. Reizend ist die Ansicht der Ufer und der aus dem grünen Fruchtwalde der Huerta hervorragenden vielthürmigen Stadt, hinter welcher in seltsamen Formen die Gebirge von Murviedro emporsteigen. Ein großartiges Bild aber bietet namentlich die ganz isolirt zwischen dem See und dem Thale des Jucar (hchu) mehrere Tausend Fuß sich erhebende und weit in's Meer vorspringende Sierra de Cullera, deren schroffe, vielfach zerklüftete Felszacken sich in dem See abspiegeln. Der Reis, kaum spannenlang, steht jetzt noch in den Beeten, in welche er

gesäet ist und aus denen er nachher Halm bei Halm auf die Felder gepflanzt wird. Alle jene Beete werden unter Wasser gesetzt, über dessen Spiegel die binsenartigen Büschel kaum mit ihren Spitzen hervorragen. Wie aller Orten, so ist auch hier der Anbau des Reises äußerst nachtheilig für die Gesundheit und mit vieler Mühe verbunden. Den ganzen Tag lang muß der Arbeiter bis an die Kniee in Wasser und Schlamm versenkt arbeiten, erst, um den Boden zuzubereiten, dann, um den Reis zu säen und zu verpflanzen, später, um das täglich überhand nehmende Unkraut auszurotten. Dabei entwickeln sich aus dem Sumpf unter der brennenden Hitze eine Menge pestartiger Dünste, welche böse Fieber verursachen und die Bewohner der zwischen den Reisfeldern liegenden Ortschaften in den besten Jahren des Lebens fortraffen. Blos in dem reichlichen Gewinn*) kann man Gründe für das Fortbestehen dieses Culturzweiges finden. — Als wir nach Salero zurückgekehrt waren, nahmen wir in einer ärmlichen, aus Baumästen errichteten und mit Rohr gedeckten Fischerhütte unser vorher bestelltes Mahl ein. Die Schüssel bestand aus Reis, jungen Erbsen, Artischocken und einigen von mir aus einem benachbarten Fischerhaus erhandelten kleinen Meeralen, welche ich nach der mir gegebenen Anweisung reichlich mit Citronensaft tränkte. Nach eingenommenem Mahle lockten mich die Töne einer lustigen Musik in das Dorf hinein, wo ich einen Haufen junger Leute um einen Fischersmann gruppirt fand, der mit dem Ausdrucke der behaglichsten Selbstzufriedenheit in der Thür seines Hauses halb sitzend und halb liegend die Guitarre spielte, während einer seiner Kameraden mit zwei Löffeln von Buchsbaum die Castagnetten dazu schlug. Von Zeit zu Zeit begleitete der Fischer sein Spiel mit den Versen eines leichtfertigen Liedchens, in welches der Chor durch schallendes Gelächter einstimmte. So nahm ich eine Reihe heiterer Erinnerungen von der Albufera mit.

Eine Tartane brachte mich nach **Murviedro**, um den Trümmern des alten Sagunt einen Besuch abzustatten. Unser

*) Man rechnet, daß jährlich in der Umgegend Valencia's 300 Mill. Pfund Reis erzeugt werden.

Gespann bestand aus ein paar munteren Pferden. Ueberhaupt habe ich hier eine gute Pferde- und Maulthierzucht bemerkt. Kein Lohnkutscher hat ein Pferd vor seiner Tartane, das nicht mit allen Ehren in einem Dragoner-Regiment dienen könnte. Auch habe ich Maulthiere gesehen, deren Wuchs und Gliederbau an die holsteinische Pferderace erinnert. Der Eilwagendienst wird in Valencia schon durchweg mit Maulthieren betrieben, welche theurer sind als die Pferde, weil sie weniger Futter nöthig haben, stärker arbeiten und länger dauern. — Murviedro ist eine kleine Stadt, deren Namen man von muri veteres, d. i. alte Mauern, ableitet. Sie liegt vier Leguas östlich von Valencia an der nach Barcelona führenden Landstraße und etwa eine Stunde vom Meer entfernt. Der Weg dahin ist voller Abwechselungen. Zuerst kommt man durch die Hauptstraße der weitläuftigen Vorstadt von Murviedro, wo auf beiden Seiten unzählige Weinschenken (Tiendas de Vino y Lycores) stehen, Verkaufshäuser für Früchte und Gemüse (Almacenes de Comestibles), vor deren Thüren man über helllodernden Feuern Fische in Oel siedet und Backwerk bereitet, ferner Posaden, Kaufmannsläden, und Werkstätten der Handwerker, die, wie überall in Spanien, auf offener Straße von früh bis spät arbeiten, und wo sich fortwährend die mit mächtigen Heerden von Eseln und Maulthieren ein- und ausziehenden Arrieros, so wie Reiter, Fußgänger und Tartanen drängen. Nachdem man dies Gewühl und Gelärm überwunden, sieht man zur Rechten das großartige Kloster San Miguel de los Reyes, welches an einer der schönsten Stellen der Huerta liegt. Durch einen geräumigen mit Marmorplatten gepflasterten und mit uralten Cypressen und schlanken Palmen gezierten Hof gelangt man in die mit zwei viereckigen Glockenthürmen gezierte Kirche, deren Inneres an die Kirche des Escorial erinnert. Darauf passirt man mehrere unbedeutende Ortschaften, zwischen denen Ventorillo's *) zur Einkehr winken, erreicht so die Grenze

*) Ventorillo heißt eine Weinschenke im freien Lande, Tienda, (nämlich Tienda, d. i. Kaufladen, de Vinos y Lycores, von Wein und Liqueur) ein Weinhaus inmitten eines Ortes. Eben so ist Posada oder Meson ein Gasthof mit Stallung für Pferde und Lastvieh innerhalb eines Ortes,

der Huerta und tritt nun in einen durch Weingärten unterbrochenen Hain von Oliven und breitästigen Johannisbrotbäumen ein, welcher sich bis an die Mauern Murviedro's erstreckt. Unter den freundlichen, an der Straße gelegenen Wohnplätzen ist besonders das Dorf Puig merkwürdig durch den großen Sieg Jacobs I. von Aragonien über den maurischen König von Valencia im Jahr 1237, wodurch die Eroberung der Stadt selbst vorbereitet wurde. Klafterhohe Hecken der indianischen Feige führen in Murviedro ein. An den Häusern der schlechtgebauten, finsteren und krummgassigen Stadt erinnern Säulenbruchstücke mit römischen Inschriften an die ruhmvolle Vergangenheit eines dahin geschwundenen heroischen Geschlechts. Innerhalb der Mauern des Castells, welches mit kolossalen viereckigen Thürmen auf einem Marmorberge thront, befinden sich die Ruinen des Herkulestempels. Der Zutritt dahin wurde mir jedoch wegen mangelnden Erlaubnißscheines vom Generalcapitain zu Valencia, dessen Lösung ich leider versäumt hatte, nicht gestattet. Dagegen konnte ich ungehindert die Ruinen des römischen Theaters am östlichen Abhang des Berges in Augenschein nehmen. Von der mit dem stachlichen Gebüsch der indianischen Feige überwucherten Scena, wo die Spiele aufgeführt wurden, ist nichts mehr vorhanden; aber noch sehr wohl erhalten sind die Sitzreihen und Treppen. Saftig grüne Schlingpflanzen mit purpurnen Blumen umkränzten, gleich frischen Rosen in den weißen Silberlocken eines Greisen, die verwitterten Kämme dieser aus riesigen Quadern ohne Bindemittel zusammengefügten Mauern, und ein Sturm wehmüthiger Gefühle ging durch meine Brust auf diesem Boden, dessen Bewohner sich sammt allen ihren Kostbarkeiten lieber in den Flammen des Scheiterhaufens verbrennen, als das Joch der Knechtschaft erdulden. Lange stand ich gedankenvoll auf der obersten Sitzreihe des Theaters und starrte hinab in jene üppige Ebene, wo Hannibal im Jahre 218 vor Chr. den ersten furchtbaren Sturm auf Sagunt unternahm und dabei verwundet wurde. Kaum begreift man jetzt, wenn man auf das finstere

---

Venta, ein einsames an der Landstraße stehendes Wirthshaus dieser Art; die Fonda's oder Hôtels der Städte haben keine Stallung.

Gewirr der Gassen von Murviedro niederblickt, daß vor Jahrtausenden im Schooße dieses lachenden, von malerischen Felsen umsäumten Thales, welches sich sanft nach dem Mittelmeer hinabzieht, eine mächtige Stadt mit prächtigen Tempeln und Palästen stand! — Aber der Sturz des Einen veranlaßt das Steigen des Andern: mit dem Sinken der Wagschale Sagunts hob sich Valencia.

Versetzen wir uns nun von den Trümmerhaufen und versunkenen Gräbern der Römer zurück in die vollbelebte Stadt, um den stolzen 225 Fuß hohen Hauptthurm ihrer Kathedrale zu besteigen. Da tauchen aus dem verworrenen Labyrinth der Gassen, Häuser und Paläste die Thürme und Kuppeln von 14 Tempeln und unzähligen kleineren Kapellen, so wie von 33 Klöstern und 8 alterthümlichen Thoren empor. Dazwischen wiegen zerstreute Palmen ihre luftigen Kronen über graubraunen flachen Ziegeldächern, und rings umher sieht man auf allen Seiten baumreiche Wandelgänge und Blumengärten. In anmuthigen Krümmungen schleicht die Turia, zahlreiche Canäle entsendend, durch das vielfach schattirte Grün der Huerta, welche die Stadt in einem Umkreis von zwei Stunden umschließt. Dann folgt ein dunkeler Gürtel von Oliven- und Johannisbrotbäumen, welcher sich bis an die theils kahlen, theils von hellgrünen Weingeländen überzogenen Hügel erstreckt. Dahinter ragen im Halbkreis duftig blaue Gebirgsketten: im Osten die wild zerrissenen Ketten von Murviedro und Segorbe, im Norden die sanftgerundeten Kuppen und Kegel der Gebirge von Chiva und Cabrillas, im Westen, jenseits des von dunkelgrünen Reisfeldern eingerahmten Wasserspiegels der Albufera, die zackigen Felsenmassen der Sierra de Cullera. Im Süden endlich begrenzt die hinter den Thürmen des Grao her schimmernde Azurfläche des Meeres den Horizont. Wahrlich ein zauberhaftes Rundgemälde!

Die Gebirge von Chiva (tschiva) gehören zu den höchsten Bergketten des Königreichs Valencia. Dahin lockte es mich. Der Weg nach dem sechs Leguas von der Hauptstadt entfernten Städtchen Chiva ist sehr anmuthig. Nachdem man die Ebene der

Huerta verlassen, geht es eine Zeit lang durch das lachende Thal der Turia. Zwischen dicken Hecken von blühendem Granaten-, Myrten- und Brombeergesträuch, das mit wildem Wein und zahllosen anderen Schlinggewächsen dicht überzogen ist, erreicht man die stattliche Venta del Poyo, von wo die Straße fortwährend zwischen grünen Rebenhügeln dem immer gewaltiger sich emporthürmenden Gebirge entgegeneilt, in dessen Nähe inmitten eines weiten Thales das freundliche Chiva am Fuße eines burggekrönten Hügels liegt. Mein Fuhrmann brachte mich in die erste Posada des Ortes, ein räucheriges massives Gebäude mit einem hochgewölbten Thorweg, durch den sich die spanischen Posaden und Venta's auszeichnen. An den mittelsten Balcon des Hauses hing ein geweihter Palmzweig, und ein halbverdorrter Pinienast über dem Thor bedeutete, daß hier auch Wein verkauft werde. Das Erdgeschoß war gewölbt und durch ein paar Pfeilerreihen in drei Abtheilungen geschieden. Der Raum zur Linken diente als Stallung und enthielt daher eine Menge von Krippen längs der Wände. Der gepflasterte und durch ein Hinterthor mit dem Hof in Verbindung gesetzte Mittelraum bildete die eigentliche Hausflur und enthielt zugleich den sogenannten „Cargadero" oder den Ort, wo die Lastthiere abgeladen und bepackt werden. Der Raum zur Rechten, auch blos durch einen großen Gewölbebogen von der eigentlichen Hausflur getrennt, war mit Ziegeln belegt und diente als Küche. Von hier aus führte eine Steintreppe in das obere Stockwerk. Auf diese Weise sind ungefähr alle spanischen Wirthshäuser eingerichtet. Eine dicke, jedoch reinlich gekleidete Frau empfing mich mit vieler Förmlichkeit und führte mich zu einem großen Armsessel, dicht an dem munter prasselnden Herdfeuer der Küche. Ein Arriero und Bewohner von Chiva, die, ihre Papiercigarren (Cigarritos) rauchend, auf niedrigen Strohsesseln um das Feuer saßen, betrachteten mich eine Weile schweigend mit fast mißtrauischen Blicken. Als aber mein Fuhrmann herzutrat und ihnen auseinander setzte, daß ich viele Hundert Leguas hergekommen sei, um ihre alten Berge und die Pflanzen darauf kennen zu lernen, reichten mir die einfachen Landleute treuherzig die Hände. Als ich mich darauf nach den ersten Behörden des Ortes

erkundigte, an welche ich Empfehlungsschreiben aus Valencia hatte, stieg ihre Ehrerbietung auf's Höchste, und die Tochter der Wirthin, ein verwachsenes, eben nicht sehr reizendes Geschöpf, füllte einen Becher mit dunkelrothem Wein und sprach, mir denselben kredenzend: „Es lebe der vornehme Reisende!“ Ich wollte indeß meinen Hunger stillen, und auf meine Anfrage an die Wirthin, was es zu essen gäbe, bekam ich zur Antwort: „Alles, was der gnädige Herr befehlen!“ (Todo lo, que usted manda, Caballero!). Trotz dieser Antwort brachte ich in Erfahrung, daß in der Posada eigentlich gar nichts als etwa Brot und Butter vorhanden sei und daß erst das zu einem Mittagsmahl Erforderliche in der Stadt gekauft werden mußte. So geht es aber in allen Posadas oder Ventas her. Man bereitet daselbst blos die Speisen zu, welche der Reisende entweder selbst mitbringt oder kaufen läßt. Im Uebrigen darf man auf nicht mehr, als ein Zimmer, Bett, Beleuchtung, Stallung und Futter für sein Pferd Anspruch machen. Mein für mich in Stand gesetztes Zimmer, welches man mir als das beste im ganzen Hause anpries, befand sich im oberen Stockwerk, auf dessen Flur eine Menge Strohhäcksel, Gerste und Johannisbrot, welches einen unangenehm süßen Geruch verbreitet und womit man das Vieh füttert, aufgehäuft lag. Das Gemach hatte einen Balcon nach der Gasse, den man durch eine alte hölzerne Flügelthür, deren Spalten den Luftzug ungehindert verstatteten, verschließen konnte. Der Boden bestand aus einem sehr schadhaften Ziegelpflaster. An den rauchgeschwärzten Wänden hingen einige verschossene Heiligenbilder in alten vergoldeten, von Fliegenkoth beschmutzten Rahmen. Außerdem fand sich noch ein aus rohen Brettern gezimmerter Tisch, so wie ein halbes Dutzend Strohstühle von verschiedener Höhe und mancherlei Gestalt. In einem, mittelst eines Vorhanges aus verschossenem grünen Wollenzeug geschiedenen, Alkofen stand die Bettstelle in Form eines seltsam zusammengefügten Brettergerüstes. Nach zweistündigem Warten trug man mir das Essen auf. Es gab eine dicke mit Speck abgezogene und reichlich mit Zwiebeln versetzte Semmelsuppe, Reis, den man in Oel gesotten und durch Saffran hochgelb gefärbt, endlich ein in kleine Bissen zerschnittenes, äußerst stark mit spa-

nischem Pfeffer gewürztes und in einer rothen Sauce von Liebesäpfeln (Solanum lycopersicum) schwimmendes Kaninchen. Weder das Zimmer noch das Essen war nach meinem Geschmack; und dennoch gehörte diese Posada zu den besten, die ich auf meinen Reisen getroffen. Nachher ging ich zu dem Alcalden*), der vor der Thür seines stattlichen Hauses saß. Er zeigte sich von schlichtem Aeußeren und führte mich sogleich in seinen Empfangssaal, wo eine Menge altväterisch gepolsterter Stühle mit hohen Rohrlehnen längs der Wände standen, und rings umher hingen einige sehr verdunkelte Oelgemälde in wurmstichigen Goldrahmen. Nachdem er selbst mir eine Papiercigarre und seine Tochter, ein flinkes braunhaariges Mädchen, mir ein Glas Limonade und einen Teller mit Zuckerwerk präsentirt hatte, las er das ihm überreichte Empfehlungsschreiben, begrüßte mich dann freundlich und bedauerte, mich nicht in sein eigenes Haus aufnehmen zu können. Nach einiger Zeit trat ein schlanker, sehr verschmitzt aussehender Landmann in's Zimmer, gehüllt in einen etwas schadhaften rothgefütterten dunkelbraunen Mantel. Er hatte sich auf Befehl des Alcalden eingestellt, und sollte mir als Führer durch's Gebirg dienen, welches er mit allen seinen Schluchten und Pfaden auf's genaueste kannte, da er während des letzten Bürgerkrieges fünf Jahre lang als Guerrillero gegen die Karlisten gefochten. Er hieß Victoriano Latorre, war seines Zeichens ein Zimmermann, dabei ein äußerst witziger und munterer Kerl.

Ich verweilte mehrere Tage in Chiva, wo ich mein Standquartier aufgeschlagen, um von hier aus einzelne Theile des Gebirgs zu besuchen. Wenn ich dann bei Sonnenuntergang heimkehrend über den Marktplatz des Landstädtchens schritt, machte es mir immer viel Vergnügen, das bunte Treiben zu betrachten, welches der dort stehende Brunnen darbot. Dies war ein großes

*) Der Alcalde steht an der Spitze der Polizei und der ganzen obrigkeitlichen Verwaltung; in dieser Eigenschaft ist er auch der Vorsitzende bei der Rathsversammlung (Ayuntamiento). Die richterliche Gewalt hat auf den Dörfern eine Art von Justizcommissarius (Regidor de Insticia), der indeß nur die Voruntersuchungen führt und die Klagen annimmt, um sie dem nächsten Gerichtshofe zu übergeben. Der Alcalde hat daher eine höhere Bedeutung.

Becken voll des trefflichsten krystallhellen Wassers, welches aus den Bergen in einer unterirdischen Wasserleitung herfließt. Hier versammeln sich die ländlichen Schönen selbst der vornehmeren Familien, wenn die Kirchenglocken das Ave Maria verkündet haben, um Wasser zu holen, und häufig wird dieser Ort zum Stelldichein von Verliebten gewählt. Es gewährte ein wahrhaft patriarchalisches Bild, diese meist schön gewachsenen Mädchen nach allen Richtungen mit ihren zwei-henkeligen ganz antik geformten Wasserkrügen sich zerstreuen zu sehen, von denen sie den einen unter dem linken Arm, den andern mit hoch erhobener Hand voll Grazie auf dem Haupte festhalten, dessen glänzend schwarzes, in dicke Zöpfe geflochtenes Haar mit zwei goldenen Spangen an den Hinterkopf befestigt ist. — An einem Abende lernte ich bei Gelegenheit einer totalen Mondfinsterniß die liebenswürdige Familie des Stadtschreibers kennen, die meine Weisheit zu hören wünschte. Ich habe diese Naturerscheinung niemals schöner beobachtet. Die Nacht war sternenklar und so hell, daß der verfinsterte Mond einer rothbraunen goldumsäumten Scheibe auf dunkelblauem Grunde glich. Es hatte sich im Hause des Stadtschreibers noch mehr Gesellschaft um das trauliche Herdfeuer versammelt; denn auch hier diente die Küche als Empfangs- und Gesellschaftszimmer, wie es fast bei allen Häusern auf dem Lande in ganz Spanien der Fall ist. Außer den Töchtern des Hausherrn erwähne ich drei hübsche, junge lebhafte Mädchen und vier junge Leute. Letztere hatten Guitarren mitgebracht und spielten mit großer Fertigkeit Tänze und Melodien, zu denen die Mädchen bald ein- bald mehrstimmig Volkslieder sangen. Wir anderen Männer dampften Cigarritos und politisirten. Auch Victoriano hatte sich eingefunden (denn in Spanien schwindet, namentlich auf dem Lande, aller Unterschied der Stände und kein Gutsherr schämt sich, neben einem Tagelöhner zu sitzen*)

*) Ueberhaupt haben jetzt, nachdem die Macht des Adels gesunken ist, die strengen Unterschiede zwischen Grandes (Große), Caballeros (Cavaliere), Hidalgos (Edelleute) und Dons (Herren) aufgehört. Der Bürger bekommt eben so gut den Titel Don wie der Edelmann; der Knecht, die Magd und selbst der Bettler wird eben so gut mit Usted, d. i. Ew. Gnaden, angeredet, wie der reiche Kaufmann, der Gelehrte oder die vornehmste Dame. Trotz

und ergötzte uns mit Erzählung seiner oft in's Wunderbare gefärbten Kriegsabenteuer. So schwanden die Stunden der stillen Mondnacht unter Klang und Sang und Scherzen schnell dahin.

Von meinen Wanderungen durch's Gebirg erwähne ich die Besteigung des etwa 6000 Fuß hohen Corro de Santa Maria, des höchsten Gipfels der Sierra. Begünstigt vom heitersten Wetter brach ich früh morgens von Chiva auf. Victoriano und ein Bauer Namens Manuel mit seinem Maulthier begleiteten mich. Anfangs ging's zwischen Oliven- und Weingärten hin, umgeben von den Hecken der großen Aloe (Agave americana), welche schon hie und da ihre kolossalen spargelartigen Blüthenschäfte zu treiben begann. Dann übersteigt man eine niedrige Hügelkette und schaut von der Höhe derselben auf das freundliche Chiva herab, dessen smaragdene Fluren nebst den olivenbekränzten, eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten Hügeln einen überraschenden Gegensatz bildeten gegen die düstere Sierra, von deren Felsenthälern uns nur noch einige Anhöhen trennten. Diese waren mit Johannisbrotbäumen bepflanzt, und hoch hinauf am Gebirge gewahrte man noch zerstreute Gehöfte, abschüssige mit Wein bedeckte Gehänge und in den feuchten Niederungen hellgrüne Weizenfelder. Der Fleiß, den man auf den Anbau des Landes verwendet, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Der Valencianer bricht Canäle durch die Felsen der Gebirge, um das Wasser oft meilenweit auf seine Aecker zu leiten; an jedem spärlichen Quell legt er Felder an; ist der Abhang zu steil, so bildet er aus lose über einander gelegten und mit Erde bedeckten Steinen Stufen, die er mit Mais und allerhand Gemüse bepflanzt; kann er kein Wasser herführen, so bepflanzt er die Abhänge mit Wein, und wo auch dieser nicht gedeihen will, da setzt er Johannisbrotbäume hin, die bei gehöriger Wärme auch auf dem schlech-

---

dem wird die spanische Standessitte (Etiquette) bei allen öffentlichen Gelegenheiten mit gewissenhafter Genauigkeit beobachtet. Der Ton des gesellschaftlichen Umgangs aber ist überall völlig ungezwungen. Man redet jeden Spanier, er möge noch so viel Würden haben, durch Señor (Senjor) an; weiß man, wie der Mann heißt, so ist es üblich, ihn beim Vornamen mit vorgesetztem Don zu nennen, z. B. Don Juan (Dchuan), José Manuel: Herr Johann, Joseph 2c.

testen Boden fortkommen. Leider sind indeß nicht alle Spanier so betriebsam, wie die Valencianer, Catalonier und Basken. — Nachdem wir die Hügelkette überschritten, kamen wir durch eine Niederung, die von einem mit Oleandern und Pistaziengesträuchern eingefaßten Bache durchströmt und von majestätischen Bergen eingeschlossen wird. Dann traten wir in das tiefe, enge und lang ausgedehnte wildromantische Thal des Barranco de Andiga ein, über dessen malerisch zerrissenen Felsgipfeln die sanftgerundete hohe Kuppe der Casoleta emporstieg. Wie bei allen Kalkgebirgen Südspaniens, so sind auch die Thäler und Schluchten der Sierra de Chiva mit dem angehenden Frühling von wilden Gebirgsbächen durchströmt, aber bald verschwindet das Wasser in den Gründen und schon Ende Mai herrscht daselbst durch das Abprallen der Sonnenstrahlen eine furchtbare Gluth. Ich hatte davon bei der Wanderung durch den Barranco de Andiga viel zu leiden und wurde dafür nur durch die entzückenden Aussichten entschädigt, die sich bei jeder der zahllosen Krümmungen des Thales darboten. An einer Stelle rücken die schroffen, wunderlich gestalteten Felsen so nahe zusammen, daß nur eine finstere gewundene Schlucht von dem Thale übrig bleibt. Nachdem wir uns mühsam auf einem oft kaum sichtbaren Saumpfade aus dem Barranco de Andiga in die Höhe gearbeitet, gelangten wir auf eine breite Hochebene, la Carrasquilla genannt. Diese wird im Norden von der letzten Kette der Sierra umsäumt, deren höchste Spitze die Santa Maria ist. Einzelne zerstreute Kiefern unterbrechen die Einförmigkeit der von niedrigem Gebüsch dicht bekleideten Hochebene. Trotzdem, daß sie wenigstens 4000 Fuß hoch liegt, gedeiht hier noch der beste Weizen. — Mittag war längst vorüber, als wir von Hitze und Durst erschöpft eine klare Quelle erreichten, die am Fuße des Kegels der Santa Maria auf grüner Matte und unter schattigen Gebüschen sprudelt. Diesen Ort hatte Victoriano zum Mittagsmahl ausersehen. Das Maulthier wurde folglich abgeladen, und ein Felsblock diente uns als Tisch, auf dem Manuel den reichen Inhalt der aus Esparto geflochtenen Tragkörbe seines Maulthiers ausbreitete, nämlich schneeweißes Weizenbrot, Schinken, ein gebratenes Kaninchen, gesottene Eier nebst einer Unzahl von Orangen, Nüssen, Mandeln und

Rosinen; zuletzt erschien noch ein wohlgefüllter Schlauch mit edlem Muscateller von Alicante. Dadurch gestärkt, unternahm ich mit Victoriano die Besteigung des steilen Kegels der Santa Maria, während Manuel sein Thier auf einem Umwege nach dem Westabhange des Berges führte. Nach einstündigem Klettern erreichten wir den Gipfel. Trotz des heftigen, kalten Windes, der um die zerborstenen Marmorklippen saus'te, verweilte ich länger als eine Stunde hier oben, mich weidend an dem großartigen Blick, der sich rings umher vor mir aufthat: im Norden und Nordosten ein Gewimmel von immer höher ansteigenden Bergreihen, zwischen denen in größerer Nähe die Thürme von Cuenca in Neu-Castilien hervorblitzten; am äußersten Horizont die Ketten von Catalonien und Aragonien, gleich ätherduftigem Gewölk mit dem Himmel verschwimmend; im Osten die Gebirge am Ebro-Thal; im Westen die Ebenen der Mancha; südlicher die Gebirge von Alicante und Sierra de Mariola bei Alcoy; im Süden endlich links die zerrissenen Ketten von Segorbe und Murviedro und dazwischen die paradiesische Ebene von Valencia, und hoch darüber hinausragend die unendliche See, wie ein weit ausgedehnter, von blauen Veilchen schimmernder Plan.

Mit sinkender Sonne fanden wir in einem am westlichen Fuße der Santa Maria gelegenen Gebirgshause, Prado de Juana genannt, gastfreie Aufnahme. Diese Gehöfte, welche Cortijos heißen und lediglich für Land- und Viehwirthschaft bestimmt sind, entsprechen im Allgemeinen der inneren Einrichtung der Häuser in den spanischen Dörfern. Durch die Hausthür tritt man in einen mit Backsteinen belegten Raum, „Cocina“, d. i. Küche, indem sich ganz hinten unter dem glockenförmigen kolossalen Rauchfang ein, kaum wenige Zoll hoher Herd befindet, dessen man sich theils zum Kochen, theils als Kamin bedient. Dem zunächst steht ein niedriger, aus roh gezimmerten Stangen verfertigter und mit Esparto-Geflecht bedeckter Sessel: der Ehrenplatz für alle Fremden. Das Gemäuer dem Eingange gegenüber enthält gewöhnlich mehrere Nischen für die zweihenkeligen Wasserkrüge, und darüber sind an hölzernen Nägeln die meistens kupfernen, immer spiegelblank gescheuerten Küchengeschirre aufgehängt. Fenster hat man fast gar nicht oder es vertreten kleine viereckige

Wandlöcher die Stelle derselben; durch die Thür, welche nur des Nachts mittelst eines Holzriegels geschlossen wird, dringt hinreichende Tageshelligkeit für die Geschäfte der Bewohner, die ihre häuslichen Arbeiten auch größtentheils vor der Thür im Freien verrichten. Das obere Stockwerk enthält die Vorrathskammern, das Schlafgemach für die Familie und nicht selten eine kleine Hauskapelle. Das Dach ist ziemlich flach, mit Ziegeln gedeckt und inwendig mit spanischem Rohr ausgekleidet. Zunächst dem Wohnhause befindet sich der von einer Mauer umgebene, für die Ziegen- und Schafheerden bestimmte Hof, so wie unter freiem Himmel eine gepflasterte kreisrunde Tenne, um daselbst das Getreide durch Maulthiere austreten zu lassen. — Da es gerade Sonntag war, so hatten sich mehrere Bewohner der benachbarten Gehöfte in dem stattlichen Prado de Juana versammelt. Ich trug Wasserstiefeln, Rock und Hut, dazu eine blau- und weißgestreifte valencianische Manta, um mich dadurch bei der kühleren Temperatur und dem Luftzug der Berggipfel vor Erkältung zu schützen. In diesem Aufzug mußte ich wohl eine etwas seltsame Figur abgeben, und als Victoriano überdies eine pomphafte Schilderung von unseren Wanderungen entwarf und ich meine Pflanzen auszupacken begann, wurde ich wie ein Wunderthier angestaunt, gewann mir aber durch Austheilung von Cigarren schnell die Herzen Aller. Bei einbrechender Nacht gingen die Bewohner der Nachbarschaft fort und das Haus füllte sich darauf mit den aus dem Gebirge zurückkehrenden Hirtenknechten: kräftige Gestalten mit verwilderten Gesichtszügen, neben dem gewichtigen krummen Hirtenstab eine lange Jagdflinte führend und in der Schärpe ein breites Messer; doch das Recht der Gastfreundschaft, welches den Spanier eben so heilig ist, wie dem Orientalen, mußte jegliche Befürchtung fern halten. Alle hatten die Schienbeine mit ledernen Lappen umwickelt, um sich gegen das dornige Gesträuch zu schützen, und trugen plumpe Esparto-Sandalen. Kniee und Oberschenkel waren entblößt, so weit die faltigen Sackhosen (Zaraguëlles) sie nicht verhüllten; den Kopf bedeckte ein Tuch, den Oberkörper die Manta. In dieser malerischen Tracht kauerten die rohen Naturkinder um die helllodernde Flamme des Herdes, Stockfisch,

Reis und Puffbohnen als Abendbrot einnehmend, indem sie sich statt der Gabeln ihrer Finger bedienten. Einer derselben, der mir im Gebirg begegnet, zog eins der besten Stücke Stockfisch aus dem Tiegel und überreichte mir dasselbe nebst einem Bissen Brot. Ich kannte dies Zeichen der Gastfreundschaft, womit man dem Fremden, wie im Orient, eine Ehre anzuthun meint, und nahm das Dargebotene trotz eines natürlichen Widerstrebens, da ein Ablehnen als gröbste Beleidigung gegolten haben würde. Diese wahrscheinlich von den Mauren herrührende Sitte findet man, selbst unter den höheren Ständen, auch in Andalusien und Südportugal. — Auf einem dicht am Feuer bereiteten Lager von Ziegenfellen erquickte mich, trotz Rauch und Ungeziefer, ein sanfter Schlummer und ich sagte am folgenden Morgen den treuherzigen Bewohnern des Gehöftes ein Lebewohl.

Wer sich den Spanier vorstellt als einen ernsten, schweigsamen, steifen Form-Menschen, der sich mißtrauisch gegen den Fremden abschließt, wird von solchem Vorurtheil am besten in Valencia geheilt werden können. Da ist nichts von Steifigkeit, Förmlichkeit, mißtrauischer Abgeschlossenheit; der Valencianer ist vielmehr ein lebhaft heiterer Mensch, der sich gern mit Jedermann unterhält und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Wegen seiner Freundlichkeit und zuvorkommenden Höflichkeit spricht er den Fremden mehr an, als sein Nachbar, der Catalonier. Ein gewisses feines, edel anständiges Wesen habe ich auch auf dem Lande wahrgenommen. Die niedrigeren Klassen der Bevölkerung sind freilich wegen ihres leidenschaftlichen jähzornigen und rachsüchtigen Charakters übel berüchtigt; auch möchte ich es keinem mit der Sprache und Sitten des Volkes unbekannten Ausländer rathen, sich allein in die Gebirge zu wagen, wiewohl die Bewohner derselben gutmüthiger Art zu sein scheinen. Dagegen hat man in Begleitung eines Eingeborenen nicht das Geringste zu fürchten und wird überall die herzlichste Aufnahme unter den Landleuten finden. Eingeführt von meinem treuen Victoriano, fand ich überall heitere gefällige Menschen, dabei aber auch voll edlem Stolzes. Als ich Victoriano beim

Abschied durch einige Piaster belohnen wollte, wies er das Geld verächtlich zurück mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind mir vom politischen Chef*) von Valencia empfohlen worden und deshalb mir nichts schuldig; denn obwohl ich weiter nichts bin als ein armer Arbeiter, besitze ich doch Lebensart genug, um für meine Dienste kein Geld anzunehmen." — Die Valencianer zeichnen sich auch durch große körperliche Gewandtheit aus, namentlich im Reiten, weshalb sie nebst den Andalusiern die treffliche Kavallerie der spanischen Armee fast ausschließlich bilden. Ich habe den Landleuten oft mit Bewunderung zugesehen, wie sie ohne Sattel, Steigbügel und Zaum auf ihren flüchtigen Pferden, denen sie blos einen Strick um den Hals binden und eine Manta auflegen, in gestrecktem Galopp über Stock und Stein, Hecken und Gräben wegsetzen. Man glaubt sich unter den Beduinen Afrika's, wenn man einen solchen Valencianer in seine hellfarbige Decke gehüllt mit einem Tuch um den Kopf dahinsprengen sieht. Von ihren Trachten war schon früher die Rede. An Festtagen pflegen sie sich in sammetene Jacken zu kleiden; um den Leib winden sie dann eine seidene Schärpe, um den Hals eben so ein rothes Seidentuch, und den Kopf bedeckt eine „Montera", eine schwarz sammetene schirmlose Mütze mit zwei aufwärts geschlagenen Klappen oder der valencianische Spitzhut. Auch tragen sie dann kurze enganliegende Tuchhosen oder lange weite gestreifte Beinkleider, weiße Strümpfe und Hanfsandalen, die sie mit vielen blauseidenen Bändern befestigen. — Alle Valencianer lieben öffentliche Vergnügungen und sind deshalb wenig sparsam, bei alle dem aber doch wenig dem Genuß geistiger Getränke ergeben. Ihre Lust ist Musik und Tanz. Außer der Guitarre und dem Tambourin haben sie ein von den Mauren überliefertes rauhtönendes und flötenartig construirtes Instrument, Dulzaina genannt. Auch ergötzen sie sich gern am Ballspiel, das stets von vier Personen mit Federbällen gespielt wird, und an Hahnenkämpfen, wozu in Valencia ein eigenes kleines Amphitheater bestimmt ist und welches sich fast jeden Sonntag dem

*) Gefe politico, die höchste Civilbehörde einer Provinz mit dem Titel Excellenz, entsprechend unseren Provinzial-Oberpräsidenten.

Publikum öffnet. Ueberall bemerkt man bei solchen Gelegenheiten den Dampf der Cigarren. Die Rauchfreiheit geht in Spanien überhaupt weit; denn man raucht nicht nur auf den Gassen, in Damengesellschaften, im Postwagen, sondern auch selbst unter den Kirchthüren und in den amtlichen Geschäftslocalen, jedoch nicht in den Theatern ersten Ranges.

Während meines Aufenthaltes in Valencia gab die Durchreise der Königin, welche sammt ihrer Mutter und Schwester in die Bäder Cataloniens gehen wollte, Anlaß zu mancherlei glänzenden Festlichkeiten. Alle Balcons waren mit Teppichen behängt. Man hatte sogar von einem Dache zum andern blau und weißgestreifte Tücher über die Straßen gespannt, um die Gassen schattig zu machen. Eine zahllose Menge bedeckte alle Zugänge und Plätze um das nach Madrid hingerichtete Thor San Vincente. Ich begab mich hinaus bis an das Weichbild der Stadt, woselbst ein mit dem königlichen Wappen und der Nationalflagge prangender Triumphbogen errichtet war. Hier hielten Hunderte von Tartanen; alle Gärten und Wege waren von buntfarbig schillernden Menschenwogen überfluthet. Endlich nach langem Warten verkündete gegen sieben Uhr abends das Geläute aller Glocken das Herannahen der hohen Gäste. Kürassiere von dem schönen Regiment Maria Christina in hellen Stahlpanzern und Stahlhelmen mit wallenden Roßschweifen ritten vor dem königlichen Reisewagen, der von zwölf prächtigen Maulthieren gezogen wurde. Ihm folgte der mit acht Maulthieren bespannte Wagen des General Narvaez, dann der Generalcapitain von Valencia, so wie der Hofstaat und der valencianische Adel. An der Ehrenpforte wurde die Königin von der hohen Geistlichkeit begrüßt und empfing vom Gefe politico auf rothsammetnem Kissen die Schlüssel der Stadt. Sie stieg nebst ihrer Mutter und Schwester aus, fuhr in einer eleganten offenen, von sechs prachtvoll angeschirrten andalusischen Rossen gezogenen Chaise, unter dem unaufhörlichen Donner der Kanonen und unter dem Jubelruf des Volkes: „Es lebe die Königin und die Constitution!“ in die Stadt. Abends war Alles illuminirt. Feenhaft machte sich die Glorieta, deren Baumgänge, Lauben und Fontainen man durch bunte chinesische Lampen erleuchtet hatte. Am

andern Morgen, als die königliche Familie zur Messe fuhr, hatte sowohl die Königin, als die Infantin und ihre Mutter statt des französischen Hutes die graziöse spanische Mantilla angethan, was großen Jubel erregte. Isabella und ihre Schwester waren in weißen Atlas gekleidet, ihre Mutter Christine dagegen trug sich schwarz. Die junge Königin Isabelle zeichnete sich blos durch ein Stirnband von Brillanten aus. Sie ist von mittlerer Statur, ziemlich stark, hat eine gelbliche ungesunde Gesichtsfarbe, dunkelblondes Haar und blaue Augen, dabei aber gutmüthige und gewinnende Züge. Reizender war ihre Schwester Doña Maria Luisa Fernanda, nachher an den Herzog von Montpensier verheirathet. Sie ist schlank und anmuthig gewachsen, hat blendendweiße Hautfarbe, ein sehr feines Gesicht, reiches schwarzes Haar und glänzende schwarze große Augen. Sie sieht ihrer Mutter, der Königin Christine, sehr ähnlich, die früher sehr schön gewesen sein mag, jetzt aber starkbeleibt und schon etwas verwelkt ist. — Damals befand sich ein Theil des Königreiches in großer Aufregung und man war sehr unzufrieden mit dem Ministerium Narvaez; doch legte man die vorhandenen Uebel keineswegs der jungen Königin Isabella zur Last. Diese ist vielmehr als eine durch die Gesetze geheiligte Person und als die Vertreterin der spanischen Nation der bleibende Gegenstand allgemeiner Verehrung, von dem man selbst im traulichen Gespräch mit der größten Ehrfurcht spricht, während man sich in die ärgsten Bitterkeiten gegen die Minister ergießt. Auch würde keine spanische Zeitschrift, selbst bei der freiesten Presse sich erlauben, die Königin irgendwie auf unzarte Weise durchzuhecheln.

In keinem Stücke tritt der französische Einfluß auf Spanien auffallender hervor, als in der Uniformirung der Truppen. Man findet hier kaum irgend eine Waffengattung, die nicht in ihrer äußerlichen Erscheinung ein sclavisches Nachbild des entsprechenden französischen Truppencorps wäre. Das Eindringen der französischen Tracht in das feinere bürgerliche Leben haben wir bereits mehrfach angedeutet. Mit der Annahme dieser äußerlichen Formen haben die Franzosen aber noch nicht den geringsten Boden in den Herzen des spanischen Volkes gewonnen. Denn der Spanier besitzt ein tiefes Nationalgefühl und damit geht

Hand in Hand in sein Unabhängigkeitssinn. Eine nothwendige Frucht davon ist der Haß gegen das Ausland und Alles, was vom Auslande kommt. Kein Ausländer entgeht leicht den Hänseleien und Verspottungen der niedrigeren Klassen, die man nur dadurch vermeiden kann, daß man sich so viel als möglich an spanische Sitte und Lebensart anschmiegt. Auch weiß das Volk in seinem Widerwillen gegen fremdes Wesen zu unterscheiden. Die Deutschen sind im Allgemeinen noch am liebsten gesehen, hauptsächlich wohl deshalb, weil man Deutschland wenig kennt und dasselbe sich nicht unmittelbar in die Staatsverhältnisse der Halbinsel eingemischt. Dagegen sind die Franzosen und namentlich die Engländer die Hauptzielscheibe des Nationalhasses der Spanier, die sehr wohl einsehen, daß sie diesen beiden Mächten den Zustand der Erniedrigung verdanken, in welchem sich ihr Vaterland in Bezug auf die politische Stellung befindet, und daß beide Mächte die Wirren blutiger Bürgerkriege im Grunde ganz gerne sahen, um so besser im Trüben fischen zu können, wie denn auch Frankreich jüngsthin die Verheirathung der Königin und ihrer Schwester zu seinem Vortheil ausgebeutet, während England durch die unverschämteste Schmuggelei, die hauptsächlich von Gibraltar aus betrieben wird, den Nationalhandel und dadurch die zerrütteten Finanzen des Landes drückt.

Um sich in Valencia nach Cartagena einzuschiffen, hat man nicht minder einen Gesundheitsschein nöthig, als um von Barcelona nach Valencia zu fahren, und so geht es die ganze Küste entlang. In jedem Hafen muß, ehe an die Landung zu denken ist, die Sanitätsbehörde abgewartet werden, die sich gewöhnlich mit ihrem Erscheinen nicht übereilt. Die fünf oder sechs Personen dieser Behörde begnügen sich nicht etwa damit, nur die Schiffspapiere anzusehen, um sich zu vergewissern, ob das Schiff aus keinem der Pest verdächtigen Lande kommt, sondern auch die Papiere eines jeden einzelnen Passagiers werden durchgemustert. — Cartagena, das alte Neu-Karthago der Römer, liegt an einer geräumigen Bucht und ist eine der Hauptfestungen des Königreiches. Die Stärke besteht hauptsächlich in fünf oder

sechs Citadellen, welche die Stadt beherrschen und auch den Zugang von der Seeseite her ganz unmöglich machen. Das vormals unermeßlich reiche See-Arsenal von Cartagena ist jetzt in einem höchst traurigen Zustande des Verfalles. Da sieht man unabsehbare Gebäude, in denen das Schweigen des Todes herrscht, Wasserbecken voll Schlamm und Schutt, Zimmerplätze, auf denen man Kühe weiden könnte. In einer vermorschten Umzäunung liegen wild durch einander einige Hundert verwitterte eiserne Kanonen, über welchen das Gras zusammenzuwachsen droht. Vor einigen Jahren waren derselben noch viel mehr, wie mir ein Führer erzählte; aber die Regierung ließ eine große Anzahl derselben in Stücke schlagen und verkaufte 60,000 Centner zerbrochener Kanonen für zwei Pesetas den Centner an die Eisengießereien von Barcelona*). — Ein alter Geograph bemerkt: „Man findet in dieser Gegend Edelsteine, als Diamanten, Rubinen und Amethysten, und viel Alaun." Mit diesen Schätzen mag es wohl eben so weit her sein, wie mit den eben erwähnten Kanonen. Entschieden ist jedoch die vulkanische Eigenschaft des Bodens der Provinz Murcia, wo vor ein paar Jahrzehnden unter Anderm auf einem Raum von vier Quadratmeilen etwa 5000 Oeffnungen entstanden, die Asche, Sand, Seemuscheln, Steine, Erdharz und nach Schwefel riechendes Wasser auswarfen. Das Meer trat auf verschiedenen Punkten in's Land und die Segura richtete arge Ueberschwemmungen an. Die Segura ist Hauptstrom der Provinz und das Thal derselben zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus. Der Himmel Murcia's ist fast immer heiter; man kennt hier nicht die afrikanische Gluth der anderen Südprovinzen im Sommer, noch auch die eisigen Schauer des Winters, sondern man freut sich vielmehr eines beständigen Frühlings, der den Bananenbaum und die Palme neben dem Weinstock, den Ananas und die Reisstaude neben dem Apfelbaum der Normandie gedeihen läßt. Wo aber die Flüsse, Bäche und Quellen mangeln, herrscht Dürre**) und

*) Mit dem Jahre 1850 herrscht durch den Bau mehrerer Kriegsschiffe wieder größere Thätigkeit in den See-Arsenalen Spaniens.

**) Im Anfange des Jahres 1850 hatte es ein Mal wieder geregnet,

Unfruchtbarkeit; so in der vom Gebirg herziehenden sandigen Küstenebene (Campina), wo man weit und breit blos Lavendel, Rosmarin und verschiedene Holzblumenpflanzen (Cisten) sieht. — Im Norden der Provinz liegt Albacete, eine Stadt von 8000 Einwohnern, die jährlich etwa 300,000 Dolche (navajas) verfertigen. Die Spitze dieser Klingen von Albacete soll oft auf einen Stoß auch den härtesten Thaler durchbohren.

Auf der Fahrt von Cartagena nach Malaga nimmt die anfangs nackte Seeküste allmälig diesseits der Grenze von Andalusien eine freundlichere Miene an. Die Felsberge erhalten einen grünen Anflug, der sich stärker und stärker färbt, bis er endlich bei Malaga in einen reicheren Pflanzenwuchs übergeht. Weinberge ziehen sich über die ganze Landschaft hin. Cactus und Aloë kränzen die Gipfel der Bergufer, auf deren Abhang hie und da einzelne Getreidefelder und kleine Pflanzungen von Mandel- und Feigenbäumen aus Weingärten hervortreten. So weit das Auge reicht, ist die Küste mit zahllosen weißen Bauerhäusern besäet. Bei dem großen Ueberfluß der Bodenerzeugnisse hat der Wohlstand über diese Gegenden seine segentriefenden Schwingen ausgebreitet.

Malaga, das gegenwärtig eine stark im Wachsen begriffene*) Bevölkerung von 70 bis 80,000 Seelen zählt, verdankt seine Größe der Herrschaft der Mauren, und noch jetzt hat ein großer Theil der Stadt ein völlig maurisches Ansehen, namentlich die nordöstliche Hälfte, in deren finsteren, krummen und schmutzigen Gassen man sich nur mit Mühe zurecht findet. Hier und da erinnern noch einzelne altersgraue Mauerthürme und arabische Hufeisenthore inmitten der Stadt an ihre Vergangenheit; so auch die Alcazaba, ein kleines, von dicken Mauern umgürtetes Viereck, einst ein befestigtes Schloß der Könige von Granada. Jetzt ist das Innere mit ärmlichen Hütten erfüllt und auf den

---

nachdem während der vorhergegangenen sieben Jahre kein Tropfen Regen gefallen war.

*) Im ersten Quartal des Jahres 1850 hatte sich die Bevölkerung allein schon um 2930 Seelen vermehrt.

zerbröckelnden Zinnen wuchert der wilde Feigenbaum neben stachlichtem Cactusgebüsch. Das alte maurische Felsenschloß Gibralfaro dient noch als Fort. Von den Wällen desselben unterscheidet man bei ganz heller Luft die röthlichen Felsen des hohen Gibl-al-Kibir unweit Ceuta in Afrika, obwohl die gradlinige Entfernung achtzehn deutsche Meilen beträgt. Der westliche Theil der Stadt ist neueren Ursprungs. Die vom Hafen ausgehende Promenaden-Straße (Calle da la Alameda), wird von palastähnlichen Häusern mit flachen Dächern eingefaßt, indem hier die reichsten Kaufleute wohnen. Die Promenade in ihrer Mitte besteht ganz aus ausländischen Bäumen, zwischen denen man antike, in der Umgegend ausgegrabene Marmorbüsten aufgestellt hat. Die mächtige im edelsten florentinischen Stil erbaute Kathedrale hebt sich wie ein Berg über die Stadt und überragt mit ihrem 267 Fuß hohen, in einer schöngeformten Kuppel endigenden Glockenthurm alle übrigen Thürme. Der Boden der in drei Schiffe zerfallenden Kirche, die 306 Fuß lang und 123 Fuß hoch, besteht aus großen glattpolirten Platten von weißem und fleischrothem Marmor, und unter den zahlreichen Kapellen ist besonders die Kapelle und der Altar der Fleischwerdung (de la Encarnacion) mit jener unglaublichen Marmorpracht ausgestattet, die man vorzugsweise in spanischen Kirchen bewundert. — Der Hafenkai imponirt durch eine lange Reihe hoher balcongezierter Häuser. Der Hafen selbst kann bequem 400 Schiffe und mehr fassen und wird gegen Stürme durch einen weit in's Meer vorspringenden, 3916 Fuß langen Damm (Molo) gesichert, an dessen äußerster Spitze ein Leuchtthurm steht.

Malaga ist gegenwärtig nächst Barcelona die bedeutendste See- und Handelsstadt von Spanien, und sein Handel wächst von Jahr zu Jahr, während Cadiz (iß), das mit dem Abfall des spanischen Amerika seine Wichtigkeit verlor, immer mehr sinkt. Dazu kommt, daß sämmtliche Ausfuhrartikel Erzeugnisse der Umgebungen sind. Man zählt gegen 7000 Weinberge im Stadtgebiet, auf denen 30 Traubenarten cultivirt werden, die jährlich etwa 300,000 Quintales (Centner zu 100 Pfund) Rosinen und 750 Quintales Wein geben. Auch die Oelbaumzucht ist bedeutend; blos in der Stadt und ihren nächsten Umgebungen giebt

es 500 Oelpressen. Endlich führt man eine Menge Südfrüchte und Fische, namentlich Sardellen aus, deren Fang einen großen Theil der Bevölkerung beschäftigt. Das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr (Baumwollenzeuge, Stahlwaaren, Spitzen, Glas, Bauholz, Kohlen ꝛc.) ist 33:18, was der Stadt eine glückliche Zukunft verspricht. Ihr Hafen wimmelt fortwährend von englischen, französischen und amerikanischen Schiffen; im Herbst kommen viele aus Rußland, Schweden, Dänemark, Holland und den deutschen Hansestädten, um Südfrüchte zu laden. Viele Kaufleute aus Hamburg und Bremen haben sich Handelshäuser etablirt, so wie die böhmischen Glashändler, die durch die ganze Halbinsel zerstreut sind. Den Metallreichthum der Umgegend hat man erst in neuerer Zeit auszubeuten angefangen. In Folge davon hat man bereits zwei großartige Eisengießereien angelegt, die selbst schon Dampfmaschinen fertigen. — Die Bewohner führen ein heiteres, auch durch mannigfache Kunstgenüsse gewürztes, Leben, sind aber unruhige und wankelmüthige Feuerköpfe, wozu der feurige Wein das Seinige beitragen mag. Die niedrigeren Volksklassen haben bei der Milde des Klimas wenig Bedürfnisse und befriedigen diese leicht bei der Billigkeit aller Lebensmittel, arbeiten deshalb höchstens nur, um sich des Sonntags nach Möglichkeit zu belustigen. Ein großer Theil ist durch den Zusammenfluß fremder Nationen und durch die Schmuggelei, welcher viele Kaufleute ihren Reichthum verdanken, verderbt, und Raub und Mord sollen nicht selten vorkommen. Früher wenigstens waren die Straßen der Stadt bei Nacht so unsicher, daß man nie allein oder unbewaffnet auszugehen wagte. Jetzt ist dem Unwesen durch kräftige Maßregeln gesteuert.

Im westlichen Theil der Provinz von Malaga liegt zwischen den Flüssen Guadiaro und Guadalhorce ein in vielfache Aeste gespaltenes, höchst verwickeltes Gebirge, welches den allgemeinen Namen der Serrania de Ronda führt. Den Hauptstock bildet in der Mitte die Sierra de Junquera, die zu den höchsten Kalkgebirgen Andalusiens gehört. Von dieser geht, in nördlicher Richtung streichend, die sehr zerklüftete Kette der Sierra de la Nieve

aus, an welche sich die eigentliche Sierra de Ronda anschließt, die den nordwestlichen Rand der ganzen Serrania bildet. An das Hochgebirge von Junquera lehnt sich die öde Hochebene von Calaluz, wo der reißende Rio verde (der grüne Fluß) seine Quellen hat. Diese Hochebene wird von der Sierra blanca begrenzt, und letztere hängt wiederum zusammen mit den Sierren von Bermeja und von Mijas, welche nebst den Bergen von Pereyla den südöstlichsten Theil der ganzen Serrania ausmachen.

Bei heißem Sonnenschein ritt ich eines Mittags von Malaga fort, übernachtete in einer schlechten Dorf-Posada und erreichte am folgenden Morgen Junquera. Ich war an einen Herrn von Rivas empfohlen, der mich sehr gastfrei aufnahm und mich nach einem ausgesucht feinen Frühstück in's Gebirge führte, um mich mit dem Apotheker Don Gamacha bekannt zu machen, der im Grunde der Sierra mit dem Bau einer Spinnfabrik beschäftigt war. In Begleitung dieses Apothekers, der jeden Schritt in der Serrania kennt, stiegen wir nun zu dem Nacimiento del Rio grande empor, einen der größten Naturwunder Andalusiens. Dies ist nämlich eine geräumige dunkele Tropfstein-Felsenhöhle, groß genug, um ein Dutzend Pferde zu fassen, deren Boden ein gewaltiges Wasserbecken bildet, aus dem der Rio grande (große Fluß) auf einmal mit seiner vollen Wassermenge hervorströmt. Das unterirdische Becken ist zum Theil unergründlich tief und bietet die auffallende Erscheinung dar, daß sich die Wassermasse beim Ostwind bedeutend vermehrt, dagegen beim Westwind vermindert, was auf eine Verbindung mit dem Meere schließen läßt. Solcher „Nacimientos", wie man dergleichen große wasserreiche, unmittelbar aus dem Felsen sprudelnde Quellen nennt, finden sich in Spanien sehr häufig am Fuße oder in dem unteren Theile der Kalkgebirge. So liegt die Fuente grande (der große Brunnen oder Quell) am Fuße der Sierra de Alfacar bei Granada, ein großes, wohl zwanzig Ellen im Durchmesser haltendes Becken, dessen Boden aus feinem Kalksand besteht. Andere Quellen dieser Art giebt es bei Ronda, bei Chiva in Valencia und in Südportugal; aber die oben genannte del Rio grande ist die merkwürdigste theils wegen der Größe und Lage in einer Tropfsteinhöhle, theils wegen der un-

gehenden romantischen Gebirgslandschaft. Der Eingang ist nämlich von uralten wilden Feigenbäumen beschattet und gleich oberhalb des Nacimiento wird der Grund plötzlich durch eine senkrechte, quer durch das Thal sich erstreckende Felswand geschlossen, über welche ein kleiner Bach im jähen Fall sich niederstürzt.

Am nächsten Tag besuchte ich den 5540 Fuß hohen Pik Jarro, den höchsten Gipfel der Sierra de las Nieve (des Schnee-Gebirges), zu dem man von dem Convento de las Nieves emporklettert. Dies jetzt verlassene einsame Kloster liegt mitten in den Gebirgswildnissen, umringt von alten Cypressen und in der Umgebung eines anmuthigen Laubwaldes, aus dem überall malerische, mit verfallenen Einsiedeleien gekrönte Felskuppen hervorgucken. Der kahle, in vier Zacken gespaltene Jarro mit seinen furchtbaren Felsabstürzen bietet einen großartigen Anblick dar. Von seinem Scheitel überschaut man das Meer und die Ebenen des Guadalquivir, die vielfach verschlungene Serrania und die Gebirge von Granada, aus denen die seitwärts gesehene Sierra Nevada gleich einer riesigen Schneepyramide hervorragt.

Die folgenden zwei Tage widmete ich dem Hochgebirge von Junquera. Ein junger munterer Bursche, der Contrebandist Miguel, so wie Lata, ein lustiger Schumacher und Jäger, der zu seinem Vergnügen mitging, bildeten meine Gesellschaft, und während ich mit diesen durch die wildesten Schluchten zu der Sierra emporkletterte, führte mein Diener Vicente das mit allem Nöthigen beladene Pferd auf einem andern Wege in's Gebirge. Der Morgen war heiß und wir waren sämmtlich von Durst erschöpft, als wir nach mehrstündigem Emporklimmen durch wasserlose Felsgründe zu einem spärlichen Quell gelangten, der in dem Caucon liegt. Dies ist eine große kesselförmige und nach Süden in ein breites Thal übergehende Ausweitung. In der Nähe erhebt sich der Tajo de la Caïna, eine kolossale, von grausigen Abgründen umringte Gruppe schwarzer Marmorfelsen, durch welche der Caucon von dem gewundenen Felsenthal (Cañada la Perra geschieden wird. Während wir in letzteren unter dem Schatten der ersten Pinsapo-Fichten ausruhten, überraschte uns der Ton einer Guitarre mit dem Gesang einer kräftigen Stimme. Es war Vicente, der gleich nachher hinter einer Felsenecke her-

vorritt und sich von Junquera eine Guitarre mitgenommen hatte, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Cañada la Perra geht nach oben in große sanft ansteigende Alpentriften über, und auf diesem Wege kamen wir in einen ziemlich ausgedehnten Wald von Pinsapos und Alpeneichen. Dieser nimmt den Abhang eines sanft gewölbten, theilweis noch mit Schnee bedeckten Kammes ein, welcher durch einen tiefen walderfüllten Einschnitt von dem höchsten Gipfel des Gebirges getrennt ist. Hier liegt in einer Höhe von 5800 Fuß am Fuße riesiger Marmorfelsen ein eiskaltes Wasserbecken, Pilar de Tolox genannt, wo wir übernachten wollten. Während meine Begleiter nun das Bivouac einrichteten, bestieg ich allein den Gipfel, Cerro de las Plazoletas, 6533 Fuß hoch. Fast auf allen Seiten ist derselbe von jähen, meistens mit düsterem Pinsapogehölze angefüllten Abgründen umringt; doch durfte ich da oben nicht lange weilen, denn schon verbarg sich die Sonne hinter Felszacken. Daher trat ich schleunig den Rückweg an, und noch hatte ich den Thalgrund nicht erreicht, so lag bereits das ganze Gebirge in nächtliches Dunkel begraben. Als ich aus dem Pinsapo-Walde hervortrat, welcher den Bergabhang bedeckt, schlug mir der helle Schein eines Feuers entgegen, bei welchem Lata und Miguel eine Hammelkeule rösteten, während Vicente das Pferd am Wasser des Pilar de Tolor tränkte. Unser Bivouac war nämlich oberhalb des Beckens verlegt worden. Unter einer überhängenden Marmorwand, an die sich ein mächtiger Felsblock lehnte, hatte man für mich ein Lager aus den Satteldecken des Pferdes bereitet. Gegen den Block stemmte sich ein umgestürzter hohler Pinsapostamm von wenigstens vier Fuß Durchmesser. Daneben hatten meine Begleiter einen mächtigen Stoß dürrer Baumäste aufgehäuft, die wegen ihrer harzigen Beschaffenheit wie Pechfackeln loderten, wodurch bald der ganze Baumstamm in Brand gesetzt wurde. Prächtig erglühten in dem grellen Schein dieses himmelwärts aufsteigenden Wachtfeuers die zackigen Marmorfelsen, die düsteren Pinsapo-Fichten, der ernste Riesenkegel der Plazoletas, die schwarzumnachteten Schluchten und Gründe des Gebirges. Da die Tragkörbe meines Pferdes mit allen möglichen Lebensmitteln reichlich versehen waren, so hielten wir ein trefflich

mundendes Mahl. An Schlaf war aber nicht zu denken. Ich verbrachte den größten Theil der Nacht am Feuer sitzend und Cigarren rauchend, während meine drei Genossen sich die Zeit mit abenteuerlichen Erzählungen vertrieben. Dann griff Vicente zur Guitarre, und da auch Miguel gleich ihm ein geübter Spieler und Sänger war, so hallte das stille Alpenthal bald von lustigen Weisen, bald von melancholischen Romanzen wieder. Hier ein paar dergleichen zur Probe.

Don Tristan.

Von dem Stich des Speers verwundet,
Lag Don Tristan, klagte sehr;
Und es kam zu ihm der König,
Sein besorgter Vetter, her.

„Vetter! könnte ich dir helfen,
Ach, wie gerne würd' ich's thun!“ —
Doch Frau Yseult kam gegangen:
„Laßt den armen Kranken ruhn!“

„Einen Trank hab' ich bereitet,
Der ihn wohl erquicken soll.“
Und sie goß mit sanften Blicken
Schnell den goldnen Becher voll.

Kam nach einer Stunde wieder,
Fand den Kranken ganz allein:
Von Yseultens feuchten Lippen
Schlürfte Tristan Honig ein.

Und der Kranke war genesen,
Um bald wieder krank zu sein;
Schlürfte, um gesund zu werden,
Süßen Lippen-Honig ein.

Don Felix.

Weder Mond noch Stern am Himmel,
Licht und Glanz im Maskensaal,
Als Don Felix dem Getümmel
Sich des bunten Ball's entstahl.

Leonore, seine Schöne,
Zog ihn unters Fenster hin.
Seiner Zither volle Töne
Schwellten süßen Klang dahin.

An das Eckhaus angelehnet,
Sieht er lauschend über sich,
Singt und seufzt und klagt, und sehnet
Nur nach einem Blicke sich.

„Liebchen! schläfst du oder wachest? —
„Hier seufz' ich in finstrer Nacht;
Doch in meinem Herzen lachest
„Du voll heller Liebespracht.“

„Nur ein Laut, ein kleines Zeichen
„Sag' mir, daß dein Herz mich liebt!
„Theure, laß dein Schweigen weichen,
„Das mich in Verzweiflung giebt!“ —

Sehnlich hoffend, stand und harrt' er,
Ob von oben Antwort käm';
Ueber sich zum Fenster starrt' er,
Ob er einen Laut vernähm'.

Aber still, wie in dem Reiche
Der Begrab'nen, blieb es still. —
Sieh, da bringt man eine Leiche,
Als er eben gehen will.

Still der Zug in stiller Trauer.
Felix sah jetzt über sich,
Als ein kalter, kalter Schauer
Ihm durch alle Glieder schlich.

Immer näher kam die Leiche,
Kam der Zug dem Fenster nah.
Ach, Don Felix, flieh, entweiche,
Tod und Unglück sind dir nah!

„Dir nach, dir nach, o mein Lieber!
„Ja, ich bin im Tod auch dein.“
Sieh, ein Mädchen stürzt hinüber,
Fällt am Sarg, um todt zu sein.

Felix kannte Leonoren,
Die zerschmettert vor ihm lag.
„Ha, ich bin mit dir verloren!“
Rief er, als er sich erstach.

Nach Mitternacht stieg der Mond empor und beleuchtete jenseits des nach Westen sich hinabsenkenden Thales die weißen

Klippen des Peñon de Alcazaba, welches derselbe Felsen sein soll, wo der spanische Feldherr Don Alonso (Alphons) de Aguilar in einem Kampfe gegen die Mauren seinen Tod fand. Denn die Bewohner der Serrania de Ronda, in deren Adern zum Theil afrikanisches Blut fließt, zeichneten sich von jeher durch Tapferkeit und Freiheitsliebe aus. Nur mit Mühe war es den Spaniern im Laufe des 15. Jahrhunderts gelungen, sie zu unterwerfen. Doch kaum empörten sich im Jahre 1500 die Mauren in den Alpujarras, so brach auch hier der Aufstand der Bergvölker los. Viele Spanier und namentlich die Priester fielen als Opfer ihrer Rache für die vielen Bedrückungen ihrer siegreichen Gegner. Alle Friedensvermittelungen wurden von ihnen zurückgewiesen; sie rüsteten sich in ihren unzugänglichen Bergen zu einer verzweifelten Gegenwehr. Da rückte ein Heer gegen sie in's Feld unter der Anführung des Don Alonso de Aguilar, eines der Haupthelden des granadinischen Krieges, und der Grafen von Ureña und Cifuentes. An vielen Orten hatte man die Empörung bereits gedämpft und lagerte nun am Morgen des 18. März 1501 am „grünen Fluß“ (Rio verde) in der Sierra Bermeja, wie damals die ganze Küstenkette hieß. Die Mauren hatten alle ihre Habseligkeiten, Frauen und Kinder auf die Hochebene von Calaluz in Sicherheit gebracht und vertheidigten alle Zugänge durch ihre Kerntruppen unter El Fehri von Estepar, einem Häuptling aus edlem Geblüt. Die Grafen hatten sich gegen den Willen des erfahrenen Aguilar in die wilde Schlucht des Rio verde begeben. Letzterer erkannte jedoch die gefährliche Lage und hatte strengen Befehl ertheilt, den Fluß nicht zu überschreiten, es möge geschehen, was da wolle. Allein die Plänkeleien der Mauren wurden immer unerträglicher, und so kam es, daß drei Soldaten der Vorposten über das Ufer setzten, um einige maurische Streifzügler anzugreifen. Andere folgten und bald befand sich die ganze spanische Vorhut im Kampf. Um die Ordnung wieder herzustellen und die Feinde zu verscheuchen, befahl Don Alonso einen heftigen allgemeinen Angriff. Dieser hatte auch die gewünschte Wirkung; allein die Spanier, erhitzt und blutgierig, ließen sich nicht mehr zurückhalten und verfolgten trotz der einbrechenden Nacht die fliehenden Feinde mit Ungestüm

bis auf die Hochebene von Calaluz, wo sie sich zerstreuten. Die Mauren hatten sich inzwischen unter El Fehri wieder gesammelt. Auf den Knall einer auffliegenden Pulvertonne zeigten sich den zerstreuten beutebeladenen Spaniern auf einmal alle Höhen und Wege mit weißen Turbanen bedeckt. In demselben Augenblick begann von allen Seiten ein wüthender Angriff und ein fürchterliches Gemetzel, berühmt unter dem Namen der Schlacht am Rio verde. Nur wenige Spanier entrannen dem allgemeinen Blutbad. Der Graf von Ureña gelangte von Wunden bedeckt mit Mühe zu dem Grafen von Cifuentes, der am Rio verde zurückgeblieben war. Der Feldherr Don Alonso aber mochte den Mauren nicht den Rücken kehren. Nachdem sein Pferd unter ihm gefallen war, vertheidigte er sich, gelehnt an dem oben erwähnten Felsen, gegen einen Mauren, der ihn schon lange verfolgt hatte. Von Blutverlust erschöpft, gab er sich zu erkennen. „Wenn Du Don Alonso bist," rief der Maure, „so wisse, daß ich der Fehri von Ben Estepar bin!" und damit versetzte er ihm den Todesstoß. — Trotz des erkämpften Sieges unterwarfen sich die Bergvölker der Sierra Bermeja nachher freiwillig, als König Ferdinand mit einem zahlreichen Heere heranzog. Der Leichnam des Don Alphons von Aguilar wurde ausgeliefert und darauf zu Cordoba in der Kirche des heiligen Hippolyt beigesetzt. Da er einer der Lieblingshelden des spanischen Volkes war, so wurde sowohl sein Tod als die Schlacht am Rio verde durch Gesang verherrlicht. — Als der Peñon de Alrazabra im Mondlicht erschimmerte, da ergriff mein Begleiter Miguel die Guitarre und sang nach einigen schwermüthigen Accorden:

Die Schlacht am Rio Verde.

Rio Verde, Rio Verde,
Wälzest dunkel deine Wogen,
Sind vom Lebensblut der Christen,
Nicht der Mauren, roth umzogen.
Zwischen dir und Sierra Bermeja
Viele edle Ritter starben,
Starben Grafen und Herzöge,
Herr'n, die großen Ruf erwarben.
Dort verscheidet Urdiales,
Tapfrer Mann, den Alle achten,

Fliehend eilet Saavedra,
Wo des Berges Schluchten nachten,
Auf der Fers' ein Renegate,
Der ihn kannt' vom Heimathsorte
Und mit lautem Schall des Hohnes
Ausbrach in die Stachelworte:
„Gieb dich, gieb dich, Saavedra,
„Denn sehr wohl muß ich dich kennen;
„Sah dich sehr wohl in Sevilla
„Auf dem Platz beim Lanzenrennen.
„Gut auch kannt' ich deine Eltern,
„Kannte Clara, deine Donne.
„Sieben Jahr dient' ich als Sclave
„Dir und wußte nichts von Wonne.
„Doch nun sollst du mir dich geben,
„Und wenn's kostet mir mein Leben!" —
Saavedra, der dies hörte,
Wendet sich gleich einem Löwen.
Einen Pfeil schickt ab der Maure,
Der ihm streift am Hute eben.
Saavedra mit der Lanze
Bringt ihm bei 'ne schwere Wunde.
Niederstürzt der Renegate,
Röchelt aus zur selben Stunde.
Jetzt umringen Saavedra
Von den Mauren mehr als tausend,
Hauen ihn in tausend Stücke,
Im Zornwüthen wild aufbrausend.
Don Alonso kämpft gleichzeitig
Auf der Mordschlacht grauser Bühne.
Hingemordet lag sein Schlachtroß,
Daß es ihm als Bollwerk diene.
Angelehnt an einen Felsen,
Hält er sich mit Kraft und Stärke.
Viel der Mauren schlägt er nieder;
Doch es frommt ihm nichts zum Werke,
Denn ihn überstürzt die Menge,
Ihm versetzend tiefe Streiche,
Bis er in der Feinde Mitte
Endlich niedersinkt als Leiche.
Auch der edle Graf Ureña
Weicht ob übermäß'gen Wunden
Aus der Schlacht, geführt von Einem,
Der genau wußt' zu erkunden,

Wo man konnte Ausweg finden
Aus der Berge finstren Schlünden.
Seiner Tapferkeit zum Opfer
Mußt' manch Maur' in Blut sich baden.
Einige nur entwischen mit ihm,
Die nachfolgten seinen Pfaden. —
Don Alonso war gefallen;
Doch des Ruhmes ew'ge Krone
Strahlt um ihn im neuen Leben
Hohem Heldenmuth zum Lohne.

Ergreifend war die Wirkung dieses Liedes, das bei lautloser Stille der Mitternacht in der Umgebung dieser großartigen Natur mit kräftiger Mannesstimme gesungen wurde. — Mit dem Aufleuchten des Morgens bestiegen wir den Gipfel des genannten Felsens, von dem aus man die ganze blutgetränkte Hochebene von Calaluz überblickt und kehrten dann nach Junquera zurück. Von da ritt ich wieder nach Malaga.

Kurz vor meiner Abreise von Malaga machte ich noch einen Ausflug auf den südöstlichsten Theil des Ronda-Gebirges, nämlich auf die Sierra de Mijas. Ich war in dem am Südende der Sierra sehr romantisch gelegenen Flecken Churriana vom Pferde abgestiegen und botanisirte an dem von aromatischen Sträuchern bedeckten Gerölleabhang eines Thales, während mein Diener Vicente das Pferd auf dem holprigen Saumpfade emporführte. Nach einiger Zeit erweiterte sich die Thalschlucht zu einem runden, rings von kahlen Kalkfelsen umschlossenen Becken, in dessen Grunde Johannisbäume und immergrüne Eichen am Rande einer sumpfigen Wiese standen. Auf letzterer weideten wohl an zwanzig gesattelte und zum Theil mit bunten Decken überhängte Pferde. Das fiel mir auf. Bald schritt ein stattlicher junger Mann auf mich zu und fragte mich, indem er zugleich mein Pferd und Vicente forschend betrachtete, was mich in diese Gegend führe. Unterdessen bemerkte ich unter den Bäumen andere Männer. Eine Menge Flinten und Carabiner, die theils an Stämmen angelehnt standen, theils von den Aesten herabhingen, so wie einige zwischen dem Gebüsch hervorschimmernde Waarenballen belehrten mich aber sogleich, daß ich Contreban-

disten vor mir habe. Ich gab mich daher für einen englischen Arzt aus, da ich wußte, daß die Engländer bei den Schmugglern beliebt sind, und fügte hinzu, daß ich die Sierra besteigen wolle, um heilsamme Kräuter zu sammeln. „Dann thun Sie am besten," erwiederte der Contrebandist, „wenn Sie Ihr Pferd hier zurücklassen, da die Sierra keine Wege hat." Dieser Vorschlag schien mir bedenklich. Mein Argwohn wuchs noch, als der Bursch mein Pferd zu loben begann und ich entdeckte, daß den Schmugglern eins der ihrigen gefallen sei. Mittlerweile waren mehrere von der Bande herbeigekommen. Sie wechselten halblaut im Zigeunerdialect einige Worte mit dem zuerst erschienenen Mann, worauf dieser zu mir sagte: „Fürchten Sie nicht, mein Herr, daß ihrem Thiere ein Haar gekrümmt wird, wenn Sie es hier bei uns zurücklassen; denn — setzte er stolz hinzu — auch wir sind Caballeros. Aber Sie können uns einen großen Dienst erweisen, weil Sie ein Arzt sind. Wir haben einen Kranken, der schleuniger Hülfe bedarf." Um den Kerls kein Mißtrauen zu erwecken, mußte ich ihnen folgen, während ich es im Stillen verwünschte, mich für einen Arzt ausgegeben zu haben. Als wir bei dem gefallenen Pferde vorüberschritten, sah ich, daß es an zwei Schußwunden im Bauch verendet sei. Hinter den Bäumen waren mehrere Schmuggler beschäftigt, einigen durch Schüsse an den Beinen verletzten Pferden, die stark bluteten, ihre Wunden aus einem bereits ganz roth gefärbten Wassertümpel auszuwaschen. An ihren Kleidern bemerkte ich ebenfalls frische Blutspuren. Hinter einer Felswand waren eine Menge von Waarenballen aufgehäuft und daneben lagerten Schmuggler, von denen einige die Beine mit blutigen Taschentüchern verbunden hatten. Meine Begleiter führten mich in eine Schlucht, wo ein junger Bursche von etwa zwanzig Jahren halb entkleidet auf wollenen Decken lag. Er hielt die Augen geschlossen, röchelte schwer und war todtbleich. Zu seinen Häupten kniete ein anderer junger Mann, der sich vergeblich bemühte, mit einem Tuch und zerkauter Wurzel das aus einer Hiebwunde von der Stirn rieselnde Blut zu stillen; auch blutete der arme Bursch stark am Oberarm. Schnell beorderte ich einen der Umstehenden nach Churriana, um aus der dortigen Apotheke einige mir bekannte

blutstillende Mittel herbeizuschaffen, und untersuchte die Wunden, die sich glücklicherweise als nicht gefährlich erwiesen. Eine Kugel war durch die Muskeln des Oberarmes hindurchgedrungen und der Säbelhieb am Kopf hatte die Hirnschale noch nicht erreicht, wohl aber einige Adern zerschnitten, so daß der Kranke in Folge der heftigen Blutung das Bewußtsein verloren hatte. Nachdem er, so gut es ging, verbunden war, begab ich mich in das Gebirge, mein Pferd und Vicente bei den Schmugglern zurücklassend. Als ich zurückkehrte, war der Verwundete wieder zu sich gekommen und auch der Bote hatte die gewünschten Heilmittel gebracht. Ich legte nun einen neuen Verband an, worauf die Contrebandisten mich aufforderten, mit ihnen ihr Mittagsbrot zu verzehren. Während wir im Schatten eines breitästigen Johannisbrotbaumes die aus Südfrüchten, Wein, Schinken, Wurst, Stockfisch ꝛc. bestehende Mahlzeit einnahmen, erfuhr ich den Hergang des Scharmützels. Ein von Gibraltar ausgelaufenes Fahrzeug hatte Baumwollenwaaren an den Strand von Marbella gebracht, und daselbst hatten die Schmuggler ihre Contrebande auf Pferde und Maulthiere geladen, um bis nach Antequera vorzudringen. Unterwegs waren sie aber von einer Abtheilung berittener Carabineros überfallen, wobei es denn ziemlich scharf herging; doch gelang es ihnen, mit Verlust einiger Maulthiere diesen Zufluchtsort im Gebirge glücklich zu erreichen. — Bei dieser Gelegenheit erhielt ich auch einige Mittheilungen über Antequera. Dies ist eine große und gewerbfleißige Stadt von etwa 30,000 Einwohnern. Sie besitzt viele Seifensiedereien und Seidenmanufacturen, namentlich aber große Färbereien und Fabriken von einer Art groben Flanells, Bayetas genannt, in denen viele Hunderte von Weibern und Kindern beschäftigt werden. An den Häusern der Stadt erblickt man fast überall Wappenschilder, da die Bevölkerung großen Theils aus Adeligen (Hidalgos) besteht. Diese sind zwar der Mehrzahl nach verarmt und zu Handwerkern herabgesunken, stammen jedoch meist aus uralten berühmten Geschlechtern her, und da sie es bei Streitigkeiten verschmähen, sich an die bürgerlichen Gerichte zu wenden, so herrscht unter ihnen noch das Faustrecht und in Folge davon die Blutrache. Dies gilt besonders von Ehren-

sachen. Wer sich an seiner Ehre gekränkt fühlt, sucht sich an seinem Gegner zu rächen, sei es durch einen offenen Zweikampf oder durch heimliche Nachstellung. Kommt dabei eine tödtliche Verwundung vor, so entflieht der Mörder; die Familie des Ermordeten aber spürt ihm nach und ist dies erfolglos, so muß der erste beste seiner Verwandten dafür büßen. Die Gerichte erhalten von einem solchen Verbrechen niemals Anzeige; das wäre ein Verstoß gegen die allgemeine Sitte. — Oestlich von Antequera erhebt sich vereinzelt ein ungeheurer steiler Felsenberg aus der Ebene. Ueber diesen geht folgende Sage. Ein junger castilianischer Ritter ward als Gefangener Sclave eines der vornehmsten Mauren in Granada. Dieser besaß eine einzige außerordentlich schöne Tochter, die bereits mit einem maurischen Ritter verlobt war. Bald aber gewann der Spanier ihr Herz, und Beide schworen sich ewige Treue. Eines Tages entflohen sie heimlich aus Granada. Gleich darauf entdeckte man ihre Flucht. Der Maure, vor Wuth schäumend, daß seine Tochter mit einem Christen davon gegangen war, stellte sich selbst an die Spitze einer Reiterschaar und ereilte die Liebenden nahe bei Antequera. Diese flüchteten sich nach jenem Felsen, um sich in seinen Schluchten zu verbergen. Die Mauren entdeckten sie jedoch und trieben sie endlich, ihnen von Klippe zu Klippe nachsetzend, bis auf den höchsten Gipfel. Schon streckte der Vater seine Arme aus, um seine Tochter zu ergreifen, als sich die Liebenden umarmten und sich rasch über die ungeheure Felswand der Ostseite hinabstürzten. Seitdem heißt der Berg „der Felsen der Liebenden." Da aber, wo das Paar von den Verfolgern eingeholt wurde, entstand aus den Thränen des Mädchens ein wasserreiches Nacimiento, welches man „die Quelle der Maurin" nennt. Dieses Nacimiento befindet sich eine Viertelstunde von Antequera am Fuße der Sierra, dicht an der nach Malaga führenden Straße.

Drittes Capitel.

Der Wind blies frisch aus Norden, und Alles versprach eine rasche glückliche Fahrt, als der Barcino, der mich nebst einem jungen deutschen Arzte nach Gibraltar bringen sollte, am frühen Morgen den Hafen von Malaga verließ. Tags vorher hatte ein schrecklicher Gewittersturm aus Südwest gerast; daher ging die See außerhalb des Hafens noch furchtbar hoch, und schon nach Verlauf einer Stunde war die Mehrzahl der Passagiere von der Seekrankheit befallen. Auch mein deutscher Freund unterlag diesem Uebel. Er ließ sich an einer Bank des Hinterdecks anbinden und zeigte sich von da an unempfindlich gegen Alles, was um ihn her vorging. Unterdessen entschwand Malaga unseren Blicken, und ein hellrother Streif am östlichen Horizont, der immer breiter und purpurner wurde, verkündete den Aufgang der Sonne. Schon wurden die weißschimmernden Wogen wie mit Rosenblättern bestreut; bald erschien der Saum des Meeres glühend wie flüssige Lava, verwandelte sich drauf plötzlich in Gold, und der Feuerball der Sonne tauchte strahlend aus der wildbewegten Fluth. Die Schaumkronen der Wogen schienen in diesem Augenblick aus sprühendem Golde zu bestehen; aus den dunkelen Wellenthälern zuckten purpurne, blaue und gelbe Flammenzungen auf; die ganze See glich einem ungeheuern Kessel voll schmelzender, in tausend Farben spielender Metalle. Dazu leuchteten die schöngeformten Felsgebirge der Küste in wechselnden Farbentinten; darüber flammten die Gipfel der Sierra de Junguera in rosiger Gluth; dann breitete sich wieder ein goldiger Schimmer über Meer und Land, der schnell dem hellen Lichte des Tages wich: es war ein wunderbar großartiges Naturschauspiel. — Der Capitän ließ nun die Segel des Vordermastes aufspannen, und von Dampf- und Windeskraft getrieben flogen wir lustig dem Felsen von Gibraltar entgegen, der nach wenigen Stunden sichtbar wurde. Der Himmel war fast ganz rein; nur am südwestlichen Horizont lagerte ein Damm weißer Wetterwolken. Dieser schob sich, als wir ungefähr die Höhe von Estepona erreicht hatten, plötzlich rasch empor,

ward immer dunkler und färbte sich endlich, bei immer heftiger werdenden Südwest, kohlschwarz. Gleich darauf wurden die Wolken von flammenden Blitzen zerrissen, und der Donner rollte krachend über unseren Häuptern. Augenblicklich strichen wir die Segel, und kaum war dies geschehen, als die See längs des Backbords*) zu einem mächtigen Wall emporbrauste; sein Kamm wurde immer schärfer und durchsichtiger; jetzt bildete er eine uns zugekehrte hohle Wölbung und überschlug sich dann mit furchtbarem Gebrüll, den Schaum hoch über unser Schiff wegspritzend. Noch war diese Woge nicht zerflossen, als eine gleiche, noch höhere, an der Steuerbordseite emporstieg und sich eben so überschlug. Das Dampfboot sank jetzt tief in einen gähnenden Abgrund und wurde dann wieder hoch auf den Gipfel eines riesigen Wellenberges emporgeschleudert, so daß die Räder kaum das Wasser streiften. Dies war Sturm. Ich wollte mich vor den über das Schiff hinwegschlagenden, Alles überschwemmenden Wellen in die Kajüte retten; aber in diesem dunstigen, stinkenden Raum vernahm man nichts als das dumpfe Brüllen der See und das Gewimmer der Seekranken. Ich kletterte also wieder auf's Verdeck, umfaßte eines der stärksten Taue und ließ nun ruhig die hereinschlagenden Wellen über mich hinweggehen. Der Anblick, der sich mir darbot, war eben so schön, als schauerlich. Nachtschwarzes Gewittergewölk, mit zuckenden Blitzen über dem düsteren Chaos der aufgethürmten Meereswogen hängend, verhüllte die ganze Südhälfte des Himmels; die andere Hälfte hingegen prangte im heitersten Blau, und die nahe spanische Küste lag hell von der Sonne beschienen da. Der Barcino flog wie ein Ball herum und lag so geneigt bald auf dieser bald auf jener Seite, daß die Enden der Segelstangen ins Wasser tauchten und ein Rad immer frei in der Luft umherwirbelte. Die Maschine keuchte und ächzte, alle Planken knarrten, der Sturm pfiff heulend durch das Takelwerk, die Wellen zischten und brüllten wie wüthende Löwen, und unaufhörlich rollte der Donner: es war ein grausiges Concert. Ein spanisches Segelschiff taumelte

*) Backbord ist die linke Seite, Steuerbord die rechte Seite des Schiffes.

zwischen uns und der Küste und suchte vergeblich die hohe See zu gewinnen. Bald strich es alle Segel und schwankte eine kurze Zeit auf demselben Flecke hin und her. Wahrscheinlich hatte es die Anker ausgeworfen; allein die Taue mochten gerissen sein, denn es trieb von Neuem gegen die Küste. Jetzt zog es die Nothflagge auf, aber wir konnten ihm nicht helfen. Plötzlich klappte es wie ein Taschenmesser zusammen; die Wellen schlugen darüber hinweg, und gleich darauf erschien sein dunkler Körper wieder über dem Wasser, ohne daß man jedoch etwas von den Masten sehen konnte: das Schiff war gestrandet. Als ich dies sah, überlief es mich eiskalt, und ich heftete ängstlich meine Blicke auf die schwarzen immer näher rückenden Klippen des Gibraltarfelsens. Die Umsegelung der Punta de Europa war das Bedenklichste. Glücklicher Weise endete das Gewitter, als wir in den Eingang der Meerenge gelangten, und der Sturm ließ merklich nach. Die Engländer schickten uns von dem Berge jetzt ein Signal nach dem andern zu, uns bedeutend, wie wir fahren sollten, um nicht an die Felsen getrieben zu werden. Niemals habe ich eine prachtvollere Brandung gesehen als hier. Die Wogen schlugen nicht nur über die Felsen und Wälle der Punta de Europa hinweg, sondern spritzten ihren Schaum sogar bis an die Laterne des Leuchtthurms empor. Endlich war die Umsegelung dieses gefährlichen Punctes gelungen; allein der Golf von Gibraltar war so aufgeregt, daß der Capitän auf der schlechten Rhede von Algeciras, wo die spanischen Dampfschiffe anzulegen pflegen, nicht vor Anker zu gehen wagte. Er fuhr daher in den hintersten Theil des Golfes, wo das Wasser ruhiger war, und ließ hier in der Gegend des Campo de San Roque die Anker fallen. — Ich und mein deutscher Begleiter waren die einzigen Passagiere nach Gibraltar, und da der Capitän von hier aus weiter nach Cadiz segeln wollte, so ließ er uns am andern Morgen in aller Frühe auf einem seiner Boote an's Land bringen, ungeachtet aller unserer Einrede dagegen, indem uns der in Algeciras zu lösende Erlaubnißschein oder die „Licencia“ nach Gibraltar fehlte. Es war noch Nachts, als man uns an den einsamen Strand von San Roque aussetzte. Kaum aber hatten wir den Boden betreten, so erscholl von mehreren Seiten

8*

ein barsches „Wer da?“ dann noch ein barscheres „Halt! oder wir geben Feuer!“ folgte. Wir gewahrten nun mehrere dunkle bewaffnete Gestalten herankommen, die wir als spanische Zollsoldaten erkannten. Da wir an einer ungesetzlichen Stelle gelandet waren, so hatten sie uns für Schmuggler gehalten. Sobald sie unser eigenthümliches Schicksal erfuhren, wurden sie höflich, führten uns später Fischer herbei und halfen uns beim Accordiren mit denselben, ohne dafür Geld zu verlangen. Die Fischer meinten, wir würden als Fremde auch ohne Licencia in Gibraltar eingelassen werden. Wir ließen uns also bei prächtigem Wetter über dem blauen Golf nach Gibraltar hinüberrudern.

Je näher man Gibraltar kommt, desto majestätischer erscheint der in drei Kuppen gespaltene Felsen. Auf der mittelsten und höchsten Spitze steht das Signal-Haus, auf dessen Walle stolz die englische Flagge weht. Nach Süden zu läuft der ziemlich sanft geneigte Felsen in eine felsige Landzunge aus, an deren äußerstem Ursprunge, Punta de Europa genannt, inmitten furchtbarer Festungswerke der Leuchtthurm steht. Die nördliche Kuppe stürzt jäh ab. Hier bezeichnen drei Reihen von Oeffnungen die innerhalb des Felsens angebrachten Batterien, von denen aus die spanische Linie des Campo de San Roque beschossen werden kann. Eine Reihe schwimmender Tonnen deutet die Grenze des englischen Gebietes an, wo immer mehrere englische Kriegsschiffe vor Anker liegen. Hier erst gewahrt man den üppigen Baumwuchs und die zahllosen Landhäuser, die sich vor der Stadt längs des Strandes hinziehen. Es war halb zehn Uhr, als wir am Hafendamm des Wasserthors (Waterport) anlegten. Der englische Thorbeamte war sehr höflich. Wir mußten indeß noch drei Stunden vor dem Thore warten, ehe es uns auf Verwendung des preußischen Consuls „ausnahmsweise“ gestattet wurde, das Thor zu passiren und nach gestellter Bürgschaft eine Aufenthaltskarte zu empfangen, um in Gibraltar bleiben zu dürfen. Die Licencia ermächtigt nämlich blos zum Eintritt in die Stadt. Wer länger als einen Tag bleiben will, bedarf der Bürgschaft eines Einwohners. Nichts ist jedoch leichter als dies, indem

die in Gibraltar wohnhaften Juden gegen einen halben Piaster oder etwas mehr gern bereit sind, Bürgschaft auf so lange, als man will, zu leisten. — Während der langen Wartezeit hatte ich Gelegenheit, die vielen Nationen zu beobachten, die sich am Hafen herumtrieben. Engländer, Schotten, Spanier, Italiener, Juden, Mauren, Neger und Mulatten: Alles wogt bunt durcheinander. Die Mauren zeichneten sich durch die stolze Ruhe aus, die auf ihren stark bebarteten, von dem weißen Turban halbverhüllten Gesichtern thront. Kaum würdigten sie die afrikanischen Juden eines Blickes, die mit aller möglichen Geschmeidigkeit und Redseligkeit ihre Dienste anboten. Diese Juden lassen sich jedoch selbst dann nicht abschrecken, wenn ein Maure ihnen ins Gesicht spuckt oder sie wie einen räudigen Hund mit dem Fuße fortstößt. Die afrikanischen Juden gehen ebenfalls in morgenländischer Tracht; nur tragen sie statt der Turbane lederne Käppchen und statt der gelben Pantoffeln der Muhamedaner schwarze Pantoffeln. Die fast olivenbraunen Marokkaner kleiden sich meist in Roth und lieben grüne Turbane. Sowohl Mauren als Marokkaner umhüllen sich mit dem weißen faltenreichen Burnus (Mantelkragen). Die Juden tragen einen Aermelmantel, und ihre Frauen weite, mit schwarzem Sammet verbrämte Mäntel aus rothem Tuch, die eine haubenartige Kapuze haben und zwei Schlitze, um die Arme hindurchzustecken. Keiner dieser Afrikaner darf sich in Gibraltar ansiedeln; trotzdem leben viele fast immer hier, indem sie nach abgelaufener Aufenthaltsfrist nach Afrika gehen und dann alsbald wiederkommen.

Durch das Wasserthor gelangt man auf einen großen, von Casernen umschlossenen Platz, und von da in die Königsstraße (King-Street), die schönste der Stadt. Man glaubt sich in ein anderes Land versetzt! Die Häuser haben keine Balcons und sämmtlich grüne Jalousieen, sind gelb, auch wohl schwarz angestrichen. Eine Cigarrenfabrik folgt der andern; große Gasthöfe, Wein- und Porterstuben, Kaffeehäuser, Waarenlager, Kunst- und Buchhandlungen: Alles mögliche ist auf engem Raum dicht zusammengedrängt. Dazwischen gewahrt man die Buden der maurischen Kaufleute, die schweigsam rauchend und aus kleinen Porcellantassen Kaffe schlürfend, auf weichen Polstern vor ihren

niedrigen Tischen sitzen, auf denen Rosenessenzen, wollene und seidene Schärpen, Teppiche, Felle und dergl. ausgebreitet sind. — Unangenehm ist der Kalkstaub, den der Wind durch die nicht gepflasterten, sondern blos chaussirten Gassen treibt. Diese steigen zum Theil so steil am Berge auf, daß die Schwelle des einen Hauses dem Dache des anderen gleich steht. Manche Gassen sind auch blos in das Gestein gehauene Treppen. — Mit einer Aufenthaltskarte kann man beliebig die Thore passiren. Von diesen führt das Südthor nach dem dicht davorliegenden Promenaden-Garten (Alameda-Garden). Dies ist ein mit den herrlichsten ausländischen Gewächsen erfüllter Park, dessen Bänke und Lauben reizende Blicke auf den Golf, die spanischen Gebirge und die afrikanischen Küsten gewähren. Hier steht das bronzene Standbild des Herzogs von Wellington. Ueberall zwischen den Anlagen bemerkt man in den Schanzen lange Kanonenreihen. Furchtbar ist auch die etwa hundert Fuß höhe Punta de Europa befestigt; auf allen Felskuppen erheben sich Batterien und kleine Forts. Bei hellem Wetter erkennt man von hier aus mit bloßen Augen die Wälle und Gebäude von Ceuta, obwohl die Entfernung 7½ Stunden beträgt.

Von der Stadt aus kann man auf verschiedenen, mannigfach sich windenden Wegen bis zur Höhe des Signal-Hauses emporsteigen und von dort aus den ganzen Berg nach Belieben in Augenschein nehmen. Nur zur Besichtigung der berühmten unterirdischen, mit Kanonen gespickten Kasematten bedarf es einer besonderen Erlaubniß des Gouverneurs. Diese Kasematten sind lange Gänge, die man in den lebendigen Fels eingehauen hat. In diesen Gängen stehen auf einem wenig erhöhten Pflaster von kleinen Kieselsteinen die durch roh ausgehauene Oeffnungen schauenden Kanonen, neben jeder auf der einen Seite eine Kugel-Pyramide, auf der andern der Kanonier-Kasten. Uebrigens füllen sich diese Aushöhlungen beim Gebrauch der Kanonen bald so sehr mit Pulverdampf, daß es die Artilleristen nicht aushalten können, weshalb bei allen Probeübungen Unglücksfälle vorgekommen sind. — Der Felsen von Gibraltar hat einen Umfang von zwei Leguas oder drei Meilen, ist über eine Stunde lang und etwa ein Drittel davon breit. Der höchste

Gipfel liegt 1439 Fuß über dem Mittelmeer. Die Aussicht von da oben ist deshalb so eigenthümlich, weil man da gleichsam wie ein Vogel in der Luft über dem Meere schwebt. Graufig schaun sich die furchtbar zerklüfteten, zum Theil senkrecht in die Tiefe fallenden Felswände des Ostabhanges an. An dieser Seite hausen die einzigen Affen Europa's in den vielen kleinen Schluchten und Höhlen, die sich zwischen den Klippen befinden. Sie nähren sich vorzüglich von den jungen Schößlingen der Zwergpalme, die hier außerordentlich häufig wächst und Stämme von drei bis vier Fuß bildet. Es ist der sogenannte türkische Affe (Simius sylvanus s. inuus), dieselbe Art, die man bei uns gewöhnlich mit den Bären herumführen und tanzen sieht, gelbbraun und ungeschwänzt. Sie zeigen sich selten; nur einmal sah ich ein halb Dutzend, die sich lustig zwischen den Büschen tummelten und an den Felsen herumkletterten. Zu gewissen Zeiten des Jahres erscheinen indeß manchmal Heerden von 40 bis 50 Stück, die aber bald wieder verschwinden. Sie dürfen bei hoher Geldstrafe weder getödtet, noch gefangen werden. Daher kommen sie auch ganz dreist bis an die Brustwehr des Signal-Hauses heran und lassen sich füttern; ehe man es sich aber versieht, werfen sie unter den fürchterlichsten Grimassen mit Steinen. — Unter den Höhlen ist am besuchtesten die St. Michaels-Höhle. Sie liegt nach Afrika zu, mehrere hundert Ellen über der See. Ihre Mündung ist eine gähnende Felsenspalte, etwa zwölf Fuß im Geviert. Nicht weit vom Eingange steht eine von der Natur gebildete Säule, die wie der Stamm einer ungeheuren Eiche emporsteigt, als sollte sie die Decke stützen. Ein äußerst jäher Pfad führt über hundert Fuß abwärts, wo die Höhle an einem Abgrund endet, der zu unerforschten Tiefen führt. Alle Versuche, ein Ende zu finden, sind bis dahin vergeblich gewesen; ein steiler Abhang und Abgrund folgt da dem andern in scheinbar endloser Folge; dann und wann zeigen sich vorspringende Ränder, die den Waghälsen Gelegenheit geben auszuruhen und ihre Strickleiter für ein noch tieferes Hinabsteigen zu befestigen. Mancher Officier oder Soldat der Besatzung hat auf diese Weise schon sein Leben einbüßen müssen. Auch an anderen Stellen bemerkt man finster drohende Schlünde und schaurige Höhlen, die sich

nach allen Richtungen hin ausdehnen, und unter der Erde verzweigen, so daß man leicht zu der Ansicht kommt, das ganze Gestein sei im Innern wie Bienenzellen durchlöchert.

Der Felsen von Gibraltar war schon in den ältesten Zeiten als eine der Säulen des Herkules bekannt. Im Jahre 711 landete hier der arabische Feldherr Tarik und gab ihm den Namen Gibl-al-Tarik d. i. Berg des Tarik. Später kam der Platz in die Hände der Spanier und 1704 ward er während des Erbfolgekrieges im Namen des Erzherzogs Karl von Oestreich durch die Engländer besetzt und seitdem nicht mehr geräumt. Unter den vielen vergeblichen Versuchen, Gibraltar den Engländern wieder zu entreißen, ist die Belagerung des Jahres 1782 am berühmtesten geworden. Am Fuße des Berges standen 30,000 Spanier und Franzosen, und man setzte alle seine Hoffnung auf die Anwendung schwimmender befestigter Batterien, welche mit zwei Dächern so verwahrt waren, daß ihnen Bomben und Kugeln keinen Schaden zufügen konnten. Man hatte zehn solcher Batterien gebaut, die zusammen 397 Kanonen führten; auf Bedienung jeder Kanone hatte man 36 Mann gerechnet, was eine Besatzung von mehr als 14000 Mann ergiebt. Man hatte Verbrecher dazu genommen und ihnen eine bedeutende Pension versprochen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden. Am 13. Sept. 1782 näherten sie sich der Festung und fingen an zu feuern. Der englische Gouverneur Elliot wollte diese Batterien mit glühenden Kugeln beschießen, wußte aber kein Mittel, dieselben in hinreichender Menge anzufertigen. Indeß ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendiek, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen dazu einrichtete. Nun regneten Tausende von glühenden Kugeln auf die Batterien herab. Schon am Nachmittage sah man aus der Hauptbatterie Rauch aufsteigen, und vergebens suchten die Feinde den Brand zu löschen und die Löcher zuzustopfen. Um ein Uhr nachts standen bereits drei Batterien in vollen Flammen, und einige andere fingen an zu brennen. Die bedrängte Mannschaft gab der spanischen Flotte Nothsignale. Allein zwölf Kanonenböte, die aus der Festung ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer herbeizukommen und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf

die befestigten schwimmenden Batterien, deren Mannschaft sich mit Tagesanbruch in der jämmerlichsten Lage befand und zum Theil auf den brennenden Batterien um Hülfe schrie. Jetzt eilten die Belagerten selbst den Nothleidenden zu Hülfe, so gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanonen und Holzstücken ihnen von den zerberstenden Batterien entgegenflogen; 13 Officiere und 344 Gemeine verdankten den Engländern das Leben. Auch einen Hauptangriff von der Landseite vereitelte Elliot.

Die Besatzung Gibraltars besteht gegenwärtig aus 4000 Mann. Die übrige Bevölkerung kann man auf 16000 Seelen anschlagen. Obgleich diese aus Leuten aller Art zusammengesetzt ist, so herrscht doch eine bewunderungswürdige Ordnung in allen Verhältnissen. Man sieht keinen Bettler auf den äußerst reinlich gehaltenen Straßen; jeder Stand und jede Nation haben ihre bestimmten Rechte, und da vollkommene Religionsfreiheit gestattet ist, so können auch zwischen den Bekennern der verschiedenen Kirchen keinerlei Reibungen vorkommen. Bei alledem ist Gibraltar wenig mehr als ein Raubnest, da die Engländer den Schmuggelhandel auf die unverschämteste Weise beschützen, und dadurch wirken sie zugleich sehr verderblich auf die Sittlichkeit des spanischen Volkes ein.

Ein englisches Dampfschiff sollte mich nach Cadiz bringen. Je unfreundlicher sich das Wetter auf der Reise von Malaga nach Gibraltar gezeigt hatte, desto heiterer lächelte es diesmal. Die See war glatt wie ein Spiegel, und mit Vergnügen konnte ich mich an der Eigenthümlichkeit der Landschaft weiden, welche eine Fahrt durch diese Meerenge zwischen zwei Welttheilen darbietet. Gegenüber dem Punkt, wo Gibraltar sich gleich einem gewaltigen Ungeheuer weit in die See hinein erstreckt, erscheint auf der afrikanischen Küste ein weißgrauer Berg, der seinen Gipfel bis über die Wolken erhebt. Es ist der Abyla oder wie er in der Maurensprache heißt, Gibl Muza d. h. Berg Muza's, weil er das Grab eines Propheten enthält. Seine Ränder und Abhänge nehmen die maurische Küste mehrere Wegstunden weit

nach verschiedenen Richtungen ein, und es ist dies der andere von den beiden natürlichen Höckern der Erde, welche man im Alterthum die Säulen des Herkules nannte. Aus der Ferne gesehen, ist der afrikanische Bergpfeiler der höchste und massenhafteste; aber bei näherer Betrachtung wird der europäische Pfeiler doch den Triumph der größeren Bedeutung davon tragen. Der Gibl Muza ist eine ungeheure gestaltlose Masse, eine Felsenwildniß, wo nur hie und da einige wenige Bäume und Sträuche aus den Spalten seiner Abgründe herabnicken; er ist unbewohnt, außer von Wölfen, Ebern und Affen. Gibraltar dagegen, von Natur ein ganz nackter Fels, ist mit den Bäumen seiner Wandelgänge, zu deren Wachsthum man das Erdreich erst herbeischaffen mußte, mit seinen Batterien und unterirdischen Gewölben, mit seinen, von den verschiedensten Nationen bewohnten Häusern und Fabriken ein Wunder der menschlichen Kunst und Betriebsamkeit. — Die Felsgestade auf beiden Seiten sind außerordentlich hoch und steil. Die Stadt Tarifa, die inmitten düsterer, mit seltsamen Felsmassen geschmückter Felsmassen liegt, ist mit ihrem mitten in der See auf einem schroffen Felseneiland erbauten Leuchtthurm der südlichste Punkt von ganz Europa. Von hier an näherten wir uns der afrikanischen Küste, und auf der Höhe von Tanger sahen wir die blendend weiß getünchten Häuserreihen dieser maurischen Stadt mit ihren schlanken Minarets und dem hochgethürmten Castell aus dem Schooße schöngeformter Berge emporsteigen, welche die weite Bai von Tanger unarmen und hinter deren Kuppen sich die weiß schimmernden Zinnen der Atlas-Mauern zeigen. Bald darauf verkündeten die langen und breiten Wellen, die uns entgegenrollten, die Einfahrt in den atlantischen Ocean. Nach Verlauf von etwa fünf Stunden ließ das Dampfschiff den Anker in der Bai von Cadiz (iß) fallen.

Cadiz liegt auf einer langen schmalen Landzunge, die sich in den Ocean hinaus erstreckt, und von hier aus hat man den Anblick einer Inselstadt, deren Mauern auf allen Seiten von den Wellen bespült werden; nur an der Ostseite wird die Verbindung mit der Küste Spaniens durch eine sandige Landenge

hergestellt. Ungefähr hundert Fahrzeuge, größtentheils Küstenfahrer, zählte ich in dem Hafen, wo sich noch vor vierzig Jahren die mit den Schätzen Amerika's beladenen Galionen drängten. Zwei oder drei Corvetten und Brigantinen bildeten die ganze Kriegsflotte vor derselben Stadt, welche 1790 binnen drei Monaten dreißig Linien-Schiffe ausrüsten und in See stechen lassen konnten. Dreihundert Jahre lang war Cadiz die Königin des amerikanischen Welthandels. Jetzt ist diese Königin entthront, aber darum noch keineswegs verarmt. Sie genießt vielmehr in gemächlicher Ruhe die reichen Früchte einer früheren angestrengten Thätigkeit. Die Stadt sieht in der That aus, als ob hier alle Tage Sonntag wäre. In vielen Straßen haben die großen schneeweiß gehaltenen Häuser mit ihren zierlich gehaltenen Balcons und Schauthürmchen eine äußerst vornehme Miene und verrathen auf den ersten Blick, daß hier noch manche Tonne Goldes von Peru und Mexico geborgen liegt. In der Anlage des Ganzen bemerkt man, als Ausnahme unter allen anderen spanischen Städten, eine große Regelmäßigkeit. Die Straßen durchschneiden einander größtentheils in rechten Winkeln. Sie sind im Verhältniß zu ihrer Höhe sehr eng, so daß sie nur von den Strahlen der Mittagssonne erleuchtet werden. Breiter ist indeß die Hauptstraße. Diese mündet auf einem großen mit Bäumen besetzten Platz, unter denen marmorne Ruhebänke angebracht sind. Hier und auf anderen öffentlichen Plätzen sieht man zu jeder Tageszeit unter schattigen Akazien und Ulmen zahlreiche Gruppen junger und alter Herren, die plaudernd und Cigarren rauchend ausruhen vom Nichtsthun oder höchstens vom Zeitungslesen; denn die Zeitungen pflegt man sehr eifrig zu studiren. Am Abend füllen sich die herrlichen Spaziergänge, zumal die Alameda (Promenade) am Meer, mit schöner Welt. An Schauspielhäusern fehlt es auch nicht, um das Werk des Tages würdig zu krönen. — Aus dem Munde der Kaufleute hört man vielfach über den Ruin ihres Handels klagen, und viele derselben sind nach Sevilla ausgewandert, wo es wohlfeiler zu leben ist. Bei alledem muß eine Bevölkerung von 70 bis 80,000 Seelen noch immer viel Leben und Geräusch auf den Straßen mit sich bringen.

Obwohl die Südküste von Portugal nicht weit von Cadiz entfernt ist, so hält es doch ziemlich schwer, direct zur See hinüber zu kommen, da keine regelmäßige Verbindung statt findet. Ich entschloß mich also, an Bord des Falucho Virgen de las Angustias zu gehen, um auf demselben die an der Mündung des Guadiana gelegene spanische Grenzstadt Ayamonte zu erreichen. Unter einem Falucho versteht man ein kleines Fahrzeug mit einem einzigen Mast, der bedeutend nach vorn zu geneigt ist und ein einziges großes Segel von dreieckiger Form trägt. Unser Falucho, etwa 40 Fuß lang und kaum 15 Fuß in größter Breite haltend, war mit Waarenballen, Kisten und Fässern dergestallt angefüllt, daß blos in der fensterlosen Vordercajüte, die kaum so hoch war, um aufrecht darin sitzen zu können, noch so viel Raum blieb, daß ein Mensch darin liegen konnte. Dieses finstere Loch wurde mir bei meiner Ankunft am Abend als Aufenthalt angewiesen. Einer der fünf Matrosen gab mir seine Matratze, aus welcher ich mir mit Hülfe meines Mantels und Schlafrockes ein Lager bereitete, wobei mir das Bugspriet als Kopfkissen diente. Am Hintertheil hatten die Seeleute ein Zelt errichtet, unter dem sie kochten, aßen, und schliefen. Dies die wenig tröstliche Einrichtung des Fahrzeuges. Ueberdies war die Fahrt sehr ungünstig. Bald nach unserem Auslaufen überfiel uns eine Windstille, und darauf folgte sehr stürmisches Regenwetter. Als wir nach drei Tagen an der westlichen Mündung des Kanals von Huelva ankerten, stieg ich an's Land und machte einen Spaziergang am Strande. Dieser war mit den buntfarbigsten Seemuscheln und Schnecken, so wie mit Korallen und Tausenden von Seesternen bedeckt, welche das stürmische Meer ausgeworfen hatte. Die Wellen gingen noch entsetzlich hoch und die Brandung bildete einen so hohen Wall, daß ich kaum darüber hinweg sehen konnte. Die Nacht brachte neuen Westwind, so daß der Falucho vor Anker liegen bleiben mußte. Ich benutzte daher am anderen Tage eine Fischerbarke, um mich nach Huelva zu begeben, und da im Winde immer noch keine Aenderung eintrat, so gab ich es auf, zur See weiter zu reisen und ließ mich nach dem Dorfe Aljaraque übersetzen. Dort miethete ich ein Pferd für mich und mein Gepäck und

gelangte um fünf Uhr Nachmittags nach Ayamonte. Hier fand ich ein hübsches reinliches Zimmer, ein sehr gutes Bett und gute Beköstigung für einen wahren Spottpreis. Das Haus lag mit seiner Hinterseite dicht am Guadiana. Von der hier befindlichen Terrasse überblickte ich das reiche Stromthal und grade gegenüber lag die schönste Partie des portugiesischen Ufers, das burggekrönte Castro-Marim. Bald stellte sich wieder das heiterste Wetter ein und lockte mich zur Fortsetzung meiner Reise in's Königreich Algarbien.

Ein leichter Kahn, gerudert von zwei herkulischen ayamontiner Fischern, schaukelte mich in früher Morgenstunde über den breiten Strom an das portugiesische Ufer. Meine Aufmerksamkeit erregte die immer näher rückende Vorderseite der Stadt Villareal de Santo Antonio, die von Spanien aus einem gewaltigen Palast gleicht. Die sämmtlich weiß angestrichenen und mit Balcons verzierten Häuser sind nämlich ganz gleich, mehrere Stock hoch, dicht aneinander in grader Linie am Guadiana-Ufer gebaut. Der übrige dahinterliegende Stadttheil dagegen besteht aus schmutzigen Gassen mit schlechten einstöckigen Häusern. Villareal wurde erst 1774 durch Josephs I. Minister, den Marquis von Pombal, gegründet. Es sollte ein großer Handelsplatz an der Mündung des Guadiana werden; allein es fehlten die Bedingungen zur Verwirklichung dieses Planes, und so mußte derselbe trotz aller angewandten Mühe scheitern. — Eine Anzahl brauner zerlumpter Kerle erwarteten uns am Ufer. Als sie einen „Fremden" (Estrangeiro) in unserem Boote bemerkten, nahm die ganze Gesellschaft die Hüte ab, und kaum hatte ich den Boden betreten, so drängten sie sich um mich herum, mir mit lautem Geschrei ihre Dienste anbietend. „Was befiehlt der Herr?" fragte der Eine, mir Stock und Regenschirm aus der Hand nehmend. „Was steht Eurer Herrlichkeit zu Diensten?" fragte ein Anderer, sich meines Gepäckes bemächtigend. „Wohin wünscht Ew. erlauchte Gnaden geführt zu wer-

den?“ brüllte ein Dritter, sich mir zum Führer aufdringend. „Halt dich ruhig, Portugieschen, wir werden schon selbst den Weg finden!“ rief einer von meinen Spaniern, welcher die Arme gekreuzt und seine catalonische Sackmütze tief über den Kopf herabgezogen, bisher schweigend mit verächtlichem Lächeln die herumtanzenden Lumpen betrachtet hatte, in gebrochenem Portugiesisch dem zuletzt erwähnten Kerl zu, ihm zugleich einen Stoß versetzend, daß er auf den Sand flog. Schweigend raffte sich der Portugiese wieder auf, drückte seinen zerlöcherten Hut auf das struppige Haar und machte sich, dem riesigen Ayamontiner einen wüthenden Blick zuwerfend und ein zischendes: „Malditos sejao os Hespanhoes!“ (Verflucht seien die Spanier!) durch die Zähne stoßend, eiligst aus dem Staube. In Begleitung des Spaniers und der beiden Portugiesen, die meine Sachen aufgerafft hatten, und gefolgt von dem ganzen Troß ihrer Genossen, welche fortwährend den Hut in der Hand neben mir herliefen, schritt ich den Kai entlang und wollte eben in eine Gasse einbiegen, als ein an der Ecke stehender Mann in grauem, militairisch zugeschnittenem Rocke mit blauen Aufschlägen mich höflichst grüßte und einige mir unverständliche Worte zu mir sprach. Ich merkte, daß es sich um Visitirung meines Gepäckes handele und begab mich sofort nach dem in der Mitte des Kai's gelegenen Zollgebäude, von dessen Giebel die blau und weiß gestreifte portugiesische Flagge wehte. Der mit der Visitation beauftragte Beamte erklärte mir, ich müsse bis neun Uhr warten, denn eher werde die Expedition nicht geöffnet. Als ich jedoch ein Wort von bereitwilliger Mühevergeltung fallen ließ, lächelte er schlau, untersuchte meine Sachen und fand außer einigen Rieß Löschpapiers nichts Verbotenes. Das Papier mußte ich nach Ayamonte zurück schicken, da in Portugal eben so wie in Spanien die Einfuhr fremden Papiers jeder Art untersagt ist. Darauf begab ich mich zur Polizei, wo man mir einen portugiesischen Interimspaß zur Bereisung des Königreichs Algarbien ertheilte. Da ich damals nur sehr wenig Portugiesisch wußte, so verstand ich die portugisischen Zoll- und Polizei-Behörden fast gar nicht. Diese ließen sich aber nicht herab, sich mir in der Sprache des Landes, aus welchem ich

kam, verständlich zu machen, während sie doch sicher bei dem regen Verkehr zwischen Ayamonte und Villareal des Spanischen mächtig waren. Vielleicht sprachen sie blos aus National-Widerwillen kein Spanisch; denn der Portugiese haßt den Spanier aufs äußerste, weil der Spanier den Portugiesen verachtet und, wo er nur kann, verspottet und lächerlich zu machen sucht, wozu der komische Hochmuth der Portugiesen allerdings hinreichend Anlaß giebt. Dieser Haß giebt den Schlüssel dazu, daß hier an der Grenze aller vermittelnde Uebergang zwischen Spaniern und Portugiesen gänzlich vermißt wird. In Ayamonte ist Alles ächt andalusisch; auf dem andern Ufer des Guadiana ist dagegen Alles, in Bezug auf Bauart und Einrichtung der Häuser, Gesichtsbildung, Tracht, Sitten, Sprache und Benehmen der Menschen so ächt portugiesisch, wie man es tief im Lande nicht besser finden kann.

Mein Plan war, Faro, die Hauptstadt Algarbiens, neun Leguas von Villareal entfernt, noch denselben Tag zu erreichen. Ich miethete daher ein Pferd für mich und mein Gepäck. Um neun Uhr brach ich in Begleitung eines jungen Burschen, der mir als Führer und Knecht dienen sollte, von Villareal auf. Das ganze Stück Landes, das durch die Lagunen von Castro-Maria, durch den Guadiana und den Ocean abgegrenzt wird, besteht aus reinem Flugsande, der sich längs der Küste in parallelen Reihen ungeheuer hoher, schneeweißer Dünen aufgethürmt hat. In den durch das durchsickernde Seewasser fortwährend feucht erhaltenen Niederungen liegen große Pflanzungen süßer Orangen und Citronen. Links davon bemerkt man die elenden Rohrhütten des Fischerdorfes Montegordo, Hauptpunkt der Sardinenfischerei an der algarbischen Küste. Nach Ueberschreitung einer niedrigen pinienbewaldeten Hügelkette betrat ich eine herrlich bebaute Gegend, die mit allen Reizen südlicher Fruchtbarkeit prangte. Obwohl der ganze Küstenstrich Algarbiens aus bloßem Sande besteht, so ist er doch durch den unermüdlichen Fleiß seiner sonst wenig civilisirten Bewohner vermittelst künstlicher Bewässerung, indem man unzählige Brunnen grub oder Gräben aus den Küstenflüssen leitete, in einen prachtvollen Garten verwandelt. Wahre Wälder alter Oliven- und breit-

ästiger Johannisbrotbäume, welche auch die Vorberge des algarbischen Gebirges fast gänzlich bedecken, wechseln mit Feigen- und Orangen-Pflanzungen, mit Weingärten und Gemüseland ab. In den Niederungen wogen goldene Weizensaaten, die von Maulbeer- und Mandelbäumen oder von Agave- und Cactus-Hecken umgeben sind. Hie und da hebt auch eine hohe Palme ihr gekröntes Haupt über den Fruchtwald empor. Die Gegend zwischen dem Flecken Conceição und Nossa Senhora da Luz oder der Bezirk von Tavira gleicht in der That einem Park. Die gutgebauten Häuser der zahlreichen Gehöfte und Ortschaften bezeugen den allgemeinen Wohlstand. Die Wege zwischen den Gehöften sind breit, sauber und von üppigen Hecken eingefaßt. Hohe schwarze Cypressen und schlanke Pinien umgeben gewöhnlich die weißschimmernden Landhäuser (Quintas). Die Pflanzungen der Südfrüchte haben eine Einfassung weißgekalkter Mauern auf denen meistens kurze Säulen stehen, und in den Zwischenräumen derselben hat die Weinrebe üppige Netze gewoben. — Inmitten dieser fruchtreichen Gefilde liegt Tavira, die schönste Stadt Algarbiens, mit 8800 Einwohnern auf beiden Seiten des Rio Segua, der eine halbe Legua weiter südlich in den Ocean fällt und der an seiner Mündung eine geräumige Rhede bildet, wo selbst Seeschiffe ankern können. Seine Ufer sind nach dem Meere zu, wie es fast bei allen Flüssen Algarbiens der Fall ist, mit Salzmorästen eingefaßt. Ueber diesen Fluß führt eine lange stattliche Steinbrücke, und von hier aus hat Tavira, dessen größere Hälfte sich auf dem rechten Ufer am Fuße bewaldeter Hügel sanft emporzieht, ein wirklich großstädtisches Ansehen, da es mehrere mit Kuppeln gezierte Kirchen und Klöster besitzt und die modernen Häuser fast sämmtlich Balcons haben. Die alterthümlichen Thore und ein finsteres Kastell am rechten Ufer erinnern noch an die Herrschaft der Araber.

Mein Pferd war blos bis Tavira gemiethet, und ich bekam nun ein Maulthier unter der Obhut eines anderen Burschen, der mich bis Faro begleiten sollte. Sein Vorgänger sprach geläufig spanisch; dieser Kerl dagegen sprach weder spanisch, noch verstand er eine Sylbe davon. So oft ich ihn um etwas

befragte, nahm er ehrerbietig seinen Hut ab und lachte mir ganz vergnüglich in's Gesicht, wenn er mich nicht begriffen hatte. Er trug sich ziemlich zerlumpt und schmutzig, schlenderte meist faul hinter dem Maulthiere her, sich an den Schweif desselben anhaltend, und öffnete den Mund höchstens, um einen Vorübergehenden zu grüßen oder ein »arre, besta!« (Vorwärts, Beest!) auszustoßen, wobei er niemals unterließ, das ebenfalls träge Thier mit seinem zugespitzten Stock in die Beine zu stechen. Eine Stunde hinter Tavira ging er plötzlich abseits in ein Olivengehölz, mir bedeutend, ich möge nur immer weiter reiten, er werde schon nachkommen. Bald nachher holte mich ein Reiter ein. Es war ein in Tavira angesiedelter Spanier, der meinen Kerl gesehen hatte und recht wohl kannte. Er sei, fügte er hinzu, sehr gutmüthig, ein bischen einfältig und so faul, daß er wenigstens eine halbe Stunde bedürfe, um sich die Jacke zuzuknöpfen; wenn er sich aber einmal in Bewegung setze, laufe er schneller als ein trabendes Pferd. Ich benutzte die Gesellschaft des Spaniers, um bei ihm Sprachstunde zu nehmen. Es kam mir dabei wohl zu statten, daß ich mich früher mit dem Portugiesischen beschäftigt hatte; doch erst nach einigen Tagen, als sich das Ohr etwas an den Klang der breiten Vocale und der vielen Zisch- und unkenartigen Nasen-Laute gewöhnte, gelang es mir, die Leute zu verstehen, was freilich um so schwieriger ist, als die Algarbier kein reines Portugiesisch sprechen, namentlich hängen sie den Wörtern wohl einen Schwanz an oder schneiden einen solchen ab, auch verwandeln sie das e häufig in einen zwischen a und ä schwankenden Laut. — Eine gute Legua hinter Nossa Senhora da Luz zieht sich hinter einem breiten baumlosen und theilweis unbebauten Thale ein niedriger, mit Zwergpalmen und einzelnen Pinien bewachsenen, steil in's Meer abfallender Höhenkamm hin, auf dem das Städtchen Fuceta liegt. Im Norden gewahrt man die waldbedeckten Wellenberge der Serra de Cadeiro mit dem Serro de São Miguel, einer 2000 Fuß hohen Bergkuppe, die eine Eremitage auf dem Scheitel trägt. An ihrem südöstlichen Fuße liegt in einem Walde von Johannisbrotbäumen der große Flecken Moncarapacho. Der Spanier, der nach Fuceta wollte, verließ mich hier, und so ritt ich denn allein weiter durch

freundliche Dörfer und gesegnete Gefilde. Erst nach Sonnenuntergang, als ich am Eingang eines Piniengehölzes wartete, wo sich die Straße spaltete, zeigte sich mein Portugiese wieder, nahm seinen Hut ab und sagte gravitätisch: „Jetzt stehe ich Ew. erlauchten Gnaden zu Befehl.“ Als ich ihm Vorwürfe machte, erwiederte er: „Wir haben noch Zeit, Herr, wir haben noch Zeit.“ Es war jedoch bereits finster geworden und auf einem durch eine Niederung führenden schlechten Wege hatten wir unsere Noth vorwärts zu kommen. Erst beim falben Schein der Sterne betrat ich die schlechtgepflasterten Gassen von Faro, wo ich mich in einem Gasthof (Estalagem) nahe am Hafen einquartierte.

Gleich beim Eintritt in das Haus berührte mich sehr unangenehm die portugiesische Unreinlichkeit. Dies um so mehr, da ich aus Andalusien kam; denn die andalusischen Städte sind durchgängig reinlich, Cadiz zeichnet sich sogar durch eine beinah holländische Sauberkeit aus. Und das ist ein Zug, der mehr oder weniger durch die ganze spanische Nation geht. Sind die Gassen auch oft schmutzig, so hält man doch im Innern der Häuser auf Sauberkeit der Küche und der Geräthschaften. Das meist aus Kupfer bestehende Kochgeschirr ist immer spiegelblank gescheuert, Teller, Gläser und Krüge sehen immer wie neu aus; auch die Besorgung der Betten kann man in dieser Rücksicht loben. In Portugal ist dies Alles anders. Hier kennt man nicht die spanische Sitte, Messer und Gabeln zwischen den einzelnen Gerichten zu wechseln; ja, man wischt sie nicht einmal nach der Mahlzeit ab, sondern läßt die daran hängenden Ueberreste eintrocknen und legt sie so wieder auf den Tisch. Desgleichen giebt man sich nicht die Mühe, die Gläser auszuspülen. Mein Quartier im Gasthof von Faro hatte manche rühmliche Seite. Das Zimmer war zwar klein, jedoch freundlich, das Bett war an sich ausgezeichnet gut, die Bedienung prompt, das Essen nicht schlecht; aber, aber! — Gleich die Hausflur starrte von übelriechendem Koth. Die Treppe schien Wochen lang nicht gekehrt zu sein. Der Vorsaal im oberen Stockwerk war zwar gefegt, aber man hatte die Kehrichthaufen nicht weggeschafft. Mein Zimmer war voller Staub, das Bett noch in demselben Zustand, wie es der letzte Gast verlassen, und erst auf meinen ausdrücklichen Befehl

ward das Zimmer gereinigt und das Bett neuwaschen überzogen. Auf dem Tisch bemerkte ich große Flecken von vergossenem Wein und verschiedenen Brühen, die zum Theil noch nicht getrocknet waren. Und so mag es ungefähr in allen portugiesischen Gasthöfen zugehen. Was die Gassen anlangt, so geht es in Villareal und Tavira mit dem Schmutz noch an. In Faro und den übrigen Städten Algarbiens wirft man die Kehrichthaufen mitten auf die Straße, wo möglich in die Rinnsteine, damit sie hübsch durchweicht werden, und hier bleiben sie, bis der Regen sie wegschwemmt. Unter, auf und zwischen diesen Schmutzhaufen liegen Orangenschalen, Gemüsereste, Scherben, alte Besen und Matten, zerrissenes Schuhwerk, Lumpen, Fisch- und Hühnerköpfe, Gedärme, Kalbsfüße, Knochen, auch wohl todte Hunde, Katzen und Ratten bunt durch einander! Dazu bedenke man die große Hitze, die Alles schnell in stinkende Pest aushauchende Verwesung übergehen läßt, und wahrlich, man wird einräumen, daß fortwährend verheerende Seuchen in diesem Lande herrschen müßten, wenn nicht das beste Verwahrungsmittel dagegen in der außerordentlichen Reinheit der Luft und dem frischen Seewinde gegeben wäre. Selbst die schönsten Stadttheile starren von Unrath. So der am Hafen gelegene „Platz der Königin" (Placa da Rainha), der sogar mit marmornen Ruhebänken versehen ist, so wie die lange und breite „Königin-Straße (Rua da Rainha), die von hübschen mehrstöckigen balcongezierten Häusern eingefaßt ist. Die Einwohner der Stadt scheinen nichts Anstößiges darin zu finden und selbst die feinsten Damen wandeln ohne Scheu durch die Schmutzstraßen, indem sie die Kleider aufheben und wo möglich in Atlasschuhen lustig über die Kehrichthaufen von einem Stein zum andern springen.

Faro ist ziemlich groß und lebhaft (es zählt 11,700 Einwohner), dabei eine moderne und freundliche Stadt, aber sehr unregelmäßig gebaut. Während Tavira mit seinen Balcons noch völlig den spanischen Charakter an sich trägt, haben die Häuser hier, wie in Algarbien überhaupt, nur selten Balcons, sondern meist blos Fenster mit Jalousieen. Letztere sind theils wie bei uns, theils bestehen sie aus einem gitterartigen Geflecht von dünnen Holzspänen, werden aber nicht blos vor die Fenster

gestellt, sondern sind auch so am Fensterstock befestigt, daß sie sich zur Hälfte von unten nach oben emporschlagen lassen. Namentlich liebt man letztere Jalousieen im Erdgeschoß. Ferner sind die Fußböden der Zimmer in Algarbien und ich glaube in ganz Portugal gedielt, während sie in Spanien entweder mit Backsteinen, mit Gyps oder Marmor belegt sind. Auch die Treppen pflegen meist hölzern zu sein. Diese Einrichtung erinnert mehr an den Norden, als an den Süden. Damit harmonirt, daß ich weder hier noch sonst wo in Algarbien eine mit Bäumen bepflanzte Promenade gefunden habe. Die Landschaft umher ist flach und gut angebaut, aber nicht so baumreich wie um Tavira. Die Ränder der durch einen ausmündenden Küstenfluß gebildeten Bucht von Faro sind morastig. Ein von niedrigen Inseln abgegrenzter Theil dieser Bucht dient als Hafen und hat selbst für größere Seeschiffe Wasser genug. Den westlichen Schenkel der Bucht bildet ein sandiger Höhenkamm, auf dessen Endvorsprung das Fort Barreta liegt; den östlichen Schenkel bildet eine flache, in Kap Santa Maria auslaufende Landzunge. Auf dieser Seite erhebt sich ein flacher Hügel, wo ein Theil der Stadt und ein mächtiges, von alten maurischen Befestigungen umgebenes Schloß liegt. Die größere Hälfte der Stadt zieht sich an der sanft abschüssigen, aus gelbem Sandstein bestehenden Küste empor. Man bemerkt eine Menge Klöster und Kirchen, doch ist keine der letzteren ausgezeichnet. In der Kathedrale fiel mir auf, daß sowohl der Bischof, welcher die Messe las, als auch die Domherren blutrothe Strümpfe trugen, und so sah ich sie nachher auch auf der Straße gehen. Auf dem Haupte trägt die portugiesische Geistlichkeit eine barettartige Kappe, während die spanischen Geistlichen einen zweikrämpigen, beinah wie eine Dachrinne aussehenden Hut haben.

Beim schönsten Wetter verließ ich Faro in Gesellschaft eines Maulthiertreibers, den ich gleich für die ganze fernere Reise gemiethet hatte. Sein Thier war zwar etwas faul, jedoch stark und zahm, er selbst gutmüthig, aber sehr dumm und verwildert. Er hatte die Blößen seiner Armuth blos mit einer stark geflickten Jacke, einer löcherigen Hose und einer verschossenen Schärpe verhüllt. Als ich mich über das ihm mangelnde Hemd verwun-

derte, sagte er, seine Frau sei gerade bei der Abreise damit beschäftigt gewesen, das Hemd zu waschen, woraus sich auf den Besitz eines einzigen schließen ließ. Die Füße hatte er mit zerrissenen Schnürstiefeln bekleidet, das ungekämmte verworrene Haupthaar bedeckte ein Hut, der ehemals schwarz gewesen sein mochte, mit der Zeit aber eine weißliche Farbe angenommen hatte. Bei aller seiner Dummheit war der Kerl ganz brauchbar; er kannte alle Wege und Kneipen, zeigte eine unermüdliche Ausdauer, war dabei genügsam, immer vergnügt und forderte nur sehr mäßigen Lohn. — Nach dreistündiger Wanderung begrüßten wir Loulé, eine alte, aber freundliche Stadt von 8000 Einwohnern, in der anmuthigsten Umgebung. Das kleine Königreich Algarbien zerfällt nämlich in drei mit der Südküste parallel laufende natürliche Streifen, welche das Volk als Küste, Hügelland und Gebirge unterscheidet. Der höchstens drei Stunden breite Küstenstrich besteht aus Sand, das Hügelland aus Kalk, Kalktuff, Mergel und Thon, das Gebirge, eine Fortsetzung der Sierra Morena, aus Thonschiefer und Grauwacke*). Loulé liegt nun innerhalb des von Oel- und Johannisbrotbäumen bewaldeten Hügellandes, dessen Kuppen sich bis zu einer Höhe von fast tausend Fuß erheben, und in den zwischen den einzelnen Kämmen befindlichen wasserreichen Thälern wimmelt es von Mühlen, Landhäusern, Bauerhöfen, die von Feigen-, Mandelbäumen und Orangen dicht umpflanzt sind. Dies die immergrüne Umgürtung der Stadt, deren Mauern im Osten und Süden der Rio Macai bespült, welcher durch ein hügelerfülltes äußerst fruchtbares Becken strömt. Dies Becken wird von vier höheren Bergkuppen umschlossen, von deren Gipfel man die prächtigste Aussicht auf die Umgegend, das Meer und die Serra genießt.

Von Cadiz aus war ich an den Pfarrer von Loulé Rafael Pinto empfohlen, und fand bei ihm und anderen Priestern eine Intelligenz vor, die mich hier um so mehr überraschte, je größer

---

*) Dieses Gestein ist zusammengesetzt aus eckigen und abgerundeten Stücken oder Körnern verschiedener Quarze, welche durch feine Körner von Feldspath und Quarz verkittet sind. Die herrschende Farbe ist grau.

die Unwissenheit ist, die unter der spanischen Geistlichkeit herrscht. In Spanien ist dagegen das Volk aufgeklärt, während das Volk hier in Barbarei aufwächst. Rafael Pinto zeigte umfassende Kenntnisse in der Politik, der Geschichte, den Naturwissenschaften, in der Kunst und Literatur nicht nur Portugals, sondern auch des Auslandes. Er wußte sich sehr fein zu benehmen. Sowohl in seinem Hause, als auch unter dem Volke war er heiter und gesellig. Wenn er ausging oder ausritt, ohne auf Amtswegen begriffen zu sein, so pflegte er die allgemeine Landestracht anzulegen. Er beschäftigte sich eifrig mit dem Landbau, namentlich mit der Baumzucht. Er liebte die Mechanik und Physik, und es war ihm gelungen, Blitzableiter einzuführen, die Bewässerung und die Mühlen zu verbessern. Ich speis'te bei ihm und besuchte mit ihm die Stadt und die Umgegend. Eines Morgens führte er mich zu der nahe bei der Stadt gelegenen Kapelle de Nossa Senhora da Piedade, welche ein wunderthätiges Marienbild enthält. Der Weg dahin führt aus dem Thale des Rio Macai im Zickzack auf den Gipfel des Hügels, wo die Kapelle steht, und ist mit den Stationen der Leidensgeschichte Christi besetzt. An ein Geländer der oberen Terrasse gelehnt, erblickte ich nun ein eigenthümliches Schauspiel. In langen Zügen kamen festlich geschmückte Männer und Weiber unter dem Absingen geistlicher Lieder herbei und warfen sich nicht allein während des Hinaufsteigens bei jeder Station nieder, um zu beten, sondern rutschten auch vom Thore der Terrasse auf den Knieen bis zur Kirche hinein; ja, einige Frauen rutschten den ganzen Berg auf ihren Knieen hinauf. So Etwas hatte ich in Spanien nie gesehen, und mir entfuhr ein Ausruf des Erstaunens. Der Pfarrer versetzte darauf ganz unbefangen in spanischer Sprache: „Sie wundern sich über die gläubige Demuth dieser Leute? — Das finde ich begreiflich, da Sie aus Spanien kommen. Dort herrscht zu wenig religiöse Ehrerbietung, bei uns zu viel. Indeß ist es besser, die Leute glauben zu viel, als zu wenig. Der gemeine Mann ist nicht fähig, sich durch eigenes Nachdenken eine Religion zu schaffen; darum muß ihm etwas bereits Fertiges gegeben werden, woran er sich halten und erbauen kann. Unsere Bauern glauben, die Madonna in Person vor sich zu haben,

wenn sie ihr schön angekleidetes, von Kerzen umstrahltes Bild sehen; sie glauben, durch die Selbstpeinigung des Rutschens ihren Zorn über begangene Sünden zu brechen und dadurch ihre und Christi Vermittelung zur Versöhnung mit Gott auszuwirken. Dabei befinden sie sich glücklich, und es wäre himmelschreiend, ihnen diesen tröstlichen Glauben zu rauben. Man kläre das Volk politisch auf, man begeistere es für sein Vaterland, seine Freiheiten und Rechte; aber man rüttele nicht an der Kirche, an der Religion, wie es in Spanien und leider auch schon in Portugal geschehen ist. Die Regierung zerbricht das Ruder des Staatsschiffes, wenn sie die Kirche sinken läßt, und das Volk wird unglücklich, wenn es das Zutrauen zur Kirche und ihren Dienern verliert, ja sie und die heiligsten Mysterien der Religion dem Spotte preisgiebt, wie es im Nachbarlande geschieht." Das etwa war der wesentliche Inhalt seiner Rede, die freilich manches Treffende enthielt, wobei jedoch die heilsamen Folgen einer fortschreitenden allgemeinen Aufklärung gänzlich außer Acht gelassen waren. Die Geistlichkeit sieht auch sehr wohl ein, daß damit die Stützen alles religiösen Aberglaubens nothwendig wanken und endlich zum Sturz gebracht werden müssen; deshalb bemüht sie sich, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, während sie sein leibliches Wohl möglichst zu fördern sucht. Die Bedingungen dazu liegen vor Allem in der sorgfältigsten Cultur des Bodens. Dieser ist an sich, wie wir gesehen haben, keineswegs ergiebig; aber die feuchte Seeluft und die Benutzung des Wasserreichthums der Gebirge sind unter Mitwirkung einer Gluthsonne die Hauptursachen der ungemein großen Fruchtbarkeit. So kommt's, daß Algarbien, obwohl die kleinste, kaum hundert Quadratmeilen enthaltende Provinz Portugals, doch die bevölkertste und reichste ist. Der Ackerbau hat keine Bedeutung; dagegen erzeugt diese Provinz ungeheure Mengen von Feigen, süßen Orangen, Citronen und Johannisbrot, welche Früchte besonders nach England und Gibraltar ausgeführt werden. Sehr bedeutend ist auch der Fang der Sardinen, Stock- und Thunfische. Endlich birgt die Serra in ihrem Schooße einen Reichthum an Metallen, namentlich an Kupfer, der erst neuerlich durch eine Gesellschaft Lissaboner Kaufleute ausgebeutet wird.

Für dergleichen materielle Zwecke mögen die Hände eines algarbischen Landmanns allerdings leichter in Thätigkeit zu setzen sein, als die Kräfte seines Denkvermögens für das Interesse an den höheren Angelegenheiten des Lebens. Denn mit der geistigen Begabung der niederen Classen scheint es nicht weit her zu sein. Das gemeine Volk des südlichen Europa's zeichnet sich im Allgemeinen durch Schärfe des Verstandes und Schnelligkeit der Auffassung aus, womit sich ein gewisses Feuer der Bewegungen und große Lebhaftigkeit der Gesichtszüge, namentlich des Auges, verbindet. Nicht so der Algarbier. Dieser sieht entweder geradezu dumm aus oder pfiffig, aber Geist verräth er nicht. Seine Gesichtsbildung ist eigenthümlich. Die spitze Nase, die vorstehenden Backenknochen, die schmalen Lippen, die kleinen, tiefliegenden, schwarzen, stechenden Augen geben ihm ein Gepräge großer Verschmitztheit. Dabei hat er ein stilleres, ernsteres Wesen, als sein Nachbar, der Andalusier, ist auch größer und brauner. Er könnte Einem bei seiner beduinenartigen Verwilderung in der That Respect einflößen, wenn er nicht so viel Komisches hätte. Dies liegt in der körperlichen Haltung, in dem lächerlichen Hochmuth und in der knechtischen Höflichkeit. Er schreitet steif einher und sucht eine würdevolle Miene zu ziehen, sieht aber dabei plump und unbeholfen aus. Sein Hochmuth äußert sich besonders gegen den Andalusier, wenn ihn dieser zur Zielscheibe seines Witzes macht und von seinem Lande spricht, wie man bei uns von Krähwinkel oder Schöppenstädt. Dann blickt ihn der Algarbier wohl eine Zeit lang mit gravitätischer Miene und mit hochmüthigem Nasenrümpfen an, bis ihm etwa die Bemerkung entfällt, daß ein grimmig aussehender Portugiese genüge, um alle „Castelhanos" in der Welt davon zu jagen. Der spottsüchtige Andalusier überbietet dann seinen steifen Gegner durch zehn Mal größere Prahlereien; denn darin sucht er seinen Meister, indem er z. B. ganz ernsthaft, als wenn das eine ausgemachte Sache sei, sagen kann: „Wenn ich mein Messer ziehe, zittert die Erde," oder: „Wenn ich mit dem Fuße stampfe, fallen die Sterne vom Himmel." Kurz, das Schrauben dauert so lange, bis der Algarbier zuletzt in ein „Verfluchter spanischer Hund!" ausbricht, womit das Signal zur Prügelei gegeben ist. Auf der Grenze

und in den Hafenorten giebt es fast wöchentlich dergleichen Händel, die nicht selten einen sehr blutigen Ausgang nehmen. Der lächerliche Hochmuth und die kriechende Höflichkeit scheinen überhaupt Eigenschaften des portugiesischen Nationalcharakters zu sein. Daher manche Sitte, die ein unwillkürliches Lächeln erregt. So zählen die Portugiesen ihre Cavallerie nicht nach Pferden, sondern nach Pferdefüßen, damit es mehr klinge. Unter der Infanterie soll es (nach Versicherung von Spaniern) ein besonderes Commando-Wort geben, welches den Soldaten befiehlt, ein grimmiges Gesicht zu machen, wenn sie gegen den Feind zu marschiren, damit dieser sich fürchte. Unter den Kriegsschiffen sah ich selbst ein ganz kleines von drei Kanonen, und welchen Namen führte dasselbe? — »O terror do mundo«, d. h. der Schrecken der Welt. Beispiele von der kriechenden Höflichkeit der Algarbier habe ich schon bei der Gelegehheit angeführt, als ich den ersten Fuß auf's Land setzte. Aber an demselben Tage machte ich die Erfahrung, daß auch Alle, die mir auf der Straße begegneten, schon in der Entfernung von mehreren Schritten den Hut tief abnahmen, stehen blieben, sich verbeugten und regelmäßig folgende lange Formel hersagten: „Adieu, mein Freund! Zu den Befehlen Ew. Herrlichkeit! Ew. Gnaden gehaben sich wohl! Glückliche Reise! Es lebe mein Herr!" Spricht man mit einem Algarbier, so nimmt er bei jeder Erwiederung den Hut ab und bei der Verabschiedung fügt er die Worte hinzu: „Ich bin Ew. Herrlichkeit niedrigster Diener!" Bei alledem scheint sich unter dieser anhündelnden Kriecherei oft ein heimtückisches Gemüth zu verbergen, das den Gekränkten fähig macht, seinen hochgestellten Beleidiger hinterrücks zu erdolchen. Gegen den Fremden sind die Algarbier mittheilsam, gastfrei und dienstfertig, ohne sich aus Habsucht irgend eine Prellerei zu Schulden kommen zu lassen. — In Lebensweise, Tracht und Sitten unterscheiden sie sich sehr von den Andalusiern. Alle bis auf den gemeinsten Maulthiertreiber hinab trinken von früh bis spät Thee (Cha) und essen Butterbrot dazu. Ihr dunkelfarbiges, aus Mais- und Gerstenmehl gebackenes Brot ist locker und sandig, und schmeckt trocken und kraftlos. Der Reis ist Lieblingsgericht. Die Tracht der Männer aus den gebildeten Ständen ist, wie in Spa-

nien, französisch. Die aus dem Volke tragen lange weite Beinkleider und weite kurze schmucklose Jacken aus grobem braunen Tuch, eine kattunene Weste, Schnürstiefeln und einen großen schwarzen Filzhut. Letzterer hat einen niedrigen runden Kopf, sehr breite Krämpen und ist mit einem breiten schwarzen Atlasband, mit Quasten und messingenem Schmuck verziert. Des Sonntags legen sie eine fein tuchene blaue Jacke mit blanken Messingknöpfen an, so wie eine scharlachrothe Weste mit kleinen goldenen Knöpfchen, ein rothseidenes Halstuch und eine rothe Schärpe. Alle, zum Theil auch die Vornehmeren, tragen weite brauntuchene Aermel-Mäntel, die gewöhnlich mit grünem oder blauem Wollenzeug gefüttert sind; daran befindet sich ein kurzer faltenreicher Kragen und eine Kapuze, die bei schlechtem Wetter über den Kopf gezogen wird. Das weibliche Geschlecht ist munterer, als das männliche, hübsch gewachsen und von weißerer, frischerer Gesichtsfarbe, als die Andalusierinnen, dabei aber plumpfüßig und mit breitem Gesicht. Die Damen kleiden sich ebenfalls französisch und tragen auf dem Kopf entweder den französischen Hut oder blos ein feines weißes mit Spitzen eingefaßtes dreieckiges Taschentuch. Die Frauen der mittleren Stände tragen ein weißes oder gelbes Kopftuch, dazu ein scharlachrothes wollenes Umschlagetuch, dessen Kante mit schwarzen Blumen gestickt ist; außerdem gehen sie in langen Kleidern aus buntem oder hellfarbigem Kattun. Die Bäuerinnen tragen meistens einen dunkelblauen rothgefütterten, unten mit schwarzem Sammet eingefaßten Kattunrock, ein schwarzsammetnes kurzärmeliges vorn offenes Mieder, ein buntes kattunenes Hals- und Kopftuch und einen portugiesischen Männerhut. Um die Schultern schlagen sie eine fast immer brauntuchene mit grünem Sammet eingefaßte Mantilla, deren abgerundete Zipfel bis über die Kniee hinabhängen. An Sonn- und Festtagen binden sie ein schwarzseidenes Halstuch um und die reichen Pächterinnen Halsbänder, die aus an einander gereiheten Ducaten bestehen. Alle, selbst die vornehmeren Frauen, tragen weite faltenreiche dunkelfarbige Tuchmäntel mit langen Kragen und ohne Aermel, ganz wie die spanischen Männermäntel. — Als Nationalspiel beobachtete ich eins, dessen Aufgabe ist, eine eiserne, durch einen Stockhieb

in Bewegung gesetzte Kugel durch einen in den Boden gesteckten engen Ring zu jagen.

Von Loulé begab ich mich nach Alte, einem kleinen, bereits am Saume der Serra in einem kesselförmigen Thale gelegenen Dörfchen, in dessen Nähe sich reiche Kupferminen befinden. Am Eingange der steil ansteigenden Gassen schießt ein Bach über eine von Felszacken starrende abschüssige Fläche mit jähem Fall in die Tiefe. An den von Schlingpflanzen üppig umrankten Rändern rauschen die Räder mehrerer Mühlen, und gerade über dem Wasserfall ist eine hohe schmale Brücke ausgespannt, wodurch das sonst elende Dörfchen etwas ungemein Malerisches bekommt. Die Bewohner sind sehr arm und leben meist blos vom Kohlenbrennen, Bergbau und dem Verarbeiten des dort häufig wachsenden Espartos. Mit letzterem Geschäft geben sich namentlich die Weiber und Mädchen ab. Auch in Loulé und dem ganzen Hügellande bemerkte ich einen ähnlichen aber eigenthümlichen Industriezweig. Die Frauen daselbst flechten nämlich allerhand Matten, Decken, Körbe, Geräthschaften, ja selbst allerliebste Blumen und Zierrathen aus den Fächerblättern der in Algarbien äußerst gemeinen Zwergpalme (Chamaerops humilis), welche sie in dünne Streifen zerschneiden und an der Sonne bleichen. In Andalusien verfertigt man Besen daraus.

Hinter Alte erlebte ich in dem Flecken São Bartholomén dos Messines einen seltsamen Auftritt. Auf dem Marktplatz begegnete mir nämlich ein Leichenzug. Wie in Spanien, stand der Sarg offen und die Leiche hatte man blos in ein Leinewandtuch gehüllt. Plötzlich mochten die Träger Durst bekommen, setzten die Bahre mitten auf den Markt nieder, ließen die singenden und betenden Geistlichen laufen, wohin sie wollten, und traten in einen Gasthof, um ein Glas Wein zu trinken und eine Cigarre zu rauchen. — Ueber einen kahlen Kamm des immer näher rückenden düsteren Granitgebirges der Serra de Monchique gelangten wir in ein fruchtbares Thal, das von einem breiten Flusse durchströmt wird. Hier liegt die uralte Stadt Silves, einst Residenz der maurischen Könige von Algarbien. Noch mahnen die mächtigen geschwärzten Mauren und Thürme eines großen, den Gipfel eines Hügels einnehmenden Castells und die finsteren

Thore an jene Zeit. Hier fand ich zu meiner Freude einen Gasthof, dessen Besitzer ein Spanier war. Auch das Dienstpersonal bestand aus Spaniern; denn der Wirth wollte lieber höheren Lohn geben, als Portugiesen in seinen Dienst nehmen, die er sämmtlich als „heimtückische Hunde" bezeichnete. Es waren noch mehrere Spanier zugegen, Seeleute, deren Schiffe in dem benachbarten Hafen von Villanova lagen, und aus ihren Gesprächen wurde mir erst recht klar, welch ein glühender Haß zwischen Spaniern und Portugiesen herrscht.

Den folgenden Tag vertiefte ich mich von Neuem in die dunkeln Wellenberge der Serra, die schon von fern in rosigen, gelben und weißen Farben schimmerten, indem verschiedene Haide-Arten, stachelige Ginster und andere Sträucher in voller Blüthe standen. Auch die Niederungen und grasigen Abhänge boten einen sehr bunten Anblick dar. Kleine gelbe Narcissen, blaue wohlriechende Hyacinthen, weiße Maaslieben und weiße rothgeaderte crocusartige Lilien, violette Löwenmäuler (Antirrhinum Linaria) ꝛc. wuchsen hier in Menge und verliehen dem Gebirge das Ansehen eines Blumengartens. Nachdem wir diese bunten bebuschten wellenförmigen Kämme überstiegen, stand das Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Die Serra de Monchique besteht blos aus zwei breiten Kuppen von gewaltigem Umfange, die durch ein tief einschneidendes Thal von einander geschieden sind. Die westliche sanftgerundete und höchste Kuppe heißt die Foïa, die östliche von der Form einer breiten stumpfen Pyramide, heißt die Picota. Der Fuß der Serra ist von Korkeichen bewaldet, dann folgen Kastanienwälder bis zur halben Höhe. Die obere Hälfte ist kahl, theils mit Gerölle, theils mit Matten bedeckt. Am steilen Südostabhang der Foïa ungefähr 2000 Fuß hoch über dem Meer liegt höchst romantisch das Städtchen Monchique. Man steigt allmälig dahin empor durch Gehölze alter Korkeichen, die mit Gemüsefeldern und Obstpflanzungen abwechseln, so wie durch ein herrliches, von zahlreichen Mühlen durchrauschtes Thal. Die Ansicht des Ortes wird verhindert durch die dichten Kastanienwälder, welche alle Abhänge bedecken, bis man aus einer mit Orangen erfüllten Schlucht tritt, durch welche ein Bach braus't. Ueber den höchsten Gassen

der Stadt hängt ein Kloster gleich einem Schwalbennest auf steilen Granitfelsen, und darüber erheben sich die hohen grauen Kuppen der ernsten Foïa. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt sich der breite und lange, mit einzelnen Gehöften und Hütten übersäete Abhang der Picota, und dazwischen blickt man hinaus auf die Wellenberge von Alem-Tejo. Im Uebrigen ist die Stadt sehr schlecht gebaut, und mein Gasthof war eine Höhle voll Schmutzes und Ungeziefers, deren Bewohner düster, mißtrauisch und verwildert aussahen. In Begleitung eines Advocaten und eines Kaufmanns machte ich einen Ausflug nach dem Gipfel der Foïa, wohin man bequem reiten kann. Dieser Berg erreicht eine Höhe von 3830 Fuß, ist von vielen Schluchten durchfurcht, deren Bäche bis hoch hinauf von der orientalischen Alpenrose eingefaßt sind, und besteht größtentheils, wie die ganze Serra, aus einem hellfarbigen Granit. Den Gipfel krönt eine aus Steinen errichtete Pyramide. Durch das Fernrohr konnte man die Umrisse der Serra da Arrábida an der Tejo-Mündung erkennen, so wie die Thürme von Beja in Alem-Tejo. Diese Provinz überblickt man fast ganz und gar. Ein großer Theil derselben wird von den welligen Vorbergen der Serra de Monchique eingenommen, der Rest ist entweder vielfach durchschnittenes Hügelland oder (in der Mitte und nach dem Meere zu) unabsehbares, nur mit Gestrüpp oder dürrer Haide bekleidetes Flachland. Nach Südwesten zu dacht sich das algarbische Scheidegebirge allmälig ab und geht in die Sandsteinbildung über, woraus die schroffen Klippen des Kaps St. Vincent zusammengesetzt sind. Diese südwestliche Spitze Europa's springt als schmale Landzunge weit in den Ocean vor und wird rings von senkrechten Sandsteinwänden ummauert. Auf dem äußersten Vorsprunge steht ein Kloster. Die See brandet hier fortwährend furchtbar. Durch das Fernrohr konnte man deutlich erkennen, wie der Schaum der Brandung einen silberweißen Gürtel um die rothgelben Klippen schlang und häufig bis an den oberen Rand des Kaps hinaufspritzte.

Noch besuchte ich Lagos, eine leidlich gebaute Stadt von 5000 Einwohnern und zugleich Festung, die aber blos nach der Seeseite zu durch einige hohe Wälle gut vertheidigt wird. Die

Citadelle hat gar keinen Werth, da sie von den benachbarten Höhen beherrscht wird. Die ziemlich weite, von malerischen Sandsteinwänden umschlossene Bucht würde ein guter Hafen sein, wäre sie nicht von Untiefen erfüllt. — Meine Rückreise von da nach Cadiz ging ohne weitere merkwürdige Zwischenvorfälle von statten.

Viertes Kapitel.

Ein Dampfboot verkürzt den Weg zwischen Cadiz und Puerto de Santa María, die zu Lande sechs Leguas von einander entfernt sind, und schon nach Verlauf einer Stunde läßt es den Anker in dem durch die Mündung des Guadalete gebildeten Hafen dieser Stadt fallen, die den Mittelpunkt des Weinhandels der Umgegend bildet. Die Gassen fand ich still und menschenleer, freute mich aber der großen und schönen Spaziergänge, in denen ganze Wälder der edelsten Fruchtbäume mit einer Fülle seltener Zierpflanzen und Blumen abwechseln. Durch die reizenden Anlagen des Paseo de la victoria am nördlichen Stadtende wanderte ich dem eigentlichen Ziele meines Ausflugs zu. Jenseits des Weichbildes der Stadt führt der Weg eine halbe Stunde lang durch eine Niederung, die links von einem Fichtengehölz begrenzt wird und die sich rechts bis hinaus an's Meer heruntersenkt. Magere Kornfelder wechseln hier mit Haideland, in dem hie und da einige kümmerlich gedeihende Oliven angepflanzt sind. Am nördlichen Rande dieser Ebene erhebt sich ein felsiger Hügel, der stellenweis mit einer dünnen Sandschicht und Gestrüpp bedeckt ist. Eine verlassene Venta und die Trümmer einer Kapelle sind die einzigen Spuren menschlichen Treibens in dieser Oede. Durch Disteln und Dornen arbeitete ich mich zu dem Gipfel des Hügels hinauf und vor mir lag das Schlachtfeld von Jerez de la Frontera. Von meinem Standpunkte aus beherrschte ich im Süden die Ebene von Puerto de Santa Maria und die Bai von Cadiz, im Norden ein langes und breites, erst in großer Entfernung von einigen grauen Berg-

zügen begrenztes Wellenland, in dessen Mitte Jerez (chereß) liegt. Nach Osten zu wird durch den Guadalete von den Niederungen am Meer die Landschaft geschieden, deren sanfte Schwingungen sich westwärts bis an den Horizont ausdehnen. In diesem Wellenlande wurde Spanien durch eine einzige Schlacht für den Islam gewonnen. Wie das unermeßliche Ergebniß des Sieges von 711, so ist der Sieg selbst fast unbegreiflich. König Roderich hatte die Blüthe der Gothen, wohl 100,000 Krieger, um sich versammelt. Der arabische Feldherr Tarik hatte nicht mehr als 12,000 Saracenen, dazu eine Rotte christlicher Ueberläufer und eine große, mehr zum Raub als zum Kampf geneigte Schaar halbnackter Mauren. Außer ihrer Uebermacht hatten die Gothen die Vortheile des unebenen Bodens für sich, in welchem sie die Hülfsmittel ihrer von den Römern ererbten Kriegskunst mit dem größten Nutzen gegen die rohe Kampfweise der Araber anwenden konnten, deren Schlachtordnung die aller orientalischen Völker überhaupt war und auch nachher immer blieb: ein wilder Haufen Fußvolk in der Mitte, ein ungeordneter Troß Reiterei auf beiden Flügel, und so vorwärts zum Siege oder zum Verderben. Die afrikanische Reiterei, auf dem Blachfelde furchtbar wie Sturmwind, konnte auf dem hügeligen Terrain von Jerez nur einen geringen Theil ihrer Kraft entwickeln. Wir lesen von sieben Tagen der Schlacht, die in dem heißen Monat Juli (19. bis 26.) gefochten wurde. Aber die ersten drei wurden mit Gefechten der Vortruppen hingebracht, die drei letzten mit Verfolgung der Flüchtlinge: der vierte Tag war der Tag der eigentlichen Entscheidung. Blutig und lange zweifelhaft wurde gestritten, bis die verrätherischen Prinzen, mit ihrem Oheim, dem Erzbischof, aus den Reihen der christlichen Streiter in die der Ungläubigen übertraten und hierdurch das Verderben der Westgothen und ihres Reiches herbeiführten. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Jerez gab es außer den Gebirgen von Asturien kein Land mehr, das den Gothen in Spanien gehörte, und hundert Jahre später hatte das spanische Volk seine Trachten, seine Sitten, seine geschichtlichen Erinnerungen, kurz sein ganzes moralisches Eigenthum bis auf die Religion an die Araber verloren. — Wer weiß, ob der felsige Gipfel, auf dem ich meinen

Sitz genommen, nicht derselbe ist, den König Roderich auf der Flucht erstieg, um einen letzten Blick auf die Wahlstatt zu werfen, wo seine Krone und sein Reich in Trümmern ging! Mein Hügel, wie der des Gothenkönigs, war der höchste der ganzen Umgegend. Auf todmüdem Rosse, triefend von Blut, den Helm voll Beulen, das Schwert zur Säge zerhackt und von allen den Seinigen verlassen, floh Roderich, wie ein Volkslied sagt, dem Guadalete zu. Nachher fand er sein Grab in den Fluthen des Guadalquibir.

Die Fahrt von Cadiz nach Sevilla den Guadalquibir hinauf ist höchst eintönig. Dem Dampfboote fehlte es freilich keineswegs an Eleganz und bequemer Einrichtung; aber den niedrigen und baumlosen Ufern des trüben schlammgelben Stromes, der eine mittlere Breite von 4 bis 600 Fuß haben mag, fehlt aller Reiz. So weit das Auge reicht, giebt es in der flachen Umgegend nichts als Stoppelfelder und Haiden, die hin und wieder von Pferde- und Rinderheerden belebt werden; nur in der Ferne erscheint eine Reihe hoher blauer Sierras. — Die Sonne war bereits untergegangen, als sich im Hintergrunde der Landschaft lang hingestreckt das vielthürmige Häusermeer von Sevilla zeigte, hoch überragt von dem himmelanstrebenden Thurm der Giralda.

Sevilla hieß zur Zeit der Römer Hispalis (am Bätis). Im Jahre 712 fiel die Stadt den Arabern in die Hände, und seit dem Jahre 1090 wurde sie Hauptstadt des Reiches der Almoraviden und Almohaden, welche von hier aus das ganze muhamedanische Spanien mit Ausnahme des Emirats von Saragoza beherrschten. Im Jahre 1248 mußte sie sich dem König Ferdinand III. von Castilien unterwerfen. Aus Furcht vor dem wüthenden Fanatismus dieses Königs wanderten mehr als zwei Drittel der Bevölkerung (und Sevilla zählte damals über 300,000 Seelen) nach Granada aus. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's blühte Sevilla zum zweiten Mal empor. Als Hauptstapelplatz des spanischen Handels überflügelte sie bald durch

Reichthum und Luxus, durch Bevölkerung und Größe alle übrigen Städte von Andalusien, ja von ganz Spanien. Die reichsten Granden der Monarchie siedelten sich hier an und unter ihrer Gunst entwickelte sich jene Glanzperiode der spanischen Malerei, aus welcher die unsterblichen Schöpfungen eines Murillo, Velazquez, Zurbaran, Valdes Leal u. A. hervorgingen. Zwei Jahrhunderte hindurch besaß Sevilla einzig und allein den Handel von Amerika; die Silberflotten gingen von hier aus und landeten hier, um sich ihrer Schätze zu entledigen; eine Menge Abenteurer strömte hier zusammen, um die spanischen Schiffe zu bemannen, und die Seelenzahl der Stadt wuchs von Jahr zu Jahr. Doch seitdem im Anfange des 18. Jahrhunderts die Bourbonen den Thron bestiegen und Cadiz begünstigten, welches einen besseren Ankerplatz für die größeren Seeschiffe darbot, sank Sevilla, und erst neuerlich hat es sich wieder mehr und mehr gehoben, so daß es gegenwärtig nächst Barcelona und Malaga die bedeutendste Handelsstadt Südspaniens ist; an Reichthum aber übertrifft sie alle andalusischen Städte. Die Stadt liegt in einer weiten muldenförmigen sehr fruchtbaren Ebene dicht am Guadalquibir, zum Theil tiefer als der Wasserspiegel desselben, daher die häufigen Ueberschwemmungen. Mit Einschluß der Vorstädte ist es die an Umfang größte Stadt Spaniens. Die Einwohnerzahl übersteigt jedoch kaum 100,000 Seelen, weshalb große Strecken ziemlich verödet stehen. Das eigentliche alte Sevilla oder die Altstadt liegt am linken Stromufer, beinahe kreisrund und größtentheils noch von der alten mit zahllosen Thürmen gekrönten arabischen, ja selbst noch römischen Ringmauer umgürtet, durch welche zwölf Thore in das Innere der Stadt führen. Dies Innere ist, wie alle maurischen Städte, ein Gewirr von engen und krummen, theilweis sehr schlecht gepflasterten Gassen. An der Südseite der Stadt liegt das Barrio de San Bernardino, eine große, von der niederen Klasse bewohnte Vorstadt. Das rechte Stromufer nimmt Triana ein, ein offener modern gebauter Ort, der Wohnsitz der Majos und der Schauplatz unendlicher Raufereien. Ueber den Strom, wo durchschnittlich immer 80 bis 100 Seeschiffe ankern, führt jetzt eine Drahtbrücke.

Unter den Denkmälern der Baukunst nimmt die Kathedrale den ersten Platz ein; es ist die erste großartige gothische Kirche, die ich seit dem Dome von Barcelona gesehen. Sie steht an der Stelle der ehemaligen Hauptmoschee, von welcher blos noch der Thurm, die Giralda, übrig ist, und bildet mit ihren Nebengebäuden ein ungeheures Viereck. Die nördliche Hälfte davon füllt der mit Orangenbäumen bepflanzte und mit zwei Fontainen gezierte Orangenhof. Der Dom selbst, 420 Fuß lang und 260 Fuß breit, zerfällt durch 32 Pfeiler in fünf Schiffe von 126 Fuß Höhe. Die hohen mit prachtvollen Glasgemälden geschmückten Fenster verbreiten ein magisches Dämmerlicht, wie solches in die von grünen Büschen und bunten Riesenblumen umgebene Laubhalle eines Götterhaines fällt. Im Uebrigen sind alle Verhältnisse einfach, edel und würdig gehalten, ohne alle Ueberladung in Verzierung und Vergoldung; der Boden ist mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt, und schlanke Säulen von grauem Gestein tragen die kunstreich verschlungenen Verzweigungen der hohen Bogen und Gewölbe. So macht das Ganze den Eindruck schöner Erhabenheit; doch würde die Wirkung noch mächtiger sein, wenn nicht, wie in den meisten spanischen Kirchen, das Chor in der Mitte des Hauptschiffes angebracht wäre. Von den beiden daselbst aufgestellten Orgeln enthält die größte 5000 Pfeifen. Das auf einem Sockel von schwarzem Marmor ruhende Hochaltar besteht aus Cedernholz und besitzt ein Tabernakel von massivem Silber. Die Zahl der Altäre sowohl in den Hauptschiffen als in den Seitenkapellen beläuft sich auf 82. In der Kapelle der Könige wird der Körper Ferdinands des Heiligen in einem silbernen Sarge aufbewahrt, der auf dem Altartisch unter einem Baldachin von purpurrothem goldgestickten Sammet steht. In dem Schatz dieser erzbischöflichen Kirche, die vier Bischofssitze und 234 Parochieen umfaßt, findet sich eine Masse der werthvollsten Kostbarkeiten aufgehäuft. Wir erwähnen darunter die einen Dom darstellende Custodia von massivem Silber, die 510 Mark wiegt, so wie die in Gestalt einer Sonne ganz aus Gold gearbeitete Monstranz, deren Strahlen mit Edelsteinen besetzt sind; eben so sind die sämmtlich aus Silber oder Gold gearbeiteten Kronen, Kreuze, Kelche, Candalaber ꝛc.

mit kostbaren Steinen besetzt. Es giebt sogar ein ganzes Altar mit lebensgroßen Engeln, bestimmt für das Frohnleichnamsfest, ebenfalls von Silber. In der Capilla mayor zeigt man als Merkwürdigkeit die aus Silber bestehenden, reich vergoldeten Stadtschlüssel, welche dem Könige Ferdinand von den Mauren bei der Uebergabe von Sevilla überreicht wurden. — Auf der Ostseite der Kathedrale erhebt sich die berühmte Giralda, der höchste Thurm Spaniens, durch einen arabischen Baumeister von Backsteinen aufgeführt, ist bis zur Höhe von 172 Fuß viereckig, und die Wände sind mit Arabeskenwerk aus Stuck*) überzogen. Jedes Stockwerk wird durch ein zierliches Fenster in Form von drei- oder fünffachen Kleeblättern bezeichnet. Der obere, erst im 16. Jahrhundert von den Spaniern erbaute Theil besteht aus drei über einander gestellten Tempeln mit 22 harmonisch zusammenklingenden Glocken. Die Gesammthöhe des Thurmes beträgt 364 Fuß, und seine Spitze ziert eine kolossale Bildsäule des Glaubens, nach welcher der ganze Thurm La Giralda benannt wurde. Man ersteigt die Giralda auf einem inwendig führenden Wendelgange, dessen sanfte Hebung die Stufen entbehrlich macht. Man könnte da auch hinaufreiten oder selbst hinauffahren, wenn der Gang für einen Wagen breit genug wäre. Von oben hat man die Aussicht über eine unermeßliche und zwar flache, aber doch keineswegs uninteressante Landschaft. Zu den Füßen des Beschauers dehnt sich Sevilla aus, mit seinen zahllosen, zum Theil im Schimmer vielfarbiger Glanzziegel prangenden Kirchen, Klöstern und Thürmen vom tobenden Volksgewühl durchfluthet, das wie das dumpfe Gemurmel eines fernen, durch Klippen und Felsen niederrauschenden Wasserfalles emporklingt. Rings um die Häusermasse zieht sich ein Kranz von Gärten und Promenaden. Dazwischen drängt sich der majestätische Strom, windet sich in mächtigen Krümmungen durch die weite Ebene und bespült die Mauern zahlreicher Ortschaften, deren Namen manche geschichtliche Erinnerungen wecken. Im Norden bemerkt man Algaba mit seinem maurischen Castell, wo zur Zeit der Bela-

*) Der Stuck, gebrannter mit Leimwasser angemachter und gefärbter Gyps, dient zur künstlichen Nachbildung des Marmors.

gerung Sevilla's manch romantischer Kampf mit Schwert und Lanze gekämpft wurde. Den nördlichen Horizont umsäumen die die dunkelblauen Kuppen der Sierra Morena, und bis zu den ersten Wellenbergen derselben zieht sich längs des rechten Stromufers eine äußerst fruchtbare mit Dörfern und Landhäusern übersäete Ebene hin, in welcher bei dem Dorfe Santiponce die zerstreuten Trümmer eines Amphitheaters von dem früheren Dasein der alten römischen Stadt Italica zeugen. Am Fuße eines olivenbedeckten Höhenzuges, welcher diese Ebene im Westen begrenzt, liegt Castillego de la Cuesta, dessen Kirche die Gebeine von Ferdinand Cortez birgt, und nahe bei der Triana glänzen zwischen Palmen die Kuppeln des Karthäuserklosters von Nuestra Señora de las Cuevas, wo der Leichnam des Columbus (1506) beigesetzt wurde mit der einfachen Grabschrift: „Dem Reiche von Castilien und Leon — gab eine neue Welt Colon" (A Castilla y a Leon nuevo mundo dio Colon); in neuerer Zeit wurde der Leichnam nach Cuba gebracht. Von Süden her blinken aus Saatfeldern und Orangenbüschen die Thürme von Coria, römisch Caura, im Alterthum ein Hauptstapelplatz des Handels, jetzt ein unbedeutender Flecken. Weiter aufwärts leuchtet das Schloß Gelves, wo Fernando de Herrera (c. 1600), der Sänger der Schlacht von Lepanto, seine „Eliodora" dichtete, und eine halbe Stunde unterhalb von Sevilla spiegeln sich im Strom die weißen Häuserreihen des freundlichen Städtchens San Juan de Aznalfarache, einst eine der maurischen Vorvesten von Sevilla, jetzt ein Landaufenthalt der vornehmen Städter, die daselbst ihre Villen haben. Das linke Stromufer zeigt mit den sich daran schließenden weiten Ebenen nur eine geringe Zahl von Ortschaften. Meist sind es blos Cortijos oder große Stutereien, die vereinzelt zwischen den Piniengehölzen und den von Palmengestripp überzogenen Weiden hervorgucken. Ostwärts, zwischen dem römischen Carmona und dem durch sein vielthürmiges Castell ausgezeichneten Städtchen Alcala de la Guadaira, zieht sich im Zickzack die weiße Linie der Caños de Carmona oder der von Julius Cäsar erbauten Wasserleitung, die aus 410 Bogen besteht und Sevilla noch heute mit Trinkwasser versorgt.

Neben der Giralda ist die schönste Reliquie maurischer Archi-

tectur der Alcazar, ein von hohen Festungsmauern eingeschlossener arabischer Königspalast, in welchem Prunkgemächer, prächtige Säulenhöfe, Terrassen, Gallerien und herrliche Gärten in labyrinthischer Folge mit einander abwechseln. Ein bedeutender Theil dieses Schlosses ist freilich durch Neuerungssucht entstellt oder durch die Zeit zerstört; allein es bleibt davon immer genug zur Bewunderung übrig. Durch ein elegantes Eingangsthor tritt man in den Haupthof, einen viereckigen, von einem zierlichen Säulengang umschlossenen Raum, der mit Marmorfontainen, Orangen- und Citronenbäumen geschmückt ist; den Säulengang tragen 52 Marmorsäulen. Daneben befindet sich der große Saal der Gesandten, eine hohe thurmähnliche Halle, überspannt von einer kunstvoll aus Holz zusammengefügten Kuppel, welche die Gestalt einer halben Orange hat. Noch zeigt man in den unterirdischen Geschossen des Palastes die bombenfest gewölbten Bäder der maurischen Könige, die sehr geräumig sind. Die weitläuftigen, mit Fontainen und Bildsäulen versehenen Gärten sind recht hübsch, jedoch im steifen französischen Stil angelegt.

In der Nähe des Alcazar zieht die königliche Cigarrenfabrik die Blicke des Fremden auf sich. Es ist ein ungeheures Gebäude mit Wall und Graben, das einer Citadelle gleicht. Im Innern ist Alles sehr zweckmäßig eingerichtet und sauber gehalten. Mehr als 1400 Mädchen und Frauen werden hier beschäftigt. Der Bau dieses Palastes hat nicht weniger als 2,775,000 Thaler gekostet. Das schönste Gebäude neuerer Baukunst in Form eines großen regelmäßigen Vierecks ist die Consulado oder die Lonja, ehemals die Börse der Stadt, gegenwärtig der Aufbewahrungsort für das Archiv von Indien, eine Sammlung aller Werke, Gesetze, Verordnungen ꝛc., die seit Entdeckung der neuen Welt in Bezug auf Amerika und die anderen überseeischen Besitzungen erschienen sind. Endlich führen wir noch die Plaza de Toros (Platz der Stierkämpfe) an. Dieser leider nur halb vollendete Circus, ganz aus Stein nach Art der antiken Amphitheater erbaut und nahe am Guadalquibir gelegen, ist der größte auf der ganzen Halbinsel, indem er 20,000 Menschen faßt.

Ueberreich ist Sevilla an Kunstschätzen. Aus den Tausenden der Gemälde, die sich in den Kirchen und öffentlichen oder Privat-

Sammlungen finden, wollen wir nur ein paar kostbare Perlen des Meisters Murillo auszeichnen. In der Antoniuskapelle der Kathedrale stellt ein Bild den heiligen Antonius dar, wie er in himmlischer Entzückung die Arme ausbreitet, um das Jesuskind zu empfangen, das, von Engelchören umgeben, aus den Wolken zu ihm hinabsteigt. Stellung und Ausdruck des mit außerordentlicher Farbenpracht ausgestatteten Heiligen machen einen großen Eindruck. In dem Nationalmuseum (Museo de Pinturas) fällt vor allen in's Auge „die Himmelfahrt der Jungfrau", ein kolossales Gemälde, bestimmt, den Hochaltar einer Kirche zu schmücken. Die Jungfrau in weißem durchsichtigen Gewande, von einem blauen Shawl umschlungen, die Hände vor der Brust gefaltet, das Auge erdenwärts gesenkt, schwebt einsam, getragen von leuchtenden Wolken, gen Himmel. Das größte Meisterwerk Murillo's wird jedoch in der Kirche des Hospitals von San Jorge oder der Caridad aufbewahrt. Es ist sein Moses oder das Fließen des Wassers, ein Riesenbild mit 28 Figuren in Lebensgröße. Moses hat so eben das Wasser aus dem dürren Fels hervorgerufen und blickt nun, den Zauberstab zwischen den emporgehobenen Händen haltend, dankend gen Himmel auf, von dem ein wunderbares Licht aus schwarzem Gewölk herabfällt. Zu seiner Rechten steht sein Bruder Aaron und betrachtet ihn voll Bewunderung. Neben ihm sprudelt das Wasser so hell und natürlich, daß man glaubt, es rauschen zu hören. Ringsum stürzen Menschen und Thiere herbei, um ihren Durst zu löschen. Von diesen ist jede einzelne Figur von ergreifender Wahrheit. So auf einem schönen weißen Pferde ein kleines Kind, das eben getrunken hat und zu seiner Mutter gewandt, lächelnd nach dem Felsen deutet, während das Pferd erschöpft sein müdes Haupt über einige Personen hinweg nach dem Kessel voll Wasser streckt, den ein junges Mädchen über dem Kopf vorüberträgt. — In und um Sevilla hat man viele römische Bildhauerwerke aufgefunden. Zu den merkwürdigsten derselben gehören die beiden, auf der Alameda beinah im Mittelpunkt der Stadt aufgestellten Bildsäulen, von denen die eine den Herkules, die andere einen Imperator, angeblich Julius Cäsar, darstellt. Sie ruhen auf frei stehenden sehr alten Säulen, deren jede bei einer Höhe von etwa vierzig

Fuß aus einem einzigen Granitblock besteht. Herrliche antike Bildsäulen schmücken auch den Hof von dem sogenannten Hause des Pilatus, eines jetzt ziemlich verödeten Palastes, der von einem Marquis von Bibera nach dem aus Jerusalem mitgebrachten Grundriß der vermeintlichen Wohnung des Pilatus in einem höchst wunderlichen Stil erbaut wurde.

Die Straßen von Sevilla sind im Durchschnitt ansehnlich und freundlich. Die Häuser kann man am allerwenigsten „hohe Prachtgebäude" nennen, wie das in einem bekannten Liede geschieht. Sie sind im Allgemeinen von mittlerer Größe und haben durchweg einen blendend weißen Kalkanstrich, der ihnen einen festlichen Anstrich giebt, und dieser wird noch erhöht durch die Blumenfülle, die auf den zierlichen Balcons prangt. Die innere Einrichtung derselben ist fast römisch, und wirklich sollen die Gebäude der benachbarten Stadt Italica in früherer Zeit dabei zum Muster gedient haben. Alle Häuser besitzen nämlich eine kleine viereckige Vorhalle, die auf der einen Seite nach der Gasse hinausführt, auf der anderen Seite durch ein großes eisernes Gitterthor mit einem geräumigen, im Mittelpunkte der Gebäude befindlichen, viereckigen Hofe in Verbindung steht. Dieser Hof, der Patio, ist der Ausgangs- und Einigungspunkt für alle Treppen und Gänge des inneren Hauses. Auf die Verschönerung desselben wird die meiste Sorgfalt verwandt. Der Boden ist fast immer mit Marmor getäfelt. In seiner Mitte plätschert ein Springbrunnen, halb versteckt in einem Hain von Rosen und anderen Zierpflanzen, oder umschattet von Orangenbäumen, oder doch wenigstens mit Blumentöpfen umstellt; Gold- und Silberfischchen spielen in dem Becken des Brunnens. Rings umher oder doch auf der einen Seite des Patio entlang läuft eine Bogenhalle mit Marmorsäulen, die sich zuweilen auch im zweiten oder dritten Stockwerk wiederholt. Dahin öffnen sich alle Wohnungen im Erdgeschoß, die meist keine Fenster, sondern Glasthüren haben. Die Decke des Hofes bildet entweder ein dichtes Netz von lebendigem Weinlaub, oder es wird in den heißen Tagesstunden ein Sonnendach von Hanf oder geflochtenem Esparto darüber ausgespannt. Hinter Haus und Hof folgt oft noch ein Gärtchen oder ein zweiter Patio mit Gängen zum

lustwandeln. Im Sommer dient der erst genannte Raum als Empfangs-, Gesellschafts- und Familiensaal. Die schattigen Bogengänge desselben werden möblirt, neben seinem kühlen Springbrunnen wird der Tisch gedeckt, hier wird Mittagsruhe (Siesta) gehalten, des Tags über gearbeitet, am Abend auf der Guitarre gespielt und gesungen. Da der Patio entweder ganz offen oder nur durch eine Gitterthür verschlossen ist, so kann man von der Straße aus bequem sehen, was in jedem Hause vorgeht. In Gasthöfen und Kaffeehäusern herrscht dieselbe Einrichtung. Auf diese Weise wird Sevilla von einem Geiste der Oeffentlichkeit durchdrungen, wie kaum eine andere Stadt des südlichen Europa. Die Häuser sind übrigens in der Regel blos von einer Familie bewohnt, da es zum guten Ton gehört, ein ganzes Haus zu seiner Verfügung zu haben*). Daher wird es bei der nach Verhältniß des Stadtumfangs sehr geringen Bevölkerung und bei der Menge der leer stehenden Häuser auch ärmeren Familien möglich, sich ein Haus zu miethen. Die niedrigeren Klassen drängen sich in den Vorstädten zusammen.

Die Sevillaner zehren jetzt von dem triefenden Fett der Vorzeit. Ihr Reichthum ist ein Erbstück der Väter und kann nur durch weisen Genuß erhalten werden. In diesem Bewußtsein hüten sie sich vor aller kostspieligen Verschwendung. Eine Loge im Theater und ein paar schöne Pferde oder Maulthiere machen gewöhnlich den größten Luxus aus, den sich eine reiche Familie erlaubt. Die Dienerschaft erscheint ohne allen Prunk. Die Wagen sind durchweg einfach, und manche Karossen gehören ihrer Form nach dem vorigen Jahrhundert an. Freilich darf man nicht vergessen, daß die geschmackvolleren im Auslande gebauten Wagen einer Steuer von zwei- bis dreitausend Realen unterliegen. Man begnügt sich daher um so eher mit den Lei-

*) Dieselbe Sitte herrscht in Palma, der Hauptstadt von Mallorca (mit 35,000 Einw.), wo viele, aber zum Theil verarmte Adelige in Besitz weitläuftiger Gebäude sind. Dennoch mag sich bei aller Concurrenz von Fremden kein einziger dazu entschließen, Miethsleute in sein Haus zu nehmen, weil dies Anstoß geben würde.

tungen der einheimischen Wagenbauer. In anderen Stücken muß indeß die fremde Industrie doch aushelfen. So bezieht man die feinen Handschuhe und die kostbarsten Mantillen aus Paris. Eben daher kommen die Fächer, welche hier einen Theil des Damenanzugs ausmachen und dabei zugleich eine Art Schutz- und Trutzwaffe sind. Dagegen sind dem Südspanier kostbare Möbeln und reich verzierte Zimmer noch kein Bedürfniß. So hat mein nahe am Mittelpunkt der Stadt gelegener Gasthof ein sehr stattliches Ansehen und dem Patio fehlt keine Schönheit; aber mein ziemlich geräumiges Zimmer ist nur mit vier schönen weißen Kalkwänden tapezirt, deren Decoration in einem Spiegel von der Größe eines halben Briefbogens besteht. Ein mit grünem Fliegennetze überhängtes Feldbett, ein kleiner Tisch, ein Dutzend Binsenstühle und ein Fußteppich von Strohgeflecht und vor dem Fenster ein paar hochrothe Vorhänge — das ist die ganze Ausstattung meines bescheidenen Zimmers. Nichtsdestoweniger möchte ich dasselbe mit dem Prunkgemach manches Palastes nicht vertauschen. Wenn ich des Morgens früh beim Aufstehen mein Fenster öffne, so strömt mir von der Terrasse des Nachbarhauses der feinste süßeste Blumengeruch entgegen. Von dem Thurm der alterthümlichen Michaeliskirche gegenüber klappert mir, von seiner stelzfüßigen Brut umringt, der Storch seinen Morgengruß entgegen. Es währt nicht lange, so zieht eine ganz vortreffliche Militairmusik die Straße herauf, und die ganze weibliche Nachbarschaft eilt an die Fenster und auf die Balcons. Ich schlürfe indeß behaglich meinen Thee, denn der Kaffee ist überall in Spanien fast ungenießbar, während die Chocolade, die man sonst in jedem spanischen Bauernhause auf's beste hat, hier ausnahmsweise nur mittelmäßig ist. Was das Essen betrifft, so kann ich über die viel gepriesene Nüchternheit der Spanier bemerken, daß dieselben sich des Morgens nicht etwa mit ein paar Eiern begnügen, sondern ganz gehörig Beefsteaks und Schinkenschnitte frühstücken, daß sie sich um vier Uhr mit großer Gewissenhaftigkeit an der Wirthstafel einfinden und daß sie unmittelbar vor dem Schlafengehen noch einen handfesten Nachtimbiß zu sich nehmen. Wein wird wenig getrunken. Wohnung und Tisch werden in meinem Gasthof mit einem Piaster täglich bezahlt.

Die versengende Hitze, die häufig die Balcongeländer und andere metallene Gegenstände von schwarzer Farbe so heiß macht, daß man sie nicht angreifen kann, ohne sich die Hände zu verbrennen, nöthigt die Bewohner, am Tage in den schattigen Höfen ihrer Häuser zu bleiben. Versinkt aber die Sonne, und ist es kühl geworden (jetzt im Juni gegen neun Uhr), so füllen sich die Gassen mit Menschen an. Alles strömt auf die Spaziergänge und das Toben des lustigen, zu tausend Neckereien aufgelegten jungen Volkes, welches unter Guitarrenspiel jauchzend und singend die Straßen durchzieht, dauert bis in die tiefe Nacht. Der meiste Lärm herrscht immer in der Triana, dem Viertel der Handwerker, Schifferknechte, Fischer und Zigeuner, und kaum darf ein Fremder, zumal in französischer Tracht, es wagen, nach Sonnenuntergang durch die entlegeneren Gassen dieses Stadttheils zu gehen. Vor den Thüren der zahlreichen Weinschenken stehen dann ausgelassene Gruppen, die alle Vorübergehenden hänseln. Kommen ein paar Majos hinzu, so giebt es gewöhnlich einigen Zusammenstoß, der jedoch selten ernsthafte Folgen nach sich zieht. Unter Majos versteht man nämlich eine Art Stutzer aus den niederen Ständen, die sich in Niederandalusien und namentlich in Sevilla finden. Es sind dies junge unverheirathete Männer, die dem Contrebandistenhandwerk obliegen, Söhne wohlhabender Bürger, die mit ihrem Gelde groß thun können und etwas darin suchen, den Caballero zu spielen, den Frauen den Hof zu machen und auf allerhand Abenteuer auszugehen. Sie kleiden sich gewöhnlich etwas phantastisch. Sie tragen kurze zierliche knappe Jäckchen von Sammet oder Seide, die prächtig gestickt und mit einer Art Epauletts aus Quasten und Franzen versehen sind. Aus den beiden offenen Taschen dieser Jacke guckt der Zipfel eines gelbseidenen Schnupftuches hervor. Dazu nehme man eine weiße Piquéweste, eine feine seidene Schärpe und ein dergleichen vorn durch einen goldenen Ring gezogenes Halstuch, enge kurze blausammetne Beinkleider, gestickte Gamaschen-Schuhe mit großen Sporen und einen großen Schirmhut. So herausgeputzt, ergehen sich die Majos in den übertriebensten Prahlereien und stellen sich als wollten sie Jedermann mit Haut und Haaren verschlingen. Treffen zweie von ihnen zusammen, die in der Erzählung ihrer

meist erlogenen Abenteuer und Heldenthaten wetteifern, so bricht gewöhnlich bald Streit unter ihnen aus. Nun geht es an ein Schimpfen und Fluchen, bis sie sich endlich unter den drohendsten Geberden fordern. Das Volk bildet einen Kreis und feuert die erzürnten Majos noch mehr zum Kampf an. Die beiden Gegner legen darauf ihre Jacken ab, schlagen ihren Mantel um den linken Arm, um die Stöße zu parariren, und stellen sich auf acht bis zehn Schritt mit vorwärts gebeugtem Oberleib einander gegenüber, die Navaja (Dolch) in der rückwärts gezogenen rechten Hand. Sobald der Eine angreift, reißt der Andere aus und Beide umkreisen sich im schnellen Lauf, indem Einer dem Andern von hinten beizukommen sucht. Endlich fallen einige Stöße und man ritzt sich gegenseitig ein wenig die Haut, worauf es gut ist. Trifft ein Majo mit einem ihm unbekannten Gegner zusammen, so geht's nicht selten wie mit dem kreißenden Berg, der eine Maus gebiert. Der Majo flucht, tobt und geberdet sich, als wollte er seinen Gegner in Stücke zerreißen. Läßt sich dieser aber nicht einschüchtern, sondern tritt er ihm entschlossen und schweigend (bei dem Andalusier ein Zeichen größter Erbitterung) entgegen, so giebt der Majo bald kleinlaut nach, sucht durch einen Witz der Sache eine andere Wendung zu geben und behandelt zuletzt seinen Gegner als seinen Gevatter. Wie es Majos unter den Männern giebt, so auch Majas unter den Frauen, wie man Diejenigen nennt, welche ein männliches Wesen affectiren. Sie kleiden sich mit der größten Sorgfalt möglichst elegant und phantastisch, wissen alle Volkstänze zu tanzen, die Guitarre zu spielen, alle Lieder und Romanzen zu singen, die Navaja zu handhaben, so wie Cigarren zu rauchen und bestreben sich, durch berechneten Blick und Bewegung die Augen der Männer auf sich zu ziehen. — Am besten lernt man die Majos im Theater des Guadalquibir, das der Triana angehört, kennen. Hier darf man nur in der Nationaltracht erscheinen, wenn man nicht Gefahr laufen will, hinausgeworfen zu werden. Es ist eins von den Schauspielhäusern des niedrigsten Ranges, wo es fürchterlich zugeht. Nicht nur, daß man den Hut aufbehält und beständig raucht und zecht: man spricht auch in's Stück hinein, sucht die Schauspieler aus ihrer Rolle zu bringen, trinkt ihnen

zu, verhöhnt und schimpft sie mit lauter Stimme, kurz, man erlaubt sich die größten Ungezogenheiten, aber mit einer sehr ergötzlichen Harmlosigkeit. Dergleichen Volkstheater giebt es noch mehre. Außerdem besitzt Sevilla noch zwei größere Schauspielhäuser für die höheren und mittleren Stände, nämlich das Haupttheater (Teatro principal) und la Campana. In dem letzteren werden die sogenannten „Saynetes" am besten gegeben. Diese ähneln dem französischen Vaudeville, haben jedoch nur einen Act und sind weniger Lustspiele, als Sittengemälde mit Scenen aus dem Volksleben, indem der Dialect der Provinz, wo sie spielen, gewöhnlich beibehalten wird.

Ein großartiges Etablissement, wo man besonders die Landbewohner sieht, ist die Plaza de la Encarnation, oder der Fleisch-, Fisch-, Gemüse- und Brotmarkt: ein ungeheures Viereck mit einer Menge Gallerien aus Stein. Doch muß man sich hier vor den nicht seltenen Taschendieben hüten, die im Entwenden von Taschentüchern außerordentlich gewandt sind. Ueberhaupt giebt es in Sevilla sehr durchtriebene Gauner, die es mit den abgefeimtesten Spitzbuben von Paris und London aufnehmen können. Obgleich die Behörden jetzt sehr wachsam sind, so fallen doch auch jetzt noch oft genug Beraubungen in den entlegneren Stadttheilen vor. Deshalb ist es nicht rathsam, sich des Abends bei einer Verirrung nach dem Wege zu erkundigen, indem es leicht geschehen kann, daß man von einem Unbekannten, der sich als Führer anbietet, in einen Spitzbubenwinkel gebracht wird.

Ein bekanntes deutsches Lied beginnt mit den Worten: „Nach Sevilla möcht' ich ziehn", und in der That hat die Stadt etwas eigenthümlich Anmuthiges, was auf die Dauer fesseln könnte. Dazu tragen nicht wenig die vielen grünen Partien bei, von denen das Innere durchwachsen ist, die Mauern umgeben und die Ufer des Guadalquibir eingefaßt sind. Die eigentliche große Promenade erstreckt sich außerhalb der Mauern von dem Thore der Triana an längs des linken Stromufers. Ihr schönster Theil ist der Salon de Christina, ein kleiner Park, dessen Mittelpunkt ein großer, mit Marmorplatten gepflasterter und einer

doppelten Reihe von Marmorbänken umsäumter, erhöheter Platz, zu dem vier oder fünf Stufen hinaufführen und der von ausländischen Bäumen umschattet wird. Nahe beim Eingange dieses Parkes dicht am Fluß steht der Goldthurm (Torre del Oro), ein dicker zwölfeckiger Thurm, der noch von Julius Cäsar herrühren soll, obwohl er keineswegs im römischen Stil gebaut ist. Den Namen hat dieser uralte Thurm davon erhalten, daß er Peter dem Grausamen zur Schatzkammer gedient oder daß hier ehedem die Silberflotten hier anlegten, um ihre Schätze auszuladen. An die Alameda schließt sich ein Lustwäldchen, die Delicias, wenigstens eine halbe Stunde weit flußabwärts. Hier kann man sich an dem mannigfaltigsten Wechsel der Naturscenen und des Menschenlebens ergötzen. Zu deinen Füßen strömt der Guadalquibir; auf dem jenseitigen hügeligen Ufer blicken schneeweiße Dörfer und Landhäuser aus den Gärten und Baumpflanzungen hervor; dann zeigt die Vorstadt Triana ihre stattlichen Uferstraßen und die Kuppeln ihrer vielen Kirchen. Triana gegenüber liegt der Hafen mit hundert Segeln und dem buntesten Gewühle. Durch die Schattengänge aber sprengen schmucke Reiter auf feurigen Rossen; hin und wieder kommt auch ein altväterlicher Staatswagen, mit fünf oder auch mit sieben reich aufgeschirrten Maulthieren bespannt. Hier prangt ein Blumenfeld im Buschwerk, wie eine Perle in smaragdener Einfassung; dort sticht das saftige Grün eines Orangenhaines hell ab gegen die dunklere Färbung der Akazien und Platanen; weiterhin wuchert über dem weichen Pflaum des Grases Granatengebüsch mit purpurnen Blüthen. Geputzte Menschen erhöhen noch die Reize der Natur. Draußen pflegt sich die gute Gesellschaft nach Sonnenuntergang wohl auf der Terrasse der Christina, jedoch mit Leuten aller Stände untermischt, sehr zahlreich einzufinden. Inmitten der Stadt ist es vorzüglich der Herzogsplatz (Plaza del Duque), der des Abends von schönen Damen und eleganten Herren wimmelt. Akazien bilden ein über den ganzen Platz hinüberreichendes Laubgewölbe, das im Schimmer von hundert Laternen feenartig erglänzt. Im Mittelpunkt des Platzes sprudelt eine Fontaine. Längs der vier Seiten sind prächtig erleuchtete Zelte und Buden errichtet, wo man Eiswasser und andere kühlende Getränke reicht.

Da lustwandelt sich's nun ganz behaglich tief in die Nacht hinein unter heiterem Gespräch und Scherz und Lachen. Denn hier zu Lande kann Jeder seinen fröhlichen Muth auf dem Markte zeigen, ohne damit anzustoßen. Die Abendversammlungen gewinnen einen eigenthümlichen Anstrich der Vertraulichkeit dadurch, daß die Damen im bloßen Kopfe erscheinen, denn die Mantilla fällt entweder ganz weg oder sie wird nur über die Schulter geworfen. Eine Rose oder eine Nelke macht den ganzen Kopfputz der Damen aus, und dazu stimmt denn vortrefflich der zwischen beiden Geschlechtern herrschende zwanglose Ton und die Sitte, sich gegenseitig beim Vornamen anzureden. Freilich mag's oft ein gefährlich Ding scheinen, den wegen ihrer Schönheit gepriesenen Sevillanerinnen in die Augen zu schauen. Diese Augen sind in der That groß, glänzend schwarz, voll Feuer, stolzen Sinn, Kühnheit und entschlossenes Wesen verrathend, — aber, es spiegelt sich darin keine Tiefe des Gemüthes, kein zartes weibliches Herz ab. Doch der Geschmack ist verschieden, und wir wollen den Spaniern die Bewunderung ihrer Schönen keineswegs verargen.

Wir haben bisher das Leben der Andalusier im Sommer geschildert. Während des Winters tritt dies natürlich bei weitem weniger in die Oeffentlichkeit. Nur die Weihnachtszeit macht eine Ausnahme davon. In der Woche, die vor dem heiligen Abend vorhergeht, wird eine Art Christmarkt gehalten. Der Platz dazu ist in Sevilla der geräumige vor dem Thor von Triana zwischen der Brücke und dem Goldthurm gelegene Plan. Hier verkauft man in den zahlreichen Buden allerhand Gebackenes, namentlich den beliebten „Turon", ein blos zu Weihnachten gebräuchliches, aus Weizenmehl, Honig und Mandeln zusammengesetztes steinhartes Backwerk, ferner Früchte, buntseidene Bänder, Volkslieder, Gebetbücher, Rosenkränze, Heiligenbilder und allerlei musikalische Instrumente, besonders Tambourins und „Zambombas". Die Zambomba ist eine Art Rumpeltopf; sie besteht nämlich aus einem thönernen gewächstopfartigen Gefäß, dessen Boden ein rundes Loch hat und dessen weite Mündung mit einem Trommelfell überspannt ist. In letzterem ist ein dünnes

Rohrstäbchen befestigt, und fährt man mit feuchter Hand daran auf und nieder, so giebt die Zambomba einen eigenthümlich brummenden oder gurgelnden Ton von sich, der je nach der Größe des Gefäßes höher oder tiefer ist. Mit dem Spielen dieses unharmonischen Instrumentes belustigt sich nun Alt und Jung am Weihnachtsabend. Desgleichen pflegt man an diesem Abend Mandelsuppe und Turones zu essen, so wie während der Feiertage Truthühner, die in Spanien sehr billig sind und die zu dieser Zeit in ungeheuren Heerden, namentlich von den Zigeunern, nach den Städten zum Verkauf gebracht werden. Dagegen weiß man in Spanien nichts von Weihnachts- und Neujahrsgeschenken. — Folgender Auszug aus einem Reisebericht giebt uns ein dahin schlagendes Bild von Sevilla und seiner Winterlandschaft: „Am Morgen vor Weihnachten hatte das schlechte Wetter der vorhergehenden Wochen aufgehört; der Himmel zeigte sich zum ersten Male wieder wolkenlos, und die Sonne schien frühlingswarm auf das üppig grüne Land. Dies veranlaßte mich zu einem Ausflug in die Umgegend. Die fußhohen Weizensaaten, die mit Goldfrüchten reich beladenen Orangenhaine, die stolzen Palmen, aus deren Kronen lange Trauben sich röthlich färbender Datteln herabhingen, die blühenden Schlingpflanzen, welche die Cactus- und Agavehecken durchschlangen, — diese ganze erwachende Pflanzenwelt ergriff mich mächtig bei dem Gedanken an die ferne, unter dem Frost des nordischen Winters starrende Heimath, und kaum würde ich mich beim Anblick des wonnig blauen Himmels und der hell strahlenden Sonne überzeugt haben können, daß Weihnachten sei, hätten nicht die entlaubten Aeste der Feigen- und Mandelbäume und der Schnee auf den entfernten Gebirgsketten von Ronda an den Winter gemahnt. Das Ziel meiner Wanderschaft war das Amphitheater des alten Italica. Es ist von länglich runder Gestalt mit zwei Thoren, nach Osten und nach Westen. Auf allen Seiten erblickt man die verwitterten und zertrümmerten Granitbänke, von denen einst Tausende auf den Platz herniederschauten, wo der Gladiator schrie und der Löwe und Leopard brüllte. Unter den Bänken befinden sich gewölbte Gemächer, aus denen Menschen und Thiere durch verschiedene Thüren zum Kampf hervorstürzten. Durch Fenchelstauden und

Gestripp bahnte ich mir einen Weg zu diesen Gewölben, jetzt der Aufenthalt von Nattern und anderem Gewürm. Nachdem ich die Ruinen in Augenschein genommen, schlug ich einen anderen Weg ein und erreichte einen Platz, wo auf einem halb verzehrten todten Pferde mit blitzenden Augen ein ungeheurer Geier stand, der bei meiner Annäherung sich langsam in die Luft erhob und sich dann auf das östliche Thor des Amphitheaters niederließ, von wo er ein heiseres Geschrei ausstieß, wie im Zorn darüber, daß ich ihn von seinem Leichenmahle verscheucht. — Als ich zu Mittag nach Sevilla zurückkehrte, herrschte lärmendes Volksgewühl an allen öffentlichen Plätzen. Am ärgsten war es vor dem Thor der Triana. Alles schrie und jubelte wild durch einander. Ueberall hörte man das Quieken der Kindertrompeten, das Gezirp des Tambourins und das Brummen der Zambomba, das Rasseln von Klappern und Castagnetten (eine Art Handschellen, oder hölzerne Klappern in Form einer Nußschale, welche um den Daumen gebunden und an einander geschlagen werden). Auf der Alameda hielten Landleute mit Hunderten von Eseln und Maulthieren neben Haufen von Orangen, Citronen und Gemüse. Den Flußkai entlang lagen große Stöße von Bataten, frischen Weintrauben, Bananen, Ananas und zerschnittenes Zuckerrohr aufgeschichtet, die von Malaga und anderen Orten der südandalusischen Küste gekommen waren. Selbst Cocosnüsse fehlten nicht: zu einer Peseta (8 Sgr.) das Stück wurden sie von dunkelfarbigen Mulatten verkauft, da eben einige amerikanische Schiffe geankert waren. Geputzte Stadtmädchen, das kleine schwarzseidene Saluppentuch lose um den bräunlichen Nacken geschlungen und frische Rosen in dem glänzend schwarzen Haar, feilschten mit phlegmatischen Matrosen, die neben großen Körben voll Seefischen lagerten. Die Romanzenverkäufer priesen mit lauthin schallendem Geschrei ihre Gesänge und ihre mit seltsamen Holzschnitten verzierten Flugblätter voll Mord- und Wundergeschichten. Bisweilen durchbrach ein phantastisch gekleideter Majo auf stolzem Roß das wilde Gedränge, und allenthalben ertönte das gellende Geschrei zerlumpter Zigeunerweiber, die über prasselnden Kohlenbecken Kastanien und Pinienzapfen rösteten, oder Waffelkuchen buken. Das eigentliche Volksleben begann

erst nach Sonnenuntergang. Banden von buntgeputzten jungen Leuten beiderlei Geschlechts durchzogen singend und jauchzend unter Guitarrenspiel und Castagnettengeräusch, begleitet von den schrillen Tönen des Tambourins und der Zambomba alle Gassen, hielten hier und da auf den Plätzen und führten Nationaltänze auf, zu denen sie eigenthümliche Lieder sangen. Gegen eilf Uhr hörte der Lärm auf, und die Gassen wurden menschenleer. Da unterbricht auf einmal die Stille der heiligen Nacht das feierliche Geläute aller Glocken der Giralda, welches die Geburt des Welterlösers verkündet und die gläubige Christenheit zum Hochamt in der Kathedrale ruft. Bald sieht man schwarz verschleierte Frauen und in dunkle Mäntel gehüllte Männer schweigend und langsam nach dem Dom pilgern. Auch ich schloß mich ihnen an. Es war eine wunderbar schöne Nacht. Die Luft war still und warm und die hellsilbernen Strahlen des Vollmondes umkränzten mit magischen Lichtblumen die gothischen Verzierungen der Kathedrale. Im Innern des Doms lag Alles in stummer Andacht auf den Knieen, und nur die betenden Worte des Priesters am Hochaltar, so wie die pausenweis von Meisterhand gespielten Accorde der herrlichen Orgel unterbrachen die Stille der nächtlichen Feier. Trotz der tausend Kerzen, die in den Kapellen und namentlich an dem von dicken Weihrauchwolken umwirbelten Hochaltar flammten, war das Innere der Kirche nur matt erhellt und das Auge suchte vergeblich das Gewölbe in der düsteren Höhe. Gespenstisch streckten die riesigen Pfeiler, theilweis vom Kerzenlicht grell beleuchtet, ihre Arme in die finstere Nacht der oberen Regionen aus und hier und da fiel ein Streif des Mondlichtes durch die bunten Glasgemälde der hohen Bogenfenster und übergoß die verschleierten knieenden Frauen mit seltsamen Lichtern. Um zwei Uhr endete die Messe, die Kerzen erloschen und geräuschlos entleerte sich der Dom."

Den Weg von Sevilla nach Cordoba machte ich zu Pferde. Ein alter Genueser begleitete mich, um mein Pferd wieder zurückzubringen. Wir passirten die kleine Stadt Alcala, berühmt wegen der Ruinen eines gewaltigen maurischen Schlosses, das

auf einer felsigen Anhöhe liegt und malerisch über den Guadalquibir sich neigt. Die erste Nacht blieben wir in Carmona, einer maurischen Stadt mit hohen düstern Mauern, die in kurzen Zwischenräumen mit viereckigen Thürmen von so massenhaftem Bau besetzt sind, daß sie dem Zahn der Zeit Trotz zu bieten scheinen. Die Ostseite der Stadt, welche die Stirn eines Hügels einnimmt, blickt über eine weite Ebene hin, welche meilenweit unbepflanzt und unbebaut sich von der Sierra Nevada bis zur Sierra Morena erstreckt. Am folgenden Morgen betraten wir diese Ebene. Sie bildet einen Theil der großen Wüste von Andalusien, einst ein fruchtbarer Garten, nach der Vertreibung der Mauren ein nur hie und da mit Kornfeldern und Olivenpflanzungen abwechselndes Haideland, wo es nur wenige Dörfer und Städte giebt. Gegen Mittag kamen wir zu einem Orte Namens Moncloa, der aus einer Venta und einem wüst aussehenden alten Schlosse bestand, über dessen äußere Mauer ein einsamer Palmbaum sein Haupt erhob. Wir traten in die Venta, banden unsere Pferde an die Krippe und nachdem wir Gerste für sie bestellt, setzten wir uns am Heerde nieder. Der Wirth und die Wirthin setzten sich ebenfalls zu uns. „Das sind böse Leute", sagte der alte Genuese auf italienisch zu mir, „und das ist ein böses Haus; es ist eine Diebsherberge und es sollen sogar Mordthaten hier vorgefallen sein." Ich betrachtete die Leute aufmerksam. Beide waren noch jung, der Mann etwa fünfundzwanzig Jahr alt. Er war ein kleiner dicker Bauer, augenscheinlich von ungemeiner Körperstärke; auf seinem sonst ziemlich hübschen Gesicht lag etwas Finsteres und in seinen Augen eine düstere Gluth. Seine ihm etwas ähnelnde Frau hatte ein offeneres und gutmüthigeres Gesicht. Mich überraschte die schöne rosige Gesichtsfarbe und das hellbraune Haar. Bei näherer Erkundigung erzählte mir die Wirthin, daß ihre beiderseitigen Großeltern aus Deutschland hierher eingewandert seien, indem vor etwa hundert Jahren ein König von Spanien *) Ab-

*) Seit 1767 siedelte in diesen Gegenden der Minister Carl's III. Olávides Deutsche und andere Ausländer bis über 10,000 an, die bald mehrere Dörfer und Städte, als Carolina, Santa Helena, Carlota u. a. gründeten.

gesandte nach Deutschland geschickt und jedem Landmanne, der dies Land anbauen wolle, eine Wohnung, ein Joch Ochsen nebst Futter und Mundvorrath auf ein Jahr versprochen habe. In Folgen dessen seien viele Familien hieher gekommen und ihre Ansiedelungen hätte man deutsche Colonien genannt; deren gäbe es mehrere sowohl disseits als jenseits Cordoba. Die deutsche Sprache ist unter diesen Colonisten gänzlich ausgestorben. Als ich den Wirthsleuten bemerkte, daß sie als ächte Abkömmlinge des deutschen Volkes, doch auch gewiß rechtschaffene Leute wären und keine Diebe unter sich hätten, sah mich die Wirthin einen Augenblick an, blickte dann auf ihren Ehemann und lächelte. Der letztere, der bis dahin schweigend und mit verdrießlicher Miene geraucht hatte, schleuderte jetzt den Rest seiner Cigarre in das Feuer des Heerdes, stand auf und ging brummend von dannen.

Auf der Fortsetzung unseres Rittes erzählte mir mein Begleiter von dem berüchtigten Räuber Navarro, der hier noch vor Kurzem mit seinen Banden haus'te und alle Postwagen plünderte. Vom Volke hatte er nichts zu fürchten, da er überall, wo er sich immer aufhielt, eine Menge Almosen unter die Armen vertheilte. Dabei spielte er den Caballero und wußte den Reisenden die Börse immer mit vielem Anstand zu leeren. Dies erfuhren auch ein paar reiche Lords, die sich in Sevilla aufhielten und den heroischen Beschluß gefaßt hatten, dem Räuber Navarro einen Besuch abzustatten. Sie kundschafteten glücklich aus, daß allwöchentlich ein Frachtwagen nach Cordoba gehe, der niemals beraubt werde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Führer desselben die Räuber mit Munition versorgte. Die beiden Engländer benutzen diese Gelegenheit und wissen den Führer durch Geld zu bewegen, daß er sie zu Navarro bringt. Dieser, von dem Besuch schon benachrichtigt, empfängt die beiden Abenteurer in brillante Majotracht gekleidet auf einem einsamen Landhause unweit Cordoba, bewirthet sie auf's herrlichste und bezaubert seine Gäste durch sein feines Wesen und durch seine gewandte witzige Unterhaltung. Als sie endlich aufbrechen wollen, ersucht sie Navarro noch einen Augenblick zu verziehen, öffnet ein Pult und legt ihnen einen auf ihren eigenen Banquier in Sevilla ausge-

stellten Wechsel über eine sehr bedeutende Summe zur Unterzeichnung vor. John Bull ist ganz bestürzt, und protestirt und wird endlich grob. Da schellt der Räuber; die Flügelthüren gehen aus einander und es erscheinen vor dem Eingange des Gemaches wohl an zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Kerle mit weitmündigen Trabucos (Karabinern). Die Lords müssen also gute Miene zum bösen Spiele machen und unterschreiben. Navarro begleitet sie nachher noch eine weite Strecke und entläßt sie endlich sehr höflich, seine Rede mit den Worten schließend: „Ich brauche Ihnen wohl nicht bemerklich zu machen, daß Sie von den heutigen Vorgängen schweigen werden. Sollten Sie es nicht thun, so —", damit hält er den Reisenden den blitzenden Stahl seines Dolches vor Augen, grüßt sie und sprengt davon. Die Engländer zahlen darauf in Sevilla ganz still ihren Wechsel und entfernen sich schleunigst nach Gibraltar. Erst später ward diese Geschichte ruchbar, wahrscheinlich auf Navarros eigne Veranlassung. Dieser trieb jedoch nicht lange mehr sein Wesen; er wurde gefangen und erschossen.

Von dem sogenannten Hügel des Dornbusches (Cuesta del Espinal) sahen wir bei Sonnenuntergang das etwa noch zwei Meilen weit entfernt Cordoba. Da die Gegend, in der wir waren, nach Angabe meines Begleiters auch jetzt noch durch Räuber unsicher gemacht wurde, so strengten wir unsere besten Kräfte an, um die Stadt noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen; mein Genuese war indeß ein sehr schlechter Reiter und sein Thier hatte große Neigung, von der Schwäche des alten Mannes Vortheil zu ziehen. Ich wurde seines Schneckenschrittes bald überdrüssig, resolvirte mich daher kurz, indem ich den Zügel des saumseligen Pferdes an den Schwanzriemen des meinigen befestigte, sodann weder Sporen noch Hiebe sparend, mein eigenes Pferd in den Trab brachte, wodurch das andere gezwungen wurde, seine Schenkel ebenfalls schneller zu bewegen. Zweimal versuchte es, sich niederzuwerfen, zum großen Schrecken seines bejahrten Reiters, der mich widerholt bat, anzuhalten und ihn absteigen zu lassen. Ich nahm indeß keine Notiz davon, sondern setzte meine Thätigkeit mit Sporen und Peitsche unablässig fort, was den Erfolg

hatte, daß wir in weniger als einer halben Stunde am Thore von Cordoba anlangten.

Cordoba (Corduba) war schon zur Zeit der Römer eine bedeutende Stadt, der Geburtsort der beiden Dichter Seneca und Lucanus. Die Periode des höchsten Glanzes begann unter der Herrschaft des letzten der Omeyaden Abderhaman I., der 755 von Afrika herüberkam und nach der Unterwerfung von fast ganz Spanien Cordoba zur Residenz seines Emirates erhob, die er mit asiatischer Pracht ausstattete und wo er die nachher so berühmte Akademie der Mathematik, Astronomie und Medicin gründete. Er begann den Bau der großen Moschee, die nächst der Kaaba in Mecca der größte von allen ursprünglich muhamedanischen Tempeln ist. Er befreite seine Unterthanen von der Priesterherrschaft des Orientes, indem er sich selbst mit der oberpriesterlichen Würde bekleidete, und so ward Cordoba die heilige Stadt der Mauren. Abderhaman III., der 912 den Thron bestieg, nahm den Titel eines Kalifen an. Während seiner 49 jährigen Regierung erhob sich Cordoba zu einer staunenswerthen Höhe der Macht und des Reichthums. Bei seinem Tode zählte die Stadt 200,000 Häuser und eine Million Einwohner; sie bedeckte beide Ufer des Guadalquibir und hatte einen Umfang von fast fünf Stunden. Der Kalif selbst umgab sich mit einer blendenden Pracht. Zwölftausend bewaffnete Ritter bildeten seine Leibwache. Seiner Favoritin Zehra zu Ehren ließ er zwei Meilen von Cordoba innerhalb der Sierra eine Stadt ihres Namens erbauen. Ihr Palast war außer 40 antiken Säulen aus Granit mit 1200 Säulen aus spanischem und italienischem Marmor geschmückt. Die Wände des Pavillons, wohin sich der Kalif mit seiner Geliebten zurückzuziehen pflegte, waren von Arabesken aus Gold und Edelsteinen überzogen, die Kuppel von hundert Lampen aus Krystallglas erhellt und in der Mitte des Gemaches sprang aus einem Alabaster-Becken eine Fontaine von Quecksilber. In dem „Saale des Kalifats“ befanden sich goldene Thiergestalten, die aus ihren Rachen Ströme von wohlriechendem Wasser in alabasterne Schalen ergossen, und in der Mitte des Saales schwebte eine kostbare orientalische Perle. Die Einkünfte des überreich bevölkerten Staates waren so ungeheuer, daß Ab-

derhaman unter allen Herrschern der damaligen Zeit für den reichsten und eben deshalb für den mächtigsten galt. Sein Sohn Al-Hakem II., beförderte vor Allem Künste, Wissenschaften und Gewerbe; auch sammelte er eine Bibliothek von 600,000 Bänden. Von nah und fern strömten Gelehrte und Lernbegierige nach Cordoba, vorzüglich um sich in der Astronomie, Medicin und in den Naturwissenschaften zu vervollkommnen; ja, selbst die christlichen Könige von Leon schickten ihre Söhne dahin oder beriefen cordobische Gelehrte zu deren Erziehung an ihren Hof. Das Kalifat ging 1031 unter und nachdem Cordoba 1236 eine Beute Ferdinands III. geworden war, entvölkerte sich die Stadt und verfiel rasch. — Gegenwärtig zählt Cordoba 57,000 Einwohner während es mehr als 100,000 fassen könnte. Die Straßen sind mit wenigen Ausnahmen ein Bild des kläglichsten Verfalles. Dichtes Gras wuchert über ihrem Pflaster, ellenhohe Pflanzen wachsen lustig auf den bemoosten Dächern, die Häuser drohen den Einsturz, Wind und Wetter ziehen durch ihre leeren Fensterhöhlen. Nur auf dem Constitutionsplatz, wo Markt gehalten wird, bemerkt man des Morgens viel Leben; man beschränkt sich indeß auf den Austausch der nothwendigsten Bedürfnisse. Eingemachte Oliven bilden den einzigen Ausfuhrartikel des Handels. Die trefflichen Orangen und Granatäpfel der Umgegend können bei der Schwierigkeit des Transportes nur in die Nachbarschaft verführt werden. Man verkauft hier auch in Menge die halbrothen an langen Stielen hängenden Früchte des im nahen Gebirge häufig wild wachsenden Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo). Diese ähneln den Erdbeeren, sind jedoch größer und ganz rund; sie schmecken säuerlich-süß und wirken, wenn man viel davon ißt, berauschend. Im Anfang des Septembers wird ein Markt gehalten, wo man hauptsächlich Pferde verkauft, derenwegen Cordoba berühmt ist. Hier befindet sich nämlich die größte Stuterei von ganz Andalusien innerhalb des sogenannten königlichen Palastes, eines großen modernen Gebäudes unweit der Kathedrale.

Die **Kathedrale** selbst, die frühere maurische Moschee, zeugt noch allein von der vormaligen Herrlichkeit. Der ganze Bau bildet ein ungeheures Viereck, dessen nördliche Hälfte der Orangenhof einnimmt. Dieser ist um vieles größer als der

gleichnamige Hof in Sevilla; denn seine Länge beträgt 600, seine Breite 180 Fuß. Rings umher läuft eine von 72 Säulen getragener Bogengang, der Boden ist mit Marmor getäfelt und mit prächtigen Orangen oder Citronenbäumen bepflanzt, zwischen denen viele weißmarmorne Fontainen sprudeln. Von hier aus führten ehemals 17 Portale, die man jetzt bis auf zwei zugemauert hat, in das Innere der den östlichen Theil des Viereckes einnehmenden Moschee. Man tritt in einen Wald von Säulen. Diese bilden 32 Schiffe, die, 14 Fuß breit und 250 Fuß lang, von Westen nach Osten laufen, und außerdem noch 16 viel breitere, 600 Fuß lange Schiffe, die von Norden noch Süden laufen. Alle Säulen bestehen aus einem einzigen Marmorblock und sind durch zierliche Hufeisenbogen unter sich verbunden. Da sie in regelmäßigen Zwischenräumen stehen, so gruppiren sie sich wohin man auch schauen mag, zu langen sich allmälig verjüngenden Gängen. Da man jedoch in den Mittelpunkt der Moschee ein katholisches Chor hineingebaut und zu dem Ende Hunderte von Säulen herausgeschlagen hat, so haben nur die außerhalb dieser Mitte liegenden Schiffe ihre vollständige Länge. Die Zahl der Säulen beträgt noch 860; alle sind rund, glatt polirt und anderthalb Fuß dick; kaum zwei giebt es, die aus ein und demselben Marmor beständen. Der Eindruck dieses riesenmäßigen Tempels würde noch gewaltiger sein, wenn die Schiffe höher wären. Die Säulen haben nämlich blos eine Höhe von zwanzig Fuß, so daß das Gewölbe nicht mehr als einige dreißig Fuß über dem Boden erhaben ist. Dieser Uebelstand verschwindet, wenn man bedenkt, daß diese Hallen zur Zeit des Kalifats von 4700 Lampen aus geschliffenem Krystallglase erleuchtet wurden. Kein Theil der Moschee giebt einen anschaulicheren Begriff von der einstigen Pracht des ganzen, als die auf der Ostseite gelegene, noch fast ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltene Kapelle des Gebetes, wo die Kalifen zu beten pflegten. Die Ausschmückung dieser Kapelle übertrifft an Reichthum Alles, was die christliche Kunst in ähnlicher Art geleistet hat. Diese besteht aus drei neben einander befindlichen, durch Pforten mit halbmondförmig ausgezackten Hufeisenbogen verbundenen Hallen. Die mittlere und größte derselben wird von sechszehn Säulen aus verschieden-

farbigem Marmor mit vergoldeten Köpfen getragen. Alle drei Hallen werden von hohen Kuppeln aus weißem, arabesken-bedecktem Marmor überwölbt. An den Hufeisenbogen der Eingangspforten bemerkt man ebenfalls das zierlichste Arabeskenwerk auf rosenrothem Grunde. Sowol die Eingangspforten als die Wände aller drei Hallen sind mit prachtvollen Mosaikarbeiten aus kleinen Steinchen ausgelegt, welche das zierlichste Blätterwerk durchschlungen von zarten Gewinden phantastischer Blumen in den brennendsten Farben auf Goldgrund darstellen. Rings um die Simse laufen arabische Schriftzüge, Sprüche aus dem Koran, ebenfalls aus Mosaik. Hinter der mittleren Halle liegt ein kleineres achteckiges Gemach, noch prachtvoller als die Kapelle, welches man nur bei Fackelschein besichtigen kann, da kein Licht von außen hineinfällt. Statt der Kuppel besitzt es eine reizend geformte, aus einem einzigen ungeheuren Stück weißem Marmor gearbeitete Muschel. Die Reinheit des Genusses wird indeß gestört durch einen hier angebrachten christlichen Altar mit einem an sich werthvollem Gemälde des heiligen Abendmahls, wodurch fast die ganze herrliche Mosaik des Hintergrundes verdeckt wird. Das katholische Chor in der Mitte der Moschee ist an sich freilich ein Meisterwerk der Kunst, aber es kann doch nur störend auf den Eindruck des Ganzen einwirken.

Von Cordoba aus machte ich einen Ausflug in die Sierra Morena. Diese ist das längste Gebirge der pyrenäischen Halbinsel, denn sie dehnt sich fast 80 geographische Meilen aus; die Breite wechselt zwischen 4 und 10 Meilen, die Höhe ist nicht bedeutend. Die Sierra Morena beginnt auf der Grenze zwischen Neu-Castilien und Murcia und zieht sich westwärts bis in Portugal hinein, wo wir sie als algarbisches Scheidegebirge bereits kennen gelernt. Der größte Theil, und zwar die Mitte des breiten Landes der Sierra besteht aus Thonschiefer und Grauwacke. Diese Felsarten bilden sanftgerundete, durch flache Thäler getrennte und mit immergrünen Gebüschen*) überzogene Wellen-

*) Es sind besonders harzreiche aromatische Cist-Rosen, namentlich

berge, weshalb sie im Sonnenschein plötzlich erstarrten Wogen eines stürmischen Meeres gleichen. So angenehm ihr dunkeles Grün auf das Auge wirkt, so sehr ermüden sie doch durch ihre höchst gleichförmige Gestaltung, weshalb es auch schwer ist, sich hier zurecht zu finden, und wegen ihrer Leblosigkeit machen sie einen düsteren Eindruck. Denn in den Thälern liegen nur spärliche Ortschaften, indem es fast nirgends Quellen giebt und das Brunnenwasser äußerst schlecht ist. Die wenigen Bäche und Flüsse der größeren Thäler führen meist ein trübes ungesundes Wasser. Im hohen Sommer schrumpfen sie fast alle zu einzelnen Tümpeln zusammen und wimmeln dann von Blutegeln. Diesen gleichförmigen melancholischen Charakter bewahrt die Sierra an 50 Meilen weit; erst im westlichsten Theile von Andalusien erhebt sie sich zu Bergen von mehr als 3500 Fuß Höhe und bildet tiefere, walderfüllte, wasserdurchrauschte, zum Theil sehr romantische Thäler. Die schönste Bewaldung haben die Sandsteinberge, welche Sierra de Cordoba heißen. Diese sind über und über von einem klafterhohen Buschwerk immergrüner Sträucher bedeckt, unter denen der Steinlorbeer, die Myrte, der Erdbeerbaum, die Kermeseiche, der wilde Oelbaum, die Therebinthe und Pistazie die Hauptrolle spielen. Dazwischen stehen Gehölze schlanker Pinien oder verknorrter Korkeichen. In den Thalgründen spinnen Weinreben und andere Schlingpflanzen undurchdringliche Netze zwischen den Kronen der Eschen, Erlen, Ulmen und Silberpappeln, welche einzelne Mühlen umschatten an Bächen, die mit Oleandergebüsch und seltsamen Felsbildungen eingefaßt sind. Im Norden von Cordoba breitet sich eine hügelige, wasserarme, fleckenweis von Immergrün-Eichen bewaldete Hochebene aus, deren Kern Granit und die los Pedroches (tsch) heißt. Sie wird im Osten, Norden und Westen halbmondförmig von malerischen Sandsteinfelsen umsäumt, die bis 4000 Fuß aufsteigen und deren vielverzweigte Ausläufer einen ziemlich großen Theil der hohen Mancha (tsch) und Estremadura's einnehmen. — Die

---

Cistus ladaniferus und monspeliensis, welche ganze Quadratmeilen bedecken, und bei ihrem Blühen, im März und April, muß das ganze Gebirge wie beschneit aussehen

Sierra Morena hat einen außerordentlichen Metallreichthum. Silber mit Blei, Kupfer und Eisen finden sich in ziemlicher Menge in der Provinz von Jaen und Sevilla, reichhaltige Steinkohlengänge in der Provinz von Cordoba. Die bedeutendsten Bergwerke sind die Kupferminen des Rio Tinto in der Provinz von Huelva und die weltberühmten Zinnobergruben von Almadén del Azogue (arab. d. i. Bergwerk des Quecksilbers). Beide gehören der Krone, während alle übrigen von Actiengesellschaften ausgebeutet werden. Die Minen von Rio Tinto liefern große Massen des vortrefflichsten Cementkupfers, und ihr Hauptschatz ist ein schwarzer aus einer Felskluft hervorströmender Bach, dessen Wasser aus einer Kupferauflösung besteht. Almaden ist eine sehr belebte Stadt von 10,000 Einwohnern, die von dem Bergwerk ganz unterminirt wird. In demselben herrscht eine überraschende Ordnung und Sauberkeit. Hinein führt ein geräumiger aus Quadern erbauter Tunnel, der sich am Ende in mehrere in das Muttergestein des Erzganges gehauene Stollen spaltet. Die Minen bestehen im Ganzen aus neun Stockwerken und erreichen eine Tiefe von 1140 Fuß. Der Zinnobergang, auf den man baut, streicht von Ost nach West und neigt sich oben in einem Winkel von 60 bis 70°. Im ersten Stockwerk beträgt seine Mächtigkeit 18 Fuß, im untersten dagegen sogar 60 Fuß; denn der Erzgang wird, je tiefer hinab, desto breiter und dicker. Dieser Umstand, verbunden mit der geringen Menge des Wassers, verbürgt den Gruben von Almaden eine Dauer für Jahrtausende. Prachtvoll schillert an den Arbeitsstellen der dunkelrothe Zinnober, der bald erdig, bald in dichten krystallininischen Massen, bald in einzelnen schönen Krystallen auftritt. Dazwischen bemerkt man Krystalldrusen von Kalkspath und an vielen Stellen kleine, mit gediegenem Quecksilber gefüllte Höhlen und Risse. Die jährliche Gesammtausbeute beträgt durchschnittlich eine Million Centner Zinnobererz, und diese geben 80,000 Centner reines Quecksilber zu einem Werthe von etwa 8 Millonen Thaler Courant. — Die Bewohner der Sierra Morena, „Serranos" genannt, finden zum Theil in den zahlreichen Bergwerken Beschäftigung; Ackerbau und Viehzucht ist unbedeutend; meistentheils gebcn sich die Serranos mit dem Kohlenbrennen und der

Jagd ab. Sie sind von kräftigem Körperbau, sehr gebräunt, aber schweigsam, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und rachsüchtig. Sie halten starr am Althergebrachten und zeichnen sich durch kriegerischen Muth, Ausdauer, Genügsamkeit und Einfachheit sowohl der Sitten als der Lebensweise aus. Ihre Tracht besteht in einer einfachen Jacke mit Stehkragen aus dunkelbraunem Tuch, kurzen Beinkleidern und Gamaschen aus demselben Stoff mit einer Reihe messingener Knöpfe, einem dunkelfarbigen Tuchmantel, einer roth- oder baumwollenen Schärpe, ledernen Schuhen oder Schnürstiefeln und einem breitkrämpigen Spitzhut von schwarzem Filz. Die bevölkertsten Theile der Sierra Morena ist die erwähnte Hochebene los Pedroches, wo einige Städte liegen, und das an der Sierra von Cordoba grenzende Hochland von Fuente-Ovejuna. Sonst kann man Tage lang reisen, ohne auf ein Dorf, ja auf ein einziges Haus zu stoßen. Dabei ist die Sierra von jeher wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt gewesen, und es thut daher Noth, stets wohl bewaffnet zu reisen. Erschwert wird das Reisen noch durch die aller Orten mit wenigen Ausnahmen herrschende Uncultur. Man trifft zwar überall auf Posaden, doch verdienen diese eher den Namen von Viehställen als von Wirthshäusern. Nur in den wenigsten kann der Reisende ein eigenes Zimmer erhalten, und wo es ein solches giebt, ist es ein finsteres fensterloses Loch voll Ungeziefers. Meistens bestehen die Posaden blos aus einem einzigen Raume, von dem ein Winkel als Küche dient, alles Uebrige als Lagerstätte der Pferde, Maulthiere und Esel; dazwischen oder daneben müssen sich die Gäste ein Quartier suchen. Gewöhnlich giebt es blos ein Paar Thorwege, selten ein Fenster. Dies ist auch nicht nöthig; denn das Haus wird hinlänglich durch das Licht erhellt, welches durch den großen glockenförmig gestalteten Schornstein und das meist zerlöcherte Dach hineinfällt. Eines Abends trat ich, von einem langen Marsch ermüdet und bedeutend hungerig, in eine solche Posade der Sierra Morena. Ein dicker stinkender fettiger Qualm schlug mir entgegen und biß mir in die Augen. Erst allmälig gewöhnte ich mich daran und merkte, daß ich mich in einer größtentheils mit unebenen Steinen gepflasterten Halle befand; blos die Ecke, wo der Schornstein herabhing, war mit

Ziegeln gepflastert. Rings um die Wände lief eine Krippe, an welcher bereits Lastthiere aller Art angekettet waren. Das eigene Gepäck diente Jedem als Sitz. Als ich die dicke, von Schmutz triefende Wirthin fragte, was es zu essen gäbe, bekam ich die gewöhnliche Antwort: „Alles, was der gnädige Herr befehlen.“ Diesmal beschränkte sich das „Alles“ auf ein halbes Dutzend Eier und etwas schlechtes Brot. Ich bestellte daher Spiegeleier. Bei meiner Ankunft saßen drei zerlumpte Maulthiertreiber (Arrieros) auf ihren Kohlensäcken und verzehrten ihr Abendbrot, bestehend aus Reis, in ranzigem Oel geschmort, mit hineingebrocktem Brot, Zwiebeln, Liebesäpfeln und anderen Zuthaten, den sie mittelst ihrer schmutzigen Fingern aus einem rauchgeschwärzten Casserole herauslangten. Als diese Kerle fertig waren, nahm die Wirthin das Casserol, wischte das Gefäß mit dem Zipfel ihrer von tausend Brühen strotzenden Schürze etwas aus und war schon im Begriff die bestellten Eier hineinzuschlagen, als ich es fluchend noch verhinderte, ihr bemerkend, daß sie eine Erzsau sei. Sie erwiederte keck: „Was thut das, mein Herr? Das Casserol ist rein genug, denn das siedende Oel befreit die Eier von jedem Schmutz“ und bequemte sich nur brummend zum Auswaschen des Gefäßes mit Händen, die auf höchst zweideutige Weise röthlich gefleckt waren. Endlich warf ich mich auf ein aus dem Sattel meines Pferdes bereitetes Lager. Gegenüber lagerte die Familie des Hauses zwischen Eseln, Pferden und Arrieros. Das Feuer erlosch und blos eine kleine Oellampe erhellte dürftig das räucherige Gemach. Trotz der zahllosen Schaaren beißender Thierchen, deren verschiedene Geschlechter zu bestimmen die Düsterheit nicht gestattete, war ich endlich etwas eingeschlummert. Auf einmal kam es mir vor, als würde ich mit warmer Brühe übergossen. Ich riß die Augen auf und erblickte über mir ein Maulthier, das sich losgerissen. Ich stieß die Bestie fort, aber meine Schlaflust war vorüber. Einigen Arrieros ging es eben so. Sie schürten daher das Feuer wieder an und vergnügten sich damit, beim Cigarrenrauchen die schnellfüßigen Insassen ihrer Kleider zu fangen und in's Feuer zu werfen. Doch genug davon! — Ungefähr wie die Posaden sind die meisten Häuser der Gebirgsdörfer im Osten und in der Mitte

der Sierra. Fast alle sind blos einstöckig, haben eine erdfahle Farbe und flache Dächer aus graubraunen Ziegeln. Am unfreundlichsten sehen die Ortschaften der Hochebene von los Pedroches aus. Sie haben freilich sehr hohe Kirchthürme, aber man sieht wenig grünes Gemüseland umher, auch fast nie einen Baum. Die Aecker sind gewöhnlich mit Mauern aus lose über einander gelegten Steinen umgeben, was sich ruinenartig macht und das Oede der Gegenden keineswegs mildert. Eben so erdfahl und unfreundlich sehen die spärlichen Ortschaften an der Grenze von Estremadura aus, einer Provinz, die nächst der Mancha für die menschenleerste und uncivilisirteste von Spanien gilt. Diese Dörfer hier sind jedoch belebter, aber nicht von Menschen, sondern — von Schweinen. Die berühmten Schinken Estremadura's sind allerdings sehr ansehnlich und appetitlich; um so weniger gilt dies von dem meist ganz nackten fetten schwammigen und schwarzen Rüsselvieh selbst. Dabei scheinen sie fast ganz gleiche Freiheitsrechte mit den Menschen zu genießen; denn sie tummeln sich nicht allein auf allen Gassen und Wegen herum, sondern liegen auch vor und auf den Thürschwellen, ja nicht selten hockt ein ganzes Rudel in der Hausflur beisammen oder es schnobbern solche liebenswürdige Geschöpfe in der Küche an den Kochtöpfen herum und reiben sich an den Thürpfosten und Wänden. Die Kinder spielen draußen, wo möglich in paradiesischer Unschuld, mit dem schwarzen Ferkelchen und helfen mit wühlen und quieken; die Alten freuen sich über dies harmlose Spiel ihrer Sprößlinge, und so herrscht allenthalben die größte Zufriedenheit. Ihrem Charakter nach sind die Bewohner von Estremadura die ernsthaftesten Leute von ganz Spanien. Ein Estremeño kann stundenlang auf einem Flecke sitzen und seine Cigarre rauchen, ohne ein Wort zu sprechen. Er liebt die Stille und nur selten verzieht er das Gesicht zu einem Lächeln. Er trinkt und ißt und arbeitet wenig. Diesem melancholischen Wesen und der natürlichen Livree seiner vierfüßigen Freunde entspricht die aus fast ganz schwarzem Tuch gefertigte Kleidung; selbst die nie fehlende Schärpe hat eine dunkelblaue, violette oder schwarze Farbe, weshalb die Kerle von fern aussehen wie die Schornsteinfeger.

Fünftes Kapitel.

Von einer Wagenverbindung zwischen Cordova und Granada kann aus dem Grunde keine Rede sein, weil es zwischen beiden Städten auf einer Strecke von sechszehn Meilen keine fahrbare Straße giebt. Drei Maulthiere sollten demnach mich, einen Engländer und unser Gepäck in drei Tagreisen nach Granada bringen. Unser spanischer Begleiter war Felipe, ein zwar schlauer, aber doch gutmüthiger Kumpan. Eine Jagdtasche mit hartgesottenen Eiern, Würsten, Brot und einer Flasche Wein sollte uns vor dem Fasten schützen, wenn wir etwa dergleichen Dinge von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unterwegs nicht anträfen. Die Luft war trotz der frühen Stunde unseres Aufbruches drückend schwül; das am Horizont aufsteigende Gewölk weissagte nichts Gutes, und schon nach kaum einer Stunde begann das Gewitter sich unter Donner und Blitz zu entladen. Der Himmel öffnete seine Schleusen, und bald waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Das Wetter blieb den ganzen Tag über gräßlich. Hörte der Platzregen für den Augenblick auf, so kam im nächsten ein Wolkenbruch hinterdrein. Und dazu die heillosesten Wege: Berge so steil, daß ein Fußgänger Mühe gehabt haben würde, sie bei festgetrocknetem Boden zu ersteigen, angeschwollene Bäche ohne Brücke oder Steg, ungebahnte Feldpfade, auf denen die Thiere bis an die Knie versanken. An ein Obdach, einen Ruheplatz war auf dem ganzen Wege nicht zu denken. So erreichten wir am Abend Baena, den Geburtsort unseres Führers, und fanden die Stadt in sonntäglicher Bewegung: auf dem Markte zahlreiche Gruppen schwarzbärtiger Männer, in braune Mäntel gehüllt, weiterhin junges Volk, das den Fandango tanzte, Sang und Klang in allen Gassen. Der Fandango ist der von den Spaniern leidenschaftlich geliebte Volkstanz. Die fast convulsivischen, aber doch stets harmonischen Bewegungen der sich bald fliehenden, bald wieder annähernden Tänzer drücken auf's lebendigste alle Kämpfe einer glühenden Liebe in bangem Leid und düsterer Schwermuth, in quälender Eifersucht und wonnevollem Entzücken aus. Der in den Zwi-

schenpausen der Theaterstücke gebräuchliche Bolero ist ein mehr künstlich ausgebildeter Abklatsch des Fandango mit dem Charakter leichten tändelnden Gefühles und wechselnder Zuneigung. An diesen Tänzen nehmen die Zuschauer unwillkürlich Antheil und wenn sich ihre Melodie hören läßt, so werden Alle wie von einer Art Zauber ergriffen, der sich auf den Mienen des Gesichtes abmalt. Valencia ist die Heimath des Eiertanzes, bei dem eine Tänzerin nur mit der äußersten Fußspitze die leeren Stellen zwischen eng an einander liegenden Eiern berührt. — Das Zimmer unseres Absteigequartiers hatte wenig Einladendes. Es war nur mit Lehm austapezirt; die Stelle der Decke vertrat das Dach, dessen Zustand für die Nacht jede Art astronomischer Beobachtungen selbst vom Bette aus zuließ, während die Spalten und Löcher des bedenklich schwankenden Fußbodens eine ziemlich freie Aussicht auf Küche, Stall und Wirthszimmer, alles in einem Raum vereinigt, gestattete. Man darf nicht vergessen, daß dies unser Quartier in einer Stadt war. — Am anderen Morgen zogen wir in aller Frühe wohlgemuth über Berg und Thal. Ich unterhielt mich eben mit unserem treuen Felipe, als dieser plötzlich mit auffallend veränderter Miene nach einem kleinen Gebüsch hart am Wege hinüberblickte, wo ich, indem ich seinem Auge folgte, zwei Männer mit alten rostigen Gewehren neben einander gelagert sah. Felipe bot ihnen einen Gruß, den sie kaum mit Kopfnicken erwiederten. „Haben Sie die Kerls gesehen?“ fragte mich der Maulthiertreiber leise, als wir vorüber waren. »Freilich,« antwortete ich, »und ich wundere mich, daß sie uns nicht um ein Trinkgeld angesprochen haben, wie die anderen Weghüter*), denen wir früher bereits begegnet sind.« „Schöne Weghüter!“ versetzte Felipe. „Wäre ich nicht bei Ihnen gewesen, so würden diese Herren ein böses Wort mit Ihnen gesprochen haben; aber sie wissen, daß ich sie kenne, und wagten deshalb nichts zu unternehmen.“ »Ihr spaßt, Felipe,« entgegnete ich.

*) Die Guardias del camino (Wächter des Weges) sind eine angebliche Sicherheitspolizei. Von Zeit zu Zeit trifft man nämlich einen kümmerlichen alten Burschen mit einem dienstunfähigen Gewehr auf der Schulter, der sich das Ansehen giebt, als halte er die Straße von Räubern frei und kraft dieses Verdienstes Anspruch auf die Freigebigkeit der Reisenden macht.

»Würden sich Leute mit räuberischem Gewissen wohl hier an den Weg legen, wo sie jeder Vorüberziehende sehen kann? Ueberdies trugen sie auch eine Art Uniform.« „Allerdings, allerdings," antwortete Felipe mit Eifer; „es sind Salinenwächter von da und da, sie haben als solche das Recht, Waffen zu führen, und brauchen sich also nicht zu scheuen, bewaffnet gesehen zu werden; ich weiß aber auf das Bestimmteste, daß sie keine günstige Gelegenheit versäumen, um mit Hülfe dieser Waffen die Taschen der Reisenden zu erleichtern." — Unser zweites Nachtquartier hielten wir in der Stadt Alcala, die sich malerisch am Abhange eines Berges hinaufzieht, dessen breiter Rücken die mächtigen Ruinen eines alten Schlosses trägt. Alcala führt zur Unterscheidung von zehn gleichnamigen Orten den Beinamen la real, d. i. das königliche. Wir konnten aber in dem einzigen Gasthof der Stadt nichts finden, was diesem stolzen Beinamen entsprochen hätte. Der für uns bestimmte „Saal" zeigte vier Kalkwände, und zwei auf den Boden gelegte Matrazen mußten die Stelle der Betten vertreten. — Am anderen Tag zogen wir des Nachmittags durch ein ödes menschenleeres Bergland und stiegen dann gegen Abend langsam an den Abhängen der Felsengebirge hinab, welche Granada im Halbkreise umgeben. Vor uns erschienen die seltsam zerklüfteten Felsenkuppen der hohen Sierra de Jarana und zur Rechten entrollte sich die majestätische Kette der Sierra Nevada, die mit ihren von Eis und Schnee schimmernden Gipfeln den ganzen südlichen Horizont wie ein ungeheurer Wall begrenzte. Endlich erblickten wir dicht am Fuße dieses gewaltigen Gebirges die weißen Häuserreihen der alten maurischen Königsstadt, überragt von den braunrothen Thürmen der Alhambra, und auf der anderen Seite umgürtet von den paradiesischen Fluren der Vega (Ebene) Granada's. Je mehr man sich der Stadt nähert, desto zahlreicher werden die Landhäuser, Gärten und Fruchtbaumpflanzungen. Durch das maurische Thor von Elvira gelangten wir nach dem großen Triumphplatz (Plaza del Triumfo), demselben Platz, wo die Königin Isabella am 6. Jan. 1492 Musterung über ihr siegreiches Heer hielt, bevor sie ihren triumphirenden Einzug in die eroberte Stadt hielt. Ich wünschte eine Wohnung in der Nähe der Alhambra. Man hatte mir die

Fonda del Comercio empfohlen. Ein dienstfertiger Gallego belud sich mit allen meinen Sachen und führte mich dahin durch das engverschlungene Labyrinth der Gassen; doch als wir ankamen, war daselbst kein Quartier mehr zu finden; auch lag der Gasthof keineswegs in der Nähe der Alhambra. Verdrießlich begab ich mich in eine gegenüber liegende Casa de Pupilos*), wo ich ein Zimmer auf unbestimmte Zeit miethete, obgleich mir weder das Haus noch die Wirthsleute gefielen. Um mich zu zerstreuen, ging ich aus, und ehe ich's dachte, befand ich mich am Eingange des schattigen Ulmenparkes, welcher den Hügel der Alhambra auf zwei Seiten bedeckt. Rasch stieg ich den breiten Weg hinan, der mich bald an ein Thor brachte, durch welches ich in das Innere der maurischen Festung gelangte. An der Brustwehr des Walles gelehnt, weidete ich mich an dem Zauber-Gemälde des Sonnenuntergangs. Wie eine glühende Zackenkrone leuchteten die Schneegipfel der Sierra Nevada am tiefblauen Himmel; ein durchsichtiger Rosenduft lag über der zu meinen Füßen ruhenden Stadt und der üppigen Vega, die westwärts von fernen Gebirgsketten umsäumt war, deren einzelne purpurn angehauchte Zinken man auf dem Grunde des reinsten Azurs in so scharfer Zeichnung erkennen konnte, als wären sie blos wenige Stunden entfernt; die drei mächtigen Kegel der Sierra de Elvira, hinter denen die Sonne flammend versank, erschienen mit goldigen Rändern im dunkelsten Schwarzpurpur und warfen langgestreckte violette Schatten über den grünen Sammet-Teppich von Santa Fé: Alles, Himmel und Erde, schwamm in einem Glorienmeer von Licht. Noch staunte ich das großartige Naturschauspiel an, das sich hier fast jeden Abend wiederholt, als ein hochgewachsener hagerer Mann mit grauem Haar sich zu mir gesellte und sich mir für den folgenden Tag zum Führer auf der Alhambra anbot. Er nannte sich Mateo Jimenez, und es war derselbe, der früher von Washington Irving in seinen „Erzählungen von der Alhambra“ als Sohn der Alhambra verewigt wurde, indem er mit

*) Eine Art von Hôtels garnis oder Häuser, deren Besitzer Fremde auf längere Zeit nach getroffenem Uebereinkommen in Quartier und Kost nehmen.

Stolz behauptet, daß seine Ahnen schon zur Zeit der Eroberung von Granada die Veste bewohnt. Ich ließ mich mit diesem durch Localkenntnisse ausgezeichnetem Mann in ein Gespräch ein und auf seinen Rath bezog ich des folgenden Tags auf der Alhambra selbst ein Haus, welches mich sowohl durch die Treuherzigkeit der Wirthsleute und die Reinlichkeit des Zimmers, als auch durch die reizende Aussicht vollkommen zufrieden stellte.

Granada ward im zehnten Jahrhundert von den Mauren an derselben Stelle erbaut, wo die früher von ihnen zerstörte römische Stadt Illiberis lag. Der Name soll daher rühren, daß der Grundriß der Stadt die Gestalt eines aufgesprungenen Granatapfels (span. Granada) hat. Bis zum Sturze der Ommeyaden (1031) gehörte Granada zu dem mächtigen Kalifat von Cordoba, dann ward es die Residenz eines unabhängigen Emirs, doch nur auf kurze Zeit. Der Sultan von Marocco, Jusef-Aben-Taschfin, eroberte es auf einem Zuge gegen die Christen 1090 und nach manchem Wechsel der Herrschaft proclamirte sich endlich im Jahr 1236 Mohammed Alamahr zum Muley oder König von Granada. Mit Riesenschritten wuchs die Stadt an Macht und Reichthum. Schon 1350 zählte sie 20,000 Seelen und am Ende des 15. Jahrhunderts das Doppelte davon. Eben so bevölkert waren auch die übrigen Theile des Königreiches, welches seit 1266 blos noch den Raum des heutigen Königreichs Granada einnahm. Je dichter aber die Bevölkerung des Reichs zusammengedrängt wurde, um so mehr entwickelten sich die Subsistenzmittel durch bewunderungswürdige Bodencultur, durch Handel und Gewerbe; auch die Wissenschaften und Künste erhoben sich zu einem Glanze, der selbst den von Cordoba verdunkelte. Doch die Herrlichkeit dieser Spätblüthe des Araberthums sollte bald verbleichen. Zur Zeit Isabella's der Katholischen herrschte in Granada der kriegerische Muley-Hassan. Als Isabella nun 1478 den Letzterem an die lange vergessene Tributpflichtigkeit der Könige von Granada erinnern ließ, gab er die Antwort: „Die Münzen von Granada prägen nicht mehr Gold, sondern Lanzenspitzen und Säbelklingen.“ Damit

kam's zu gegenseitigen Feindseligkeiten; doch würde den Spaniern die Unterwerfung der Mauren schwerlich sobald gelungen sein, wenn diese ihre Kräfte nicht durch bürgerliche Unruhen geschwächt hätten. Daran war Muley-Hassan selbst schuld. Um nämlich die Kinder seiner späteren Geliebten Fatimah la Zoraya (Licht des anbrechenden Morgens), einer gefangenen, zum Islam übergetretenen Spanierin, auf den Thron zu bringen, hatte er auf den Rath derselben mehrere seiner Söhne, die er mit der Aira, einer Prinzessin aus königlichem Geblüt, gezeugt, enthaupten lassen. Nur einen Sohn Aira's, Abu-Abdilehi, von den Spaniern abgekürzt Boabdil genannt, hatte der unnatürliche Vater aus Furcht vor dem Volke am Leben gelassen, obgleich die Gestirne seiner Geburt besagten, daß unter seiner Regierung das Königreich Granada enden werde. Um diese Weissagung Lügen zu strafen, beschloß Muley-Hassan, diesen Prinzen nie zur Regierung zuzulassen und sperrte ihn deshalb mit seiner Mutter in den Thurm der Alhambra Torre de Comares ein. Die Sultanin wußte jedoch den Prinzen, während Muley-Hassan auf einem Kriegszug begriffen war, zu befreien, indem sie ihn bei Nacht an den zusammengebundenen Shawls ihrer Frauen in das Thal des Darro hinabließ. Boabdil veranlaßte darauf eine Empörung der Bürger von Granada, die ihn zum König ausriefen. Das Land theilte sich zwischen Vater und Sohn, die sich mit der größten Erbitterung bekämpften. Letzterer rief die Hülfe Ferdinands des Katholischen an. Dieser erschien als Eroberer. Eine Stadt, eine Festung nach der andern fiel in die Hände der siegreichen christlichen Truppen, und da der innere Zwiespalt unter den Mauren auch nach dem Tode des greisen Muley-Hassan fortdauerte, so konnte das von Strömen Bürgerblutes befleckte Granada seinem Schicksal nicht länger entgehen; es wurde eingeschlossen*) und mußte sich endlich 1492 unterwerfen. Boabdil übergab Ferdinand dem Katholischen die Schlüssel der Alhambra und der rothen Thürme mit den Worten: „Sie gehören Dir,

*) Das Belagerungsheer lag an der Stelle, wo jetzt die Stadt Santa Fé steht, zwei Stunden von Granada. Das Lager war nämlich in Brand gerathen und zur Ermuthigung der Soldaten baute man darauf die Stadt.

o mächtiger König, da Allah es so beschlossen. Mache von Deinem Glück einen weisen und mäßigen Gebrauch!" So endete die Herrschaft der Araber in Spanien nach einer Dauer von 780 Jahren. Boabdil lebte eine Zeit lang mit seiner Familie und seinem Hofstaat in den Alpujarras, wo man ihm einige Ländereien angewiesen hatte, dann schiffte er sich nach Afrika ein, wo er bei dem König von Fez wohnte, bis er in einer Schlacht fiel. — Die Mauren behandelte man anfangs mit Milde und Duldung; allgemach wurden sie hart bedrückt und gezwungen, sich taufen zu lassen. Unter Karl V. und Philipp II. wurde den Moriscos, wie man die zum Christenthum bekehrten Mauren nannte, alles verboten, was an orientalische Sitten erinnern konnte; auch sollten sie spanisch sprechen und schreiben lernen. Darüber brach endlich 1568 in den Alpujarras, dem Hauptsitze der Moriscos, ein allgemeiner Aufstand los, den erst der berühmte Bastardbruder Philipps II., Don Juan d'Austria, damals noch ein Jüngling, dämpfen konnte. Die Bedrückungen begannen von neuem, bis Philipp III. 1609 die Vertreibung aller maurischen Abkömmlinge aus Spanien befahl, in Folge dessen die blühendsten Gegenden Andalusiens der Entvölkerung und Verödung anheimfielen.

Granada, welches gegenwärtig eine Beölkerung von etwa 90,000 Seelen hat, liegt 2300 Fuß über dem Meeresspiegel und trägt in seinem Grundriß noch ganz den Charakter einer orientalischen Stadt. Es hält schwer, sich in diesem Labyrinth enger und krummer Gassen zurechtzufinden. In einigen Stadttheilen giebt es Gäßchen, die so eng sind, daß kaum zwei Menschen neben einander hindurchgehen können und deren nach oben überhängende Häuser mit ihren Dächern fast zusammenstoßen. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Kathedrale die bedeutendste. Das Innere stellt eine längliche, aus verschiedenfarbigem Marmor im florentinischen Stil erbaute Rotunde dar. Vor dem Hochaltar der „königlichen Kapelle" (Capilla real) sieht man das prachtvolle weißmarmorne Grabmonument Ferdinand's des Katholischen und der Isabella, so wie der Eltern Karl's V. Eine enge Treppe führt in die Gruft hinab, wo die Särge dieser Könige stehen. In der Kirche des Klosters von San Geromino ruhen die Ge-

beine des großen Feldherrn Gonzalo Fernandez de Cordoba. Der schönste Platz ist die Vivarrambla, jetzt Constitutionsplatz, wo 1498 der Kardinal Jimenez de Cisneros sämmtliche arabische Bücher Granada's, wohl 80,000 Bände, verbrennen ließ, eine Barbarei, wodurch die größten Meisterwerke der arabischen Literatur zu Grunde gingen. Die Alcayceria oder der alte maurische Bazar, der ehemalige Stapelplatz der Reichthümer Asiens und Afrikas, brannte vor einiger Zeit ab, ist aber im maurischen Stil wieder hergestellt worden und besteht aus mehreren Gallerien, die lauter Kaufhallen enthalten. Das Ganze macht, obwohl die Arabesken und andere Verzierungen blos gemalt sind, einen sehr heiteren Eindruck. Sonst erinnert weder die Bauart noch die Einrichtung der Häuser an den Orient, nur die in allen Städten Andalusiens gebräuchlichen Jalousien stimmen genau mit denen des Orients überein. Sie bestehen aus dem schon erwähnten durchbrochenem Geflecht, hinter dem man ganz bequem Alles, was auf den Gassen vorgeht, beobachten kann, ohne selbst bemerkt zu werden. Wer das Volksleben und namentlich die Sitten der Zigeuner kennen lernen will, muß an einem Sonntage den Albayein besuchen, das abgelegenste und armseligste Stadtviertel, obwohl die Lage desselben sehr malerisch ist; denn seine meist einstöckigen Häuser steigen terrassenförmig am Abhange einer Hügelkette, welche die rechte Thalwand des Flusses Darro bildet, empor und sind an der Nordseite noch von der alten, mit vielen viereckigen Thürmen versehenen Mauer umgeben. Der Darro geht mitten durch Granada und verbindet sich mit dem Jenil, welcher die Südseite begrenzt. Die eigentliche Stadt zieht sich im Halbmond um den Hügel der Alhambra herum. Die höchst merkwürdige Alhambra ist die vormalige maurische Citadelle oder Burg. Der Hügel, auf dem sie erbaut ist, senkt sich südwärts sanft in das Thal des Jenil (Xche) hinab, nordwärts stürzt er steil und felsig gegen 800 Fuß tief, zu den Ufern des Darro ab; er mag wohl eine Stunde im Umfang haben. Eine enge Schlucht scheidet diesen Hügel von einem noch höheren, Silla del Moro (Stuhl des Mauren) genannt, an dessen Abhang der Ginaraliph, die Villa der Königinnen von Spanien, liegt. An dem steilen Rande des Alhambrahügels,

welcher der Schlucht und dem Darro-Thale zugekehrt ist, steht nun der Palast der maurischen Könige, von dem aus eine dicke und hohe, mit Zinnen und 13 viereckigen Thürmen gekrönte Mauer rings um den Hügel herumläuft und die Umgürtung der Veste bildet. An der Südwestseite der Mauer erhebt sich über dem Hauptthor ein gewaltiger Thurm, der für den ältesten Theil der Alhambra gilt. Den Eingang zu diesem Thor bildet eine Vorhalle, die von einem hochgeschwungenen Bogen überspannt wird. Dieser Bogen heißt „der Bogen der Gerechtigkeit", weil hier die Könige von Granada jeden Donnerstag öffentlich Gericht zu halten pflegten. Von dem Thore aus gelangt man auf einen großen ebenen Platz, wo zwei Wasserbehälter in den Felsen gehauen sind, geräumig genug, um die Festung für ein Jahr mit Wasser zu versorgen. Auf der einen Seite dieses Platzes erhebt sich der Palast Karls V., der die Stelle des weggerissenen maurischen Winterpalastes einnimmt; er bildet ein großartiges, im edelen Stil erbautes Viereck, ist aber nur bis auf die Mauern vollendet. An die Nordseite desselben lehnt sich der maurische Sommerpalast an. Dieser sieht von außen mit seinen hohen fast fensterlosen Mauern, die von einigen viereckigen Thürmen und zwei achteckigen Pavillons überragt werden, ganz unscheinbar aus. Sobald man aber das Pförtchen, den einzigen Zugang in's Schloß, durchschreitet, glaubt man sich auf einmal in eine neue Welt versetzt. Man tritt in einen länglich viereckigen Hof. Der Boden ist mit glattpolirten weißen Marmorplatten belegt und umher läuft eine von weißen Marmorsäulen getragene Bogenhalle. Alle diese Säulen zeichnen sich durch ungemeine Schlankheit und Zierlichkeit aus; sie sind meist paarweis gestellt und durch Hufeisenbogen verbunden. An den Säulenköpfen und den mit Stuck bekleideten Wänden der Bogenhallen bemerkt man die elegantesten Arabesken und an den Simsen Inschriften, zwischen deren Buchstaben sich, eben so wie in der Gebetskapelle von Cordoba, zartgebildete Blumenguirlanden hindurchschlingen. Ein in der Mitte des Hofes befindliches Wasserbecken von 130 Fuß Länge wird von zwei Springbrunnen fortwährend mit Wasser gefüllt und von Myrten-, Rosen- und Oleanderhecken umringt. Auf der Nordseite dieses Hofes steht die Torre de Comares, ein

ungeheurer viereckiger Thurm mit erstaunlich dicken Mauern. Den unteren Theil des Thurmes nimmt „der Saal der Gesandten" ein, ein mächtiges viereckiges Gemach, dessen magisches Halbdunkel kaum hinreicht, die Vergoldungen der kunstvoll aus Cedernholz zusammengefügten Decke zu erkennen; doch sieht man noch die Stellen, wo der Thron und die Divans standen, so wie die Haken, von denen die Kronleuchter herabhingen. Von den Balcons der sechs paarweis gestellten Saalfenster genießt man eine zauberische Aussicht auf das Thal des Darro, den gegenüberliegenden Albaycin und die lachenden Gärten des Ginaraliph. In dem oberen Theile des Thurmes befinden sich die Gemächer, in welchen König Muley-Hassan seine Gemahlin Aixa mit ihrem Sohne Boabdil einsperren ließ. Dem Eingange des ersten Hofes gegenüber führt eine Pforte in den „Löwenhof", den Haupthof des Palastes. Es ist ein regelmäßiges Viereck, und die umlaufende von 168 Jaspissäulen getragene Bogenhalle hat zwei pavillonartige Vorsprünge, deren Säulen durch spitze halbmondförmig ausgezackte Bogen mit einander verbunden sind. Vieles ist freilich schon umgewandelt: das Marmorpflaster des Bodens ist verschwunden und die glänzenden Fliesen der Dächer haben gewöhnlichen Ziegeln Platz gemacht; aber das Ganze imponirt doch noch immer als Prachtstück. In der Mitte des Hofes steht der berühmte „Löwenbrunnen". Dies ist eine riesige von zwölf Marmorlöwen getragene Alabasterschale, aus der sich eine zweite kleinere Schale mit einer runden Pyramide erhebt, und aus der Spitze derselben spritzt, wenn die Fontaine spielt, ein mächtiger Strahl Wassers empor, das, von einer Schale in die andere fallend, endlich wieder aus dem Rachen der Löwen hervorströmt. Letztere sind übrigens nur plump gearbeitet, da den Mauren das Talent abging, Thiere und Menschen nachzubilden. Zu beiden Seiten des Löwenhofes liegen die Säle der zwei Schwestern und der Abencerragen. Der Saal der zwei Schwestern hat seinen Namen von zwei weißen, dem Boden zu beiden Seiten der im Mittelpunkt befindlichen Fontaine eingefügten, ungeheuren Marmorplatten. Dies ist der schönste Theil des ganzen Palastes. Das Gemach ist viereckig und seine Wände sind theilweis mit musivischer Arbeit überkleidet, in welcher man die Wappen sämmt-

licher Könige von Granada bemerkt. Die gewölbte Decke endigt in eine reizende Kuppel, die aus unzähligen kleinen Zellen, Nischen und Bogen in Stuck aufgebaut ist, erinnernd an die oft wundersam zarten Bildungen der Tropfsteinhöhlen. Alle hervorspringenden Leisten sind vergoldet, die vertieften Stellen dagegen weiß, roth und blau gemalt. Das Licht fällt durch acht an der Kuppel angebrachte Fenster herein und bringt eine eigenthümliche Wirkung in dieser gleichsam mit feinen Brüsseler Spitzen geschmückten Halle hervor. Der Saal der Abencerragen ist durch eine ähnliche Kuppel geschlossen, doch nicht so reich verziert. Die Sage berichtet, daß hier die Tapfersten des edlen Geschlechtes der Abencerragen ihren Untergang gefunden, nachdem man dem Könige Boabdil verrathen, daß Einer derselben die Gunst der Königin gewonnen. Drei und dreißig Abencerragen, die der Einladung zu einem Gastmahl gefolgt, sollen als Sühnopfer der königlichen Ehre hier enthauptet sein, und ihr Blut zeigt man noch an dem Marmorbecken des Springbrunnens, in den man die Häupter geworfen. Doch entbehrt diese Sage aller geschichtlichen Grundlage. Unter den übrigen Gemächern wollen wir nur noch das Cabinet der Königin (Tocador de la Reyna) erwähnen, einen offenen Pavillon im obersten Theil eines Thurmes, dessen Fenster so angebracht sind, daß das Auge, wie man sich auch stellen möge, stets andere reizende Landschaften erblickt, so namentlich im Osten das üppige Thal des Darro, rechts davon den Ginaraliph, umringt von immergrünen Gärten mit mehr als vierhundertjährigen Cypressen; darüber erhebt sich der steile trümmerbedeckte Hügel der Silla del Moro und weiter rechts die weiße Schneepyramide des Picacho del Veleta. Auf einem niedrigeren Kamme des Hügels der Alhambra stehen die sogenannten „rothen Thürme" (Torres bermejas), eine alte Burg, deren Erbauung man den Phöniziern zuschreibt. Den Raum zwischen der Alhambra und dieser Burg füllt der Park aus, der rings von Gärten und Vergnügungsorten umschlossen ist. Eine Pforte führt in die Schlucht, welche den Hügel der Alhambra von der Silla del Moro trennt. Auf einem Saumpfad steigt man zwischen dichten Hecken zu der maurischen Villa el Ginaraliph (Haus der Liebe) empor, welches Wort die Spa-

nier in Generalife verderbt haben. Die alten Gebäude sehen größtentheils wüst und verfallen aus und in den umringenden Gärten, zur Zeit der Mauren so berühmt wie die schwebenden Gärten zu Babylon, stehen nur noch uralte düstere Cypressen als Zeugen der vergangenen Herrlichkeit da. Unter den zahlreichen Wasserkünsten in der Umgebung der Villa ist die „Treppe der Wasser" (Escalera de las Aguas) zu erwähnen, eine breite sanft ansteigende, von dunkelen Granatbüschen beschattete Marmortreppe, wo jede Stufe an beiden Ecken mit einer Fontaine versehen ist. Bei Nacht, wenn alle diese Fontainen in flüssigen Silberstrahlen sprudelten und wenn dazwischen Leuchter mit Fackeln aufgestellt waren, wie es bei maurischen Hoffesten üblich gewesen sein soll, muß diese Treppe einen mährchenhaften Anblick geboten haben. An dem Gipfel der hinter dem Ginaraliph steil sich erhebenden Silla de Moro finden sich eine Menge Höhlen vor, von denen die Granadiner behaupten, daß sie zur Zeit der Araber als Grabkatakomben für die Könige von Granada gedient hätten. — Am westlichen Vorsprunge des Alhambrahügels steht die Torre de Vela, der höchste Thurm der Alhambra. Auf seiner Plattform erhebt sich einer jener seltsamen im Süden so häufigen Glockenthürme, die blos aus einer aufrechten Wand mit einer Oeffnung bestehen, in der eine Glocke hängt. Diese Glocke ist dazu bestimmt, die Nacht hindurch den mit der Bewässerung der Vega beschäftigten Landleuten fortwährend die Stunde zu verkündigen, damit keine Irrung in den Bewässerungsterminen eintreten kann. Zu dem Ende wird die Nacht in zwei Wachen getheilt. Die erste Wache geht von 10 bis 12 Uhr, die zweite von 12 bis 4 Uhr. Von 10 bis 11 Uhr thut die Glocke in regelmäßigen Pausen von fünf Minuten zwei Schläge, von 11 bis 12 Uhr drei Schläge. Von 12 bis 1 Uhr tönt blos ein Schlag, von 1 bis 2 Uhr hört man zwei, von 2 bis 3 Uhr drei, von 3 bis 4 Uhr vier Schläge. Punkt 4 Uhr wird Ave Maria geläutet und an die Glocke geschlagen. Der Thurm von Vela steht gerade zu Häupten des neuen Platzes (Plaza nueva), dem ungefähren Mittelpunkt Granada's, und von ihm hat man den besten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgegend, obwohl man wegen der bergigen Lage nicht alle Theile übersehen kann.

Ganz Granada mit seinen Vorstädten hat jetzt noch zwei Stunden im Umfang; zur Zeit der Araber waren es vier Stunden und die starke Mauer wurde durch 1030 Thürme vertheidigt, von denen kaum noch einer übrig ist. Rings um die Mauern geht ein breiter Gürtel von Landhäusern und Gemüsegärten. Auf diesen Gürtel folgen die Gefilde der Vega, die 5 bis 8 Stunden im Durchmesser hält und außer zahllosen einzelnen Gehöften 38 Ortschaften umfaßt. Sie wetteifert an Fruchtbarkeit mit der Huerta von Valencia und ist der Schauplatz vieler merkwürdigen geschichtlichen Ereignisse.

Granada ist eine jener bevorzugten Stätten der Erde, die nur ein Mal vorhanden sind, die sich mit Nichts vergleichen lassen und sich mit Feuerzügen dem Geist eines Jeden einprägen, der sie nur ein Mal gesehen hat. Eine solche Rosenfülle, wie noch im Juni in und um Granada herrscht, ist mir nirgends mehr vorgekommen. Alle Höfe, alle Balcons, alle Terrassen sind von duftenden Rosen erfüllt, alle Hecken und Mauern von Rosen umsponnen und zumal scheint die Alhambra auf einem Bett von Rosen zu ruhen. Dazu flöten die Nachtigallen Tag und Nacht in den schattigen Gebüschen, die zahllosen blühenden Granatbäume schlingen einen mit Scharlach gestickten Smaragdgürtel um die alte Königsstadt; grün schimmert die Vega, und die benachbarten Hügel, die einen Monat später schon dürr und braun da liegen, sind mit einem tausendfarbigen Blumenteppich überzogen. Aus allen Schluchten, von allen Höhen, aus allen Gärten steigt Blüthenduft empor und füllt die ganze Atmosphäre mit gewürzhaftem Wohlgeruch. Kein Dunst trübt das tiefe Azurblau des Himmels. Die Sierra Nevada, die gleich einer Königin im Silbermantel von den Felsenpyramiden ihres Thrones auf Granada herabschaut, haucht mit leisem Oden kühle Lüfte aus, die in den dichtverschlungenen Kronen der Ulmen spielen. Wohin man blickt, ist eine Farbenpracht, ein Lichtglanz, der das Auge blendet, ein Klingen und Duften, welches die Sinne berauscht und unwillkürlich in süße Träume einwiegt. Und dennoch war bei meiner Ankunft die schönste Zeit schon vorüber, die von der

Mitte des April bis gegen Ende des Mai dauert. Dann wimmelt Granada von Fremden. Spanier und Ausländer eilen herbei, um in diesem Rosenparadies die Sorgen des Alltagslebens zu vergessen und in der durch Reinheit und Gesundheit ausgezeichneten Luft neue Lebenskraft einzuschlürfen.

Die Tage, die ich hier und in der Umgegend zubrachte, schwanden mir, wie die durchblätterten Seiten eines schönen Bilderbuches, schnell dahin, und die Erinnerung kann nicht verfehlen, die anmuthigsten Scenen mit einem Goldrand einzufassen. Doch wollen und können wir diese nicht sowohl copirend abmalen, als vielmehr nur im Schattenriß andeuten. — Ich hätte schwerlich eine angenehmere und für mich passendere Wohnung finden können, als die war, die ich auf Mateos Rath in der Alhambra bezogen hatte. Abgesehen von dem Zauber, den der Gedanke auf mich ausübte, innerhalb der alten Zwingsburg der Könige von Granada zu weilen, wo es keinen Thurm, keinen Söller, keine Fenster giebt, an das sich nicht geschichtliche Vorgänge oder Sagen von wunderbaren Begebenheiten knüpften; abgesehen von der beschaulichen Stille meines versteckten Aufenthaltsortes war es für mich von ganz besonderem Werth, nicht innerhalb der weitläuftigen Stadt, sondern an einer Stelle zu wohnen, wo wenige Schritte genügten, mich im freien Felde, ja an der Schwelle der Sierra Nevada zu befinden. Denn die Alhambra liegt auf dem letzten Vorsprunge des Joches, welches die Thäler des Jenil und Darro trennt und das von Stunde zu Stunde immer höher anschwellend zuletzt Berge von 5 bis 6000 Fuß bildet, die unmerklich in den Hauptwall der Sierra übergehen. Zwar war das in einem abgelegenen Winkel der Festung gelegene Haus, wo ich mich einquartirt, eine Fonda, die zugleich als Restauration diente; allein einestheils war ich der einzige Gast, was mir den Vortheil einer ausgezeichneten Bedienung brachte, anderntheils waren die Leute, welche die Fonda namentlich des Sonntags besuchten, sämmtlich Bewohner von Granada, so daß ich Gelegenheit fand, den Charakter und die Sitten derselben hinlänglich kennen zu lernen. Der Herr des Hauses, Manuel, war ein anspruchsloser stiller Mann und besaß eine Bildung, die ich bei dem Sohne eines asturianischen Bauern

nicht vermuthet hätte. Er las sehr gern und hatte eine artige Bibliothek von spanischen Classikern und neueren französischen Romanen, so wie der übersetzten Werke von Shakespeare, Walter Scott, Rousseau. Mein Zimmer war sehr einfach, aber freundlich. Ein Tisch mit einem Putzkästchen, ein paar Rohrsessel und ein Bett bildeten die ganze Ausstaffirung meines mit Ziegeln gepflasterten, einfach geweißten Zimmers; aber sowohl hier als in dem ganzen Hause herrschte stets die musterhafteste Reinlichkeit und jeden Morgen fand ich meinen Tisch mit einem Glase frischer Blumen geschmückt, eine Aufmerksamkeit, welche in Andalusien den Gästen häufig erwiesen zu werden pflegt. Von dem Balcon aus überschaute ich einen Theil des Albaycin, und das gegenüberliegende Fenster bot mir eine großartige Ansicht der Sierra Nevada. Meine Streifzüge in die Sierra machte ich zu Pferde und in Begleitung eines Dieners, auch leistete mir wohl Mateo Gesellschaft. Auf seinen Rath bediente ich mich der andalusischen Tracht, indem ich mich in eine kurze Jacke (chaqueta), einen flachen breitkrämpigen Hut (Sombrero Calañés), kurze Beinkleider (Bombachos), gelblederne Gamaschen (Botines) und Schuhe kleidete. Dadurch gewann ich mir leichter das Vertrauen der Landleute und Gebirgsbewohner. Oft schweifte ich allein zwischen den von zahllosen Bewässerungskanälen durchschnittenen Getreidefeldern und Fruchtbaumpflanzungen der Vega und war bei einer Verirrung genöthigt, mich von den Bauern zurecht weisen zu lassen; manchmal kehrte ich auch wohl in ein einsames Wirthshäuschen ein und unterhielt mich bei einem Glase Wein und einem Cigarrito mit den eben anwesenden Gästen, meist Maulthiertreibern, Hirten oder Bauern; aber niemals begegnete mir eine Unannehmlichkeit, überall fand ich unter den Landleuten dieselbe Gutmüthigkeit. War ich des Abends in meine Wohnung zurückgekehrt, so konnte ich doch noch nicht an Ruhe denken. Entweder mußte ich noch ein Stündchen in der Tertulia *) des

*) Tertulien sind gesellige Zusammenkünfte mit Gästen, die ein- für allemal eingeladen und als Hausfreunde willkommen sind. Diese Zusammenkünfte legen aber der Familie keineswegs den Zwang auf, zu Hause zu bleiben. Ist diese etwa auf einem Spaziergang begriffen und finden die

Wirthes bleiben, die beim kreisenden Becher unter den Weinlauben des Hofes gehalten wurde, oder ich brachte den späten Abend in Mateo's Wohnung zu, in dessen von ein paar uralten Feigenbäumen überschattetem Gärtchen sich immer eine Anzahl junger Leute zu versammeln pflegte; dann fehlte nie eine von Hand zu Hand wandernde Guitarre, und die Zeit verging unter heiterem Gespräch und Gesang maurischer Balladen, andalusischer Volkslieder oder aus dem Stegreif gedichteter Verse. Wenn die Klänge des Fandango durch die Saiten rauschten, so forderten die jungen Burschen die schwarzäugigen Granadinerinnen auf, im silbernen Lichte des Mondes nach Landessitte zu tanzen.

Die Sierra Nevada erstreckt sich südlich von Granada etwa 15 Meilen lang und 4 bis 6 deutsche Meilen breit in der Richtung von Westen nach Osten. Die mittlere Höhe ihres Hauptkammes beträgt 9000 Fuß, die Gipfelhöhe erreicht 11,200 Fuß. Diese Sierra ist demnach nächst den Alpen das bedeutendste Gebirge Europa's. Die aus Gneis und Glimmerschiefer bestehende Hauptkette, an welche sich auf beiden Seiten eine mächtige Kalkbildung anlehnt, stürzt nach Norden zu ungemein steil ab, auf der Südseite senkt sie sich mit sanfter Abdachung in langgestreckten Kämmen. Auf dieser Seite schließt sich daran das wilde unzugängliche Bergland der Alpujarras. Die beiden Hauptgipfel der Sierra Nevada sind der Cerro Mulahacén und der nur viertehalb hundert Fuß niedrigere Picacha de Veleta. Letzteren kann man von Granada aus mit einiger Anstrengung in einem Tage besuchen. Ich unternahm dies in Gesellschaft zweier Franzosen und eines Nordamerikaners.

Noch lag das ganze Land im Schatten der Dämmerung begraben, als wir um drei Uhr morgens fortritten. Ein leidlicher Saumpfad führt von Granada aus bis an den eigentlichen Kegel des Picacho de Veleta. Es ist der Schneeweg, so genannt von den Schneemännern (Neveros), einer besonderen

---

Gäste das Haus leer, so nimmt Niemand Anstoß daran. Man erscheint bei der Tertulia ganz zwanglos in der gewöhnlichen Hauskleidung.

Klasse von Maulthiertreibern, die das Vorrecht genießen, die zahlreichen Conditoreien der Stadt mit Schnee zur Eisanfertigung zu versorgen. Fortwährend geht es auf dem breiten Kamme hin, der die Thäler des Jenil und Monachil scheidet, wo er sich bald an tiefen Abgründen hinwindet, bald über felsige Lehnen, natürlichen Treppen vergleichbar, emporklettert, bald im losen Schiefergerölle der Schneeregion streckenweis verschwindet. Wir waren schon hoch in den Vorbergen der Kalkalpen, als die Sonne am östlichen Horizont wie eine Goldrose aufzublühen anfing. Ueberrascht von der prangenden Aussicht, hielten wir unsere Pferde einen Augenblick an und ließen uns von Mateo die interessantesten Punkte der Gegend nennen. „Die merkwürdigste Stelle", hob er an, „ist die, an welcher wir uns jetzt befinden. An diesem Abhange, wo jetzt Disteln und Dornen wachsen, stand ehedem ein reiches Gehöft inmitten eines großen Kastanienhaines, und diese spärliche Quelle war damals ein voller Brunnen. Da verliebte sich ein junger Morisco, der Enkel eines alten Goldschmiedes, der in jenem Häuschen am Rande des Jenilthales wohnte, in die schöne Tochter des Besitzers vom Kastanienhofe, eines Spaniers von unvermischtem Blut. Dieser, ein geschworener Feind der Moriscos, gab den Burschen bei der Inquisition als heimlichen Ketzer an. Der Maure entwischte jedoch aus dem Kerker und ging in die Alpujarras. Wüthend, seine Rache vereitelt zu sehen, wußte der Herr des Kastanienhofes den alten Großvater des jungen Burschen in sein Haus zu locken und ermordete ihn mit eigener Hand neben dem Brunnen. Seine Tochter wollte die Unthat verhindern; doch der rohe Vater versetzte ihr einen Stoß, daß das arme Kind kopfüber in den Brunnen stürzte und ertrank. Da erzitterte die Erde, die Felsen wankten, der Boden spaltete sich und das Gehöft versank mit dem Verbrecher in einen glühenden Schlund. Dies geschah im Jahr 1569. Seitdem will hier kein Samenkorn mehr sprossen; des Nachts hört man oft das Klagegewimmer der ruhelos umher irrenden Seele des Mörders, und häufig sieht man beim Mondschein die weiße Gestalt des schuldlos gemordeten Mädchens bei der Quelle sitzen, die seitdem Kastanienquelle heißt." — Eine Stunde später gelangten wir auf die Hochebene von Puche, die

zum Theil mit Getreidefeldern bedeckt ist. Hier hatten wir die Aussicht auf die majestätische Hauptkette der Sierra, deren gewaltige Schneefelder, zwischen nackten schwarzen Schieferfelsen zerstreut, blendend hell im Sonnenschein leuchteten. Um zehn Uhr erreichten wir die Estancia de los Neveros, eine Stelle, die in einer Schlucht zwischen den ersten Schneefeldern liegt und von den Neveros häufig als Lagerplatz benutzt wird. Hier hört der Schneeweg auf, doch kann man noch eine Stunde durch das Gerölle am sanft ansteigenden Fuß des Picacho bis zu dessen eigentlichem Kegel emporreiten. Obgleich die Estancia de los Neveros 8200 Fuß hoch liegt, so brannte die Sonne doch so heiß, daß wir gern den Schatten eines Felsens suchten, um unsere Mundvorräthe auszukramen, die in den Tragkörben eines mitgenommenen Maulthieres enthalten waren. Trotz der Sonnenhitze besaßen die benachbarten Schneefelder noch eine außerordentliche Dicke, obwohl sie blos von dem vergangenen Winter herrührten, denn sogenannten ewigen Schnee giebt es in der Sierra Nevada fast nirgends. Die an den Rändern der Schneefelder stehenden Pfützen gewährten uns das einzige Trinkwasser zu unserem frugalen Frühstück. Nachdem wir noch eine halbe Stunde geritten, ließen wir die Pferde zurück und erklommen zu Fuß, geführt von Mateo, den Kegel des Picacho, dessen höchste Felskuppe wir Punkt zwölf Uhr erreichten. Die Besteigung ist gefahrlos, jedoch etwas beschwerlich, sofern der untere Theil des Kegels aus großen, locker auf einander liegenden und vom Schneewasser schlüpfrigen Schieferplatten besteht, weshalb man hier leicht ausgleiten kann, namentlich im ledernen Schuhwerk. Zweckdienlicher sind hiezu die bei den Granadinern gebräuchliche „Alpargatas“ oder Hanf-Sandalen. Weiter oben wird der Boden fester; wer sich aber zum Schwindel neigt, muß sich durch den Schnee des Westabhanges emporarbeiten, indem die schmale, nackte Felsenkante, die als Pfad dient, dicht am Rande des Corral de Veleta hinläuft, eines schauerlichen über drittehalb tausend Fuß tiefen Felsenkessels, der die Nordseite des Picacho spaltet. Athembeschwerden haben wir erst in einer Höhe von 10,000 Fuß empfunden. Doch war es weniger Beklommenheit der Brust als eine eigenthümliche Kraftlosigkeit, die mich immer in den oberen

Schneeregionen befallen hat, so daß ich mich alle funfzig Schritt niedersetzen und ausruhen mußte. Die Aussicht vom Gipfel des Picacho, wo ich zwischen dem Schiefergerölle mit Vergnügen großblumige heimathliche Veilchen und Ranunkeln entdeckte, war schlecht, indem die aus den Gründen aufsteigenden Dämpfe die Atmosphäre trübten und längs des Horizontes jener rothbraune Höhenrauch lagerte, der im Süden während des hohen Sommers die Fernen stets in einen undeutlichen Nebelschleier hüllt. Schön war jedoch die Ansicht der Sierra selbst, deren größter Theil in der Vogelschau vor uns lag. Nur im Osten wird der Blick durch die kolossale abgestutzte Pyramide des Mulahacen gehindert. Wer von hier aus dahin will, muß zuvor in ein tiefes und weites Alpenthal hinabsteigen, welches beide Bergriesen scheidet; denn der schmale Felsengrath, der den Picacho unmittelbar mit dem Mulahacen verbindet, ist so spitz wie ein Dach und stets mit Schnee- und Eismassen erfüllt, so daß es hier völlig unmöglich ist, hinüber zu kommen. In dem bezeichneten Alpenthal liegt ein ziemlich großer See. Die Zahl solcher See'n oder Lagunen (Alpenteiche) in der Sierra ist sehr bedeutend. Sie liegen sämmtlich in der Schneeregion, umringt von moorigen Wiesen, zum Theil von unergründlicher Tiefe, und enthalten ein wundervoll klares Wasser, aber wegen der Kälte desselben leben keine Fische darin. Der Ueberblick der Schneeregion ist eben so großartig als unheimlich. Diese gewaltigen langhin gestreckten Kämme, überschüttet von grauem glitzernden Schiefergerölle; die großen, oft Stunden langen Schneefelder an den Abhängen der Berge, die furchtbar zerklüfteten, meist senkrecht abstürzenden und oft mehrere tausend Fuß hohen Schieferfelsen, die den Nordabhang der höchsten Gipfel umgürten; der fast schwarzblaue Himmel, von dem die Sonne mit bleichen Glanz herabscheint: alles dies verleiht der Scene einen erschütternden, beängstigend großartigen Charakter. Die Kürze der Zeit und der schneidend kalte Ostwind erlaubten uns nicht, lange auf dem Gipfel des Picacho zu verweilen. Am Fuße des Kegels angelangt, bestiegen wir rasch wieder unsere Pferde, nahmen dann unser Mittagsmahl im Schatten der ersten Alpensträucher ein und waren des Abends um acht Uhr in Granada.

Das Innere der Sierra Nevada ist wenig bekannt. Mateo wußte nur den Weg nach dem Picacho, und selbst in dem Gebirge hält es oft sehr schwer, Führer zu bekommen, da auch die Hirten nur selten die höchsten Gipfel besteigen, indem sie nicht höher gehen als ihre Ziegen. Die einzigen Personen, die eine umfassende Kenntniß der Schneeregion besitzen, sind die Jäger der „Montesas" oder wilden Ziegen (aber keiner Gemsen!), die sich blos in dem obersten Theil der Sierra aufzuhalten pflegen; doch giebt es deren nur wenige. Daher beschloß ich, mich von meinem eigenen Ortssinn leiten zu lassen, um die Beschaffenheit der Sierra Nevada und ihre Bewohner näher kennen zu lernen. Zu dem Ende quartierte ich mich in dem Cortijo*) de San Geronimo (Baude des heiligen Hieronymus) ein. Dies Gehöft ist das am höchsten gelegene am Nordabhang der Sierra (5064 Fuß über dem Meer). Seine Umgebungen sind großartig und wildromantisch: gerade hinter dem Hause der 6507 Fuß hohe Felsengrath des Dornajo; gegenüber, jenseits der dunkelen waldigen Schlucht, in deren Grunde der Monachil sich schäumend zwischen kolossalen Marmorblöcken hindurchwindet, die senkrechten Felsenwände des Cerro Tesoro; weiter nach Süden der hohe Wall eines mit Gebüsch und Alpenwiesen bekleideten Abhangs, die Dehesa de San Geronimo genannt, wo überall wasserreiche Bäche in tausend Kaskaden hinabstürzen; endlich über der finsteren Schlucht des oberen Monachilthales die gigantische Eispyramide des Picacho hoch in die Luft emporragend. Trotz der bedeutenden Höhe gedeiht hier doch der schönste Weizen, der in den Schluchten der Dehesa selbst noch bis 6000 Fuß gebaut wird. — Meine Erscheinung in dem abgelegenen Gehöft machte unter seinen Bewohnern nicht geringes Aufsehen, und die Frau vom Hause erklärte mir mit schlecht verhehltem Mißtrauen, daß sie mich nicht beherbergen könne; doch ließ sie sich bereden, erst die Rück-

*) Man unterscheidet Cortijos de Verano (Sommerbauden), und Cortijos de Invierno (Winterbauden). Erstere sind leicht gebaute Hüttchen mit meistens nur einem Gemach zum Obdach für die Hirten und Bauern während des Sommers. Die Winterbauden dagegen, zu denen der Cortijo de San Geromino gehörte, sind große Gehöfte für die Land- und Viehwirthschaft und werden das ganze Jahr hindurch bewohnt.

kehr ihres Ehemannes abzuwarten. Tomas, so hieß der Besitzer des Gutes, ein kräftiger hochgewachsener Mann in den Vierzigen mit rothblondem Haar und blauen Augen trat bald darauf mit der stolzen Miene eines unumschränkten Herrschers in's Haus. Gestützt auf sein lange Escopeta (Flinte) und gefolgt von zwei großen Wolfshunden, grüßte er mich mit fast herablassender Freundlichkeit. Da ich gehört, daß er als Feldwächter alle Bewohner des Monachilthals zu beaufsichtigen habe, so ersuchte ich ihn sogleich um seinen besonderen Schutz, was nicht verfehlte, seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihn schnell zu meinem Gunsten zu stimmen. Nachdem ich ihn über meine Absichten belehrt hatte, zog er eine lederne Tabakstasche (Petaca) aus seiner blutrothen Schärpe, drehte einen Cigarrito, überreichte mir denselben, schüttelte mir hierauf treuherzig die Hand und sprach zu seinen zahlreichen Knechten gewendet: „Dieser Cavalier ist von heute an mein Freund und mein Gast." Sämmtliche Hirten begrüßten mich hierauf, ihre zerlöcherten Hüte ein wenig lüftend, und reichten wir vertraulich ihre schwieligen Hände. Diese kurze Empfehlung von Seiten des „Amo" (Hausherrn) genügte, um mir Achtung und Sicherheit bei den Bewohnern dieser ganzen Gegend zu verschaffen. Jetzt wurde auch die „Ama" (Hausherrin) freundlicher und winkte ihrer Tochter, die hierauf einen Weinschlauch von der Wand nahm, einen „Jarillo" (kleiner irdener Krug mit vier Schnauzen) füllte und mir denselben credenzte. Der Krug machte alsdann die Runde unter sämmtlichen Anwesenden; ich vertheilte ein paar Dutzend Cigarren unter die Hirten, die sich inzwischen vor der Hausthür unter schattigen Weiden auf niedrigen, aus Korkrindenstücken verfertigten Sesseln niedergelassen hatten, um ihr Mittagsmahl einzunehmen, und ward von Stund an als ein Mitglied der Familie betrachtet. Man wies mir ein enges Gemach im oberen Theile des Hauses an, das als Vorrathskammer und zugleich als Hauskapelle diente. Eine Thür fehlte, und vor dem ganz kleinen Fenster stand ein Gemüseschrank, auf dem ein rohes Crucifix aus Holz angebracht war. Darüber hing ein vergelbtes Bild des heiligen Hieronymus, des Schutzpatrons von dem Gehöft. Alle kirchlichen Handlungen, Kindtaufen &c. wurden in diesem

Gemach vollzogen. Dies war so enge, daß mein Bett es fast ganz ausfüllte. Das ganze Haus war keineswegs übertrieben reinlich und besonders die Wirthin sehr schmutzig. Fleisch und Milch der Ziegen nebst Küchenerbsen machten die gewöhnliche Speise aus, womit sie etwas kargte. Sonst war sie gutmüthig und stets für meine Sicherheit besorgt. So oft mein Diener nach Granada geritten war und ich allein ausgehen wollte, gab sie mir stets einen großen starken Wolfshund als Begleiter mit, um mich gegen etwaige Wölfe zu sichern. Letztere sind noch sehr häufig in der Sierra, und fast jede Nacht vernahm ich ihr klägliches Geheul in der Nähe des Gehöftes, den sie zu umschleichen pflegten, um Ziegen zu stehlen. Deshalb ist es nie rathsam, unbewaffnet auszugehen, obwohl die Wölfe während des Sommers, wo die Nahrung nicht mangelt, vor dem Menschen zu fliehen pflegen. — Die Besitzer aller hochgelegenen Cortijos der Sierra leben weniger von der Ackerwirthschaft als von der Käsewirthschaft, die sehr bedeutend ist. Tomas besaß allein über 3000 Ziegen, welche fast sämmtlich weiß und langhaarig sind. Nur ein geringer Theil davon kam des Abends in das Gehöft zurück, die übrigen blieben bei dem im Gebirg zerstreuten „Hatos" oder Sennhütten, die theils blos aus einem Zelte, theils aus niedrigen Hütten bestehen, deren Mauern aus lose über einander gelegten Steinen zusammengesetzt sind und die ein spitzes Dach aus Baumästen, spanischem Rohr und dürrem Laub haben. Des Nachts bezeichnen die aufsprühenden Wachtfeuer die Stellen dieser Hatos. Zu jedem Hato gehören ungefähr ein halbes Dutzend Hirtenknechte, die unter einem „Moyoral" oder Oberhirten stehen und sämmtlich bewaffnet sind. Sie tragen gewöhnlich kurze Jacken und Beinkleider aus rothbraunem Leder, breitkrämpige Spitzhüte, an den Schienbeinen ungegerbte mit Espartostricken befestigte Ziegenfelle, an den Füßen selbstverfertigte plumpe Esparto-Sandalen, um den Leib unter der rothwollenen, mit einer langklingigen Navaja versehenen Schärpe, eine geldkatzenartige Tasche, die zwanzig Patronen, Zündschwamm, Stahl, Feuerstein und Zündhütchen enthält; denn sie führen sämmtlich Percussionsgewehre. Ihre mitgenommenen Lebensmittel bestehen aus Brot, Salz, Puffbohnen und Zwiebeln. Oft kommen sie den ganzen Sommer

nicht in ihre Heimath. Beim Herannahen des Winters ziehen die Mayorals mit ihren Heerden nach den niedrigeren Gebirgen der Küste. — Die Bewohner des Cortijo de San Geronimo waren, wie die der ganzen Sierra, ein zufriedenes, heiteres und gutmüthiges Völkchen. Mein Diener hatte nicht vergessen, eine Guitarre aus Granada mitzunehmen und am Abend, wenn die Männer aus dem Gebirg heimgekehrt, ertönte der Fandango, die Castagnetten wurden herbeigeholt und der Hausflur oder der Platz vor dem Hause mußte als Tanzboden für die sämmtlichen Hausbewohner dienen. Am lautesten war der Jubel, als ich am Vorabende eines Festes zu Ehren eines Heiligen einen Piaster zu Wein gegeben hatte. Für dies Geld hatte man in Monachil, der nächsten Stadt, zwei Esel mit vier derben Weinschläuchen beladen, und von dem trefflichen Saft, den diese Gebirgssöhne nur selten zu kosten bekommen, wurde nun die ganze Nacht hindurch gezecht, bis am folgenden Morgen kein Tropfen mehr übrig war. Gegen Sonnenuntergang ward ein Feuer vor der Thür angezündet. Die weiblichen Bewohner erschienen im Sonntagsstaat, das Haar mit frischen Feldblumen geschmückt; die Hirten hatten ihre plumpen Sandalen mit neuen Hanfschuhen vertauscht. Darauf ging's an's Tanzen. Alle sehr graziös aufgeführten Tänze wurden mit kleinen, sehr häufig aus dem Stegereif gedichteten Liedern begleitet, und sobald ein Tanz vorüber war, ging die Tänzerin im Kreise umher und empfing von jedem der anwesenden Männer den „Abracito" oder eine flüchtige Umarmung, eine in ganz Andalusien übliche Sitte. Durch lautes Händeklatschen forderte man zur Fortsetzung des Tanzes auf. Zu alle dem nehme man die ausdrucksvollen Gesichter der im Kreis herum sitzenden Hirten, die von den zuckenden Flammen grell beleuchteten Gruppen der Tänzer, die geisterhaft schimmernden Felsen, das dumpfe, orgelartig zu dem Castagnettengeräusch accompagnirende Brausen des schäumenden Alpenbaches, endlich das düstere Dunkel des ganzen Thales, während die noch lange in Kohlengluth glühenden Schneefelder des Picacho allmälig verglommen und der Himmel seinen sternendurchwirkten Baldachin über unseren Häuptern ausbreitete.

Ein anderes Quartier schlug ich in dem vier Leguas ober-

halb Granada's gelegenen Dorfe Guejar-Sierra auf. Es liegt 3529 Fuß hoch in einer sehr großartigen Alpenlandschaft. Berge von 6 bis 8000 Fuß umringen den tiefen Kessel des Jenilthales und erzeugen dadurch eine so hohe Temperatur, daß hier alle Südfrüchte eben so gut wie in der Vega von Granada gedeihen. Auf diese Weise liegt das Dorf in einem Wald von Fruchtbäumen begraben, zwischen denen die Alles überrankende Weinrebe undurchdringliche Hecken bildet. Ueberall rauschen Bäche von den mit Kastanien und immergrünen Eichen bedeckten Bergabhängen herab, und auf dem Platze des Dorfes befindet sich ein Brunnen, der aus seinen Röhren vier armsdicke Strahlen des köstlichsten Wassers ergießt. Ich bewohnte in Guejar ein kleines Häuschen, das Eigenthum eines armen Tagelöhners; denn Wirthshäuser giebt es in diesen Gebirgsdörfern nicht. Mein Zimmer war ein Theil des von dem durchlöcherten Ziegeldach überdeckten Bodens der Hütte. Ein unförmliches Loch in der Wand, eben groß genug, um den Kopf hindurchstecken zu können, stellte das Fenster dar; ein Heerd in der einen Ecke diente mir als Tisch. Einige zerrissene, von Flöhen wimmelnde Matratzen waren mein Lager, und wenn unten Feuer angemacht wurde, füllte sich mein Gemach zum Ersticken mit Rauch an. Die Bewohner dieses Hauses zeigten sich als gutmüthige treuherzige Leute. Bald nach meiner Ankunft besuchte mich der Alcalde des Ortes und der Pfarrer, ein junger und für einen spanischen Geistlichen recht gebildeter Mann, dessen Wirkungskreis sich über eine große Menge Cortijos bis zu einer Entfernung von vier Stunden ausdehnt, wohin er häufig genug bei Nacht geholt wird, um einem Sterbenden die letzte Oelung zu geben. Das größte Wohlwollen bewies mir aber mein Nachbar, der Besitzer von fünf Sennhütten und mehr als 7000 Ziegen. Dieser Bauer, Namens José Ramos, hatte einige dreißig Hirten unter sich und ließ an sämmtliche Mayorals den Befehl ergehen, mir auf alle Weise behülflich zu sein und mich gastfrei zu beherbergen. Das thaten denn auch diese Hirten, ohne je die geringste Bezahlung für ihre Dienste anzunehmen. — Von meinen Ausflügen, die ich von Guejar aus in's Gebirge machte, will ich blos einen erzählen, der mir leicht hätte das Leben kosten können. Dem

höchsten Gipfel der Sierra, dem Mulahacen, ist auf der Nordseite wegen der ungeheuren Abgründe schwer beizukommen. Ich brachte nun in Erfahrung, daß von Guejar aus ein Saumpfad über den hohen Paß von Vacares nach den Alpujarras hinüberführe und daß ich jenseits dieses Passes in einer Sennhütte Namens Vacares, zu übernachten habe, um am folgenden Tag den Mulahacen von der Südseite aus besteigen zu können. Ich versah mich folglich mit Lebensmitteln auf drei Tage und brach frühzeitig mit meinem Diener und meinem stark beladenen Pferde auf, um die Sierra zu überschreiten. Der einsame Saumpfad, welcher fortwährend an der rechten Wand des Jenilthales emporführt, wird allmälich immer undeutlicher und beschwerlicher, so daß ein so geübtes Gebirgspferd wie das meinige dazu gehörte, um, ohne Hals und Beine zu brechen, diese Felsentreppen hinauf- und hinabzuklettern. Es war schon Mittag vorüber, als wir an den Barranco de Vacares kamen, einen starken Bach, der sich mit dem Jenil vereinigt. Wir stiegen um den bebuschten Abhang des Calvarienberges hinauf, der das Jenilthal von dem genannten Bache trennt, verloren aber bald den Weg zwischen dichtem Gebüsch. Nach einigen Umherirren führte uns aufsteigender Rauch zu einer Sennhütte. Die Hirten empfingen uns freundlich, obwohl wir ihnen wildfremd waren, und tauschten von mir Pulver, Schrot und Zündhütchen gegen Käse und Salz ein. Während wir mit ihnen ihr aus Puffbohnen und Ziegenmilch bestehendes Mittagsbrot verzehrten, erkundigte ich mich genauer nach Vacares. Sie hatten die Sierra noch niemals überschritten, zeigten uns aber den Weg nach einer tausend Fuß höher gelegenen Sennhütte. Nach drei Uhr erreichten wir diese Hütte, die ziemlich nahe am Gipfel des Calvario lag. Der Mayoral belehrte uns auch über den Weg, bemerkte aber, er wisse nicht genau, ob Vacares diesseits oder jenseits der Sierra liege; jedenfalls möchten wir eilen, wenn wir noch vor Sonnenuntergang den Kamm des Gebirges erreichen wollten. Wir eilten also rasch vorwärts, doch wollte der Weg, der sanft an einem mit losem Schiefergerölle überschütteten Abhang emporführte, kein Ende nehmen. Bereits neigte sich die Sonne, als wir die Höhe des Kammes und nun plötzlich die höchste Kette

der Sierra in größter Nähe erblickten, doch geschieden von uns durch ein tiefes Felsenthal. Mein Pferd war entkräftet, und nichts verkündete die Nähe eines lebendigen Wesens. Um mich zu überzeugen, ob kein Hirt in der Nähe sei, schoß ich eine Pistole ab. Der Schuß hallte tausendfach verstärkt in den zahllosen Gründen und Schluchten wieder. Gleichzeitig sprangen ein paar Wolfshunde mit wüthendem Gebell hinter einer Felsecke hervor. Eine kräftige Stimme rief sie zurück und darauf zeigte sich ein hochbejahrter Mann in Hirtentracht, der auf seine Flinte gelehnt uns ruhig erwartete. Ich fragte ihn nach dem Weg; er aber streckte die Hand nach dem Mulahacen aus, dessen Felszacken im Abendsonnenschein wie mit Blut übergossen aussahen und erwiederte: „Sehen Sie dort den Nebel, welcher hinter jener Felsecke, die eben von Geiern umkreis't wird, links vom Mulahacen emporsteigt? — Dort jenseits liegen die Lagunen la Caldera. Wenn die Lagunen dampfen, giebt es Sturm. Ich rathe Ihnen, von Ihrem Vorhaben abzustehen." Ich erklärte, daß ich erst morgen, wenn die Witterung es zuließe, den Mulahacen besteigen wolle und fragte nach dem Paß und der Sennhütte von Vacares, die ich möglichst bald erreichen wollte. „Der Paß von Vacares steht vor Ihnen, mein Herr," war die Antwort des Hirten, „eine Sennhütte von Vacares giebt es aber gar nicht, sondern blos eine Höhle, die den Namen Pollo de Vacares führt. Diese liegt hier ganz nahe bei und dient einigen Hirten als Zufluchtsort, deren Mayoral ich bin. Wollen Sie diese Nacht mein Gast sein, so folgen Sie mir." Wir nahmen dies Anerbieten mit Freuden an. Die Höhle von Vacares befand sich in einer mächtigen Wand von Schieferfelsen, 7403 Fuß hoch gelegen. Das Innere war mit düsterem Rauch erfüllt, der nur undeutlich die Gestalten ihrer Bewohner erkennen ließ: Kerle von dem verwildertsten Ansehen, die mich aber mit derselben Gutmüthigkeit aufnahmen, die ich überall bei diesem unverdorbenen Volke der Sierra Nevada wahrgenommen habe. Während Einige mein Pferd in eine eingehegte Felsschlucht führten, bereiteten Andere mir ein Lager aus ihren eigenen groben Mänteln und Ziegenfellen. Nach acht Uhr stieg der Mond hinter den Eiszacken des Alcazaba auf und erfüllte die Alpenlandschaft mit

Silberglanz. Der prophezeite Sturm blieb nicht aus. Gegen Mitternacht trübte sich der Himmel; bald ras'te der Wind von den Gipfeln der Sierra hernieder und trieb den Flugsand der Schneeregion bis in unsere Höhle. Doch ließ er gegen Morgen nach, und so beschloß ich, die beabsichtigte Besteigung des Mulahacen noch zu unternehmen. Ich ließ daher mein Pferd und Gepäck bei den Hirten zurück, nahm blos einige Lebensmittel mit und verließ früh um sieben Uhr in Begleitung meines Dieners die Höhle. Nach mühsamem Emporsteigen auf den schlüpfrigen Alpenwiesen erreichten wir um zehn Uhr den Kamm des 9472 Fuß hoch gelegenen Passes von Vacares. Die Aussicht war wegen des nebeligen Horizontes schlecht. Ueber dem Meer lagen Wolken und an dem weißlichen Schimmer desselben erkannte man, daß es vom Sturme gepeitscht werde. Einige hundert Fuß unterhalb des Kammes liegt die Laguna de Vacares, ein zirkelrunder Alpenteich von unergründlicher Tiefe. Um mir einen Ueberblick über die Gegend zu verschaffen, stieg ich trotz des heftigen und schneidend kalten Windes, der vom Meere heraufwehte, zu dem Cerro de Vacares empor und entdeckte nun auf der anderen Seite desselben ein breites, von mehreren Teichen erfülltes Thal am Fuße des mächtigen Alcazaba, hinter dem sich ein langgestreckter Bergrücken bemerklich machte, welchen ich für den Abhang des Mulahacen hielt. Im Süden täuschen die Entfernungen oft außerordentlich wegen der großen Durchsichtigkeit der Luft. Daher erschien mir auch der vermeintliche Rücken des Mulahacen so nahe, daß ich länger, als rathsam, bei den Lagunen verweilte. Je mehr wir uns dem Kamme näherten, desto weiter schien er sich zu entfernen und desto mehr wuchs seine Höhe. Als wir endlich den steilen Abhang erklommen hatten, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß der Bergrücken zum Alcazaba gehörte, während sich die Felsmassen des Mulahacen jenseits eines ungeheuer tiefen und breiten mit vier Lagunen (la Caldera genannt) erfüllten Grundes hoch emporthürmten. Die Sonne stand bereits nahe am Horizont, der Wind war zum heftigsten Sturm angewachsen und die Luft so kalt, daß uns alle Glieder erstarrten. Uns blieb daher nur schleunige Rückkehr nach der Höhle von Vacares übrig. In anderthalb Stunden ging die Sonne unter,

und bei der im Süden so schnell eintretenden Nacht mußten wir uns unfehlbar verirren. Wollten wir aber auf demselben Wege, den wir gekommen, zurückkehren, so bedurften wir dazu mindestens acht volle Stunden. Auf gut Glück in die Thäler der Alpujarras hinabzusteigen, war wegen der Schneemassen und der Schiefergerölle ebensowenig rathsam. Wir mußten daher entweder in der Schneeregion übernachten oder einen Weg über die Felsen des Nordabhanges hinab direkt nach der Höhle von Vacares suchen. Wir waren leicht gekleidet, hatten blos einige Eier und etwas Brot, dazu gab es nicht den kleinsten Strauch, um ein Feuer anzuzünden. In der Schneeregion zu übernachten, war daher bei dem eisigen Sturm so gut wie gewisser Tod. Daher faßte ich schnell den verzweifelten Entschluß, am Nordabhange hinabzuklettern. Wir befanden uns in einer Höhe von etwa 10,000 Fuß, und als ich nun auf den Felsengrath gelangte, welcher den Alcazaba mit dem Mulahacen verbindet, und die furchtbaren Abgründe erblickte, die sich zu unseren Füßen öffneten, ergriff mich unwillkürlich ein Grausen. Gerade vor uns gähnte uns ein schwarzer Felsenschlund entgegen. Ich fragte meinen Bedienten, ob er entschlossen sei, mir zu folgen. Dieser zitterte an allen Gliedern und nickte in der Angst blos mechanisch mit dem Kopfe. Nach langem Suchen entdeckte ich eine Felsleiste, ungefähr drei bis vier Fuß breit, die sich unter 45 bis 50° geneigt an der senkrechten über 1000 Fuß hohen Felswand hinabzog. Mit dem Gesicht gegen die Felswand gekehrt und uns mit den Händen an den vorspringenden Zacken anklammernd, stiegen wir langsam in den furchtbaren Abgrund hinunter; bei einer einzigen Anwandelung von Schwindel waren wir verloren! Auf die schmale Felskante folgte ein eben so langer Abhang, der aus losem Schiefergerölle bestand. Diesen kamen wir ziemlich schnell hinunter, obwohl überschüttet von einer Menge nachrollender Steine. Jetzt kam ein gleich hoher, noch steilerer Abhang, der aber blos aus ellentiefem Flugsand bestand; unten dagegen bezeichnete eine Anzahl vorspringender Schieferklippen eine neue Felswand. Doch wir mußten hinunter: es gab keinen andern Weg! Ich zog die Schuhe aus, legte mich auf den Rücken, nahm meinen Stock in die eine, meinen Spatel in die andere Hand,

um mich einigermaßen damit festzuhalten, und überließ mich meinem Schicksal. In rasender Schnelle rollten wir den Abhang hinab und wußten uns glücklicherweise so zu lenken, daß wir unten an eine der vorspringenden Felszacken anprallten; sonst wären wir einige hundert Fuß über senkrechte Felsen hinabgeflogen! An Händen und Füßen blutend, rafften wir uns wieder empor und gelangten bald darauf an einen Bach, wo wir unsere letzten Lebensmittel verzehrten. Schon trat die Dämmerung ein. Nach einem nicht minder gefährlichen Hinabsteigen über morastige Alpenwiesen, erklommen wir nun eine Thalwand, wo wir uns der Höhle von Vacares unmittelbar gegenüber befanden, doch getrennt durch eine schwarze Kluft, die wir umgehen mußten. Auf diesem Wege hatten wir unzählige kleine, von Bächen durchrauschte Thäler zu kreuzen. Dorniges Gestripp, Felsblöcke, Sümpfe und Bäche erschwerten hier jeden Schritt, und auf allen Seiten ließ sich das Geheul der Wölfe näher vernehmen. Glücklicherweise ging der Mond auf, uns eine willkommene Leuchte. Endlich verkündete das Gebell der Wolfshunde die Nähe der Hirten. Es war zehn Uhr vorüber, als wir zum Tode ermattet die Höhle von Vacares erreichten.

Späterhin bewerkstelligte ich die Besteigung des Mulahacen dennoch von dem Dorfe Trevelez aus, welches unmittelbar am Südfuße desselben liegt. Ich begab mich zu dem Ende nach der fünf Stunden oberhalb Guejar 6700 Fuß hoch an der linken Wand des Jenilthales gelegenen Sennhütte Cabaña vieja, wo ich zufolge einer Verabredung José Ramos traf. Dieser hatte mich nämlich benachrichtigt, daß sich wegen des bevorstehenden Jahrmarktes von Ujijar, der Hauptstadt der östlichen Alpujarras, eine Räuberbande in einer gewissen Gegend des Gebirges gebildet, und mich nach Cabaña vieja beschieden, von wo er mich auf einem sicheren Wege nach dem Paß von Vacares bringen lassen wollte. Während ich in der Sennhütte übernachtete, gab es ein Abenteuer, wie man es nur in der Sierra Nevada erleben kann. Nach einer ungeheuren Hitze, die den ganzen Tag über geherrscht hatte, überzog sich am Abend der Himmel mit dickem Gewölk, welches sich immer tiefer senkte und eine rabenschwarze Dunkel-

heit verbreitete, so daß man bei dem schwachen Scheine des erlöschenden Wachtfeuers kaum noch die nächsten Gegenstände erkennen konnte. Doch rührte sich noch kein Blatt, und die Hitze stieg mit jeder Minute. Endlich gegen Mitternacht erhob sich auf einmal ein furchtbarer Sturm, der im Nu das Dach unserer Hütte abhob und die Hürden umstürzte, in welche einige hundert Ziegen eingeschlossen waren. Gleichzeitig zerrissen flammende Blitze die schwarzen Wolken, die fast den Boden streiften und der Donner hallte schauerlich wieder in den Klüften und Gründen. Während ich nun nebst meinem Diener beschäftigt war, meinem Pferde, das sich losgerissen, den Zaum anzulegen und die Füße zu binden, die Hirten aber mit ihren Wolfshunden sich bemühten, die zersprengten Ziegen wieder zusammenzutreiben, begann ein entsetzliches, mit Schnee und Regen gemischtes Hagelwetter und die Temperatur sank binnen wenigen Minuten zu einer empfindlichen Kälte herab. Kaum hatten wir uns unter schützende Ziegenfelle verkrochen, als wir das Geheul und Schnauben einer Anzahl Wölfe in unmittelbarer Nähe vernahmen, welche sich die allgemeine Verwirrung und Dunkelheit zu Nutze gemacht hatten, um unbemerkt von den unter das Gebüsch geflüchteten Hunden herbeizuschleichen und in die Ziegenhürden einzubrechen. Alles eilte sogleich zu den Waffen. Der Regen hatte die letzten Reste des Feuers ausgelöscht und die Finsterniß war so groß, daß man wörtlich kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Nur dann und wann beleuchtete ein zuckender Blitz die grausige Verwirrung, die der Ueberfall der Wölfe hervorgebracht. Das Rollen des Donners, das Brausen des Sturmes, das Rauschen des Regens, das Geheul der Wölfe, das Bellen der Hunde, das Wimmern und Schreien der Ziegen, die schnell auf einander folgenden Flintenschüsse gaben dieser nächtlichen Scene einen wahrhaft höllischen Anstrich. Ein Dutzend Flintenschüsse genügte, um die gierigen Bestien zu verscheuchen; doch waren fünf Ziegen und ein Wolfshund, deren furchtbar zerfleischte Reste man am Morgen fand, die Opfer der Wölfe geworden. Das Gewitter ging schnell vorüber, wie es im Süden meist der Fall zu sein pflegt, und am Morgen prangte der Himmel im durchsichtigsten Blau. — Um acht Uhr verließen wir, begleitet von José und

vier Hirten, alle bis an die Zähne bewaffnet, die Cabaña vieja und erreichten bald in der Nähe einer rauhen Felsschlucht, des sogenannten Höllengrundes (Val de Infierno) den Gipfel eines Kammes, wo wir Halt machten, um noch einmal gemeinschaftlich zu frühstücken. Darauf schied José Ramos, den seine Geschäfte anderswohin riefen, von uns, ließ mir aber einen Knecht zurück, um mich bis auf die Wiesen von Vacares zu führen. Der Pfad wand sich im Zickzack steil in den Höllengrund hinab, bis wir an den Eingang desselben kamen. Diese Stelle heißt „Schatzthor“ (Puerta del Tresoro), weil nach der Volkssage hier große Schätze von Zauberern vergraben worden sind, die von Zauberern bewacht werden. Das Gebell unseres Hundes verrieth die Nähe von Menschen. Es waren einige Jäger, eben beschäftigt, eine Montesa auszuweiden. In ihrer Gesellschaft bemerkte ich einen jungen Mann in der Kleidung der reichen Bauern aus der Vega von Granada, der, in trotziger Stellung auf seine Flinte gelehnt, uns mit mißtrauischem Blick zu betrachten schien. Mein Führer schien den Mann zu kennen, denn er begrüßte ihn mit einer vertraulichen Handbewegung, worauf er mich den Jägern als einen Freund von José Ramos vorstellte und sich bei ihnen nach dem Weg erkundigte. Als der Unbekannte dies hörte, schritt er auf mich zu, begrüßte mich mit edlem Anstand und erbot sich mein Führer bis auf die Wiesen von Vacares zu sein, da er die Gegend besser zu kennen glaube als der mitgegebene Hirt. Ich nahm sein freundliches Anerbieten gern an und gewann bald sein Vertrauen. Als ich mich wunderte, daß er ein so reines Castilianisch in so gewählten Ausdrücken redete, theilte er mir mit, daß er sich bemüht, eine Revolution zu Gunsten Esparteros hervorzurufen in der festen Ueberzeugung, er sei der einzige Mann, welcher das Ruder des Staatsschiffes so, wie es das Wohl und die Ehre der Nation erheische, zu führen vermöge, das Complott sei jedoch entdeckt und er, als einer der Haupträdelsführer zum Tode verurtheilt; aber schon vorher sei es ihm gelungen zu entfliehen und er müsse seitdem in den verborgensten Wildnissen der Sierra leben. Als ich ihm bemerkte, daß Narvaez ja allen politischen Flüchtlingen aus jener Zeit die Gnade der Königin unter gewissen Bedingungen versprochen,

unterbrach er mich mit wildem Lachen: „Ha, ha, ha! Glauben sie denn, daß der General Narvaez sein Wort hält? Er hat mein Vermögen eingezogen, meinen Vater zum Bettler gemacht. Meine Mutter ist vor Gram gestorben und ihrem Sohne, ihrem Liebling (seine Stimme wurde weich und seine Brust fing an krampfhaft zu arbeiten), ihm ist nichts übrig geblieben, als ein Bandit zu werden! Und wenn ich auch wüßte, daß ich Verzeihung erhielte, wenn ich mich dem General zu Füßen würfe; ich könnte es nicht thun, denn (sagte er stolz) ich bin ein Spanier!" — Auf höchst beschwerlichen Wegen, die durch die Regengüsse der vergangenen Nacht noch schlechter geworden waren, gelangten wir gegen Mittag zu den Wiesen von Bacares, wo unsere beiden Begleiter von uns schieden. Um zwei Uhr erreichten wir den Paß von Bacares. Einige hundert Fuß unterhalb der gleichnamigen Lagunen beginnen die ersten Alpenwiesen, auf welchen die Quellen der Bäche liegen, die durch einen langen, allmälich immer tiefer werdenden Grund in das Thal von Trevelez hinabfließen. Nach mehrstündigem Bergabsteigen benutzten wir eine Acequia (Bewässerungsgraben) in der sicheren Voraussetzung, daß uns dieselbe an bewohnte Orte bringen werde. Wir hatten uns auch nicht getäuscht, denn nach ungefähr einer Stunde kamen wir an große Strecken bebauten Landes und entdeckten einen kleinen Cortijo, in dessen Nähe eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, auf einer „Era" (Tenne unter freiem Himmel) Roggen auszudreschen. Es war dies das erste Mal, daß ich Getreide mit Flegeln ausdreschen sah, wie bei uns, da man sich sonst der Maulthiere oder Pferde bedient, um die Körner heraustreten zu lassen. Diese Leute erhoben, als wir herankamen, ein großes Geschrei, indem sie uns unter eine Menge von Flüchen geboten, die Acequia nicht als Bahn für unser mit Lebensmitteln und Gepäck beladenes Pferd zu benutzen, widrigenfalls sie uns alle Knochen zerschlagen würden. Ehe wir noch Zeit hatten, uns mit ihnen zu verständigen, trat ein halb städtisch gekleideter Mann aus dem Häuschen, gebot den Arbeitern Ruhe und fragte mich nach meinem Begehren. Nachdem er gehört, wer ich sei und daß ich beabsichtige in Trevelez zu übernachten, gab er sich mir als der Dorfrichter zu erkennen,

und bot mir bei dem Mangel einer Posada sein eigenes Haus an. Da ihn selber Wirthschaftsgeschäfte im Gebirge zurückhielten, so gab er uns einen seiner Knechte als Führer mit. Nachdem wir einen wild-romantischen Felsengrund, der eins der Hauptthäler der Alpujarras bildet, passirt, schwollen die Berge immer höher an und allenthalben öffneten sich tiefe, von Felsmassen eingeengte Schluchten, aus denen zahlreiche Bäche hervorströmten. Als wir in Trevelez anlangten, war es bereits finster geworden und mühsam arbeiteten wir uns an den steil ansteigenden, von Schmutz schlüpfrigen und abscheulich gepflasterten Straßen empor. Um so angenehmer überraschte mich das stattliche Haus des Dorfrichters, von dessen Mutter und Geschwistern wir freundlich bewillkommnet wurden. — Als ich am folgenden Morgen auf die Terrasse des Hauses trat, überraschte mich ein eigenthümlicher Anblick. Die Gassen von Trevelez sind nämlich sehr eng und krumm, so daß man sie von oben gesehen fast gar nicht bemerkt. Da aber die Häuser sämmtlich einstöckig sind und ganz platte Dächer mit halbkugeligen, sich backofenartig erhebenden Feueressen haben, überdies nicht eben durch Weiße hervorstechen, so sieht das Dorf in der Vogelschau wie ein Klumpen von großen Maulwurfshaufen aus. Auch steigen die Gassen so steil an, daß sehr oft das Dach des einen Hauses mit der Thürschwelle des nächsten gleich wagerecht liegt. Deshalb spazierten die hier zahlreichen Schweine ganz gemüthlich auf den Dächern zwischen den zahlreichen Kindern umher, die sich hier in paradiesischem Naturzustande sonnten und sammt den genannten liebenswürdigen Thieren in den hier aufgeschichteten Haufen von Maiskolben wühlten, um ihren Appetit zu stillen. Die Bauart der Häuser, dieselbe, in der die Araber Nordafrika's und des Orients noch heutzutage bauen, findet man eben so fast in allen Dörfern der oberen Alpujarrasthäler. Während ich in meinem Zimmer mit Einlegung einiger Pflanzen beschäftigt war, trat ein Mann ein, der eine „Samarra“ (kurze Pelzjacke aus Bärenfell mit auswärts gekehrtem Haar), lange Pantalons und einen runden französischen Hut trug. Sein langer Rohrstock mit dem silbernen Knopf bezeichnete ihn als Alcalden. Er hieß Antonio Lopez, und ich fand in ihm einen wissenschaftlich gebildeten Mann,

der in Madrid Medicin und Chirurgie studirt hatte, und wahrscheinlich in Folge politischer Verhältnisse hieher verschlagen war, wo er das Amt eines Alcalden und Arztes verwaltete. Ich verdanke ihm viel belehrende Mittheilungen über den Charakter, die Sitten und die Sprache der Alpujarras-Bewohner. In seiner ganz netten Bibliothek bemerkte ich unter anderem eine Geschichte der Reformation mit den Bildnissen und Lebensbeschreibungen von Luther, Melanchthon und Calvin. Er bedauerte nichts mehr, als die Kürze meines Aufenthaltes, indem es ihm, wie er sagte, seit sieben Jahren zum ersten Mal vergönnt war, mit einem gebildeten Menschen zu verkehren. — Trevelez liegt 5004 Fuß hoch und ist eins der größten Dörfer der Alpujarras. Trotz dieser hohen Lage giebt es in der Umgebung viele Kastanien- und Nußbäume. Auf den sanfteren Abhängen bauen die Bewohner Roggen, Gerste und Kartoffeln. Je abschreckender das Innere des Dorfes ist, desto anziehender ist die Gegend: überall nichts als dunkelschluchtige schroffe Felsmassen, durchbraus't von wilden Bächen, umkränzt von dunkelem Gebüsch, darüber hellgrüne Alpenmatten, graues Schiefergeröll und leuchtende Schneefelder. Die Besteigung des Mulahacen ist von Trevelez aus mit gar keiner Gefahr verbunden, wiewohl sehr angreifend, indem man einen ziemlich steil sich erhebenden Kamm von sechs Stunden Länge durch dorniges Gestripp und Felsblöcke, oben aber durch Gerölle bis zum mächtigen Gneisfelsen des Gipfels emporklimmen muß. An den Abhängen giebt es Alpenwiesen, hie und da in tiefen Felsenkesseln Lagunen. An einen Weg ist natürlich nicht zu denken. Der Tag war herrlich und die Luft so ruhig, daß sich kein Blättchen bewegte. Die Sonne brannte selbst auf dem höchsten Gipfel ganz tüchtig, und bei der Reinheit des Horizontes und der Durchsichtigkeit der Atmosphäre konnte man selbst die entferntesten Gegenstände deutlich unterscheiden. Gegen zehn Uhr gelangten wir an die Lagunas de Peñas negras, die höchsten Alpenteiche der Sierra Nevada, an deren grasigen, von blauem großblüthigen Enzian bedeckten Rändern wir kurze Zeit rasteten, um die Schärfe unserer Zähne an dem gerösteten Fleische eines alten Bockes zu probiren, das nebst einem Stück ungesäuerten Roggenbrotes und einer Zwiebel

unser Frühstück ausmachte. Nach zwölf Uhr erreichten wir die höchsten Felsmassen des Gipfels und wurden durch eine Aussicht belohnt, die keine Feder zu beschreiben vermag. Daher nur einige flüchtige Andeutungen. Ein Meer von Gebirgen lag gen Osten, Norden und Westen. Dann folgten weit hinaus die unermeßlichen Ebenen der Mancha und Castiliens, die allmälig mit dem Blau des Himmels verschwammen; nur am fernsten nördlichen Horizont bezeichnete eine scharfe Wellenlinie die Sierra de Guadarrama hinter Madrid. Gegen Süden überblickte man einen großen Theil der Küste von dem keck hervorspringenden Felsen von Gibraltar an bis zum Cabo de Gata jenseits des Golfs von Almeria, und über dieser Landschaft spannte sich im blauen Bogen das Meer aus. Während des Aufsteigens zum Mulahacen hatte eine lange Reihe röthlich weißer Wolken längs des südlichen Horizontes die Küste von Afrika bezeichnet. Kaum hatten wir den Gipfel erreicht, als diese sich plötzlich hoben, so daß nun auf einmal die ganze Küste Afrika's von den Säulen des Herkules an bis weit gen Osten, vielleicht bis Oran, im hellsten Sonnenschein dalag; und nicht blos die in sanft geschwungenen Linien emporsteigende Küste, denn als die vom Südwind rasch fortgetriebenen Wolken sich mehr und mehr von Afrika entfernten, zeigten sich im Westen die hohen schneebedeckten Gipfel des großen Atlas von Marocco! Auf dem höchsten Punkte des gesammten westlichen Europa stehend, umfaßte ich mit einem Blick einen großen thatenreichen Schauplatz zweier Welttheile, und mein geistiges Auge drang noch weit über die röthlich schimmernden Gebirge Marocco's in das unbekannte Innere des sonnendurchglühten Afrika! Es war vielleicht der größte Moment meines Lebens! — — Ein höchst anziehendes Schauspiel boten auch jene Wolkenmassen dar, deren anfangs zusammenhängender Damm bald in eine Menge kleiner Wölkchen zerflatterte, die blendend weiß in der Sonne schimmernd eine Heerde von Schwänen zu sein schienen, welche auf dem tiefblauen Meere schwammen. Nicht minder großartig war die Ansicht der Sierra selbst, zumal der Alpujarras, mit ihren weiten Thälern und kesselförmigen Gründen, umsäumt von Felszacken und durchwoben von schauerlich schwarzen Klüften, silbernen Schneegefilden,

blauen See'n, grünen Wiesen und Matten, während der untere Theil hie und da von zerstreuten Ortschaften wimmelte.

Große Eitelkeit, die sich in der Sorgfalt des Anzugs und in einer entschiedenen Vorliebe für Putz zeigt; eine weniger verletzende als komische Arroganz, die sich in Prahlsucht und im Haschen nach pomphaften Phrasen kund giebt; eine hochmüthige Verachtung nicht nur gegen Ausländer, sondern auch gegen die Bewohner des gesammten übrigen Spaniens; ein unbesiegbarer, auf ruhmvollen historischen Erinnerungen pochender Stolz; übermüthige Fröhlichkeit, unauslöschliche Redseligkeit, namentlich in Betreff des lieben Ich; große Vorliebe für sinnliche Vergnügungen aller Art, eine gewisse ritterliche Ueberspanntheit und liebenswürdige Nachlässigkeit (Nonchalance); dabei große Gutmüthigkeit, durchdringend scharfer Verstand, angeborene Gewandtheit in der Auffassung und eine glühende Phantasie: das sind die Hauptzüge des andalusischen Volkscharakters, die sich bei allen Bewohnern des großen Landstriches wiederfinden, den die Sierra Morena und der Guadiana begrenzen. Die Granadiner mischen diesen Zügen noch Manches Orientalische bei. Letzteres Element hat freilich einen bedeutenden Einfluß auf ganz Südspanien geäußert, aber nirgends tritt es so scharf hervor wie hier, da Granada das letzte Bollwerk des Islams auf der Halbinsel war, wo noch vor viertehalb Jahrhunderten der Halbmond glänzte. Der Granadiner ist nämlich bei aller angeborenen Lebendigkeit um Vieles ernster und schweigsamer als die Bewohner vieler Theile des übrigen Andalusiens. Er antwortet auf Befragen kurz und wird erst redselig, nachdem er Vertrauen gewonnen hat. Namentlich aber tritt der orientalische Charakter hervor in dem Glauben an geheimnißvolle Naturkräfte und wunderbare Ereignisse, so wie in den poetischen Ergüssen des Geistes. Die Andalusier können die Guitarre nicht zur Hand nehmen, ohne zugleich zu singen; auch wird die Musik des Fandango und anderer Tänze stets von Liedern begleitet. In den Stegereif-Dichtungen zeichnet sich aber der Bewohner Granada's vor Allen aus, und seine blumenreiche Sprache erinnert unwillkürlich an

das Morgenland. Folgende in der Eile nur als Bruchstück aufgezeichnete Strophen, die ein granadinischer Bauer dichtete, indem er wetteifernd mit einem andern die Reize seiner Geliebten schilderte, mögen dies beurkunden.

Ich habe Perlen und Demantgepränge,
Kann Gold- und Silberschatz mir heben
Nebst Elfenbein und Goldgeweben:
Von Allem gewinn ich die reichste Menge,
Wenn du mich liebst, o Mädchen meiner Seele,

Dein Granatenblüthenmund, o Engel,
Ist süßer und schöner ohne Zweifel
Als frischen Morgenthaus Geträufel,
Das im Mai ruht auf dem Lilienstengel;
Gewürze sind die Lüfte, die du athmest.

Nicht ist's der Schnee an Gebirges Zinnen
Mit dem man zu vergleichen fände
Die Frische und die weiße Blende
Von deinem Busen, den das Linnen
Einhüllet deines einfach groben Mieders.

Wie aus dem Himmel des Blitzstrahls Zücken
Zu Boden schmettert die Palme, die hohe,
So versenget Aller Herzen die Lohe
Von deinen glühenden Feuerblicken:
Gesegnet seien deine schönen Augen!*)

Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft läßt wohl auf Neigung zum Aberglauben schließen. Doch kennt der Bergbewohner von Granada, so wenig als der Spanier überhaupt, die Furcht vor Gespenstern, er bevölkert seine Berge, Thäler und Flüsse nicht mit Koboldchen, Wassernixen und Elfen, glaubt nicht an Anzeichen, nicht an die unheilschwangere Zahl Dreizehn und an die glückbringende Neun, weiß nichts von dem zweiten Gesicht Schottlands und von den Nebelgeistern Norddeutschlands. Dagegen glaubt das hiesige Volk steif und fest an die Wahrsagekunst, weshalb die Zigeuner in großer Gunst stehen, so wie an die wunderbaren Kräfte von gewissen Steinen, Pflanzen und Thieren.

*) Bei der etwas schwierigen Nachbildung im Deutschen mußte natürlich Manches von der schönen Einfachheit des Originals verloren gehen.

So erzählen die Bergbewohner viel von einer geheimnißvollen Pflanze, Pito Real genannt, welche die Kraft besitzen soll, jede Art von Blindheit zu heilen, und einen so scharfen Saft, daß, wenn ein Pferd zufällig darauf tritt, das Hufeisen augenblicklich zerspringt, zugleich aber schrumpft die Pflanze selbst zur Unkenntlichkeit zusammen. Nur Ein Vogel kennt dies wunderbare Gewächs, welcher ebenfalls Pito Real heißt und sein Nest einzig aus dem Kraute der Pflanze baut. Er soll blos in dem maurischen Palast der Alhambra nisten und zwar an Stellen, wo kein Mensch ihn beobachten kann; merkt er indeß, daß dies beabsichtigt wird, so zerstört er sein Nest gänzlich und siedelt sich an einer anderen Stelle an. Dieser Vogel ist eine Art Nußheher, den das Volk sehr verehrt. Dergleichen Ueberlieferungen über geheimnißvolle Kräfte von Naturkörpern werden fast immer mit den Mauren in Verbindung gebracht, deren große Ueberlegenheit in der Medicin und Naturkunde man gern anerkennt. Im ganzen Süden von Spanien findet man ferner die Lust an Märchen-Erzählungen und schauerlichen Sagen aus den Gebirgen, die sich meist an geschichtliche Ereignisse knüpfen und theilweis in Balladen niedergelegt sind. Hieher gehören auch die vielen Erzählungen von ungeheuren Schätzen, die von den Mauren vergraben worden sind, regelmäßig unter einem Zauberspruch stehen und von Magiern, Drachen und Ungeheuern aller Art bewacht werden. Die Bewohner der Alpujarras zeichnet noch die Gesichtsbildung als Morgenländer; auch wimmelt ihre Sprache von sehr hispanisirten, aber ursprünglich arabischen Wörtern. Nicht weniger kann man als Erbtheil der Mauren betrachten die Gastfreiheit der Gebirgsbewohner und ihr Festhalten an dem gegebenen Wort. Diese Tugenden finden sich freilich wohl bei allen unverdorbenen Naturvölkern in einem gewissen Grade ausgebildet; doch ist echt morgenländisch die schon früher erwähnte Höflichkeitsbezeigung, daß man dem Fremden während der Mahlzeit einen Bissen Brot überreicht, ferner die durch ganz Andalusien verbreitete Sitte, beim Halten einer Mahlzeit im freien Felde, wie dies täglich auf Reisen im Innern vorkommt, die Vorübergehenden zur Theilnahme an derselben einzuladen. Dies geht so weit, daß ein Bauer oder

Maulthiertreiber, der auf seinem Thiere reitend vielleicht weiter nichts als ein Stück trockenen Brotes verzehrt, dies den Begegnenden mit den Worten: „Wollen Sie Brot, Freund?“ (Quiere usted pan, amigo?) anbietet, und sollte man es bedürfen, so würde er sich nicht weigern, sein letztes Stückchen mit Einem zu theilen. — Die Kleidung der Granadiner stimmt im Allgemeinen mit der durch ganz Andalusien verbreiteten überein. An Sonn- und Festtagen putzen sich die wohlhabenderen Bauern auf's sorgfältigste heraus. Sie ziehen dann gewöhnlich knapp anschließende, dunkelgrüne Sammetjäckchen an, besetzt mit schwarzem Sammet, seidenen Schnüren und kleinen vergoldeten Knöpfen, häufig mit aufgeschlitzten, blos am Handgelenk zusammengehaltenen Aermeln, um das feine blendend weiße Baumwollenhemd sehen zu lassen. Die hellfarbige, vorn offene Weste hat zwei Reihen zierlicher, an kurzen Kettchen hängender Silberknöpfchen. Um den Leib schlägt sich eine Schärpe von rother, gelber oder rosafarbener Seide, um den Hals ein seidenes Tuch von derselben Farbe, welches entweder vorn zusammengeknüpft oder durch einen goldenen Ring gezogen wird. Dazu tragen sie kurze, enge Beinkleider von blauem Sammet oder feinem Tuch, auswärts von dichtgereiheten silbernen Knöpfen und an den Knieen mit blauseidenen, in große Quasten endigenden Schnüren zusammengehalten, außerdem Schuhe und Gamaschen aus starkem weißgelben Leder, häufig mit Stickereien geschmückt und nach außen offen stehend, um die stramme, von dem feinen Strumpfe bedeckte Wade zu zeigen. Von dem buntseidenen Kopftuch hängen zwei große Zipfel nach hinten hinab, und darüber wird ein feiner, oft mit Blumen und bunten Bändern geschmückter schwarzer spitzer Filzhut gestülpt. Da die Granadiner fast durchweg schön und kräftig gewachsen sind, so sehen die Bauern, wenn sie des Sonntags auf ihren muthigen Pferden, die sie mit vieler Gewandtheit zu lenken wissen, einherreiten, ungemein stattlich aus. Während des Sommers kleiden sich fast alle Stände, zumal die jungen Leute, national. — Das Volksleben von Granada beobachtet man am besten an den Tagen der „Ferias“ oder Jahrmärkte, die an den Namenstagen gewisser Heiligen in der Nähe der ihnen geweihten Kirchen und Kapellen abgehalten werden.

Dann ziehen vom frühen Morgen an Trupps geputzter Landleute zu Pferde, ihre Frauen hinter sich auf dem Sattel (so reis't auch wohl der Herr mit seinem Bedienten hinter sich auf einem Pferde), unter Musik durch die Straßen der Stadt und eilen nach der Kapelle. In den engen Gassen des Albaycin wogt dann eine dicht gedrängte Volksmenge, sich an den Tänzen ergötzend, die vor den Thüren der Häuser oder unter den Weinlauben von phantastisch geputzten Zigeunerinnen aufgeführt werden. Allenthalben schallt Gesang, klingen die Guitarren, klirrt das Tambourin und klappern die Castagnetten; überall herrscht Jubel und Freude, aber auch wahnsinnig tobender Lärm, wobei es denn beim Streit nicht ohne Dolchstiche abzugehen pflegt. Einen eigenthümlich malerischen Anblick gewähren besonders am Abend die unzähligen Feuer, umringt von fröhlichen Gruppen, die sich mit Tanz, Gesang und Zechen vergnügen. Man spielt auch wohl Ball und Kegel. Bei einer solchen Gelegenheit sah ich das berühmte, von den Mauren herrührende „Ringspiel" (Juego de la Sortija), das nur noch in Granada gebräuchlich ist. Es besteht darin, daß ein nicht sehr großer Ring schwebend an einer Stange oder an einem Baumast befestigt wird, und es handelt sich darum, denselben zu Pferde in gestrecktem Galopp mit einer Lanze herabzuholen, wozu eine außerordentliche Gewandtheit gehört. Am geübtesten zeigten sich darin die Zigeuner (Gitanos), deren es eine große Anzahl zu Granada giebt. Es sind dies ansässige, zum Theil wohlhabende Leute, die sich namentlich mit Vieh- und Mäkelgeschäften abgeben. Die Mehrzahl ist jedoch liederliches Volk, das als Roßkämme, Schmiede, Trödler, Wasserträger sich Brot verdient und alle Welt zu übervortheilen sucht. Sie kleiden sich andalusisch, verrathen sich aber leicht durch ihre eigenthümlich gelbe Gesichtsfarbe. Unter einander sprechen sie einen besonderen Dialect. Die von Granada sind gefürchtet wegen ihrer Gewandtheit im Werfen der Navaja, mit welcher sie auf zwanzig Schritt und mehr sicher zu treffen wissen, und berühmt wegen der Vollendung und Anmuth ihrer Tänze. — Als Volksfest wird auch der zweite Januar, der Tag der Uebergabe von Granada, gefeiert. Dabei findet eine seltsame Sitte statt. An diesem Tage wird nämlich die Glocke des Vela-

thurms auf der Alhambra von früh bis spät fortwährend geläutet, und zwar von jungen Bürgermädchen, indem man sagt, daß diejenige, welche die Glocke am besten und kräftigsten zu läuten wisse, sich in demselben Jahre verheirathe. Abends wird dann im Theater ein großes Spectakelstück und Trauerspiel gegeben, voll von Blitz und Donner, von spanischen Wundergeschichten und maurischen Zaubereien. Zugleich ist dies der einzige Tag im Jahre, wo sämmtliche Wasserkünste der Alhambra und des Ginaraliph in Gang gesetzt werden.

Fünftes Kapitel.

Afrikanische Sommergluth lastete schwer auf den Gefilden der herrlichen Vega, als ich zum letzten Male zu den Thoren von Granada hinausritt, um mich über Jaen nach Madrid zu wenden. Durch die dürren Kalkberge, die das Flußgebiet des obern Guadalquibir von dem Becken des Jenil scheiden, windet sich die Straße in unaufhörlichen Krümmungen hindurch. Je kahler die felsigen Kuppen sind, desto freundlicher erscheinen die tiefen Thäler, zwischen deren Olivenpflanzungen hie und da die weißen Mauern einsamer Gehöfte hindurchschimmern. Ich übernachtete in dem Flecken Campillo de Arenas, dem einzigen bewohnten Orte zwischen Jaen und Granada, durch welchen die Chaussee hindurchgeht. Dieser sehr vortheilhaften Lage hatte ich es zu verdanken, hier eine ziemlich gute Posada zu finden. — Eine halbe Stunde hinter dem Flecken wird die Sierra de Arenas, ein Zweig der Gebirge von Jaen, durch eine schmale Schlucht gespalten, in deren Tiefe der Rio de Campillo fließt, und durch die vorspringende Felsenwand des linken Ufers führt ein kurzer Tunnel, welcher das Thor (Puerta) von Arenas heißt. Die äußerst romantische, von waldigen Felsenbergen eingeengte Schlucht mündet einige Stunden weiter unten in das weite, wegen seiner köstlichen Früchte berühmte Thal des Flusses von Jaen. Dies gleicht einem großen Garten, denn es ist erfüllt mit Fruchtbäumen aller Art, unter denen Aepfel, Birnen, Pfirsiche,

Aprikosen und Feigen die ersten Plätze einnehmen; hie und da bemerkt man auch viele Maulbeerbäume, selbst Granaten- und Orangenhaine fehlen nicht. Eine Menge Landhäuser und Gehöfte, umringt von sauber gepflasterten Gemüsegärten, blicken aus diesem Fruchtwalde hervor, und die hindurchgehende Straße ist beständig von Wagen, Karren, Arrieros, Reitern und Fußgängern belebt. Die umliegenden Höhen sind mit silberschimmernden Oliven bedeckt, und darüber steigt zur Linken der gewaltige Felsenwall der Sierra de Jaen empor, dessen höchste Kuppen sich nahe an 5000 Fuß erheben. Bald erblickten wir la Guardia, einen am Abhange der linken Thalwand auf schroffer Felsenhöhe liegenden Flecken, dessen Häuser sich fast ganz unter Feigen-, Mandel-, Aepfel- und Birnbäumen verstecken. Weiterhin zeigten sich dicht am Abhange der Sierra die riesigen Trümmer des alten Schlosses oder Castells von Jaen, wo einst Mohammed Alamahr residirte, bevor er sich Granada's bemächtigte. Allmälich entfalteten sich längs des Castellberges die Häuser von Jaen (hcha-en), in dessen alterthümliche und finstere Thore wir gedrückt von einer fast unerträglichen Hitze einzogen. Die Umgebungen der Stadt sind kahl und dürr, nichtsdestoweniger ist ihre Lage ziemlich romantisch; denn sie ist an dem steilen Abhange des Marmorberges erbaut, auf dessen Scheitel die weitläuftigen Ruinen des Castells herumliegen, von dem noch ein Theil als Staatsgefängniß dient. Die Franzosen zerstörten diese sehr feste Burg im Befreiungskriege, als sie sich aus Andalusien zurückziehen mußten. Gleich hinter dem Castellberg und blos durch einen schmalen Grund davon geschieden, erheben sich die schöngeformten, von grotesken Felsmassen umgürteten Kuppen der Sierra, die fast in allen Gassen über die Dächer der Häuser herüberguсken. Außer der im edelsten römischen Stil erbauten Kathedrale bietet Jaen nichts Sehenswerthes dar. Die Aussicht vom Burgberge wurde mir durch die „Calina" oder den im hohen Sommer rings um den Horizont lagernden Höhenrauch*)

*) Die Calina oder der Sommerrauch fängt Mitte oder Ende Juni an, sich als einen schmalen bläulich grauen Nebelstreif rings um den Horizont zu zeigen. Dieser wächst bis Mitte August, wo er mit der höchsten Hitze

getrübt. — In Jaen bestieg ich den Eilwagen, und das freundliche Städtchen **Baylen** war der letzte andalusische Ort, den wir passirten. Ein theilweise von Oliven bedecktes Hügelland zwischen Baylen und dem Guadalquibir war am 19. Juli 1808 in der unmittelbaren Nähe des Ortes der Schauplatz einer den Franzosen gelieferten Schlacht, wo das krieggewohnte Heer des General Dupont von dem an Zahl geringeren, erst wenige Wochen früher in Sevilla gebildeten spanischen Heere geschlagen und nach zehnstündigem Kampf zu der schimpflichen Capitulation von Baylen gezwungen wurde, kraft welcher der Feind mit Waffen und Munition kriegsgefangen blieb. Drei Mal versuchte Dupont vergeblich die spanische Linie mit gefälltem Bayonnet zu durchbrechen, und als die feindliche Cavallerie ihm den Rückzug abgeschnitten hatte, ergab er sich.

Von Baylen aus fuhren wir auf der von Sevilla nach Madrid führenden Hauptstraße der dunkeln Sierra Morena entgegen, an deren Fuß in einer geräumigen, doch wasserlosen Ebene **la Carolina** liegt, die größte der deutsch schwäbischen Colonieen mit etwa 2000 Einwohnern. Es ist ein offener Ort mit städtischem Ansehen. Die breiten geraden Straßen, die gleichförmigen Häuser, die jedoch der Balcons entbehren, die spitzen Schieferthürme an den Haupteingängen, die großen regelmäßigen Plätze, kurz ein unverkennbarer Stempel der Neuheit und Planmäßigkeit zeugt davon, daß la Carolina nicht aus sich selbst herausgewachsen, sondern durch fremden Willen auf einen Schlag entstanden ist. Der ganze Ort liegt halb versteckt in Pflanzungen von Fruchtbäumen, Platanen und Ulmen, und nur dem unermüdlichen Fleiß der deutschen Anbauer, die eine Menge

---

etwa ein Viertel des Himmels bedeckt und am Horizont braunröthlich aussieht, weiter hinauf in's Gelbliche übergeht. Von da an breitet sich ein durchsichtiger schleierartiger Dunst über das ganze Firmament aus, welcher das Blau des Himmels trübt und diesem ein bleifarbenes Ansehen giebt. Dann sind alle Horizonte verhüllt und die Aussicht bis auf eine Entfernung von drei oder vier Stunden getrübt, alle näher gelegenen Gegenstände dagegen hell und scharf beleuchtet. Gegen Ende September verschwindet die Calina, welche, als durchaus geruchlos, mit unserem periodischen Moorrauch nichts gemein hat.

Brunnen geöffnet haben, um das Land zu bewässern, konnte es gelingen, den an und für sich unfruchtbaren Schieferboden in ein ergiebiges Gartenland zu verwandeln. Noch erinnern blonde Haare und blaue Augen an die germanische Abkunft der Bewohner, die sich sonst völlig hispanisirt haben. Hier wurde im Jahr 1808 eine schreckliche Greuelthat verübt. Der französische General René nämlich, der in geringer Begleitung nach Madrid reis'te, wurde an diesem Orte von den wüthenden Bauern, deren Franzosenhaß nach den abscheulichen Plünderungen von Cordoba und Jaen den höchsten Grad erreicht hatte, ergriffen und lebendig verbrannt. — Am Südabhange des Kammes der Sierra trafen wir noch auf eine andere der schwäbischen Colonien, Santa Helena. Nach Uebersteigung des Kammes senkt sich die Straße in großen Schneckenwindungen zum Thal des Magaña (nja) hinab, wo die verwilderte Weinrebe die dicht zusammen gedrängten Erlen, Ahorne und Eichen mit den malerischsten Gewinden umschlingt. Dann kommt man durch den prachtvollen Felsenpaß des Puerto de Despeñaperros, die großartigste Partie der ganzen Sierra Morena. Riesige Schieferfelsen umgürten in den abenteuerlichsten Formen beide Seiten der Schlucht, in deren dunkler Tiefe der Magaña schäumt. Dieser über eine Viertelstunde lange Paß, berüchtigt durch manchen Raubanfall und durch manche Mordthat, ist als das Thor von Andalusien in militairischer Hinsicht immer sehr wichtig gewesen. Die Chaussee ist gänzlich in die Felsen der rechten Thalwand gesprengt und durch wahre Festungsmauern nach dem Abgrund zu geschützt. Der großartige, unter Karl III. vollendete Bau ist das am besten unterhaltene Stück der ganzen von Andalusien nach Madrid führenden Heerstraße, die oft, namentlich in der Mancha, kaum den Namen einer Straße verdient. Der Weg läuft noch eine Zeit lang im Thale des Magaña fort, wo wir in der Venda de Cardenas einkehrten, die durch Hunderte von Guerillakämpfen, so wie als Lieblingsaufenthalt des berüchtigten Bandolero-Häuptlings*) José Maria, der nach dem Befreiungs-

*) Bandoleros oder Salteadores heißen die häufig berittenen Glieder einer bewaffneten Räuberbande, die einem Hauptmann gehorchen. Einzelne

kriege in diesen Gegenden haus'te, einen Namen erworben hat. Von ihm erzählte uns der Wirth eine lustige Geschichte. Man hatte nämlich einen bedeutenden Preis auf seinen Kopf gesetzt. Ein armer Teufel von Officier, der irgendwo mit seiner Compagnie Soldaten in Quartier lag, um die Straße vor Räubern zu schützen, hatte durch seine Spione erfahren, daß José Maria sich in der Nähe von Santa Helena befinde. Sogleich bricht er mit den entschlossensten seiner Soldaten auf, um das kostbare Wild zu fangen. Da es aber sehr heiß war, so will er seine Kehle erst in der Venta ein wenig erquicken. Hier ist außer dem Wirth Niemand zugegen als ein elegant gekleideter Majo, welcher die Eintretenden sehr freundlich begrüßt und sie einladet, mit ihm eine gute Flasche Wein zu trinken. Der arme Lieutenant nimmt dies Anerbieten mit Freuden an, und nachdem der feurige Traubensaft seine Zunge gelöst, erzählt er dem Majo den Zweck seines Zuges und bittet ihn um guten Rath, wie er den ausgesetzten Preis am sichersten verdienen könne. „O, mein Herr, nichts ist leichter als dies!" ruft der Fremde lachend, indem er aufsteht und mit Nachdruck hinzusetzt: „Ich bin Josè Maria!" In demselben Augenblick ergreift er ganz ruhig seinen Trabuco und verschwindet vor seinen verblüfften Trinkgenossen. Da er nur reiche und vornehme Leute plünderte, ja einen großen Theil der geraubten Güter unter die Armen vertheilte, so schützte ihn das Volk und er trieb noch lange in den Bergen ungestraft sein Wesen, bis ihn endlich sein eigener Schwager aus Eifersucht ermordete.

Das Dorf Visillo ist der letzte Ort der Sierra Morena, und vor uns breiteten sich die sonnenverbrannten Steppen der entvölkerten Mancha (tsch) aus. Von der Höhe eines felsigen Hügelkammes überschauten wir die dürre Ebene von Santa Cruz de Mudela, einem elenden Nest, in dessen Nähe sich jedoch sehr ergiebige Antimon-Bergwerke befinden. Mehr Anziehendes hat für den Reisenden Valdepeñas, dessen hügelige Umgegend von

Strauchdiebe werden Rateros genannt. Letztere werden vom Volk auf's Tiefste verachtet, während das Handwerk der Bandoleros (gleichsam als übriggebliebenes Stück der mittelalterlichen Raubzüge des Adels) für etwas Ritterliches gilt.

zahlreichen Weingärten bedeckt wird, wo der beste spanische Rothwein wächst. Aber je weiter man aus der sogenannten oberen (alta) Mancha nach der unteren Mancha (Mancha baja) vordringt, desto einförmiger wird der Anblick des Landes, desto trostloser wird die Fahrt in der Diligence, wo man unendlich viel von Hitze und Staub zu leiden hat. Wenn man bedenkt, daß die Räder oft handtief im Staube gehen, in den sich das kalkige Material der Straßen während des regenlosen Sommers auflöst und daß die vielen Maulthiere, deren Zahl bei jeder Diligence wenigstens acht beträgt und sich in gebirgigen Gegenden wohl bis auf zwölf steigert, fortwährend zum schnellsten Trabe angehalten werden, so kann man sich eine Vorstellung von den Staubwolken machen, worin die armen Reisenden eingehüllt sind, da sie wegen der Hitze die Wagenfenster offen lassen müssen. Die Maulthiere sind sämmtlich paarweise gespannt. Im vordersten Paare geht ein Pferd, auf welchem der Zagal oder Postillon reitet, um die scheuen Maulthiere im Schritt zu halten. Außer dem vordersten Zagal, der eine kurze Hetzpeitsche und große Radsporen führt, giebt es noch einen Zagal, welcher theils auf dem Kutscherſitz neben dem Schaffner (Mayoral) sitzt, theils neben dem Wagen herläuft oder von Zeit zu Zeit, wenn er müde geworden ist, auf die Wagentritte springt und mit seiner langen Peitsche die Thiere zum Lauf antreibt. Der Schaffner muß sämmtliche Zugthiere lenken. Dies thut er aber weniger mit den Händen, als mit dem Munde, indem er ein jedes Maulthier bei seinem Namen ruft, als Valerosa (die Tapfere, wie gewöhnlich das vorderste heißt), Capitana, Rosita ꝛc. Da nun Schaffner und Postillone fortwährend aus Leibeskräften schreien, fluchen und mit ihren Peitschen knallen, überdies jedes der Zugthiere ein Schellenband am Halse trägt, so kann man sich den Lärm denken, der eine spanische Diligence umtobt. Außerdem gehören zum Dienstpersonal ein paar Schutzbeamte, welche zur Vertheidigung gegen etwanige Räuberanfälle dieselbe Waffe führen, deren sich auch die Räuber und Contrebandisten zu bedienen pflegen, nämlich „Trabucos" oder Karabiner mit zwei Zoll dickem Lauf und weiter trompetenähnlicher Mündung, in die gewöhnlich drei bis vier Kugeln geladen werden. Uebrigens sind die Dili-

gencen nicht Staats-, sondern Privatunternehmen von Actiengesellschaften. Die Reisekosten betragen um die Hälfte mehr als in Frankreich, und dabei hat man noch eine Menge Trinkgelder zu zahlen. Behufs Erholung der Reisenden macht man Halte von fünf, sechs, ja acht Stunden. Dadurch wird indeß die Fahrt sehr verzögert. Die Verpflegung in den Wirthshäusern ist auch nicht eben billig zu nennen, und da die Gastwirthe bei dem geringen Verkehr ihre Speisen nur an die Reisenden los werden können, so muß Jeder derselben sein Couvert an der Gasttafel bezahlen, er mag essen oder nicht. Ein Frühstück kostet 10 Realen, ein Mittagsmahl 12, ein Bett 4 und ein Morgenimbiß, bestehend aus einer Tasse Chocolade oder Kaffee mit geröstetem Weißbrot, 2 Realen. Dazu kommt für jede Mahlzeit ein Real Trinkgeld, was täglich 30 Realen oder 1½ Piaster oder 2 Thlr. 7 Sgr. 5 Pf. ausmacht. — Die Gegend um Manzanares ist zwar ganz eben, aber reich an Getreide und Saffran, den man vielfach in der Mancha baut. Das Merkwürdigste in der ziemlich hübsch gebauten Stadt war mir ein blindes Mädchen, welches nach dem Gasthofe, wo wir unsere Pferde wechselten, kam, um von den Passagieren eine kleine Beisteuer zu erheben. Sie war in einem Kloster erzogen worden und wußte Jedem von uns einen improvisirten witzigen Reim in spanischer und lateinischer Sprache zu sagen. Hinter Manzanares passirten wir das Städtchen Villaharta de San Juan, das in einer olivenreichen Landschaft in dem flachen Thale des Rio Giguela, eines Zuflusses des Guadiana, liegt. Dieser Strom entspringt in der Sierra de Alcaraz, verschwindet dann nach einem kurzen Lauf in Sümpfen und bildet sich von neuem aus einer Menge von Lagunen, die man deshalb „die Augen des Guadiana" (los Ojos del Guadiana) nennt; sie befinden sich zwischen Villaharta und Ciudad Real, der Hauptstadt der Mancha alta. Der letzte Ort, wo wir vor unserer Ankunft in Madrid von Sonnenuntergang bis um ein Uhr morgens rasten mußten, war Ocaña, die uralte, etwa 6000 Einwohner zählende Hauptstadt der unteren Mancha. Diese ist hier dürr, wasserarm und menschenleer; doch wird die Einförmigkeit des nur leidlich bebauten Landes durch zahlreiche Hügelreihen von rother und weißer Farbe unterbrochen; hie und

da gewahrt man auch ein kleines Gehölz immergrüner Eichen oder verkrüppelter Oliven. — In Ocaña treffen die Straßen von Andalusien und Valencia zusammen. Auf der letzteren Straße lernt man die untere Mancha nach ihrer ganzen traurigen Be- Beschaffenheit kennen: eine baumlose wüstenartige Ebene, wo sich häufig nichts zeigt, als das nackte, von der Sonnengluth aufgesprungene, mit rothem Staub bedeckte, von einzelnen gelben Disteln überstreute Erdreich, oder große Strecken niedrigen schwarzgrünen kaum fußhohen Strauchwerks, nur selten ein Getreidefeld; keine Spur von Wasser, höchstens ein versumpfter Bach; einzelne, von Ruinen umringte, erdfahle Ortschaften, aus einstöckigen Hütten bestehend, meilenweit von einander entfernt! Kommt die Diligence in ein Dorf oder Städtchen*), so wird sie von einer Menge zerlumpten Volkes umringt, das die Reisenden um Almosen anheult. Es sind hagere Gestalten mit bleichen verhungerten Gesichtern voll von düsterer Melancholie und stumpfer Gleichgültigkeit, in grobes dunkelbraunes Naturtuch vom Kopf bis zum Fuß gekleidet, den Leib mit einer dunkelblauen Schärpe umwickelt, auf dem Haupte eine aus rohem Schaffell verfertigte Montera. Die Wirthshäuser sind oft ganz erbärmlich: ein staubiger Speisesaal, unreinliche, mit zerlöcherten Wolldecken überhängte Betten, schmutziges Geschirr, ranziges Oel, saurer Wein, fauliger Essig, schlechtes Brot, ja zuweilen selbst schmutziges Wasser. Aber die Wirthshäuser der Mancha bieten dem Reisenden doch hin und wieder etwas eigenthümlich Anziehendes dar. Das sind nämlich buntgefleckte Bilder, welche Scenen aus dem Don Quixote vorstellen, an dessen wahrhaftige

*) Eigentliche Dörfer in unserem Sinne giebt es in Spanien gar nicht. Die Dörfer oder Flecken sind hier sämmtlich, wie schon in Frankreich, stadtartig gebaut: eine Anhäufung dicht an einander gereiheter Häuser, wo mehrere tausend Menschen in engen Gassen wohnen. Dagegen giebt es im Süden viel mehr einzeln stehende Gehöfte als bei uns. Die Unterschiede der Ortschaften werden folgendermaßen bestimmt: Aldea, ein Weiler oder kleiner Ort oder Kirche; Pueblo, ein größeres Dorf oder offener Flecken; Villa, ein ummauertes Städtchen mit einer einzigen Kirche; Ciudad, eine größere Stadt mit mehreren Kirchspielen; Capital, Hauptstadt einer Provinz; Madrid heißt als Residenz la Corte.

Existenz jeder gemeine Spanier steif und fest glaubt und aus dessen Leben jeder Mayoral und Zayal lustige Anekdoten aufzutischen weiß. Man hat diesen in dem reinsten Castilianisch geschriebenen Roman des unsterblichen Cervantes (+ 1616) als Lesebuch in den spanischen Volksschulen eingeführt, und es ist merkwürdig, wie die Schilderungen des großen Dichters noch heutiges Tages auf die Trachten, Sitten, Ventas, kurz auf alle Zustände passen. Noch zeigt man in der Mancha eine Reihe von sechszehn neben einander stehenden Windmühlen, als denen entsprechend, die der Ritter von der traurigen Gestalt zum Gegenstande seiner abenteuerlichen Kampfeslust machte, und eben so wird el Tobosa, ein elendes, eine halbe Stunde westlich von dem armseligen Städtchen la Mota gelegenes Trümmernest, als der vermeintliche Geburtsort der „unvergleichlichen Dulcinea" des Don Quijote bezeichnet. Abgesehen von dem poetischen Zauber, den Cervantes über die Mancha ausgegossen hat, machen die weit ausgedehnten braunen Steppen, über welchen rings am Horizont ein schwefelblauer Sommerrauch lagert, auch an und für sich einen großartigen Eindruck. Man glaubt sich da auf einem erstarrten Ocean zu befinden. Dann und wann taucht ein zerborstener Wartthurm auf und mahnt an eine blutige Vergangenheit. Oder es zeigt sich ein einsamer Hirt, unbeweglich wie eine Bildsäule auf seinen gekrümmten Stab gelehnt, umringt von seiner braunwolligen Schafheerde. Von Zeit zu Zeit ertönt der helle Ton einer Blechglocke, und aufwirbelnde Staubwolken verkünden eine Karawane von Arrieros, die, um sich gegenseitig gegen etwanige Raubanfälle zu schützen, immer in größerer Anzahl zu reisen pflegen, und da ein einziger Arriero oft zehn bis funfzehn Lastthiere besitzt, so will ein solcher Zug manchmal gar kein Ende nehmen. Voraus geht die Delantera, ein stattliches Maulthier mit einer großen Blechglocke am Halse, dem die übrigen Maulthiere und Esel willig folgen. Häufig sind die Thiere auch an einander gekettet. Das Riemenzeug ist mit einer Menge von Troddeln und Franzen von schwarzer, rother und gelber Wolle verziert. Am Ende des Zuges folgen die Arrieros auf besseren Maulthieren oder Pferden, deren aus vielen bunten Wollendecken bestehender Sattel ebenfalls mit fuß-

langen Franzen besetzt ist, und zur Rechten hängt an einem eisernen Ringe die lange Flinte (Escopeta) oder der weitmündige Trabuco. Die Arrieros sitzen meist in der Quere und vertreiben sich die Zeit durch Stegereif-Verse, die sie nach der eintönigen Musik des Fandango singen, oder durch alte Balladen, die sie in unharmonischen Tönen ausschreien. Von Madrid bringen sie den Provinzialstädten die nöthigsten Gegenstände der Civilisation oder aus Castilien Getreide nach der Küste. Die castilianischen Arrieros kleiden sich wie die Bewohner der Mancha in kurze Jacken, kurze Beinkleider und Gamaschen mit einer Reihe blanker Knöpfe, alles von dunkelbraunem Tuch, dazu kommen statt der Sandalen unförmliche lederne Schuhe, eine rothwollene Schärpe und ein breitkrämpiger flacher Filzhut. —

Bald hinter Ocaña verläßt man die Mancha und tritt in die Provinz Toledo ein. Die Straße windet sich durch ein enges, von felsigen Höhen eingeschlossenes Thal zu einem öden Kamm empor, von dem aus man auf einmal das weite, von steilen Gypshügeln umgürtete Thal des Tajo erblickt, dessen Spiegel hie und da aus dem Wiesengrunde oder zwischen dem Laube des weitläuftigen Gehölzes hervorblitzt, aus dessen Mitte die Kuppeln und Thürme des Schlosses von Aranjuez (hchueß) emporragen. Dieser berühmte Landsitz der Könige von Spanien macht den Eindruck einer Oase. Bis an den Rand des Tajothales ist Alles eine von weißen Gypshügeln durchzogene Wüste; eine Viertelstunde weiter, und man sieht sich in einer üppigfrischen Landschaft. Eine Robinien- und Ahornallee führt von der Höhe nach Aranjuez, welches auf den Vorschlag Grimaldi's, zeitweiligen Gesandten in den Niederlanden, nach holländischem Muster erbaut wurde. Daher die äußere Nettigkeit der Häuser und die Regelmäßigkeit der Gassen, die durchweg mit Alleen geziert sind. Die Chaussee geht eine Stunde lang durch den prächtigen königlichen Park, der an den Ufern des mit 25 Steinbogen überbrückten Jarama aufhört, und klettert dann in vielen Schneckenwindungen an dem entgegengesetzten steilen Ufer hinauf. Urplötzlich befindet man sich nun wieder auf der Hochebene von Neu-Castilien, die sich in einförmigen Wellen hebt und senkt, überall aber fleißig angebaut ist, meistentheils mit Getreide, hie

und da auch mit Wein- und Oelbäumen. Auf der fünf Meilen langen Strecke trifft man kein einziges Dorf, sondern nur einzelne Gehöfte, in denen umgespannt wird. Seitwärts von der Straße zeigen sich jedoch mehrere ansehnliche Ortschaften und an dem vorliegenden Horizont die hohen Linien der Sierra de Guadarrama, welche allmälig näher rückt und deren schneeige Kuppen im Schein der Nachmittagssonne erglänzen. Bald hinter dem Städtchen Valdemoro bemerkt man rechts vom Guadarrama-Gebirge auf einer flachen Höhe eine langhingestreckte Häusermasse, überragt von einer Menge pyramidaler Thurmspitzen und Kuppeln. Es ist Madrid. Kein Garten, kein Sommerhäuschen verkündet die Nähe der Hauptstadt. Eine doppelte Reihe alter Ulmen führt in das flache, doch recht hübsch grüne und ziemlich baumreiche Thal des Manzanares hinab, den man auf der großartigen Brücke von Toledo überschreitet. Der massive Bau dieser Brücke, ihre im Vergleich mit dem Flusse riesenmäßigen Verhältnisse und der reiche Schnörkelstil, in welchem das von Quadern aufgeführte Geländer mit seltsam gestalteten Aufsätzen, Thürmchen und Nischen für Heiligenbilder geziert ist, das alles sagt uns deutlich: hier geht der Weg in die spanische Königsstadt. — Die Toledo-Brücke mündet auf einen halbkreisförmigen Platz, dessen Rand mit kolossalen Standbildern, mit Pyramiden und gestutzten Säulen besetzt ist. Von diesem Platz aus laufen in gleichmäßiger Entfernung von einander drei breite Baumgänge nach drei verschiedenen Thoren der Stadt. Wir schlugen den mittleren dieser Wege ein, der zwischen einer achtfachen Akazienreihe nach dem in Form eines römischen Triumphbogens gebauten Thore von Toledo aufsteigt. Sobald man dies Thor passirt hat, befindet man sich in der schönen gleichnamigen Straße mit dem Getreidemarkt, wo man von einem lärmenden Menschengewühl empfangen wird, das nach der Todtenstille der Umgegend einen eigenen Eindruck macht. Im raschesten Laufe kreuzte unser Eilwagen die Hauptpulsader von Madrid, die Puerta del Sol, und hielt in der prachtvollen Straße von Alcala. Weder Paris noch Bordeaux können sich einer solchen Straße rühmen. Sie ist schnurgerade, in der Mitte mit einem trefflich gepflasterten Fahrweg, wo zwölf Wagen bequem neben einander

fahren können, auf beiden Seiten mit breiten, theilweis von Akazienalleen beschatteten Granit-Trottoirs und von hohen, viele Balconreihen tragenden Häusern mit platten Dächern eingefaßt. Kaum war ich ausgestiegen, als sich ein furchtbares Gewitter zu entladen anfing und der Regen in Strömen niederstürzte. Ich eilte in das mir empfohlene Hotel, fand dasselbe aber besetzt und fand nun in der Casa de pupilos, einer Privatwohnung, ein sehr anständiges Unterkommen, indem auch hier bürgerliche Familien ein paar Zimmer zur Aufnahme von Miethsleuten einzurichten pflegen. Mein Quartier war freundlich und sauber gehalten, auch die Beköstigung wohlfeil. Die Spanier selbst ziehen auf Reisen diese Häuser immer den Gasthöfen vor. Die letzteren sind in Madrid schlechter und viel theurer als in den Provinzialstädten.

Die Geschichte der Gründung von Madrid ist in Dunkel gehüllt. Die Stadt kommt zuerst unter dem Namen Magerit im Jahre 939 n. Chr. vor, wo sie durch König Ramiro II. von Leon erstürmt und auf kurze Zeit den Arabern entrissen wurde. Die Stadt gewann erst an Bedeutung, als Ferdinand IV. hier, als im Mittelpunkte des Königreichs, die Stände (Cortes) versammelte. Heinrich III. († 1406) wählte Madrid zu seiner Residenz und machte den Alcazar oder das alte maurische Schloß zur Schatzkammer des Reiches. Kaiser Karl ließ dasselbe in einen königlichen Palast verwandeln; aber erst Philipp II. erklärte Madrid 1560 für die Hauptstadt der Monarchie und verlieh ihm die jetzige Größe. Daher kommt es, daß die ehemaligen Thore gegenwärtig mitten in der Stadt liegen, und da die alten Thore selbst längst verschwunden sind, so tragen noch manche Plätze ihren Namen, z. B. die Puerta del Sol, das Sonnenthor, ein geräumiger, fast genau im Mittelpunkte gelegener Platz. Im Laufe der Zeiten hat sich die Stadt trotz mannichfacher Stürme vergrößert und verschönert, namentlich neuerlich in Folge der 1836 erfolgten Aufhebung der Mönchsklöster, indem nicht weniger als siebenzehn derselben zerstört und an ihrer Stelle theils Privatgebäude, theils ganz neue Straßen und öffentliche Plätze gegründet

wurden. — Madrid, welches jetzt über 206,000 Einwohner zählt, liegt auf mehreren flachen Hügeln am östlichen Ufer des Manzanares 2412 Fuß über dem Meeresspiegel und ist somit die am höchsten gelegene Residenz Europa's. Aus diesem Grunde, so wie wegen seiner weit vom Meere entfernten Lage in einer unfruchtbaren baumlosen, im Norden von hohen, meistens schneebedeckten Gebirgen umschlossene Hochebene ist das Klima weniger angenehm, als die südliche Breite, die der von Neapel entspricht, vermuthen lassen könnte, ja für den Fremden sehr gefährlich, theils wegen der außerordentlich trockenen und scharfen Luft, theils wegen der großen Veränderlichkeit der Temperatur, die sehr häufig und plötzlich von einem Extrem zum anderen überspringt, so daß man im Sommer oft an einem Tage nach Gewitterentladungen erstickende Hitze und empfindliche Kälte zu tragen hat. Eben deshalb sind hier Rheumatismen und Wechselfieber an der Tagesordnung.

Die Hauptstadt Spaniens gehört unstreitig zu den schönsten Städten von Europa, sofern es dabei auf regelmäßige Straßen und Plätze, gutes Pflaster, geschmackvoll gebaute Häuser, Promenaden u. dergl. ankommt. Das großartigste Gebäude von Madrid ist das königliche Schloß, gewiß einer der größten Paläste, die es giebt (das Schloß von Versailles dürfte sich kaum damit messen). Nachdem das alte von Karl V. erbaute Schloß 1734 in Flammen aufgegangen, ließ Philipp V. diesen neuen Palast im florentinischen Stil aufführen, der ganz aus gelblichem Sandstein und Marmor besteht. Er sollte ursprünglich zwei durch zwei Flügel verbundene regelmäßige Vierecke bilden; aber nur das westliche wurde vollendet. Das Prachtgebäude hat demnach vier gleiche Fronten, wovon jede 470 Fuß Länge hält und 100 Fuß Höhe bis zu dem Hauptgesimse, über dem eine Brustlehne hinläuft, um das Bleidach zu verstecken. Die Nordseite ist viel höher als die andern und besteht aus fünf Stockwerken, ohne die Halbgeschosse und das Kellergeschoß. Alle Seiten sind mit einer Menge schöner Statuen, Urnen und anderen Ornamenten überreich geschmückt. Das 140 Fuß haltende Quadrat des Schloßhofes wird von Säulenhallen umgeben und enthält die Marmorbilder der in Spanien geborenen römischen

Kaiser Trajanus (geb. in Italica) und Theodosius (geb. zu Cauca in Galizien), so wie der beiden Söhne des letzteren Arcadius und Honorius. Das Innere des Schlosses sucht an Glanz der Ausstattung seines Gleichen. Besonders prächtig ist der 120 Fuß lange und 40 Fuß breite Königssaal. Das Schloß liegt am Westende der Stadt auf einem ziemlich steil abfallenden Hügel am Manzanares. Die Umgebungen bilden auf dieser Seite einen grellen Gegensatz zu dem verschwenderischen Glanz des Innern. Im Schatten der mächtigen Grundmauern liegen nämlich armselige strohgedeckte Hütten von Tagelöhnern und Zigeunern. Endlos erstreckt sich nach Süd und West die traurige Hochebene, und kaum bringt das flache Thal des im Sommer fast ganz ausgetrockneten Manzanares einige Abwechselung in das düstere Gemälde. Vor der östlichen Front des Schlosses befinden sich recht hübsche Gartenanlagen im englischen Stil, die durch ein bronzirtes Eisengitter getrennt sind von dem schönen geräumigen Platze del Oriente. In der Mitte dieses Platzes erhebt sich, umgeben von einem ovalen Blumengarten, an dessen eisernem Eisengitter die kolossalen Standbilder von 44 spanischen Herrschern stehen, auf einem mächtigen Würfel die bronzene Reiterstatue Philipps IV., das berühmte Meisterwerk des Florentiners Pietro Tacca. Das Roß, auf welchem der König in gebieterischer Haltung sitzt, ist in der Stellung des Paradegalopps dargestellt. Nur mit den Hinterfüßen steht es auf dem Boden, und vier Fünftheile seines Körpers schweben sammt dem Reiter ohne Stützpunkt in der Luft. Dies wäre unmöglich, wenn man nicht zur Herstellung des Gleichgewichts dieser ungeheuren, 18,000 Pfund wiegenden Metallmasse den Hintertheil des hohlen Rosses mit Blei ausgefüllt hätte. Man giebt den Werth der Statue auf 400,000 Thaler Gold an. — Gerade am entgegengesetzten Stadtende liegt das königliche Lustschloß Buen Retiro, wo Philipp IV. (1621—1665) seinen glanzvollen Hof hielt, den ein Lopez de Vega, Calderon*), Murillo

*) Lopez de Vega († 1635) zeigte eine unglaubliche Fruchtbarkeit in allen Gattungen der Dichtkunst, besonders im Drama, da er in seiner Blüthenzeit fast wöchentlich ein Gedicht und monatlich ein Schauspiel

und andere große Geister des Jahrhunderts verherrlichten. Daher entstanden in den Umgebungen dieses Schlosses mehrere Kirchen, ein schönes Theater, viele Prachtwohnungen und unermeßliche Gartenanlagen. Während der Franzosenherrschaft wurde der Retiro in ein Bollwerk verwandelt, um Madrid im Zaum zu halten. Ein großer Theil der Gebäude und Gärten wurde damals zerstört. Nachher wurde noch (1812) die berühmte Porzellanfabrik, aus der so viele Kostbarkeiten königlicher Paläste hervorgegangen sind, von den freundschaftlichen Engländern den Flammen preisgegeben. Ferdinand VII. ließ den Rest der noch immer ziemlich weitläuftigen Schloßgebäude, die sehr unregelmäßig und durchaus nicht schön oder großartig gebaut sind, wiederherstellen. Auch die Gärten wurden wieder in Stand gesetzt, und man arbeitet noch fortwährend an der Erweiterung und Verschönerung dieser Anlagen, die von der eleganten Welt viel besucht werden. Gegenüber den geschlossenen Gärten der Königin, die durch ein mächtiges Bassin von dem Park getrennt werden, hat man den reichsten Blick auf die große seeartige Wasserfläche, die dichten Laubmassen, die breiten Baumgänge, die Kuppeln und Thürme der Stadt, über welche die weißschimmernden Kuppen der Sierra Guadarrama emporsteigen. Auf dem Bassin wurden von Seiten des Hofes Lustfahrten in Gondeln veranstaltet. In strengen Wintern geschieht es wohl, daß dieser Teich zufriert, und dann giebt sich die lebenslustige Bevölkerung von Madrid dem seltenen Vergnügen hin, hier Schlittschuh zu laufen.

Zur Rechten des Lustschlosses liegt die große befestigte Artillerie-Caserne, die früher zu den Gebäuden des Retiro gehörte und vor dieser erhebt sich dicht am Prado auf einem mit Bäumen umpflanzten Platze das Denkmal des zweiten Mai. Als nämlich am 2. Mai 1808 die spanischen Infanten nach Frankreich weggeführt werden sollten, brach ein armes Weib

---

lieferte. Vielleicht wurde nie ein Dichter von seinen Zeitgenossen so bewundert und verehrt. Nicht weniger zeichnete sich Calderon de la Barca († 1681), namentlich als tragischer Dichter, aus. Den meisten Werth legte er auf seine 95 Frohnleichnamsstücke; die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich allein schon auf 127.

mit lauter Stimme in die Worte aus: „Gott stehe mir bei, sie schaffen die ganze königliche Familie nach Frankreich!“ Dieser Ausruf fand von allen Seiten einen Wiederhall in dem Geschrei: „Es lebe Ferdinand VII.! Nieder mit den Franzosen!“ Damit stürzte das Volk sich wüthend auf die französischen Soldaten und ermordete sie mit Messern, Dolchen und anderen Werkzeugen. Blitzschnell verbreitete sich der Aufruhr. Die beiden Artilleriehauptleute Daoiz und Velarde öffneten dem Volke das Zeughaus und stellten sich an die Spitze desselben. Der Kampf war äußerst hartnäckig und blutig. Selbst die Frauen nahmen daran Theil, indem sie siedendes Wasser von den Balcons auf die französischen Soldaten gossen, während von den Dächern und Fenstern Steine und Dachziegel auf ihre Häupter hernieder hagelten. Nur mit Mühe gelang es der Uebermacht der Franzosen, den Aufstand zu dämpfen. Velarde fiel von einer Kugel; Daoiz wurde durch mehrere Säbelhiebe und Bajonnetstiche zu Boden gestreckt. Hunderte von Opfern, darunter viele Frauen, Mädchen, Greise, ja selbst Kinder, wurden nachher noch an der Stelle hingerichtet, wo jetzt das Denkmal der patriotischen Kämpfer steht, deren Vorgang die Schilderhebung der gesammten spanischen Nation veranlaßte. Auf einem 10 Fuß hohen achteckigen Granitsockel, zu dem mehrere Stufen emporführen, ruht ein 21 Fuß langer Sarkophag von fleischfarbenem Granit, an dessen Hauptseite in einer Nische die 8 Fuß hohe Urne von weißem Marmor steht, welche die Asche der Gefallenen enthält. Auf diesem Sarkophag steht ein zweiter achteckiger Granitsockel von 3½ Fuß Höhe. Dieser dient einem 15 Fuß hohen Piedestal zur Grundlage, auf dem sich ein aus einem einzigen fleischfarbenen Granitblock gearbeiteter Obelisk von 52½ Fuß Höhe erhebt mit der Inschrift: „Der zweite Mai“ (Dos de Mayo). Das ganze Denkmal ist demnach 102 Fuß hoch.

Jetzt nimmt uns der berühmte Prado in seine schattigen Baumgänge auf, eine mit vielen Ulmenalleen, die durch laufendes Wasser fortwährend erfrischt werden, mit Steinbänken und acht herrlichen Marmorfontainen gezierte, 9650 Fuß lange Promenade, welche die ganze Ostseite der Stadt umschließt; früher ein großer Weideplatz für Ziegenheerden (daher der Name el

Prado, d. i. die Wiese). Die Bildhauerarbeiten der Fontainen zeichnen sich durch hohen künstlerischen Werth aus. Wir wollen nur die Cybele und den Neptun an den beiden Enden des Haupteingangs zum Prado erwähnen. Cybele sitzt in leichter Anmuth auf einem erhabenen Muschelwagen, von Löwen gezogen, die Wasser aus ihrem Rachen ausströmen, während die Göttin selbst einen fächerförmigen Wasserstrahl aus ihrem Kruge weithin in das große Becken spritzt. Auf der entgegengesetzten Seite steht in majestätischer Haltung mit einem Dreizack Neptun auf dem Muschelwagen, von brausenden Seepferden gezogen und von wasserspeienden Delphinen umspielt. Beide Brunnen sind von weißem Marmor. — Der Mündung der Straße von Alcala gegenüber bewundern wir den prachtvollen Triumphbogen des Thors von Alcala, zusammengesetzt aus fünf Portalen, von denen die mittleren drei Hauptthore (jedes 70 Fuß lang und 17 breit) gewölbt sind; jede Façade schmücken zehn jonische Säulen aus weißem Marmor; hoch oben hält die Fama das königliche Wappen, Alles ebenfalls aus weißem Marmor. Von hier wenden wir uns durch die Straße von Alcala zu dem volksbelebten Platze der Puerta del Sol, von dem nach allen Richtungen sechs der schönsten Straßen auslaufen, und gelangen endlich durch die Calle mayor auf die Plaza mayor, einen großen, regelmäßig viereckigen Platz, umringt von einem Bogengange, auf dem die Fronten fünfstöckiger, balcongezierter und ganz gleichmäßig gebauter Häuser ruhen; nur eins derselben, die königliche Bäckerei, unterbricht die Einförmigkeit. Dieser geräumige Platz dient jetzt zu großen königlichen Festen, namentlich zu den großartigen Stiergefechten, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten veranstaltet werden.

Unter den Kirchen Madrid's ist nur eine einzige eines Besuches werth, nämlich die ehemalige Jesuitenkirche, jetzige Collegiatkirche des heiligen Isidor in der Straße Toledo. Sie besteht, wie die meisten neueren Kirchen Spaniens, aus einem einzigen Schiffe, das sich über dem Hochaltar zur Kuppel emporwölbt; ihre zwei stumpfen viereckigen Thürme sind nicht vollendet. Im Hochaltar ruht der Leichnam des heiligen Isidor, des Schutzpatrons von Madrid.

Die bedeutendste Kunstsammlung, welche Madrid und überhaupt die gesammte Halbinsel besitzt, ist das Museo del Prado oder die königliche Gemälde-Gallerie. Das Museum enthält fast blos Meisterwerke, und dennoch beläuft sich die Zahl der hier aufgestellten Gemälde auf beinahe 2000, von denen über ein Drittel der niederländischen Schule angehört; außerdem sind die italienischen und spanischen Schulen am meisten bedacht. Dies erklärt sich daraus, daß die Glanzperiode der spanischen Monarchie gerade in die Blüthezeit jener Malerschulen fiel. Doch ist das Museum auch keineswegs arm an ausgezeichneten Producten der deutschen und französischen Schule. Sämmtliche Bilder sind in schönen hellen Sälen aufgestellt und sorgsam nach der geschichtlichen Entwickelung der Kunst geordnet, so daß man hier den reichsten Stoff zu vergleichenden Betrachtungen findet, wie ihn kaum ein anderes Museum darbietet. Unter den vielen bewundernswerthen Schöpfungen der Spanier strahlt vor Allem Murillo hervor, von dem es 46 Gemälde giebt. Eine so reine Wahrheit, wie die Werke dieses Künstlers athmen, sucht man vergeblich bei seines Gleichen. Am unübertrefflichsten sind seine Heiligen und seine Kinder. Er malt den Menschen, wie er ist, aber mit solcher Natürlichkeit, daß man glaubt mit dem Bilde sprechen zu können. Daher sind auch seine Jungfrauen keine höheren Wesen, keine verklärten Himmelsköniginnen wie die Madonna der Italiener, sondern es sind irdische Jungfrauen, aber umflossen von einer unbeschreiblichen Glorie der Unschuld. Kein anderer Maler hat seinen Heiligen eine solche Innigkeit der Andacht, eine solche Glaubensstärke und eine so große religiöse Begeisterung ohne die geringste Beimischung von Bigotterie zu verleihen gewußt, obgleich Murillo gerade zur Zeit des ärgsten Fanatismus lebte. Aus seinen Physiognomien spricht die ausdrucksvolle Lebendigkeit des Südens und überdies sind seine Hauptfiguren dadurch ausgezeichnet, daß sie immer durch einen überirdischen Schein beleuchtet werden, der aus dunkler Nacht, wie die Sonne durch finsteres Gewölk, hervorbricht. Wie Murillo der Maler der Heiligen ist, so steht Velazquez († 1660) als historischer Darsteller, namentlich als Maler der Schlachten, Helden und Fürsten, in der spanischen Kunst unübertroffen da.

In einem besonderen Saale sind die besten Erzeugnisse der neueren Maler, als eines Aparicio (+ 1838), Madrazo, Vicente Lopez u. a. m. Das berühmteste Gemälde des madrider Museums ist die unter dem Namen „die Perle“ gefeierte heilige Familie von Raphael, bei dessen Anblick Philipp IV. ausrief: „Das ist die Perle meiner Gemälde!“ Doch wir können uns nicht in dieses Meer von kostbaren Kunstschätzen vertiefen nnd gehen weiter. In dem untern Stock des ungemein großartigen Museumsgebäude befinden sich die weniger bedeutenden Bildhauerwerke. Unter den unendlich vielen hier aufgehäuften Kostbarkeiten wollen wir nur mehrere außerordentlich schöne Mosaiktische erwähnen, welche vom Pabst Pius V. zum Andenken an die Schlacht von Lepanto (1571) geschenkt wurden. Einer derselben, in dessen Zeichnungen besonders viele Edelsteine eingerahmt sind, soll allein 90,000 Piaster gekostet haben! — Das Nationalmuseum wird gegenwärtig in dem ehemaligen Dreifaltigkeitskloster noch baulich eingerichtet. Es zählt an tausend Gemälde, die aber zum Theil noch gar nicht zugänglich sind. Zwei davon haben einen bedeutenden Ruf, nämlich Simson im Kampf mit dem Löwen von Rubens und die Transfiguration oder Verklärung Christi, welches Einige für die Copie dieses berühmten Raphaelischen Gemäldes im Vatican zu Rom, Andere für das Original halten. Der Geldwerth desselben wird auf 40,000 Piaster geschätzt. Eine andere nennenswerthe Gemäldesammlung ist in der Akademie des heiligen Ferdinand (VI.) für schönste Künste. Unter den 300 Nummern nimmt den ersten Rang ein das berühmte Bild Murillos, welches die heilige Isabella, Königin von Ungarn, darstellt, wie sie arme Kranke heilt. Endlich sind viele Paläste reich an werthvollen Gemälden, die dem Fremden mit der größten Zuvorkommenheit gezeigt werden.

Nicht minder bedeutend sind die wissenschaftlichen Sammlungen. Dem königlichen Schlosse gegenüber befindet sich in einem unscheinbaren Gebäude die königliche Rüstkammer mit vielen merkwürdigen Stücken. Gleich beim Eintritt in die große, helle und sehr sauber gehaltene Gallerie fallen die im Mittelpunkt aufgestellten Figuren Kaiser Karls V., Philipps II. und III.,

in ihren prächtigsten spiegelblanken Rüstungen zu Roß, in die Augen. Die Rüstung des Kaisers ist die, welche er auf seinem Zuge gegen Tunis trug. Unter zahlreichen anderen Rüstungen zeichnet sich die des letzten Königs von Granada, Boabdil, durch die äußerst sonderbare Form des Helmes aus. Unter der ungeheuren Menge von alten Waffen und Siegeszeichen wollen wir blos das Schwert des Cid, die Säbel von Boabdil und Ali Pascha, Anführer in der Schlacht von Lepanto, so wie die indischen und amerikanischen Waffenstücke hervorheben. Viele merkwürdige Armaturen der letzteren Art hat auch das Artillerie-Museum in Buen Retiro aufzuweisen. Man sieht dort den Schuppenpanzer eines Kaziken von der schönsten Arbeit. Nicht weniger beachtenswerth ist die Rüstung eines 1837 auf Mindanao getödteten malayischen Sultans. Der lederne Helm und Brustharnisch sind vortrefflich gearbeitet, eben so der mit Elfenbein und farbigem Holz ausgelegte Schild. Auffallend roh sind dagegen die Angriffswaffen, darunter eine Art Dreizack, dessen Spitzen man aus drei Gewehren des Schwertfisches verfertigt hat. — Die Nationalbibliothek, in einem Gebäude an der Plaza del Oriente, enthält 140,000 Bände. In ein paar Sälen dieses Gebäudes werden die Münzen, unter ihnen namentlich viele arabische in allen Metallen, nebst geschnittenen Steinen und einer Menge ägyptischer, hetrurischer, römischer, griechischer, gothischer, arabischer, chinesischer und amerikanischer Geräthschaften oder Kunstwerke aufbewahrt. — Im zweiten Stockwerk der Akademie der Künste befindet sich das naturhistorische Kabinet. Hier bewundert man das vollständige ungeheure Skelett des Megathericum americanum, eins der größten vorweltlichen Thiere, welches 1789 bei Buenos-Ayres entdeckt wurde, das wohlerhaltenste existirende Exemplar. Ausgezeichnet ist die mineralogische Sammlung. Nichts geht über die Pracht der mächtigen Krystalldrusen und Erzstufen. Zu letzteren gehörte früher ein berühmter Goldklumpen aus Peru von 16 Pfund und 6 Unzen Gewicht, welcher im Sommer 1845 gestohlen wurde. Höchst anziehend ist endlich die mit diesem Museum vereinigte Sammlung von Trachten und Erzeugnissen der Indianer Amerika's, Westindien's und der Philippinen. — In dem botani-

schen Garten überraschen besonders die riesigen Exemplare von Cacteen und anderen Fettpflanzen. Er bildet eine der angenehmsten Promenaden von Madrid.

Dem erwähnten Artillerie-Museum ist im Buen Retiro auch der sogenannte „Saal der Königreiche" eingeräumt, wo im vorigen Jahrhundert gewöhnlich die Cortes versammelt wurden. Man sieht dort in Gold und prahlenden Farben die Wappen der verschiedenen Länder, die einst dem spanischen Scepter gehorchten. Außer den eigentlich spanischen Königreichen und Fürstenthümern sind daselbst die Wappenschilder von Portugal, Mailand, Neapel, Sardinien, Sicilien, Burgund, Flandern, Brabant, Mexico, Peru und — auch von Oesterreich versammelt, um der Krone von Spanien zu huldigen. In allen diesen Ländern, freilich mit der kleinen Ausnahme von Oesterreich, galt der Wille des Mannes, der sich den Buen Retiro als Lustort erbaute (Philipp IV.). Jetzt ist Spanien eine gesunkene politische Größe. Auch die in seiner Hauptstadt gesammelten Schätze der Kunst und Wissenschaft predigen eigentlich nur den Glanz der Vergangenheit. Auf die Frage: Wie steht es gegenwärtig in Spanien mit Wissenschaft, Kunst und Literatur? pflegt man im Auslande wohl mitleidig die Achseln zu zucken. Dennoch liegen diese keineswegs so tief darnieder, als man wohl zu glauben geneigt ist. Außer der Universität, welche die erste und besuchteste*) von Spanien ist, außer einer Menge von Akademien, Lehranstalten aller Art bestehen hier noch eine Anzahl von Instituten und Gesellschaften, welche die Förderung der Wissenschaften und Künste zum Zwecke haben und die zum Theil mitten in den Wirren der Bürgerkriege entstanden sind. So das „spanische Institut" (seit 1838), welches sich vorzugsweise dem Unterricht widmet, das Atheneum (seit 1835) für politische, mathematische und Natur-Wissenschaften, so wie für Literatur und schöne Künste, das artistisch-literarische Lyceum (seit 1836), wo man unter Anderm alljährlich literarische Wettkämpfe feiert, deren Prämien die Königin selbst zu vertheilen pflegt. Unter der Protection der Königin Maria Christine wurde (1830) das

*) Im Jahre 1850 zählte man 5000 Studenten.

Conservatorium der Musik begründet, wo 300 Zöglinge beiderlei Geschlechts von italienischen und spanischen Meistern unterrichtet werden. — Mehrere ausgezeichnete Geister der neueren Zeit wirken wohlthätig auf die Wiederbelebung der Nationallitératur. Unter den Trauerspiel-Dichtern wird auch der Herzog von Rivas und Martinez de la Rosa genannt. Der berühmteste aller Dramatiker, namentlich im Lustspiel, ist jedoch Tomas Rodriguez Rubi, der seinen Ruf durch sein großes Schauspiel „das Glücksrad" begründete; ganz neuerlich machte Ventura de la Vega ungemeines Aufsehen durch sein Lustspiel „der Weltmensch". In vielen Stücken der Dramatiker spricht sich die Absicht aus, die Spanier daran zu erinnern, daß sie einst eine einige und mächtige Nation waren, und sie für ihre Unabhängigkeit vom Auslande zu begeistern. Zur Zeit der Freiheitskriege wirkte namentlich Juan Bautista de Arriaza durch seine patriotischen Lieder nicht weniger begeisternd auf das Volk, als bei uns ein Körner und Arndt.

Während der großen Hitze werden die Theater*) geschlossen, nicht aber werden deshalb die Stiergefechte ausgesetzt, die während des Sommerhalbjahres in Madrid wöchentlich ein Mal statt finden. Gleich den ersten Sonntag nach meiner Ankunft wurde eine „Corrida" (Lauf), wie man das nennt, gehalten. An einem solchen Tage spricht man von nichts und interessirt sich für nichts als für die Stiere (Toros); und sollte auch die Welt untergehen, so würde man sich wenig darum kümmern, wenn deshalb nur dies Lieblingsvergnügen des Volkes nicht unterbliebe. — Der Ursprung der Stiergefechte verliert sich in's Dunkel der Vorzeit. Der Cid wird als einer der ersten genannt, die sich durch ihre Geschicklichkeit im Stierkampf Ruhm erwarben. Dieser Kampf war damals und viele Jahrhunderte hindurch eine vorzugsweise ritterliche Uebung, woran bei großen Hoffesten die Edelsten und Angesehensten, oft selbst die Könige Theil

*) Madrid hat drei Haupttheater; diese sind zwar sehr elegant eingerichtet, stehen jedoch an äußerlicher Größe den Theatern von Barcelona und Valencia weit nach.

nahmen. Unter Arabern und Spaniern wurden die wackersten Stierfechter in Liedern gefeiert. Auch in andern Ländern, namentlich in Italien und Frankreich, suchte man das Beispiel der Spanier nachzuahmen, doch ohne sonderlichen Erfolg. In Rom kamen in einem Jahr, 1332, neunzehn Edelleute unter den Hörnern des Stiers um, obgleich man ihn dort immer an einem Seil festband. Dergleichen Vorgänge versalzten die Lust. Isabella I. erklärte sich zuerst dagegen und verordnete, daß man die Hörner des Stiers mit einer ledernen Scheide überziehe, um die Kraft seines Stoßes zu brechen. Doch scheint man diese Verordnung wenig beachtet zu haben. Kaiser Karl V. machte sich die Vorliebe der Spanier für diese Kämpfe so zu eigen, daß er persönlich dabei auftrat und namentlich in einem Gefecht zur Geburtsfeier Philipps II. in Valladolid mit eigener Hand einen Stier erstach. Auch Philipp IV. kämpfte persönlich mit. Unter Karl II. erreichten diese Feste ihren höchsten Glanz. Sie waren noch immer fast ausschließlich eine Belustigung des Adels und des Hofes, wobei das Volk nur als Gast zugelassen wurde, und nach alter Kampfweise griff man dabei den Stier im Galopp mit dem kurzen Jagdspieß an. Philipp V. zeigte sich als entschiedener Gegner der Stiergefechte, die von jetzt an als nobele Passion in Verfall geriethen und nun als gymnastische Kunst ausgebildet wurden. Aus dieser Zeit rührt die Fechtergesellschaft (Cuadrilla) in ihrer heutigen Tracht und Zusammensetzung her. Bis dahin war der Stier immer von einem einzigen Fechter zu Pferde bekämpft worden. Romero war der erste, der den Stier zu Fuß mit dem Degen tödtete. Die Reiter eröffneten von jetzt ab nur das Vorspiel des Kampfes, indem sie statt des Jagdspießes mit fußlangem Eisen eine lange Lanze mit kaum zolllanger Spitze, bestimmt, den angreifenden Stier blos zurückzutreiben, erhielten. Während der Kriege gegen die Franzosen milderte sich die Liebhaberei für dies Vergnügen. Ferdinand VII. brachte es wieder in Blüthe und stiftete selbst eine Schule der Stierfechtkunst in Sevilla. Das Auftreten des ausgezeichneten Kämpfers Montes hat in neuerer Zeit die Lust wieder zur höchsten Leidenschaft gesteigert. — Der Circus oder der Stierplatz von Madrid liegt ein paar hundert Schritt vor

dem Thore von Alcala: ein kreisförmiges Gebäude, welches 5 bis 600 Schritt im Umfang hält und mehr als 12,000 Personen faßt. Der kreisrunde Kampfplatz (die Arena) wird von einer mannshohen Bretterwand umschlossen. In dieser sind in regelmäßigen Zwischenräumen schmale Oeffnungen angebracht, welche in einen acht bis zehn Fuß breiten hinter der Bretterwand herumlaufenden Gang münden und die dazu dienen, um die den Angriffen des wüthenden Stieres ausweichenden Fußkämpfer hindurch zu lassen. Eine zweite höhere Barrière trennt diesen Gang von den Sitzreihen der Zuschauer, die stufenweis emporsteigen. Die untersten aus hölzernen Bänken bestehenden Reihen sind für die niedrigen Volksklassen bestimmt und unbedeckt. Auf diese folgen die bedeckten Sperrsitze, über ihnen die Logen. Gerade über dem Behältniß, worin die Stiere eingesperrt sind, ist die Loge des Ayuntamiento, von der aus das Gefecht durch die oberste Civilbehörde geleitet wird, denn ohne den Vorsitz dieser Behörde kann das Schauspiel nicht vor sich gehen.

Der Anfang war um fünf Uhr Nachmittags angesetzt, doch bereits anderthalb Stunden vorher wogte ein bunter Menschenstrom die breite Alcalastraße hinab, um sich durch die fünf Pforten des Thores zu ergießen. Zwischen den beiden Reihen der Fußgänger auf jeder Seite der Straße herrschte ein unglaubliches Gewimmel von Wagen, Karren, achtspännigen Omnibus, Staatscarrossen, alterthümlichen Kutschen, Reitern zu Roß, zu Esel und zu Maulthier, oft zu zweien in einem Sattel. Bei unserer Ankunft war das Haus schon gedrängt voll, so daß wir Mühe hatten, auf unsere Sperrsitze zu gelangen, und eine Menge Volks trieb sich auf der geräumigen Arena umher, allerlei Neckereien gegen die Zuschauer ausübend. Eine Compagnie Infanterie umgab die Loge der Civilbehörde, auch hatte man alle Zugänge mit Militairwachen besetzt. Nichtsdestoweniger darf das Volk bei solchen Gelegenheiten nach Belieben lärmen, fluchen und toben und sich allerhand kleine Ausschweifungen erlauben, wenn es nur nicht die vorher bekannt gemachten gesetzlichen Vorschriften überschreitet. Ein auf einer Tribüne aufgestelltes Musikchor dient eines Theils zur Unterhaltung des Volkes, andern Theils soll durch schmetternde Musik die Wuth der Stiere erhöht werden.

Es gab sechs Stiere, die gewöhnliche Zahl, zu bekämpfen. Diese waren schon während der letzten Nacht in den Zwinger gebracht worden und hatten seitdem weder etwas zu fressen, noch zu saufen bekommen, um sie durch Hunger und Durst noch mehr zu stacheln. Je näher die festgesetzte Stunde herbeirückte, desto mehr wuchs die Spannung und gährende Aufregung dieser bunten Versammlung von 10 bis 12,000 heißblütigen Menschen. Tausende verlangten auf einmal die Eröffnung des Schauspiels, indem sie mit den Füßen und Stöcken stampften, auf die Behörden schimpften und fluchten, die Wachen verhöhnten und einen gräulichen Lärm machten mit Klappern, Pfeifen, Kindertrompeten und anderen disharmonischen Instrumenten. Endlich schlug es fünf Uhr, und mit dem Glockenschlag ritt eine Abtheilung Lanciers in die Arena hinein, um die unbefugten Eindringliche hinauszutreiben. Eine Minute später erschienen die Kämpfer, angeführt von zwei in schwarze Seide gekleideten Alcalden zu Pferde, und bewegten sich in feierlichem Aufzug um die Arena. Zuerst kamen sechs Picadores (Lanzenkämpfer) auf mageren Gäulen (denn man nimmt nur ausrangirte Thiere), denen man die Augen verbunden hatte. Diese Reiter trugen kurze bunt gestickte Jacken aus rehfarbenem Leder, eben solche kurze Beinkleider, gelblederne Gamaschen und Schuhe. Um den Leib haben sie gewöhnlich eine gelbseidene Schärpe, auf dem Kopf einen breitkrämpigen, ganz flachen, gelblichgrauen Filzhut, verziert mit einer Bandquaste und einem Blumenstrauß. Ihre Pferdesättel sind vorn und hinten mit hohen Lehnen versehen und in ihren maurischen hölzernen Kastensteigbügeln ist der Fuß vor allen Stößen gesichert. Zu dem Ende tragen sie auch unter den Beinkleidern Panzerschienen. Den Namen haben sie von der langen Lanze (Pica), ihrer einzigen Waffe. Den Picadores folgten vier Espadas zu Fuß mit ihren vier Trupps (Cuadrillen), Chulos und Banderilleros*). Ihre

*) Chulos und Banderilleros heißen die zum Anreizen des Stiers bestimmten Fußkämpfer, erstere durch Vorhalten bunter Tücher, letztere vermittelst der Banderillos; das sind kurze mit bunten Bändern gezierte und an ihrer Spitze mit scharfen Widerhaken versehene Wurfspieße. Der Espada, d. i. der Degen oder Schwertmann, hat den Stier zu tödten. Wir pflegen diesen fälschlich Matador zu nennen, worunter man in Spanien einen

Tracht ist die der andalusischen Majos und zwar nach bestimmten Farben. Die Sammet-Jacken und Beinkleider des ersten Espada und des ersten Trupps waren dunkelblau mit Gold gestickt, die des zweiten grün mit Silber, des dritten hellblau mit Silber, des vierten hellbraun mit Gold; ebenso waren die seidenen Schärpen und Halstücher des ersten dunkelroth, des zweiten gelb, des dritten rosenfarben, des vierten himmelblau. Alle trugen langes, durch einen Haarbeutel zusammengehaltenes Haar, eine seltsame, mit vielen Troddeln und Quasten geschmückte schwarze Sammetmütze, weißseidene Strümpfe und zierliche kleine Schuhe. Am linken Arm tragen sie die „Capa", ein großes seidenes Tuch, länglich viereckig und grellfarbig, namentlich roth. Sobald dieser Zug unter rauschender Musik den Kampfplatz umkreis't hatte, entfernten sich die Espadas, die Picadores stellten sich in regelmäßigen Zwischenräumen an dem Umkreis des Raumes auf und einer der Alcalden erbat sich von der vorsitzenden Civilbehörde die Auslieferung des Schlüssels zum Zwinger der Stiere. Dahin starrt in diesem Augenblicke Alles mit gespannter regungsloser Erwartung. Ein langgedehnter Trompetenstoß erschallt: die Alcalden flüchten sich in gestrecktem Galopp zum Circus hinaus, die Schranken öffnen sich und wuthschnaubend stürzt der Stier auf den Kampfplatz. Das Schmettern der Trompeten, das Jubelgeschrei des Volkes betäubt ihn. Er bleibt einen Moment unschlüssig stehen, blickt scheu mit rollendem Auge umher, brüllt und scharrt mit den Füßen im Sande. Da erblickt er einen der Picadores und mit hoch erhobenem Schweif und gesenkten Hörnern stürzt er auf den Reiter los. Es war ein sehr großer, ganz schwarzer Stier, flink und leichtfüßig, mit langen spitzen Hörnern. Sein Angriff ist furchtbar. Kaum hat der erste Picador Zeit, sein Pferd rasch auf die linke Seite zu wenden und die Lanze einzulegen, um den Stoß des von rechts angreifenden Stiers zu pariren. Er trifft denselben auch glücklich in den Nacken, allein die Lanze zersplittert wie Rohrhalm; mit weitaufgeschlitztem Bauch überschlägt sich das Pferd und schützt mit

---

gar nicht zum Fechterpersonal gehörigen Knecht versteht, welcher dem bereits gefallenen Stier mit einem Dolch den letzten Gnadenstoß versetzt.

seinem Leibe den unter ihm liegenden Reiter gegen die wiederholten Stöße des wüthenden Stiers. Die Chulos eilen jetzt von allen Seiten herbei, um den hülflosen Fechter zu retten und halten dem Stier ihre Tücher vor. Dieser wendet sich gegen sie, aber schnell sind sie wieder aus einander gestoben. Nur Einem wird von der Bestie hart zugesetzt: schon erreichen ihn beinah die Spitzen seiner Hörner: da schleudert er sein rothes Tuch dem Stier auf den Kopf und schwingt sich im leichten Sprunge über die Barrière, während der Stier das Tuch zerfetzt. Wüthend ob der Täuschung rennt er auf einen anderen Picador zu. Dieser verfehlt die Parade; auch seinem Pferde wird der Bauch aufgeschlitzt, doch fällt es nicht, sondern galoppirt in krampfhaften Sprüngen umher, bis es sich in seine eigenen verlorenen Gedärme verwickelt und sterbend zusammenbricht. Blitzschnell greift der Stier den dritten Reiter an und trifft das Pferd gerade in's Herz. Ein armstarker Blutstrom springt hervor. Das Pferd fällt, der Reiter, mit den Füßen noch in den Steigbügeln, bricht im Sturz ein Bein und erhält einen Stoß in den Unterleib. Die Chulos umschwärmen den Stier von neuem. Der wendet sich um, verscheucht sie, und während man den verwundeten Picador hinausträgt, wirft er sich auf den nächsten Reiter. Dieser, voll Entsetzen über die eben statt gehabte blutige Scene, giebt seinem Pferde die Sporen und reißt aus; allein der grimmige Feind holt ihn mitten in der Arena ein, spießt das Pferd von hinten, hebt es hoch in die Luft auf seinen Hörnern, und der herabgestürzte Reiter hinkt mit verstauchtem Bein, sich auf seine Lanze stützend, unter der Verhöhnung der Zuschauer aus dem Circus hinaus, während man dem Stier mit donnerndem: »Bravo, Toro!« applaudirt. Der fünfte und sechste Picador theilen das Schicksal ihrer Genossen. Andere reiten auf frischen Pferden in den Circus; doch das schäumende Unthier, obwohl mehrfach von den Lanzenspitzen verwundet, streckt eins nach dem andern mit aufgeschlitztem Leib in den Sand. Neun Pferde bedecken die Arena; ein zehntes wird tödtlich verwundet hinausgeführt. Das Volk verlangt immer mehr, allein die Civilbehörde läßt die Picadores abtreten. Ein neuer Trompetenstoß verkündet den zweiten Act des Kampfes. Vier Bande-

rilleros treten auf, jeder mit zwei Wurfspießen (Banderillos). Die Chulos locken den Stier durch ihre Tücher herbei. Dieser nimmt einen der Banderilleros auf's Korn, aber in dem Augenblicke, wo er den Kopf zum tödtlichen Stoß senkt, springt der Fechter graziös auf die Seite und stößt ihm rasch beide Spieße in den Nacken, wo sie wegen ihrer Widerhaken hängen bleiben. Der schon vielfach verwundete Stier sucht vergeblich die Spieße abzuschütteln, scharrt den Sand auf, brüllt laut auf vor Raserei und Schmerz, zerspaltet mit gewaltigem Stoß die starken Bretterwände und sucht über die Schranken zu springen; wendet sich dann wieder gegen die ihn umgebende flinke Schaar der Gegner und erhält abermals Spieße in den Nacken. Er taumelt wild im Kreise umher, zerfleischt in furchtbarer Wuth die gefallenen Pferde, wirft sie hoch in die Luft und wird zu immer neuen Angriffen aufgehetzt, die ihm nur neue Verwundungen einbringen. Ein dritter Trompetenstoß macht diesem grausamen Spiel ein Ende. Der letzte Act beginnt. Der Espada tritt auf, den blutrothen Mantel um den linken Arm geschlagen, grüßt das Publicum und bittet die vorsitzende Behörde um die Erlaubniß, den Stier bekämpfen zu dürfen. Man reicht ihm ein drei Fuß langes Schwert. Unerschrocken schreitet er ganz allein dem Stier entgegen und zeigt ihm seinen rothen Mantel. Der Stier stürzt auf ihn los; der Espada springt seitwärts und sucht ihm sein Schwert in den Nacken zu stoßen. Allein diesmal gelang es nicht; das Schwert zerbrach; der Espada fiel durch die Gewalt des Stoßes zur Erde und war in augenscheinlicher Gefahr von dem Stiere durchbohrt zu werden, als die jetzt von allen Seiten herbeieilenden Chulos ihn noch rechtzeitig von dem Angriff befreien. Es wird ein neues Schwert gebracht; noch zwei Mal sucht der Espada den Stier zu treffen, allein mit schlechtem Erfolg. Unter Schmähungen muß er auf Verlangen des Volkes den Platz räumen. Ein zweiter Espada erscheint. Es ist el Chiclanero, der berühmte Schüler von Montes. Schallender Jubel empfängt ihn. Der Chiclanero bedankt sich, läßt den Stier angreifen und bohrt ihm das Schwert auf den ersten Stoß bis an das Heft zwischen die Schulterblätter. Alsbald quillt dem Stier ein Blutstrom aus Nüstern und Maul und

Maul, und lautlos sinkt er zusammen. Hinterdrein folgt furchtsam der Matador (denn man kann nicht wissen, ob das Thier nicht noch den einen letzten Kraftaufwand zu einem tödtlichen Stoß versucht) und giebt ihm mit seinem Dolch den Gnadenstoß in's Genick. Trompeten und Pauken ertönen, der donnerndste Beifall begrüßt den siegreichen Espada und unter rauschender Musik werden die gefallenen Pferde, so wie zuletzt der Stier von drei prachtvoll angeschirrten Maulthieren vom Kampfplatz hinweggeschleift. Mehrere Knechte bestreuen die blutigen Flecke mit frischem Sande, und darauf wiederholt sich das eben geschilderte Schauspiel von neuem. Das Gefecht dauerte bis acht Uhr abends. Die noch übrigen fünf Stiere waren zwar alle tapfer, verrichteten jedoch nicht solche Heldenthaten, wie der erste. Im Ganzen blieben 26 Pferde und das Gefecht galt daher für ein sehr gutes.

Die Stiergefechte, eine so barbarische Sitte sie auch an und für sich sein mögen, haben doch für den daran gewöhnten Spanier etwas Berauschendes, unwiderstehlich Hinreißendes. Gewiß dienen sie dazu, den kriegerischen Geist des Volkes zu erhalten, die körperliche Gewandtheit und den persönlichen Muth zu heben. Schon aus manchem Stierkämpfer (Torero) ist zur Zeit der Kriege ein gewandter Guerillaführer geworden. In allen größeren Städten Spaniens, mit Ausnahme Cataloniens, wo es keine Kampfplätze für Stiere giebt, werden mehrmals des Jahres Stiergefechte veranstaltet; nirgends aber ist die Leidenschaft dafür größer als in Andalusien, wo es kaum ein Dorf giebt, in dem nicht am Tage seines Schutzheiligen „zu Ehren Gottes und der Jungfrau Maria" ein Stiergefecht veranstaltet würde; namentlich ist Sevilla die Wiege dieser Fechtkunst*). Die Kosten werden theils von der Ortsobrigkeit, theils von Actiengesellschaften bestritten und durch die hohen Preise der Plätze wieder eingebracht. Die Fechter, fast durchgängig Andalusier, sind, wie unsere Schauspieler, entweder umherziehende

*) In Portugal hat man auch Stiergefechte, aber sie sind dort weniger gefährlich, da man den Stieren hie und da hölzerne Kugeln auf die Hörner zu stecken pflegt.

Banden, oder in größeren Städten fest besoldete stehende Gesellschaften. Jeder Espada bekommt für einen getödteten Stier 50 Piaster, jeder Picador 30 bis 40, die Banderilleros weniger. Wer ein guter Torero werden will, muß den Stier in allen seinen Eigenthümlichkeiten genau studiren. Denn die spanischen Stiere sind keine deutschen Ochsen. In der abgeschlossensten Wildniß aufgewachsen, kennen sie den Menschen nicht, besitzen eine außerordentliche Kraft, die sie sehr abzumessen verstehen, sind dabei äußerst schnellfüßig und setzen mit der Gewandtheit des Rehes über die Barrièren des Circus. Beim Kampf beobachten sie gewisse Regeln. So greifen sie ihren Feind immer von der rechten Seite an, und führen den Stoß stets mit dem linken Horn. Dagegen ist ihr Naturell sehr verschieden. Manche stoßen in blinder Raserei gleich Alles über den Haufen, während andere anfangs ganz gelassen erscheinen, ohne auf Hetzen und Locken zu achten, dann aber ganz unvermuthet auffahren und tödtliche Stöße ertheilen. Oft ist ein Stier wirklich vollkommen friedliebend. Will bei solchem kein Reizmittel mehr anschlagen, so werden ihm Banderillos, die man mit Schwärmern, Kanonenschlägen u. dergl. umhüllt hat, angezündet in den Nacken gestoßen und machen ihn gewöhnlich durch die Pulverblitze und Knalle entsetzlich wild. Manchmal will ein Stier gar nicht angreifen (denn sowohl Espadas als Picadores müssen den Angriff abwarten) und geht feig zurück. Dann hetzt man große afrikanische Bluthunde auf ihn, damit sie ihn festhalten, worauf er schimpflich vom Matador erdolcht wird. Ist aber ein Stier so wild und unwiderstehlich, daß er Alles, was er trifft, Pferde und Menschen, spießt; so geschieht es zuweilen, daß das Volk sein Leben verlangt und er in seine Wildniß zurückkehren darf.

Der Stierkampf erinnert uns an den eigenthümlichen Bärenkampf der Asturier. Ihrer Zwei gehen aus, von denen der Eine, der Händelsucher genannt, einen langen Prügel führt, der Andere, der Messerschwinger, ein langes Messer. Sobald man eines Bären ansichtig wird, tritt ihm der Händelsucher in den Weg und droht ihm mit dem Prügel. Der Bär stürzt sich auf seinen unhöflichen Gegner. Dieser wirft den Prügel weg und sich dem Bären in die Arme, den er mit kräftigen Fäusten um-

klammert; in demselben Augenblick aber muß er auch seinen Kopf vor dem Rachen des Ungeheuers sicher stellen, indem er sich mit der Stirn fest gegen die Gurgel des Thieres anstemmt; gelingt ihm dies nicht, so ist er verloren. Der Bär sucht seinen Gegner mit den Tatzen zu packen und zu zerfleischen; doch der Händelsucher ringt mit ihm auf Tod und Leben, bis sein Gefährte dem Thier von hinten beikommt und ihm das Messer bis an das Heft in den Leib stößt und zwar so, daß er in's Herz trifft. — Mancher Asturier hat das Bärenringen seit seinen Jünglingsjahren mehrmals in der Woche wiederholt, ohne eine Narbe davon zu tragen.

Ein Eilwagen brachte mich nach dem königlichen Lustschloß San Ildefonso, das man gewöhnlich mit dem Namen la Granja bezeichnet. Der Platz ist wegen seiner hohen Lage*) am Fuße des nördlichen Abhanges der Sierra Guadarrama für den Sommeraufenthalt sehr geeignet. Die höchsten Berge der Sierra umgeben das Schloß und die Stadt in Form eines Hufeisens, welches sich nach der fruchtbaren Ebene von Segovia hin öffnet. Die Berge zur Rechten sind bis zum Gipfel hinauf mit Fichten bewaldet, die zur Linken, welche hier ihre größte Höhe erreichen, sind beinah völlig kahl und noch jetzt, beim Beginn der Hundstage, an vielen Stellen mit großen Schneemassen bedeckt. Die unmittelbare Nachbarschaft des Gebirges bringt dem Orte selbst im Hochsommer kühle Luft und einen Wasserreichthum, der den üppigsten Baumwuchs hervorbringt und mehr als hinreichend ist, um die vielen Wasserkünste wochenlang zu speisen. Dazu kommt die wilde Schönheit der Gegend, die Mannichfaltigkeit prächtiger Gesichtspunkte, der Ueberfluß an Jagdthieren aller Art. Faßt man dies Alles zusammen, so wird man zugeben, daß Ildefonso viel mehr von der Natur begünstigt ist als Versailles, als dessen Nachbild es in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde. Das Schloß läßt sich freilich dem Umfange nach

*) La Granja ist das am höchsten gelegene Fürstenschloß in Europa, da es in gleicher Linie mit der Kegelspitze des Vesuv (3500 Fuß hoch) steht.

nicht mit dem Palast Ludwigs XIV. vergleichen, aber es kann doch groß genannt werden. Seine Hauptfront ist dem Garten zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite laufen von den beiden äußersten Flügeln symmetrische Nebengebäude aus. Diese schließen einen ungeheuer großen Hofraum ein, der vorn durch ein Gitter gesperrt ist; aber dieser Hofraum ist mit Gras überwachsen, die stattlichen Dienstgebäude sind verödet. Denn seitdem die Granja der Schauplatz der Revolution von 1836 war, meidet die königliche Familie diese Stätte *). Daher ist auch das Innere des Schlosses vernachlässigt und die Fenster der im Erdgeschoß befindlichen Gallerie von Gemälden und Bildhauerwerken sind durch Läden verschlossen. Dagegen belohnt sich ein Blick in den Schatz der Schloßkirche. Es ist unmöglich, kostbarere Kirchengewänder zu sehen, als hier in vielen Dutzenden in alten Eichenschränken vergraben liegen. Ein mit großen Smaragden und Diamanten besäetes goldenes Kreuz mag viele Millionen werth sein. — Rechts vom Schloß liegt die kleine Stadt Ildefonso. Ihre breiten Straßen gehen schnurgerade an den kasernenartigen massiven Häusern entlang; aber diese Straßen sind wie ausgestorben und diese großen Häuser sind theils halb verfallen, theils verschlossen und verlassen. Nur etwa 500 Menschen bilden die stehende Bewohnerschaft. Viele finden Beschäftigung in einer hiesigen königlichen Glashütte, die zu den besten und thätigsten des Landes gehört. Man zeigte mir einen Spiegel von 131 Zoll Höhe und mehr als 70 Zoll Breite, einen der größten, die bis jetzt irgendwo zu Stande gebracht sind. Sommers nehmen einige Familien aus Madrid für ein paar Wochen in San Ildefonso ihren Landaufenthalt. Seine Glanztage feiert der Ort an den Namenstagen der Häupter der königlichen Familie, wo man allein im ganzen Jahre die Wasser spielen läßt. — Am diesjährigen Namenstage der Königin Mutter (24. Juli) war der Zudrang nach der Granja ungewöhnlich stark. Madrid und das benachbarte Segovia hatten zahlreiche Sendlinge zu dem Festtagspublicum gestellt; die große Masse desselben bestand jedoch aus Landleuten der Umgegend, unter denen die Frauen durch die

*) Neuerlich hat sich das wieder geändert.

schreienden Farben der Provinzialtracht hervorstachen. Aus Segovia waren viele Zöglinge der dortigen Artillerieschule herübergekommen, lauter stattliche junge Leute, die durch ihre Haltung und vielleicht auch durch ihre geschmackvolle Uniform und ihre großen Säbel auf das schöne Geschlecht gewiß den günstigsten Eindruck hervorbrachten. An einem solchen Tage macht jeder Einwohner des Ortes, so gut es gehen will, den Gastwirth. Allerdings fehlt es nicht an Platz zum Unterkommen, denn man hat Zimmer im Ueberfluß, aber gewöhnlich weder Stuhl noch Tisch weder Bank noch Bett darin, und die Einwohner können bei ihren sehr beschränkten Mitteln in der Regel eine nur geringe Zahl von Zimmern zur Aufnahme vorbereiten. So ist es denn natürlich, daß die zuletzt Kommenden entweder zwischen den vier nackten Wänden auf platter Erde schlafen, oder die geringsten Bequemlichkeiten mit Gold aufwiegen müssen. In einem einzigen Zimmer des Hauses, welches ich bewohnte, mußten während der Nacht siebzehn Personen neben einander lagern. Die Spanier haben indeß die glückliche Gabe, sich in alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit einem bewunderungswürdigen Gleichmuth zu finden.

Der im französischen Stil angelegte Garten von la Granja ist sehr groß und zieht sich am Abhang des Gebirges hinauf. Die durch Berg und Thal begünstigten mannichfach wechselnden Anlagen werden durch eine Fülle fließenden Wassers belebt; überall hört man es rauschen, sieht man es sprudeln, schäumen und blinken. Bildhauerwerke in dem seltsamen Geschmack der Zeit Ludwigs XIV. schmücken die dem Schloß zunächst gelegenen Theile des Gartens. Hier sieht man eine Gruppe olympischer Personen in der Stellung und mit der Miene Fächer spielender Hofdamen, dort einen Schwarm von Liebesgöttern, welche Wölfe und Eber bändigen, weiterhin in einem Wasserbecken ein gräßliches Ungeheuer; an der Hauptfront des Schlosses zieht sich eine Reihe von Sphinxen entlang, auf denen hie und da ein Amor reitet. — Nach drei Uhr nachmittags, der gewöhnlichen Stunde des Mittagessens in Spanien, füllte sich der Schloßgarten mit Menschen, und es mochten sich wohl an zehntausend versammeln. Die Wasserkünste sollten der Ankündigung gemäß um

vier Uhr beginnen, es vergingen indeß noch anderthalb Stunden, ehe der Verwalter des Schlosses erschien, um das Zeichen zum Anfang des prächtigen Schauspiels zu geben, ohne daß sich inzwischen die Langmuth der harrenden Menge einen Augenblick verläugnet hätte. Die Wasserkünste selbst sind außerordentlich zahlreich und mannichfaltig. Mehrere der bedeutendsten Fontainen sind nicht im dienstfähigen Zustande, aber was ich davon gesehen, reicht hin, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß die hiesigen Wasserkünste die von Versailles bei weitem übertreffen. Nicht nur ist in la Granja die Masse und Kraft der aus einem seeartigen Behälter gespeis'ten Wasser größer als in Versailles, sondern man hat hier den flüssigen Stoff auch weit besser zur Hervorbringung zauberhafter Schaumgebilde zu benutzen gewußt; nur ist der Anblick hier insofern weniger großartig, als man die Stücke einzeln nach einander pielen läßt. Das reichste und schönste Stück gab die Fontaine der Frösche (fuente de las ranas). Riesenmäßige Frösche und menschliche Gestalten, die sich in Froschgestalt zu verwandeln schienen, speien Hunderte von starken Wassersäulen aus und bilden dadurch einen phantastischen Kuppelbau, aus dessen Mittelpunkt eine mächtige Thurmspitze emporsteigt. In jedem Augenblicke wechseln die Formen des Schaumdomes, bis sich zuletzt aus der krystallenen Wölbung urplötzlich ein feiner Staubregen entwickelt, der die Häupter der dicht umher gedrängten Menschenmasse mit Millionen von glitzernden Edelsteinen und leuchtenden Perlen bestreut. Mit Geschrei stiebt die Menge auseinander und hinter ihr versinkt das Nixenschloß. Die letzte der Fontainen, die der Fama, treibt ihren Hauptstrahl 130 Fuß hoch, so daß man die Silberpyramide von dem anderthalb deutsche Meilen entfernten Segovia aus ganz deutlich sieht.

Am folgenden Morgen wollte ich nach dem acht Leguas entfernten Escorial, abreisen. Die Plätze im Eilwagen waren alle besetzt und ich schickte also nach einem Reitthier aus. Bald nachher wurde mir gemeldet, daß das einzige Pferd, dessen man noch in Ildefonso habhaft werden könne, vor der Hausthür auf mich warte. Ich stieg hinunter, besah mir das Pferd und erklärte dann dem Eigenthümer, hier müsse nothwendig ein Miß-

verständniß obwalten, indem ich ein Pferd verlangt habe, um mich nach dem Escorial zu tragen, nicht aber um dies jämmerliche Pferd dorthin zu tragen, wie er vorauszusetzen scheine. Der Bauer schrie laut auf über die schlechte Meinung, die ich von seinem Gaul hege, dem er eben so viele vortreffliche Eigenschaften beilegte, als ein Sultan Titel hat, und um die Wahrheit seiner Worte durch die That zu beweisen, führte er sein Thier ein paarmal vor dem Hause auf und ab. Da zeigte sich denn, daß der Gaul wirklich drei beinah dienstfähige Beine hatte und daß er nicht viel mehr, als je eine Secunde gebrauchte, um eins dieser Beine vor das andere zu setzen. Unter solchen Umständen entschloß ich mich kurz und reis'te auf meinen eigenen Beinen ab. — Mein Weg führte anfangs über eine Berghaide, hie und da mit Eichengebüsch und mit großen noch blühenden Rosensträuchern bewachsen. Zur Rechten zeigten sich jenseits eines Waldbaches die Trümmer eines Schlosses und vor mir stand schwarz und schroff die wilde Sierra Guadarrama, deren erste Stufen ich binnen einer halben Stunde erreicht hatte. Bis dahin hatte mich der aus hundert Büschen tönende Gesang der Drosseln begleitet; nun aber wurde die Natur umher schweigsam. Als ich im Schatten der Fichtenwaldung den jähen Abhang hinauf klomm, hörte ich keinen andern Laut, als den rauhen Schrei eines Adlers, der mich vom Felsgipfel her begrüßte. Adler und Raubvögel aller Art sind in Spanien zahllos. Im Gebirg und selbst in der Ebene vergeht kein Tag, ohne daß man des Königs der Vögel ansichtig würde, und in den größten Städten zumal des Südens, sieht man beständig Dutzende von Falken die Kirchthürme umkreisen, in denen sie ungestört horsten. — Je höher man steigt, desto lichter wird die Waldung, und auf dem höchsten Punkt des Weges, dem Paß von Navalcerrado, hört der Baumwuchs ganz auf. Ueber diesen Höhepunkt hinweg läuft die Grenze der beiden castilianischen Königreiche, die hier durch zwei steinerne Pfeiler bezeichnet ist. Nach Süden überblickt man die wellenförmige Ebene von Neucastilien bis über Toledo hinaus, nach Norden liegt ein großer Theil des kornreichen Flachlandes von Altcastilien vor dem Auge ausgebreitet da. Unmittelbar zu meinen Füßen fiel steil die Bergwand ab, von der

sich der Weg von la Granja her emporschlängelt. Nordwärts senkt sich das Gebirge viel sanfter. Der genannte Paß liegt 4800 Fuß hoch über der castilianischen Ebene, welche sich etwa 3000 Fuß über das Meer erhebt. Zu beiden Seiten des Passes aber steigen die Berge noch etwa 1500 in die Höhe, so daß die äußersten Spitzen der Sierra über 9000 Fuß hoch sein möchten; auch sind noch jetzt mehrere Gipfel mit Schnee bedeckt. Die Sierra bildet eine werkwürdige Wasserscheide. In la Granja ist der Himmel fast immer bewölkt und die Luft kühl; aber kaum hat man die Höhe des Gebirges überstiegen, so tritt man während des Sommers in eine glühende Atmosphäre ein. Die Sierra Guadarrama fängt nämlich alle Wolken auf, die von Westen und Norden heranziehen, und indem sie dieselben festhält, sichert sie Madrid den blauen Aether, der dort im Sommer nur selten getrübt wird. Dazu kommt, daß der Südabhang der Sierra fast ganz von Wald entblößt ist, und ihre nackten Granitfelsen werfen gleich einem ungeheuren Metallspiegel, die Sonnenstrahlen auf die Ebenen zurück. Daher die Hitze in Madrid, wo das Thermometer jetzt sehr oft 32 Grad Reaumur zeigt und im August steigt es wohl bis 34, ja 36 Grad. — Nachdem ich mich in einer armseligen Venta, der einzigen des ganzen Weges von la Granja, mit einem Stück Brot und etwas Ziegenmilch erfrischt, stieg ich den Südabhang der Sierra vollends hinab. Die Gegend wird immer nackter, rauher, düsterer. Den einzigen heitern Punkt bildet ein Thal zur Rechten mit zwei freundlichen Dörfern. Am Fuße der Sierra nähert man sich einem kleinen Orte, der den Namen Guadarrama führt; dann läuft die Straße zwei Stunden weit die ungeheure Granitmauer entlang, an welche sich der Escorial anlehnt. Der Ort und das Kloster liegen in einem versteckten Winkel des Gebirges, so daß man ihrer erst in der Entfernung einer Viertelstunde ansichtig wird. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und urplötzlich stürzte sich von den Höhen der Sierra ein eisiger Wind, der im Nu die Schwüle des Tages in eine empfindliche Abendkühle verwandelt hatte. Diesem Winde, der aus erster Hand unerträglich ist, verdankt das sechs Meilen entfernte Madrid die angenehme Frische seiner Abende und Nächte.

Der Escorial im eigentlichen Sinne besteht aus zwei unbedeutenden Flecken. Unten im Thal liegt der ältere Flecken Escorial bajo mit seiner unscheinbaren Pfarrkirche. Oberwärts, am kieferbewaldeten Saume der Granitberge, schimmern die neueren Gebäude des Escorial de Arriba und zu seiner Linken entfalten sich in schöner Ordnung die ungeheuren Massen des Klosterpalastes von San Lorenzo (Palacio monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria), wie dies Gebäude eigentlich heißt, denn der Flecken des Escorial hat damit nichts gemein, obwohl man den berühmten Palast gewöhnlich darnach benennt. Philipp II. that am Tage der Schlacht von St. Quentin am 10. August 1557 dem heiligen Laurentius, dessen Fest grade auf diesen Tag fällt, das Gelübde, er wolle im Falle des Sieges dem Heiligen ein Kloster gründen. Die Schlacht wurde mit Glanz gewonnen, und Philipp gab nun seinem Baumeister Juan Bautista de Toledo, einem Schüler Michel Angelo's, den Auftrag, ein Kloster und einen Palast zu bauen, die ihres Gleichen auf Erden nicht hätten. Johann von Toledo lös'te die ihm gestellte Aufgabe durch die Schöpfung des Escorial, den jedoch erst sein Schüler Juan de Herrera vollenden konnte. Der erste Eindruck dieses kolossalen Baues überwältigt jede Erwartung; er steht vor den Augen des Beschauers da, wie eine Masse künstlich bearbeiteter Granitfelsen. Der Klosterpalast bildet ein rechtwinkliges Parallelogramm von dem Umfang einer starken Viertelstunde und ist im dorischen Stil gänzlich aus blauem Granit erbaut. Alle seine Fußböden, Verzierungen, Wandbekleidungen, Altäre u. drgl. bestehen aus verschiedenartigem Marmor, und die Thüren sind vielleicht das einzige Holz darin. Der Grundriß hat die Gestalt eines Rostes als Anspielung auf die Todesart des heiligen Laurentius, der auf einem Rost gebraten sein soll. Den Handgriff des Rostes bilden die königlichen Wirthschaftsgebäude und die vier Füße desselben sind durch die vier Eckthürme des Klosterpalastes bezeichnet. Die Hauptfront des letzteren ist westwärts dem Gebirge zugekehrt, welches in der Entfernung eines Büchsenschusses beinah senkrecht aufsteigt. An den beiden Ecken stehn zwei viereckige Thürme, jeder 200 Fuß hoch, und zwischen denselben befindet sich der aus drei großen Portalen bestehende

Haupteingang. Durch diesen tritt man in den geräumigen „Hof der Könige“ (el patio de los reyes), so genannt von sechs kolossalen, 15 Fuß hohen Granitstatuen israelitischer Könige, im Hintergrund des Hofes. Diesen Hintergrund bildet die Vorderseite der ungeheuren Klosterkirche. Sie hat die Form eines Kreuzes und ist oben mit einer unglaublich kühnen Kuppelwölbung geschlossen: das Prachtstück des ganzen Baues. Sie macht einen durchaus erhebenden Eindruck. Einfach und edel, und dabei doch großartig und elegant ist sowohl der Bauplan der Kirche als der Geschmack ihrer Ausstattung. Keine Ueberladung, kein überzierliches Schnitzwerk, sondern überall Maß, Ernst und gediegenes Wesen. Das Innere zerfällt durch zwei Reihen mächtiger Pfeiler in drei Schiffe und macht einen tiefen fast niederschmetternden Eindruck. Zu erstaunlicher Höhe wölben sich die ungeheuern, aus glattpolirten Granitquadern zusammengefügten Bogen und die von Meisterhand gemalten Frescogemälde der Gewölbe scheinen wirklich in goldenen Wolken über dem Haupte des Beschauers zu schweben, während das durch die hohen Bogenfenster einfallende Tageslicht Alles umher hell erleuchtet, was nicht wenig dazu beiträgt, den strengen Ton des Ganzen noch zu erhöhen. Das Hochaltar ziert eine massiv silberne Bildsäule des heiligen Laurentius von 450 Pfund. Darüber wölbt sich in edelster Form bis zu einer Höhe von 330 Fuß die mächtige freskengeschmückte Kuppel, durch deren Fenster ein rosiges Licht auf den Altarplatz fällt. Der Fußboden besteht aus einem glänzenden Getäfel von schwarzem und weißem Marmor. Die Seitenkapellen enthalten 48 Altäre. Ueber dem Hochaltar sind die Marmorbilder zweier Engel angebracht. Von unten gesehen erscheinen sie wie Kinder; dringt man aber auf einem schmalen längs des Simses innerhalb der Mauern herumlaufenden Gange, der die beste Gelegenheit giebt, das Gigantische des Baues zu bewundern, bis zum Hochaltar vor, so bemerkt man, daß jeder Engel zwölf Fuß hoch ist, auch wird man hier durch die Riesenmäßigkeit der Figuren in der Decke überrascht. Unter den aus dem kostbarsten Holz geschnitzten Chorsitzen zeigt man mit großem Lobe der Demuth des Königs den Platz den Philipp II. einzunehmen pflegte. Dieser Sitz ist in einem Winkel angebracht,

aus dem man jedoch Alles, was in der Kirche vorging, gar trefflich beobachten konnte. In der Mitte des Chors steht ein drehbares Pult aus Bronze, bestimmt, bei der Messe die Chorbücher darauf zu legen, das 12,500 Pfund wiegt, aber bei dem geringsten Druck des Fingers sich um seine Axe dreht. Eine breite Marmortreppe, deren polirte Jaspiswände den Schein der Lichter spiegelhell zurückwerfen, führt unter dem Hochaltar in das sogenannte Pantheon, die dunkle Todtengruft spanischer Könige, jedoch nur solchen, die Nachkommen hinterlassen haben. Es ist ein achteckiger, durch eine Kuppel geschlossener Raum, dessen Boden und Wände mit blankem Jaspis und verschiedenfarbigem Marmor überkleidet und mit Ornamenten aus vergoldeter Bronze verziert sind. Rings an den Wänden sind 26 Nischen mit gleichgeformten Marmorsärgen angebracht, in denen die Gebeine Karls V., Philipps II. und die der folgenden gekrönten Häupter bis auf Ferdinand VII. Acht Nischen stehen noch leer. Von dem Schlußstein der Kuppel hängt ein antik geformter ungeheurer Kronleuchter herab, der dies Prachtgemach bei Gelegenheit einer Beisetzung erleuchtet. — Die zweite Abtheilung des Klosterpalastes, welche den südlichen Theil des ganzen Bauwerkes bildet, enthält einen großen Kreuzgang, der in das Kloster führt, woselbst sich die jetzt leer stehenden Zellen für zweihundert Mönche befinden. Die dritte Abtheilung, der nördliche Theil des Ganzen, enthält in seinem großen Hofe den königlichen Palast, dessen Innres mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist. — Einst war der Escorial das bedeutendste Kunstmuseum von Spanien. Ueber hundert der vorzüglichsten Gemälde sind neuerlich in's Madrider Museum gewandert; indeß bewahrt der Escorial immer noch über 400 Originale von Meistern namentlich der niederländischen Schule. In einer der Kapellen sieht man das berühmte marmorne Christusbild, das dem Benvenuto Cellini zugeschrieben und streitig gemacht wird. Die äußerst werthvolle Bibliothek des Escorial ist in einem heitern, geschmackvoll decorirten Raume aufgestellt. Die Bücher, größtentheils in rothes marokkanisches Leder gebunden, stehen in Glasschränken; es giebt mehr als 24,000 Bände, sämmtlich ältere Werke namentlich viel geschichtliche; von den 4000 Handschriften

gehört die Mehrzahl der arabischen Literatur an. Unter den Oelgemälden der Bibliothek ergriffen mich mächtig die von Pantosa († 1610) gemalten Portraits Kaiser Karls V. und Philipps II., Vater und Sohn hängen einander gegenüber und bilden den grellsten Contrast. Kaiser Karl im kräftigsten Mannesalter hoch aufgerichtet, angethan mit glänzender Stahlrüstung, das schöne von dunkelbraunen Locken umwallte Haupt mit feurigem Herrscherblick und wohlwollenden Zügen stolz emporhaltend, in der Rechten das Scepter, während die Linke auf dem Helm ruht, der auf einem mit rothem Sammet bekleideten Tische liegt. Ihm gegenüber Philipp in vorgerücktem Mannesalter und etwas gebückter Stellung, sich kraftlos mit der Rechten auf einen Armsessel, stützend, in der Linken einen Rosenkranz, ganz in schwarzseidene, eng anliegende Kleider gehüllt, das von dünnen weißen Locken umflatterte Haupt mit einer spitzen schwarzsammetnen Mütze bedeckt; und dazu dies Gesicht, diese hageren abgehärmten Wangen, diese vornehmen feinen scharfgeschnittenen Züge mit marmorbleicher durchsichtiger Farbe, der unsichere Blick, die schmalen zitternden Lippen, dieser Seelenjammer, der sich in den Zügen malt, dieses ganze gedrückte Wesen, so daß es Einem vorkommt, als müßte man den König einmal Athem holen sehen und als müßte das goldene Vließ, welches an breiter Kette auf die Brust herabhängt, sich einmal bewegen: es ist unübertrefflich schön! — Ueber die Schätze und Kostbarkeiten, die silbernen und goldenen Geräthschaften, die der Escorial besitzt, hat man verschiedene Ansichten; die Einen sprechen von unermeßlichem Reichthum, die Andern von Armuth; wenn man indeß nur das viele Kupfer oder Messing betrachtet, das in allen Theilen des Gebäudes, namentlich der Kirche verschwendet ist, so begreift man kaum, wie alle Erzgruben der Welt vermocht haben, so ungeheure Massen dieses Metalls zu liefern. In einer dunkeln Kapelle stehen zwei Armleuchter, welche Tausende von Centnern wiegen müssen; auch in den vielen messingenen Geländern und Gitterthoren, deren Stäbe oft die Dicke eines Mannsschenkels haben, stecken allein schon Millionen. — Außer den vier bereits erwähnten Thürmen, die an den Ecken des ganzen Bauwerkes stehen, bezeichnen noch vier andere Thürme von 200 Fuß Höhe, worin

zusammen 51 harmonisch gestimmte Glocken enthalten sind, die vier Ecken der im Mittelpunkt liegenden Kirche und zwischen diesen ragt stolz und feierlich die mächtige Kuppelempor. Diese ist doppelt aus Granitquadern gewölbt, und zwischen der inneren und äußeren Schale führt eine Treppe auf den höchsten Kranz der Kuppel. Von hier aus überschaut man bequem das ganze labyrinthische Bauwerk mit seinen 16 Höfen, 63 Fontainen, die allenthalben Strahlen krystallenen Wassers hoch in die Luft spritzen, seinen anmuthigen Gärten und dem sich daran schließenden umfangreichen Park. Nach Norden und Westen wird die Aussicht durch die Felsberge der Sierra beschränkt, die unmittelbar hinter dem Escorial aufsteigen. Im Uebrigen gewahrt man in der Ferne nichts als eine baumlose grauröthliche Fläche, die hinter den Thürmen von Madrid, aus dessen unförmlicher Häusermasse der königliche Palast wie ein gewaltiger Quaderstein heraustritt, am Horizont verschwindet. — Im Park des Escorial liegt das königliche Lustschloß Casa del Principe, welches eine Menge von Kostbarkeiten und herrlicher Kunstwerke einschließt, unter denen ich nur die von spanischen Meistern gefertigten feinen Elfenbeinarbeiten erwähnen will, wo man z. B. den Raub der Sabinerinnen und das Urtheil Salomons in schönen Gruppen dargestellt sieht.

Auf dem Rückwege nach Madrid bemerkt man zur Rechten in einer Niederung das königliche Jagdschloß la Zarzuela, umringt von einem ausgedehnten Laubgehölz. Die unfruchtbare wellenförmige Hochebene gewährt gerade jetzt einen freundlicheren Anblick, da sie größtentheils mit blühendem, balsamisch duftendem Lavendel bedeckt ist. Nur hie und da zeigen sich einzelne elende Flecken, grau und düster wie der dürre Gypsboden, auf dem sie stehen.

Madrid bot zur Zeit meiner Anwesenheit nicht das belebte Bild dar, das ihm sonst eigen sein soll. Die Abwesenheit des Hofes und mit ihm der Mehrzahl des hohen Adels (der Grandezza) bewirkte, daß damals eine Menge eleganter Equipagen und Toiletten fehlten, welche namentlich den Promenaden des Prado

einen schimmernden Glanz verleihen. Nichtsdestoweniger war das eigentliche Volksleben geblieben. Wie immer bildete die Politik den Hauptgegenstand der lebhaften Unterhaltungen auf der Puerta del Sol, welche von zehn Uhr morgens an der Sammelplatz aller Literaten, Stutzer, Pflastertreter und Glücksritter ist. Da hatte ich denn vielfache Gelegenheit, den feinen Witz und die launige Persiflage, worin die gebildeteren Klassen der Madrider stark sind, kennen zu lernen. Der Glanz des Prado entfaltete sich mir bei einem Volksfest, daß zu Ehren eines Heiligen angestellt wurde. Erst um zehn Uhr abends begann nach der drückenden Schwüle des Tages das eigentliche festliche Treiben auf den Promenaden des Prado, der gegen die Stunde des Spaziergangs immer mit Hülfe unterirdischer Kanäle reichlich besprengt wird, um den Staub zu löschen, während auch die vielen Springbrunnen angenehme Kühlung verbreiten. Unter den schattigen Ulmen wurden zahlreiche Feuer angezündet, um welche sich das im Sonntagsstaat prangende Volk schaarte, um Nationaltänze aufzuführen, Balladen zu singen und allerhand Nationalspiele zu veranstalten. Die gewöhnliche Zahl der Zelte und Buden behufs Verabreichung von Erfrischungen hatte sich verzehnfacht und in den Seitenalleen waren Feldküchen aufgerichtet, über deren Flackerfeuer in großen Kesseln die Pfannkuchen siedeten und die Waffeleisen klapperten. Zierlich gekleidete Zigeunermädchen trugen das frische Backwerk aus, das sie, schlank und glatt wie Aale sich durch die dichten Massen hindurchwindend, auf blumengeschmückten Tellern präsentirten. Leichtgeschürzte Valencianer boten mit gellendem Geschrei Orangen in artig geflochtenen Binsenkörbchen aus oder priesen mit dem weitbauchigen Steinkruge auf der Schulter ihre Limonade und ihr Eiswasser an, während Andere „Hielo“ feil hatten, das heißt „Eis“: ein eigenthümliches, etwa wie zusammengebackter Schnee aussehendes Zuckergebäck. Außer den dunkelgekleideten Castilianern bemerkte ich mehrere durch ihre Tracht auffallende Gruppen. Darunter die Gallegos oder Bewohner von Galizien, die in Madrid wie in allen Hauptstädten Spaniens das Geschäft der Auflader, Pack- und Wasserträger, Kärrner u. dergl. versehen und die nicht gerade in dem Rufe stehen, das Pulver erfunden zu haben.

Sie führten einige plumpe, aber höchst possierliche Tänze auf und waren überall die Zielscheibe des Spottes. Ihre Kleidung, Gesichtsbildung und Sprache verräth nahe Verwandtschaft mit den Portugiesen. Am meisten fielen mir einige Maragatos auf. So heißen die Bewohner eines kleinen Districts in dem unzugänglichen Gebirgsthal des Königreichs Leon. Ihr Name Maragatos, d. i. maurische Gothen, führt auf ihre Abstammung zurück; auch unterscheidet sich ihre Tracht wenig von den Mauren der Berberei, diese ist nämlich eine weite, lange, bis über die Hüften hinabreichende und durch einen breiten Gürtel zusammengehaltene Tuchjacke, sehr weite und faltenreiche, am Knie endigende Pluderhosen, Strümpfe und Schnürstiefeln (ähnlich den Altenburgischen Bauern); statt des Turbans haben sie den Sombrero oder den breitkrämpigen niedergeschlagenen Hut der Spanier mit rundem Kopf. Es sind durchaus starke athletische Männer, dabei tölpisch und schwerfällig. Sie sprechen langsam und schlecht in rauhen Tönen; sinnreiche Einfälle, im Gespräch mit anderen Spaniern so häufig, kommen bei ihnen selten oder nie vor. Nicht leicht lassen sie sich aus ihrer Gemüthsruhe bringen; doch sind sie einmal erregt, so ist ihr Zorn fürchterlich. Zu Hause müssen die Frauen die kieselreichen Felder pflügen und die spärliche Ernte einsammeln. Die Männer und Söhne dagegen bilden ein Volk von Arrieros oder Fuhrleuten. Da sie sich durch große Ehrlichkeit und Treue auszeichnen, so geht fast der ganze Handel von halb Spanien durch ihre Hand, und auf jeder Landstraße sieht man Trupps dieser Leute bei Sommergluth auf ihren gewaltig großen, schwerbeladenen Mauleseln hingestreckt oder schlummernd. Sie lassen sich ihre Dienste gut bezahlen und verstehen es, sich bei geistigen Getränken und wohlversüßten fetten Speisen gütlich zu thun. Bei alledem sind sie sparsam und sammeln sich oft ein schönes Vermögen. Sie halten überaus fest an ihren Sitten und Gebräuchen, verheirathen sich auch nur unter einander. — Die ganze sternenhelle warme Sommernacht wurde singend, spielend, zechend und tanzend unter den Bäumen des Prado zugebracht. Ueberall ertönte heiterer Scherz, Musik und Gesang; überall bemerkte man Gruppen tanzender Zigeuner, die andalusische Tänze nach dem schrillen Ton des Tambourins

und dem klappernden Geräusch der Castagnetten aufführten. Auf allen Seiten erscholl die eintönige Melodie des Fandango, welche die castilianischen Bauern auf verstimmten Guitarren spielten. Dazwischen hörte man die quikenden Töne des baskischen Dudelsacks oder die heiseren Accorde der valencianischen Dulzaina. Während dem stiegen unaufhörlich Hunderte von Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln mitten aus dem dichten Menschenknäul zum schwarzblauen Himmel empor und verbreiteten über das ganze bunte Gewühl und die dunkelen Laubgänge mit den schäumenden Springbrunnen eine märchenhafte Beleuchtung. Eine neue Abwechselung brachte in die Scene die Erscheinung des jungen und schönen Herzogs von Orsuna, der in glänzendster Equipage, umringt von einer Menge fackeltragender Reiter in brillanter Livree, über den Prado fuhr.

Der Herzog von Orsuna gilt für den reichsten Grand (hohe Adelige) von Spanien. Die Granden sind gegenwärtig nicht zahlreich. Sie machen kaum vierzig Familien aus, von denen die meisten eine ganze Reihe von Titeln ausgestorbener Geschlechter führen, welche sie sammt den Gütern derselben durch Erbschaft überkommen haben. Auf diese Weise sind unermeßliche Besitzungen in einzelnen Händen vereinigt, und die Güter des genannten Herzogs, so wie des Marquis von Medina Celi möchten sich leicht mit dem Umfang manches deutschen Fürstenthums messen können. Der Ertrag dieser Güter entspricht jedoch keineswegs ihrem Umfang, sofern sie in den Händen einer Menge kleiner Pächter sind, deren Familien oft seit unvordenklichen Zeiten von Vater auf den Sohn das Grundstück inne haben und deren Pachtzinse erst durch die Hände der Oberaufseher an die Eigenthümer gelangen. Die Sitten des Landes erheischen große Schonung gegen die Pachtschuldner; die Oberaufseher sorgen so viel als möglich für sich, und die Grundherren zeigen sich gegen diese wieder so nachsichtig, daß oft eine Reihe von zwanzig oder dreißig Jahren ohne Rechnungsabnahme verstreicht. Der einzige Zweig der Landwirthschaft, welchen ein großer Grundherr für eigene Rechnung ausbeuten läßt, ist die Zucht von Pferden und Kampfstieren. Die Grandeza und der spanische Adel überhaupt lebt in Madrid und andern großen Städten des Reiches. Adelige

Landsitze giebt es in Spanien wegen der Unsicherheit des Wohnens so gut wie gar nicht. Bei aller Volksthümlichkeit bildet der hohe Adel eine Welt für sich. Ein Herzog oder Markgraf gehört auf der Straße, im Theater, auf dem Stierplatz zum großen Haufen; er spricht den ersten besten Handwerker um Feuer für seine Cigarre an; er redet mit dem Bauer so höflich wie mit einem Weltmanne; er sagt seinem Bedienten nie ein hartes Wort und nennt selbst den Bettler Euer Gnaden. Nichtsdestoweniger ist sein Lebenskreis durch eine unsichtbare Schranke von allen niedrigeren Kreisen seiner Mitbürger getrennt. Die spanische Grandeza hat nämlich die Vorrechte, die ihnen die alte Hofetikette eingeräumt, durch den Revolutionssturm hindurch gerettet. Jeder Große ist Vetter des Königs, er darf sich in Gegenwart des Königs bedecken, es gebührt ihm ein besonderer militairischer Gruß der Hellebardierwache im Schlosse. Außerdem haben einzelne Familien manche zum Theil sehr seltsame Vorrechte. Der Markgraf von Rivadeo rettete dem König Jayme II. von Aragonien einst das Leben oder doch die Freiheit dadurch, daß er in einem gefährlichen Augenblicke die Kleider mit ihm wechselte und sich selbst statt seines Lehnsherrn in die Gewalt des Feindes gab. Dafür erhielt er und seine Erbfolger das Recht, am Dreikönigstage an der Tafel des Königs zu speisen und den Anzug zu verlangen, den der König gerade trägt. Dies Recht wurde Jahrhunderte lang gewissenhaft ausgeübt, und der Markgraf von Rivadeo kam dadurch in den Besitz der merkwürdigsten Kleidersammlung, die es vielleicht auf der ganzen Erde gab. In Widerspruch mit der Steifheit und Förmlichkeit der Grandeza steht, daß sämmtliche Glieder derselben ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes sich untereinander „Du“ nennen. Uebrigens redet auch der König und die Königin einen jeden Spanier mit Du an.

Ein Ausflug über Aranjuez nach Toledo! — So lautete meine Reiseroute. Das königliche Schloß von Aranjuez, von Juan de Herrera erbaut und von Philipp II. zur stehenden Frühlingsresidenz erhoben, ist ein regelmäßiges, nicht eben sehr

großes Gebäude in dem einfach edlen Stile jener Zeit. Die innere Ausstattung ist im Ganzen bescheiden zu nennen. Einige der Gemächer haben z. B. nur Strohstühle und statt der Fußteppiche dienen überall wegen des warmen Himmels Strohdecken. Eine glänzende Wirkung macht das Porzellanzimmer. Die Wände und Decken dieses Saales bestehen aus Porzellanplatten, aus denen menschliche Gruppen, Thiere, Blumen und allerlei Schnörkelwerk in halber Rundung hervortreten; der Kronleuchter ist ein Porzellanknäuel, in dem sich phantastische Gestalten in hundertfacher Umarmung verschlingen. Am besuchtesten ist die königliche Betkapelle, deren Altar eine herrliche Himmelfahrt von Titian ziert; ihr Gewölbe ist vom Italiener Giordano († 1704) mit Fresken bemalt. — Nachdem ich das Schloß besehen, trat ich in den daran stoßenden Inselgarten. Der Schloßvogt, der mich auf einen Erlaubnißschein des Intendanten bis gegen Mittag überall umher geführt, verließ mich an der Brücke, die nach einer durch zwei Arme des Tajo gebildeten Insel geht, bemerkend, daß, wenn ich den Garten verlassen wolle, ich mich blos an den Wächter des an dem Antononiusplatz befindlichen Thores wenden dürfe. Ich hielt mich nun etwas lange in dem Park auf, dessen riesige Baumvegetation, zumal der am Tajo entlang laufenden Platanen-Alleen, an die Wunder der tropischen Pflanzen erinnert. Als ich endlich an das Thor kam, war der Wächter nicht wach und kein menschliches Wesen zu sehen von wegen der Siesta oder Mittagsruhe. Das Gitter war freilich blos angelehnt; allein zwei langgekettete englische Doggen, die mir knurrend ihre Zähne entgegenfletschten, beherrschten den Eingang so, daß keine Katze hindurch konnte. Ich kehrte nach dem Schlosse zurück und klingelte; doch umsonst: Todtenstille rings umher; kein Blatt rührte sich an den Bäumen, kein Vogel, kein Insect unterbrach das Schweigen; die ganze Natur schien zu schlummern, und die Strahlen der Sonne brannten furchtbar von dem wolkenlosen Himmel nieder. Ich ergab mich in mein Schicksal, flüchtete mich wieder in den Park und auf einer Marmorbank hielt ich im Schatten eines breitästigen Lorbeers ebenfalls Siesta. Da schlägt durch die Stille fernher ein Rauschen an mein Ohr. Ich schreite näher und entdecke einen Wasserfall. Spiegelglatt kommt der

Tajo aus dicklaubiger Baumgruppe dahergezogen. Eine zierliche Drahtbrücke mit großen Standbildern auf ihren vier Endpfeilern wölbt sich über seinem langsam majestätischen Schritt wie ein Triumphbogen, und kaum hat er dieselbe hinter sich, so stürzt er mit einer raschen Wendung zur Rechten brausend über ein etwa zwanzig Fuß hohes Wehr hinab. Das üppige Grün der Baumlauben auf beiden Ufern, ein freundliches Müllerhaus jenseit des Flusses, und im Hintergrunde die dürre Hügelkette, welche die ganze Scene überragt, das Alles macht diese Stelle des Inselgartens zu einem sehr reizenden Punkte. Mittlerweile schlug es zwei Uhr auf dem Schloßthurm, und noch keine Erlösung. Da entschloß ich mich rasch, erspähte eine Pforte, wo eine Brücke über den tiefen, das Schloß umringenden Wallgraben führte, und kletterte über die spitzen Eisenstaketen hinüber. Kaum hatte ich den Boden berührt, als ein Trompetenschall sich hören ließ und eine Escadron Lanciers über die Drahtbrücke nach Aranjuez hineinritt. Wären diese eine Minute eher gekommen, so hätte mir leicht Unangenehmes widerfahren können. — Der schönste Theil der gesammten weit ausgedehnten Parkanlagen von Aranjuez ist der mehrere Stunden im Umfang haltende „Fürstengarten" (Jardin del Principe), der auf der einen Seite von dem sich hundertfach krümmenden Tajo begrenzt wird. Die Ueppigkeit des Baumwuchses und die Schönheit der Gruppen übertrifft bei weitem den gepriesenen Park von Versailles. Die Cypressen scheinen hier wirklich in den Himmel wachsen zu wollen. Zwischen den breiten Hauptgängen erstreckt sich dunkles Walddickicht, hie und da von einem geheimnißvollen Pfade durchschnitten. In den wildesten Partien wird das Strauchwerk von der Farbenpracht der Blüthen durchleuchtet und bunt schillert es auf den Beeten von den edelsten Blumen, deren Königin, die Rose, hier noch jetzt (7. August) in ihrer vollen Herrlichkeit dasteht. Hie und da bilden zwei Reihen von Obstbäumen ein Dach von Blättern und Früchten, welches die Kuppel eines Tempels der Pomona bilden könnte. Alles dies ist ein Werk des Tajo, dessen Wasser in hundert Gräben und Rinnen frisches gedeihliches Leben in dem Fürstengarten schafft. Am nördlichen Ende desselben, ein Stündchen von der Stadt entfernt, liegt das

kostbarste aller Bauernhäuser, die sogenannte Casa del Labrador. Diese Schöpfung Karls IV. ist eigentlich nur eine großartige italienische Villa. Das Innere aber überrascht durch eine erstaunenswerthe Verschwendung an Marmor, Gold, Edelsteinen und an Kunstwerken aller Art. Die Fußböden bestehen aus Marmormosaik oder feinen Porzellanfliesen, die Wände sind mit Seidenstoffen von unglaublichem Reichthum bedeckt und, eben so wie die Vorhänge der Thüren und Fenster, Meisterstücke der Weberei und Stickerei, die Zimmermannsarbeiten sind von Mahagoniholz, die Schlosserarbeiten versilbert oder vergoldet, und zwar so schwer, daß man zur Vergoldung der Haupttreppe nicht weniger als 600 Unzen verwendet hat. Was soll ich von den Zimmergeräthen sagen! Die geschnitzte Rücklehne eines einzigen Stuhles, wie man deren Hunderte sieht, muß einer geübten Künstlerhand wochenlange Arbeit gekostet haben. Die Spiegeltische, die Kamine, die Ecktische strotzen von den herrlichsten Porzellangefäßen und Erzarbeiten. Ein paar Zimmer enthalten eine Sammlung von Bildhauerwerken, unter denen sich Alterthümer befinden, auf die jedes Museum stolz sein könnte. Das kostbarste Stück dieses Juwelenkastens ist ein kleines Zimmer, kaum fünf bis sechs Schritt lang. Ich muß darauf verzichten, dem Leser einen Begriff von der Pracht und dem Reichthum dieses Gemaches beizubringen. Die Masse der edlen Metalle, die man hier als Schmuckwerk aller Art in den vollendetsten Kunstformen angebracht hat, nebst anderen Verzierungen, sollen 14 Millionen Realen (etwa 1 Million Thaler) gekostet haben. Die Umgebungen des Schlosses sind ganz ländlich: grüne Wiesen mit einigen Blumenboskets, durchschnitten von breiten Sandgängen, in weitem Umkreis umringt von Baumgruppen. — Kaum eine halbe Stunde südlich von Aranjuez liegt der „Berg Parnaß“, ein bebuschter Hügel mit einem jetzt verfallenen Pavillon. Von hier aus übersieht man die Stadt und eine ziemlich lange Strecke von dem Lauf des Tajo, erkennbar aus den Windungen des grünen Gürtels, den er auf Schritt und Tritt mit sich führt. Der Fluß selbst wird in seiner dichten Baumeinfassung nirgends sichtbar. Die Baumzone, kaum eine halbe Stunde breit, erfüllt indeß nur etwa ein Viertel des Tajothales. Die doppelte Hügelkette, welche

die Ufer des Thales bildet, ist kahl und verbrannt und ihr düsteres Braun sticht grell ab gegen die smaragdene Bekleidung des Thales. Die Parkanlagen erstrecken sich stromaufwärts und stromabwärts meilenweit, und auch da, wo sie nur eine einzige Allee ausmachen, sind sie ein reicher Schmuck der Gegend. Denn die Vegetation von Aranjuez sucht in Europa an brausender Kraft und saftiger Frische ihres Gleichen. Die Blätter der Platanen werden tellergroß, die Zweige der Ulmen und andere Bäume drohen unter der Last ihres Laubes zu brechen; manche einzelne Weide am Ufer des Tajo würde für sich allein ein Landschaftsbild ausfüllen. Auch muß die mittlere Wärme in Aranjuez weit stärker sein als in Madrid; denn ich sehe, daß hier der Granatbaum herrlich gedeiht, der in Madrid wohl nicht den ersten Winter überstehen würde. Ein Theil der schweren Blüthen hängt hier noch in voller Frische an den Zweigen, die gleichzeitig mit eigroßen Früchten belastet sind, während die Granaten in Andalusien bereits mit der ersten Hälfte des Juni fast ausgeblüht hatten. Die Spanier pflanzen die Granaten gewöhnlich zum Gartenzaun an den Weg oder auf den Rand der Gräben, welche die Felder einfassen. — Wenn der Plan zur Ausführung käme, den Tajo von Aranjuez an für Dampfboote schiffbar zu machen, so wäre die Fahrt auf diesem Flusse zwischen der doppelten Reihe der grünen Hecken, die an vielen Stellen aus seinem Spiegel herauszuwachsen scheinen, gewiß eine höchst anmuthige Partie. Indeß wird es mit der Dampfschifffahrt auf dem Tajo wohl noch ein Weilchen dauern, eben so wie mit der Eisenbahn über Aranjuez nach Andalusien, welche gegenwärtig hier von englischen Ingenieurs vermessen wird *).

Der Weg von Aranjuez nach dem fünf Meilen weit entfernten Toledo ist während der ersten Stunden eine breite gerade Straße zwischen zwei Reihen herrlicher Bäume, neben denen ein doppelter Saum niederigeren Gehölzes herläuft, das nur hie und da eine Durchsicht nach der Seite hin gestattet. Kleine

*) Den neuesten Zeitungsnachrichten zufolge hat man den Bau dieser Eisenbahn bereits mit großem Eifer in Angriff genommen, aber wegen der vielen Unebenheiten des Bodens ungemein viel Schwierigkeiten zu überwinden.

Gräben leiten das lebenbringende Wasser des Tajo am Fuße der Bäume vorüber und helfen die Luft der staubigen Straße kühlen. Da, wo die Bäume aufhören, tritt traurig dürre Wüste ein. Die Straße wird mit jedem Schritte unwegsamer und verengt sich zuletzt so sehr, daß zwei Wagen sich an manchen Stellen kaum würden ausweichen können. Man hat indeß eine solche Begegnung nicht zu fürchten; denn die ganze Landschaft ist wie ausgestorben. Erst auf halbem Wege stößt man auf einsames Haus, und dies ist in der Nähe besehen nur eine Ruine. Früher stand hier ein ansehnliches Gebäude, welches außer den Wohnungen für mehrere königliche Jagdaufseher eine Kapelle und einen Gasthof enthielt. Das alles haben die Karlisten niedergebrannt. In einem Winkel der Ruine hat sich ein armseliger Schenkwirth eingenistet und für die Jäger der Königin ist eine niedrige Baracke eingerichtet, an deren vier Ecken Backsteinthürme mit Schießscharten gepflanzt wurden. Das ist keine vereinzelte Erscheinung, sondern die hundertste Wiederholung eines Schauspiels, dem ich in allen Provinzen begegnet bin. Ueberall sieht man, wie in Folge der Bürgerkriege der häusliche Herd zerfiel und aus seinem Schutte Festungsmauern gebaut wurden. In einer kleinen Stadt fand ich sogar die Kirche in eine Citadelle verwandelt, während Dutzende von Häusern längs der Straße den Einsturz drohten. Gebe der Himmel Spanien endlich dauernde Ruhe! — Zwischen Aranjuez und Toledo ist weit und breit die Krone Eigenthümerin alles Grund und Bodens, und sie benutzt dies unermeßliche Gebiet nur zur Jagd und Viehweide. Die Jagd beschränkt sich auf Kaninchen und Rebhühner; die Weide ist hauptsächlich für die Pferde, Esel und Maulthiere des königlichen Gestüts in Aranjuez bestimmt. Ohne Zweifel war diese öde Gegend früher Ackergebiet und könnte immer noch in Getreideland umgeschaffen werden. In der Nähe von Toledo, wo das Krongebiet aufhört, sah ich einige Strecken mit dicht stehendem Weizen angebaut.

Aus der Ferne gesehen macht Toledo keinen bedeutenden Eindruck. Der Alcazar oder das alte maurische Schloß ist nach Osten hin das einzige stark hervortretende Gebäude der Stadt, die er durch seine breite schwere Masse zu erdrücken scheint.

Aber je näher man kommt, desto eigenthümlicher und großartiger wird der Anblick. Die Stadt liegt auf einem freistehenden, steil gewölbten Felsen, und ihre altersgrauen Häuser scheinen nicht neben, sondern über einander gebaut zu sein. Aus der verworrenen Masse der Wohngebäude ragen an unzähligen Stellen mächtige Trümmer einer glanzvollen Vergangenheit hervor, Ueberreste von starken Festungsmauern und stolzen Schlössern, stattliche arabische Thürme neben eben so gewaltigen, aber weniger zierlichen Thürmen der frühen christlichen Jahrhunderte. In das volle Mittelalter glaubt man einzutreten, wenn man nach langem Ansteigen endlich über die von Fels zu Fels gesprengte Brücke von Alcantara, unter welcher der Tajo schäumend durch Klippen braus't, in das gleichnamige massive Thor fährt. Ueberall hängen malerische Ruinen an dem Felsberge, an dem sich die engen, fortwährend steil ansteigenden Gassen hinaufwinden bis zu dem Hauptplatze, welcher die Plattform des Felsens von Toledo bildet, nur überragt von dem höhern Gipfel, den der Alcazar krönt. Man macht keinen Schritt in den Straßen der Stadt, ohne durch die Form eines Hauses, durch ein Bruchstück eines alten Mauerwerks, durch eine Säule oder ein anderes Bildhauerwerk, durch ein inneres Thor oder einen Thurm, an welchen sich Wohnhäuser anlehnen, daran erinnert zu werden, daß man den Boden einer großen Geschichte unter seinen Füßen hat. — Um die höchst merkwürdige örtliche Lage Toledos im Einzelnen kennen zu lernen, unternahm ich mit Sonnenaufgang von der Alcantara-Brücke aus am Tajo entlang eine Wanderung rings um die Stadt. Diese Aufgabe ist nicht ganz leicht, da nur Fußpfade nach bestimmten Stellen des Flusses oder an Felsabhängen hinunter führen. So muß man sich oft bergauf bergab über Klüfte und Klippen den Weg selbst bahnen. Nach anderthalbstündigem Klettern erreichte ich schweißgebadet die Brücke San Martin, wo der Tajo, der die Stadt von Osten her in einem engen öden Felsenthal wenigstens auf drei Viertheilen ihres ganzen Umfangs umkreis't, sich nordwestlich von der Stadt abschwenkt und nun wieder an lachenden Ufern vorüberzieht. Der Felsen von Toledo erhebt sich 5 bis 600 Fuß über den Spiegel des Flusses und fällt mit nackten Wänden steil nach

dem Ufer desselben ab; von den Höhen des entgegengesetzten Ufers wird er noch ein wenig überragt. Auf den höchsten Felszacken dieser linken Seite hängt hie und da eine altersgraue Kapelle oder eine verfallene Einsiedelei. Die rechte Seite zeigt altergraues moosbedecktes Gemäuer und halb verfallene Festungsthürme, zwischen denen hie und da auch ein Neubau sichtbar wird. Die Uferwände sind überall scharf abgeschnitten, und nur an einer einzigen Stelle bemerkte ich am Rande des Tajo einen kleinen Rasenplatz mit einer Gruppe üppig grüner Bäume, welche ein Fischerhäuschen beschatteten. Als natürliches Bollwerk, das nur durch Hunger und Durst (denn man hat nur ein Paar dürftige Quellen) bezwungen werden konnte, mußte Toledo, bei den Römern Toletum, schon in der alten Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle spielen. Es wurde Residenz der gothischen Könige und vertheidigte sich sehr tapfer gegen die Araber, welche sich des Platzes erst zwei Jahre nach der Schlacht bei Jerez de la Frontera mit Hülfe der zahlreichen schwer gedrückten jüdischen Bevölkerung bemeistern konnten. Um die häufig rebellirende Stadt im Zaum zu halten, erbaute der Kalif Hakem, der Enkel Abderrhamans, die Burg und im Anfange des eilften Jahrhunderts wurde hier der Sitz der Kalifen aufgeschlagen. Funfzig Jahre später veranstaltete Alphons VI. einen förmlichen Kreuzzug, an welchem Ritter und Reisige aus allen Ländern der Christenheit Theil nahmen, und eroberte dies stärkste Bollwerk Castiliens, welches sich von nun an 150 Jahre lang gegen alle Angriffe der Saracenen behauptete, bis diese durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden. Toledo sank mit dem Steigen von Madrid. Im 14. Jahrhundert zählte es 200,000 Bewohner, unter denen sich allein 55,000 Strumpf- und Tuchweber befanden; jetzt hört man von 15,000 Seelen, und heutiges Tags würde man vielleicht vergebens nach einem einzigen Weber suchen. Die „guten Klingen von Toledo" werden noch gegenwärtig in einer königlichen Fabrik zum Gebrauch des Heeres verfertigt. Unter dem allgemeinen Verfall hat nur die Kirche den äußeren Glanz hier bewahrt, wo der vornehmste Erzbischof des Reichs, der sich Primas von Spanien nennt, seinen Sitz hat.

Die **Kathedrale** des vormals reichsten Prälaten der Christenheit hat sich so gut erhalten, daß an ihr kaum eine Spur von den schweren Zeitenstürmen des laufenden Jahrhunderts wahrzunehmen ist. Das Aeußere verschwindet in einer Masse rings umher angebrachter kirchlicher und bürgerlicher Neubauten. Im Innern findet man bei aller räumlicher Ausdehnung keinen eigentlich großartigen und erhebenden Charakter. Die fünf Schiffe haben über 400 Fuß Länge und 200 Fuß Breite; aber die Gewölbe scheinen zu breit gedrückt, und die ursprüngliche Kirche ist nach und nach durch eine Menge von Nebengebäuden erweitert, die als Begräbnißkapellen, Sakristeien oder auch als Versammlungssäle des Kapitols den inneren Raum beinah verdoppeln. Endlich ist dieser ganze ungeheure Bau mit Kunstwerken des Mittelalters nicht angefüllt, sondern überfüllt. Die zahllose Menge von Kostbarkeiten jeder Art ist das, was die Kathedrale von Toledo vor allen ihren Schwestern in Spanien, Frankreich und Deutschland voraus hat. Das einfache Verzeichniß dieser Sehenswürdigkeiten würde Bände füllen. Zahllos sind zumal die Bildhauerwerke in und an der Kathedrale; nur hat man leider viele dieser zierlichen Figuren und Gruppen, welche die Hauptthüren und Wände bedecken, übertüncht. An vielen der in weißen Marmor gearbeiteten erhabeneren Figuren (Reliefs) sind die Säume der Gewänder vergoldet; an manchen sind überdies hie und da Farben aufgetragen, und ich muß gestehen, daß diese Behandlung des Steins, geschmackvoll ausgeführt, eine sehr gute Wirkung macht. Jetzt begreife ich, daß es die Ausübung einer selbstständigen, aber gewiß schweren Kunst war, wenn die Alten ihre Bildsäulen vergoldeten und bemalten. Unter den vielen alten Gemälden bemerke ich die Altarblätter in drei neben einander liegenden Kapellen, je in acht oder zehn Abtheilungen auf Holz und Goldgrund gemalt. An den Thüren ist ein unglaublicher Reichthum von Bildwerken in Holz und Erz angebracht, die durchweg zu den ausgezeichnetsten Vermächtnissen dieser Art aus früheren Jahrhunderten gehören. Daneben sieht man allerlei Centauren, Sphinxe, Liebesgötter und wunderliche Phantasiegeschöpfe eingefaßt von Laubgewinden und Arabesken, um den Gegensatz des Weltlichen hervorzuheben. Die Marmor-

mosaiken des Fußbodens, die unvergleichlichen Fenstermalereien, die Fresken der Gewölbe, die arabischen Stuckarbeiten, welche hie und da in die Wände eingefügt sind, dies Alles kann ich nur beiläufig erwähnen und viele andere Merkwürdigkeiten muß ich ganz ungenannt sein lassen, da mich mein Gedächtniß im Stiche läßt. Von dem Hochaltar will ich nur sagen, daß er von innen und außen nichts ist als ein ungeheurer Schrein voll Kunstjuwelen, und seine bauliche Einfassung ist mit einem Netze von Vergoldungen überzogen, das sich an den vielverschlungenen Rippen des Gewölbes über die ganze Decke hinwegrankt. Das kostbarste Stück des weltberühmten Kirchenschatzes ist, künstlerisch genommen, eine Monstranz in Form eines gothischen Thurmes, von vier Engeln getragen, wohl zehn Fuß hoch. Vater, Sohn und Enkel einer Goldschmiedsfamilie haben ihr ganzes Leben auf dem Bau dieses aus massivem Gold und Silber zusammengesetzten Thurmes zugebracht. Daneben nenne ich noch einen Schmuck der Jungfrau Maria. Der Mantel und die Brustbekleidung sind eine Stickerei von Perlen und Edelsteinen, unter welcher der seidene Stoff buchstäblich verschwindet. Aber der Mantel wird noch von dem Juwelenwerthe der Krone und der Armbänder übertroffen, deren Steine zum Theil so schwer sind, daß man leicht an ihrer Aechtheit zweifeln möchte. Den Apfel der Krone z. B. bildet ein Smaragd von der Größe einer wälschen Nuß. Die Bibliothek der Kathedrale ist besonders reich an seltenen Handschriften, deren sie etwa 7000 besitzt; doch werden diese, ungeachtet der hier befindlichen Universität, wohl ein vergrabenes Pfund sein. — Der erzbischöfliche Stuhl von Toledo, der früher 400,000 Piaster Einkünfte hatte, ist seit neun Jahren ledig, seine ehemaligen vierzig Klöster sind bis auf zwei oder drei aufgehoben und von seinen sechs und zwanzig Pfarrkirchen ist ein großer Theil geschlossen. Gleichwohl ist Toledo noch immer die feste Burg der hier außerordentlich zahlreichen Geistlichkeit und auch die Bevölkerung eine der kirchlich frömmsten im ganzen Lande. Das Kapitel war damals bis auf zwölf Mitglieder zusammengeschmolzen. Nichtsdestoweniger sah ich selbst an Wochentagen die Sperrsitze des Chors größtentheils ausgefüllt, wenn nicht von Geistlichen, so doch von Männern in geistlichem Rocke,

die Mütze mit den vier Zinken auf dem Kopf. Denn man muß sich hier hüten, von der Tracht sogleich auf den Geistlichen zu schließen. So sah ich einen bejahrten Mann im scharlachfarbenen Mantel, der mit karminrothem Sammet ausgeschlagen war, in der Kathedrale auf und nieder wandeln. Ich glaubte einen hohen Würdenträger der Kirche vor mir zu sehen, zumal der Mann ein rothes Sammetbarett in der Hand trug. Auf nähere Erkundigung erfuhr ich jedoch, daß dies Niemand anders sei, als der Hundevogt der Kirche, und wirklich sah ich den Rothmäntler bald nachher auf einen vierbeinigen Eindringling Jagd machen. — Neben der Kathedrale verdient noch vor unzähligen Bauwerken der Art Erwähnung die Kirche San Juan de los Reyes, ein zierliches und namentlich an Bildhauerarbeiten reiches Denkmal gothischer Kunst aus der Zeit Ferdinand's und Isabella's. Merkwürdig sind hier auch die an der äußeren Kirchenmauer aufgehangenen Kettenkränze, eroberte Christenfesseln aus muselmännischer Schmiede. Ihre Schwere erweckt Grauen und Entsetzen. Die Fußschellen bestehen aus zwei Ringen von dem Durchmesser eines Vierundzwanzigkreuzerstücks, die durch zwei schuhlange Glieder von derselben Stärke verbunden sind.

Auf dem höchsten Gipfel des Felsens von Toledo liegt, wie bereits bemerkt, der Alcazar. Der alte maurische Bau war seit langer Zeit zerstört, als Karl III. († 1788) ihn wieder herstellte und mit verschwenderischer Pracht ausstattete. Aber im Kampf mit den Franzosen ging Alles in Flammen auf, und man sieht jetzt nur eine prächtige Ruine. Die an zwei mächtige Thürme gelehnte, der Stadt zugekehrte Hauptfront hat sich bei der ungeheuren Stärke ihrer Granitmauern ziemlich gut erhalten und ist von überraschender Wirkung. Das schönste Stück ist jedoch der große Hof, mit vortrefflich gearbeiteten korinthischen Säulen eingefaßt, die noch alle aufrecht stehen. Ein kleiner Theil des Erdgeschosses dient gegenwärtig zu einem Kavalleriestalle; vormals gab es unter der Erde hier Ställe für 3 bis 4000 Pferde. — Unter den Araberbauten der Stadt befinden sich viele Thore und Thürme, welche die äußerste Zierlichkeit der Formen mit einer Festigkeit vereinigen, welche selbst römischen

Werkleuten Ehre machen würde. So namentlich das nach Madrid führende Sonnenthor (Puerta del Sol). Auf römische Eingangsthore, Thürpfeiler und Säulen trifft man bei den gewöhnlichsten Wohnhäusern.

Die meisten Häuser haben nach andalusischer Sitte einen inneren Hof, der mit Säulen umgeben, mit Blumenpartien geschmückt und zuweilen durch ein dichtes Dach von Weinlaub gegen den Sonnenstrahl geschützt ist. Denn im Sommer herrscht auf diesem Granitfelsen eine afrikanische Hitze. Darnach folgt im Winter eine außerordentliche heftige Kälte, welche den Tajo zuweilen mit Eis überbrückt und die um so empfindlicher ist, als es im weiten Umkreis weder Holz noch Kohlen, noch anderen Brennstoff genug giebt, um wenigsten den Brasero oder das Feuerbecken zu unterhalten, das in Spanien die Stelle des Ofens oder Kamins vertreten muß. Die Straßen sind durchweg eng und abschüssig; daher findet man hier weder Fuhr- noch Reitwerk, die vielen Esel ausgenommen, welche das Wasser vom Tajo in der Stadt herumtragen. Am Abend dient die Gasse der Jugend als Ballsaal. In der Hausthür sitzen die Alten, auf einer steinernen Bank daneben ein paar Burschen mit der Guitarre, und mitten im Wege tanzen die durch auffallend viel hübsche Gesichter hervorstechenden Mädchen den Fandango. Der allgemeine Versammlungsort ist des Abends der mit Akazien bepflanzte und mit steinernen Bänken eingefaßte Marktplatz. — Von dem hohen und schönen Hauptthurm der Kathedrale überschaut man die Ebene von Toledo, die wohl eine halbe Stunde lang und breit ist. Nur in der unmittelbarsten Nähe des Tajo hat man sie angebaut und erzielt herrliche Ernten von Gartenfrüchten, werthvoller als das Gold, welches der Flußsand mit sich führt. Aber man verwendet so wenig Mühe auf eine ausgedehntere Bewässerung der Ebene, als auf die früher bestandenen Goldwäschereien. Dagegen zeigt man in der Ebene noch ein weitläufiges wohl erhaltenes Quemadero: die Brandstätte, wo Tausende von Juden und Muhamedanern als Opfer der Inquisition den Flammentod des Scheiterhaufens erleiden mußten. Dem Alcazar gegenüber liegt jenseit des Tajo auf einem Felsen ein kleines Schloß, Castillo de San Cervando, der gewöhnliche

Spaziergang der Toledaner, und bei der Vorstadt bemerkt man die Ueberreste eines römischen Amphitheaters.

Von dem Hauptsitze der Geistlichkeit wenden wir uns noch einmal zurück nach dem Sitze des Hofes. Der Einfluß des Hofes tritt überall bei den Bewohnern Madrids hervor. Da ist Alles verfeinert und den Forderungen moderner Civilisation angepaßt, zumal bei den Frauen. Diese machen einen unerhörten Aufwand. Die Frau des Handwerkers geht in Sammet und Seide, um als Señora zu erscheinen; die Gattin des Beamten wetteifert mit den Damen der Grandeza: alle bestreben sich, mehr zu scheinen als sie sind, verachten die Nationalsitten und kleiden sich nach den neuesten Moden von Paris und London; kaum kann die graziöse Mantilla sich noch neben dem französischen Hut behaupten. Man schreibt den Madridern viele natürliche Anlagen, Geist und Witz zu, aber man beschuldigt sie zugleich, daß sie mit ihrem Pfund nicht zu wuchern wissen, daß sie die Arbeit scheuen, das Kaffeehaus, den Prado, das Schauspiel, die Tertulia fast einzig zum Gegenstande ihrer Beschäftigungen machen und deshalb ohne alle tiefere Bildung bleiben. Die Arbeitsscheu haben sie freilich mit allen Castilianern gemein, aber, obgleich in der Mitte von Castilien wohnend, sind sie doch weit entfernt davon, Castilianer zu sein, ja sie sprechen nicht einmal die reine castilianische Sprache. Ihr Charakter entbehrt durchaus der eigenthümlich hervorstechenden Züge. Bei den Söhnen Madrids findet man weder den schweigsamen Ernst des Castilianers, noch die trübe Melancholie des Estremano oder Manchego, weder das trotzige zurückhaltende Benehmen des Cataloniers, noch die leidenschaftliche Gluth des Valencianers oder die übersprudelnde Heiterkeit und eitle Prahlsucht des Andalusiers: hier ist vielmehr ein Mischmasch aller dieser Elemente und Verflachung des Ursprünglichen zu höfischer Abgeschliffenheit. Dagegen versteht man es in Madrid trefflich, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Landesbewohner in der Weise des Spottes und des Tadels auszubeuten, wie denn der Spanier überhaupt von seinen Landsleuten in anderen Provinzen selten etwas Gutes zu reden weiß,

und die gegenseitigen Beschuldigungen von einer Provinz zur andern pflegt man durch eine Menge lustiger Geschichten zu unterstützen. Hat sich ein General in der Schlacht schlecht benommen, so sagt man mit Achselzucken: Er ist ein Andalusier. Denn jede körperliche Anstrengung ist dem genußsüchtigen Andalusier bis in den Tod verhaßt, und er ist ihrer selbst unfähig. Daher taugt er sehr wenig zum Kriegsdienst, und im letzten Bürgerkriege mußte man gewöhnlich die Hälfte der Soldaten aus jener Provinz auf Troßpferde und Wagen packen. Ein Augenzeuge versicherte mich, daß er deren einst fünf auf einem einzigen Maulthiere gesehen. — Den Aragonesen gesteht man wohl Ausdauer und Tapferkeit zu; aber zeigt sich Jemand grob, undienstfertig und unverschämt, so darf man sich nicht darüber wundern, denn er ist ja ein Aragonese. Man erzählt folgende charakteristische Anekdote. Ein großer Eigenthümer auf der Grenze der Rioja hatte vor ein paar Jahren so viel Wein geerntet, daß er, um Raum für die nächste Lese zu gewinnen, unter Trommelschlag in dem Städtchen ausrufen ließ, wer Lust habe, könne sich umsonst Wein bei ihm holen. Auf diese Einladung stellte sich am ersten Tage eine Menge von Leuten mit Krügen und Flaschen ein; am zweiten Tage erschien Niemand. Der Herr beauftragte nun seinen Haushofmeister, die Leute wissen zu lassen, daß noch immer Wein bei ihm zu haben sei. Der Haushofmeister begab sich zu dem Ende persönlich auf den Marktplatz. Der dort versammelte Haufe hörte eine Zeit lang schweigend zu, bis zuletzt Einer hervortrat und im Namen seiner Mitbürger erklärte: „Wenn der Herr Markgraf will, daß wir ihm Wein abholen, so soll er uns auch Käse dazu geben; wo nicht, so rühren wir keine Hand und keinen Fuß mehr.“ — Die Catalonier sind bei weitem geschliffener und gewandter, dabei äußerst thätig, aber auch ungefüge gegen Gesetz und Ordnung und im Jähzorn stets zum Messer bereit. Im Kriege fehlt es ihnen bei aller Tapferkeit an Mannszucht. Dagegen leisten sie als Streifcorps (Guerilleros) die trefflichsten Dienste, zumal kraft ihrer unglaublichen Schnellfüßigkeit und Ausdauer. Während der letzten Revolution machten 500 Freiwillige den Weg von Catalonien nach Madrid in fünf Tagen. Die baumlangen wild-

aussehenden Leute, ihre rothe Beutelmütze auf dem Kopf, die bunte Manteldecke auf der Schulter, das Gewehr im Arm und das lange Messer im scharlachfarbenen Gürtel, setzten bei ihrem Einmarsch Madrid in Angst und Schrecken, und nicht ohne Grund, denn als die Catalonier auf dem Sonnenthor-Platz Halt machten, hatten sie auf ihrem Wege durch die Stadt schon zwei Menschen getödtet. — Der Castilianer gilt für prahlerisch und zeichnet sich durch eine besondere Vorliebe zum Nichtsthun aus, nicht etwa um sich, wie der Andalusier, in Muße zu belustigen, sondern um sich eben des Müßiggangs zu erfreuen. Der castilianische Lazzarone der Provinzialstädte rührt keine Hand zum Arbeiten, wenn ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß treibt. Einer meiner Bekannten geht unlängst mit einem Packet über den Markt von Burgos, wo eine ganze Schaar jener Braunmäntler auf dem Pflaster in der Sonne liegt, unbeweglich wie die Krokodile auf dem Sandufer des Senegal. Er fragt einen dieser Leute, ob er für Geld sein Packet nach dem Gasthof tragen wolle. Der lang hingestreckte Castilianer giebt sich anfangs gar nicht die Mühe zu antworten, und auf die wiederholte Frage versetzt er, indem er sich auf die andere Seite herumdreht: „Ich habe schon einen Real verdient" (tanga ya mio realito). Damit ist für das Bedürfniß des Tages gesorgt, und morgen mag für sich selbst sorgen. — Das Gegenstück davon ist der Galizier (Gallego). Ein unermüdlicher Arbeiter, wandert er jung aus seiner armen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon, um hier als Lastträger, Auflader, Hafenarbeiter ein kleines Kapital zusammenzubringen, mit dem er in seine Heimath zurückkehrt. Denn wie alle Völker, bei denen der Dudelsack Nationalinstrument, haben die Galizier einen unvertilgbaren Zug nach der Heimath, und da sie oft am Heimweh leiden, ja selbst daran sterben, so taugen sie auch bei aller Tapferkeit nicht zu Soldaten. Ihr Geiz ist zum Sprichwort geworden; doch sind sie grundehrlich, dabei wenig geschliffen, ungeschickt und beschränkten Verstandes. Der Tölpel des spanischen Lustspiels, der gehänselt wird und Prügel bekommt, war früher eine stehende Person unter dem Namen el Gallego. — Damit verwandt ist der Asturianer, nur daß er sich leichter abschleifen und schulen läßt.

Deshalb treten die Asturianer in der Fremde vorzugweise als Bediente in wohlhabende Häuser ein, wo sie sich durch Anhänglichkeit und Treue oft ein unbeschränktes Vertrauen erwerben. — Die Valencianer haben den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern, indem sie für treulos, feige, rachsüchtig und blutgierig gelten, doch sind sie arbeitsam, sparsam und äußerst nüchtern in der Lebensart. — Den besten Ruf haben die Bewohner des Baskenlandes als treu, zuverlässig, arbeitsam, ehrbar in Zucht und Sitte, dabei tapfer und freiheitsliebend; doch wirft man ihnen unbeugsamen Starrsinn vor. Daß bei alle dem nach den neuesten amtlichen Berichten die größte Zahl der Verbrechen, namentlich wegen Mordes, Todtschlags und gefährlicher Verwundung, unter dem wohlhabenden und fleißigen Baskenvolk*) vorgekommen, läßt sich nur aus der bodenlosen Verwilderung erklären, die der dort sieben Jahr wüthende Bürgerkrieg zur Folge hatte. Die geringste Zahl der Verbrechen findet sich bei dem armen einfachen Völkchen von Asturien, nächstdem bei den sonst so wilden und aufrührerischen, aber nicht weniger gewerbfleißigen Cataloniern.

Sechstes Kapitel.

Aus dem Thore von San Vincente fuhr ich beim Scheiden von Madrid abermals der Sierra Guadarrama zu. Salamanca war mein nächstes Reiseziel. Ist man über das Gebirg hinweg, so geht die Straße fast durchaus über sandige und dürre Ebenen, die hie und da mit dünnen Kieferwäldchen besetzt sind. Die gebirgigen Theile dieser Gegenden sind der vorzüglichste Sommeraufenthalt der spanischen Wanderschafe oder Merinos (eig. Wanderer). Die in Verfall gerathene Zucht derselben hat sich neuerlich wieder gehoben. Sie werden in Heerden nach ihren Eigenthümern eingetheilt, welche eine mit besonderen Vorrechten ausgestattete Gesellschaft (Mesta) bilden. Eine Heerde ist selten

*) Man vergleiche über die Basken den V. Band unserer Reisen S. 363 f.

unter 10,000, oft gegen 40,000 stark, die wieder in Trupps von tausend bis zweitausend Schafen zerfallen. Ein Oberhirt (Mayoral) führt die Aufsicht und Rechnung über das Ganze; unter ihm stehen einige Schafmeister und Hirten. Die Gebirge zwischen Alt- und Neu-Castilien sind die höchste, die von Molina, im Westen Aragoniens, die niedrigste Sommerweide; die erstere hat aber den Vorzug der gewürzreichsten Kräuter. Im Herbst ziehen die Heerden nach den südlichen Ebenen der Mancha, Andalusien's und namentlich Estremadura's. Auf diesem Zuge muß ihnen eine breite Straße frei gelassen werden, sie dürfen frei auf allen Triften weiden und die Winterweide muß ihnen um einen festgesetzten geringen Preis überlassen werden. An ihrem Standort werden Hürden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Zur Errichtung derselben, so wie zur nöthigen Feuerung dürfen die Schäfer von jedem Baum einen Zweig abhauen. Die Ufer des Tajo und Guadiana sind dann dicht mit Schafen bedeckt, und das Land umher gleicht einem ungeheuren Anger, auf dem blos einige Giftpflanzen stehen bleiben. Man schätzt die Zahl der Wanderschafe in Spanien auf acht Millionen (in Portugal, wo sie in den Ebenen von Estremadura und Alemtejo überwintern, auf viertehalb Millionen). Die edle Raçe wurde durch Widder erzeugt, welche Peter IV. von Aragonien im 14. Jahrhundert, später Kardinal Jimenez, aus Afrika kommen ließ. Die Heerden waren anfangs Krongut und wurden nachher bei Zerrüttung der Finanzen an Adelige und Klöster verkauft. Man glaubte früher, daß nur die wandernden Schafe eine feinere Wolle lieferten; allein die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt, und man erzielt jetzt in Deutschland die beste Wolle, die nur der von Tibet und Kaschmir nachsteht. Stärker noch als die Schafzucht wird auf der ganzen Halbinsel die Zucht der Ziegen betrieben, die dem gemeinen Mann, Fleisch, Milch und Käse geben. Die Rindviehzucht wird dagegen sehr vernachlässigt und ist in manchen Gegenden fast unbekannt. — Am anderen Tage, als wir den Gipfel einer kleinen Anhöhe erreichten, gewahrten wir eine gewaltige Kuppel, goldglühend im feurigen Sonnenstrahl. Sie gehörte der Kathedrale von Salamanca, und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, bald dort zu sein.

Wir hatten indeß noch vier Stunden Wegs bis zu der Stadt zurückzulegen, deren kolossal emporgethürmte Kirchen und Klöster schon in bedeutender Ferne gesehen werden können und daher den Reisenden durch einen Anschein von Nähe täuschen, die noch nicht da ist. Ich machte in dem Eilwagen die Bekanntschaft eines Mannes, bei dem ich mich nach dem besten Gasthof erkundigte. Er empfahl mir den in der Ecke der Plaça mayor gelegenen „Parador del Rincon", wohin mich nach unserer Ankunft ein Knabe geleitete. Fast alle Privathäuser in der Stadt hatten ein unansehnliches Aeußere, und ich wurde daher angenehm überrascht, als man mich in ein großes reinliches Zimmer wies, das trotz seines Fußbodens von Ziegeln mit zwei hübschen Betten, Waschtischchen, Sopha's, Tischen und Stühlen ausgestattet war. Außerdem fand ich zur Bedienung ein allerliebstes kleines Mädchen, Manuela genannt, die Enkelin der Wirthsfrau. Sie nahm es in der Anrichtung des Tisches und in dem Wechsel der Teller bei jedem der sechs bis acht Gerichte mit dem flinkesten Kellner auf. Nachdem die Schwarzäugige mir am folgenden Morgen Chocolade mit geröstetem Brot und köstliches frisches Wasser gebracht, ging ich zur Besichtigung der Stadt aus, welche etwa 14,000 Einwohner zählen mag.

Salamanca täuscht mehr als irgend eine andere Stadt, die ich besucht habe. Unter Trümmerhaufen erheben sich großartige Gebäude, abgedeckte Kirchen, eingerissene Klöster und verlassene Collegien. Die Straßen sind enge, unregelmäßig, hügelig und schmutzig, die Häuser klein und elend. Aber dann ergötzt man sich wieder an der ungeheuren und prächtigen Kathedrale, an dem ehemaligen Jesuiter-Collegium, das in der letzten Zeit von den irländischen Studenten bewohnt wurde, und an der Universität, einst einer der reichsten und wichtigsten Sitze der Wissenschaft in der Welt. Der Constitutionsplatz ist ein vollkommenes Viereck mit Bogenhallen und schön verzierten Häusern umgeben, eben so die schon erwähnte Plaça mayor. Das Ganze wird von Mauern mit mehreren herrlichen Thoren aus der Zeit der Bourbonen und einem schattigen Wandelgang eingefaßt. — Die aus röthlichem Stein erbaute gothische Kathedrale macht im Innern einen durchaus wohlthätigen Eindruck. Mit wahrer Lust wan-

delte ich durch die zu beiden Seiten des Schiffes sich erhebenden Chorgänge, deren hohe Säulen, gebildet aus dünnen zarten Säulchen, wie zusammengefügtes Schilfrohr, dem Gotteshause das Ansehen einer durch Zauberhand in Stein verwandelten riesenhaften Laube geben. Hier sieht man keine Tünche, keine Malerei und Vergoldung eines verderbten modernen Geschmackes, wodurch die züchtige Einfachheit des reinen Steines gestört würde, durch dessen bleichrothe Färbung der ganze Bau ungemein leicht und luftig gemacht wird. In der Sakristei sieht man nur eine Vergoldung an den Rahmen von vier ungeheuren Spiegeln, die dazu dienen, daß die Priester ihre Gewänder in der geziemenden Anmuth und Zierlichkeit anlegen. Die alte gothische Kathedrale, die neben der neuen wie ein Zwerg neben einem Riesen steht, zeichnet sich noch mehr durch einfache Würde der Bauart aus. — Die akademischen Anstalten lassen durch ihre großartige Einrichtung ahnen, was sie zur Zeit ihrer Blüthe im 16. Jahrhundert waren, wo hier oft allein 8000 Spanier und 6 bis 7000 Ausländer studirten, während man gegenwärtig kaum 600 Studenten zählt. Die Kleidung derselben ist durchaus gleich: eine Art Priesterrock mit einem schwarzen Mantel. Die Bibliothek enthält 28,000 Bände. Ich besuchte das irländische Collegium. Es ist nach demselben Plane gebaut, wie fast alle andern: ein großes Viereck, in der Mitte mit einer Arcade auf jeder Seite am Erdgeschoß und mit einer Gallerie um das obere Stockwerk; das Dach wird von Säulen getragen. Die Zimmer sind prunkvoll und üppig nach englischer Art eingerichtet. Eine große Versammlungshalle gleicht mit ihren Sopha's und Stühlen von reich verziertem spanischen Leder, mit ihrer schön gemalten Decke und ihrem mit dicken indischen Matten belegten Fußboden eher dem Gesellschaftszimmer eines großen Edelmanns, als einer akademischen Aula. — Ueber den Fluß Tormes führt eine Brücke mit 27 Bogen von maurischer Bauart; in der Mitte ist sie mit einem Thore versehen, das ein hohes Dach, gleich der Spitze eines chinesischen Tempels, trägt. Ein naher Hügel gewährt eine gute Ansicht von Salamanca. Die Ufer des Flusses, an welchem die Stadt steht, sind felsig, und die alten verfallenen Mauern lassen sich hie und da kaum von dem natürlichen

Gestein unterscheiden. Die Thürme der Kirchen und Klöster drängen sich um die Kathedrale, wie die Großen eines Reiches um ihre Königin. Oberhalb der Stadt bildet der Fluß einen jähen Fall über Felsen und setzt eine Anzahl daselbst versammelter Mühlen in Thätigkeit. — Bei meiner Rückkehr über die Brücke begegnete mir ein Ehepaar auf einem prächtig geschmückten Pferde; die Dame saß hinter ihrem Gemahl auf einem Sattelkissen. In den Straßen sieht man Schaaren Eseln ohne Halftern, die theils Wasser in Krügen, theils Straßenkehricht in Strohkörben, theils Kohlen in Säcken und ähnliche Dinge tragen; weder Pferde, noch Maulthiere scheint man zu Lastthieren herabzuwürdigen.

In dem irländischen Collegio hatte ich einen Engländer kennen gelernt, der in meiner Gesellschaft die Reise nach den nördlichen Theilen Portugals machen wollte. Der Engländer war beritten, und auch ich miethete mir einen Gaul, der mich noch eine gute Strecke über die Grenze hinaus tragen sollte. Wir nahmen in der Frühe unseren Weg über die Brücke in der Richtung der Stadt Torre de Moncorvo. Wir bedauerten, daß uns keine Zeit übrig blieb, das anderthalb Meilen von der Stadt entfernte Dorf und die beiden Höhen von Arpiles zu besuchen, wo die Britten und ihre Bundesgenossen am 22. Juli 1812 in der von uns genannten Schlacht bei Salamanca einen ruhmvollen Sieg über die Franzosen erfochten. Nachdem wir den Tormes aus dem Gesichte verloren, verfolgten wir gerade nach Westen hin einen wilden Pfad, der fast nur von Schleichhändlern benutzt wird. Die Gegend, ein offenes Gelände mit einzelnen aus der Ebene emporsteigenden Bergen, hin und wieder von einem Eichwald unterbrochen und mit weit von einander liegenden Ortschaften, bot uns wenig Reize dar. Die Sonne war noch über dem Horizont, als wir den großen Flecken Villiar erreichten, wo wir übernachten wollten. Als wir die Straße hinaufritten, wurden wir von mehreren hübsch gekleideten kleinen Mädchen begrüßt, die vor unseren Pferden tanzten. Mein Engländer zeigte ihnen einen Hundskopf auf dem Knopfe seines Stockes. Sie brachen in ein fröhliches Gelächter aus und führten uns auf einen offenen Platz vor einer Kirche, wo eine Menge

buntgekleideter Burschen und Mädchen gar lustig mit höchster Anmuth in allen Bewegungen tanzten. Einige der jungen Leute begleiteten mit Castagnetten den Spielmann, der unermüdlich mit einer Hand eine Trommel schlug und gleichzeitig in der anderen ein Flageolet (eine Art Pfeife) spielte, was eine sehr lebendige Musik gab. — Plötzlich ertönte von der Kirche die Abendglocke. Augenblicklich verstummte die Musik; die Mädchen standen mit gesenktem Blick, während sie sich bekreuzten; die Burschen zogen ihre Hüte ab und sprachen knieend ein kurzes Gebet. Der Anblick war anziehend und schön. Kaum aber waren die Töne der Glocke verhallt, so löſ'te sich der Zauber der Andacht. Die Musik spielte wieder die muntersten Melodien und die Tänzer waren wieder in raschester Bewegung. — In der Posoda erquickte uns ein Abendessen von gebackenen Birnen; dann ruhten wir in der uns angewiesenen Schlafkammer von unseren Mühen bis zum Tagesanbruch aus. — In der Hoffnung, die Grenze vor Abend zu überschreiten, ritten wir schnell vorwärts. Endlich kamen wir in ein elendes Dorf, Val de Rodrigo. Nicht weit davon liegt Roderich's (des Cid, Rodrigo de Vivar) Stadt, Schloß und Thal. Vor der kleinen Schenke des Dorfes fanden wir eine große Anzahl von Schleichhändlern, die Kegel schoben, andere saßen auf dem Boden und theilten einen Haufen Kupfergeld. Anfangs hielten die Schleichhändler uns für Franzosen und begrüßten uns mit grimmigen Blicken, als sie aber hörten, wer wir wären, zeigten sie sich sehr höflich. Der einzige schattige Platz zum Ausruhen und Verzehren einiger gesottenen Eier war für uns vor der Hinterthür, wo eine kleine Familie von Schweinen uns umgrunzte, während wir die Aussicht auf die Ställe hatten. Unter einer erstickenden Hitze erreichten wir gegen Sonnenuntergang das spanische Grenzdorf Meisa, wo wir in unserer Schlafstube zwei halb mit Getreide gefüllte Säcke fanden, die man als Matratzen auf den Fußboden gelegt. Ich bemerkte dem Wirthe, sie wären zu kurz, da unsere Beine keine Unterlage haben würden. „O, das thut nichts“, erwiederte er kaltblütig, „Eure Beine brauchen auch kein Bett; eins für den Körper ist gerade genug.“ — Des andern Tags kamen wir über eine Haide und durch einige Getreidefelder. Wir stiegen

bergan, dann aber ging's immer tiefer hinab auf einem äußerst steilen Pfade. Die Gegend umher hatte ein sehr wildes Ansehen; nur hie und da wuchsen ein paar Oelbäume und an einigen Stellen wurde Wein gebaut. Der Weg war auf der einen Seite von Gesträuchen und Klippen überragt, während auf der anderen ein jäher Abhang sich im Zickzack zu einem reißenden Bach hinabsenkte, der mit dumpfem Gemurmel in eine Thalschlucht stürzte. Dort unten in der Thalschlucht stand in höchst romantischer Umgebung auf einer Anhöhe das Grenz-Zollhaus. Schroffe und seltsam gestaltete Berge himmelten auf allen Seiten empor, und hinter ihnen zeigte sich das Wasser des Douro. Die Grenzwächter blickten stumpfsinnig auf unsere Pässe, die sie wahrscheinlich nicht lesen konnten, und wiesen uns dann den durch ein Olivenwäldchen führenden Weg nach der Fähre.

Da, wo wir uns übersetzen ließen, geht der Lauf des Douro von Norden nach Süden. In schäumenden Katarakten ergießt er sich über ungeheure Felsen und wird erst eine Strecke weiter hinab bei dem Orte Barco d'Alva schiffbar. Das jenseitige Ufer starrte eben so wie das diesseitige von senkrechten Klippen. Im Zickzack wanden wir uns empor und nachdem wir eine Stunde lang unter einer glühenden Sonne fortwährend bergan gestiegen waren, begrüßten wir mit Freuden einige von Kastanienbäumen dicht beschattete Flächen und zogen endlich in das erste portugiesische Dorf Guaça ein. Wir fanden jedoch in dem großen Orte mit mehreren ganz leidlich hübschen Häusern, die einen freien Platz umgaben, kein Wirthshaus. Es war uns daher sehr willkommen, als einige der Landbewohner uns einluden, bei ihnen Quartier zu nehmen. Die guten Leute fegten eiligst ihr bestes Zimmer, deckten einen Tisch, sotten Eier und pflückten Früchte, so daß ein ganz treffliches Mahl zu Stande kam. Allerdings hatten wir eine Menge Neugieriger als Zuschauer, doch benahmen sich alle mit der größten Bescheidenheit und Artigkeit. Mir werden die vielen freundlichen Gesichter mit angenehmen Zügen, in denen Wohlwollen und herzliche Theilnahme sich malte, nicht leicht aus dem Gedächtniß kommen. Der fortgesetzte Weg führte uns durch romantische Gänge und zwischen hohen Kastanienbäumen, dann wurde er breit und eben.

Wir ritten an einem Wald vorüber, als uns die einbrechende Dunkelheit überraschte. Wir spornten unsere Pferde und gelangten bald in ein bedeutendes Dorf. Vor einem Hause, das man uns als Estalagem (Wirthshaus) bezeichnete, machten wir Halt. Der Wirth bewies sich äußerst höflich, seine Frau aber als bösartiger Zankteufel. Freilich hatte sie vollauf zu thun, um für einen Haufen nach Miranda wandernder Arbeiter, die das Haus erfüllten, zu kochen. Als unser Engländer sich herausnahm, ihr einige Vorschriften über die Bereitung eines für uns bestimmten Hasen zu machen, wurde sie sehr entrüstet; doch einige sanfte Worte löschten schnell die auflodernde Flamme ihres Zornes und wir wurden die besten Freunde. Als Beweis ihrer Aufmerksamkeit setzte sie uns eine Schüssel voll trefflicher Suppe vor und ihr Hasenbraten mundete uns köstlich. Dagegen bestand unser Schlafgemach aus einem bloßen Schuppen, und als über Nacht sich ein heftiger Wind erhob, mußten wir einige Zeit damit zubringen, die größeren Spalten zu verstopfen.

Am nächsten Morgen war der Himmel mit drohenden Wolken verhüllt, und es waren alle Vorzeichen eines schlechten Wetters da. Wir ritten drei Meilen*) über Berge und Thäler mit sandigen Gründen, den Becken vormaliger See'n, stiegen dann in das reizend gelegene Torre de Moncorvo. Die Stadt besitzt eine große schöne Kirche, und in einer Kapelle an der Straße sahen wir eine runde steinerne Kanzel, offenbar von bedeutendem Alter. In dem Gasthof fanden wir Alles trefflich. Der Douro ist nur eine halbe Stunde entfernt. Wir schickten hinab, ob wir ein Boot bis Regoa bekommen könnten, doch ging unsere Hoffnung nicht in Erfüllung, und wir mußten daher den Weg bis Regoa noch zu Lande machen. Während wir durch die Straßen wanderten, brach ein furchtbares Wetter los, und der Sturmwind schleuderte uns die Dachziegel um die Köpfe. Einer der uns begleitenden Diener, der den Zug führte, trieb uns jedoch zur Eile an, indem er sagte: „Wir müssen ohne Aufschub über die Brücke, oder wir möchten sonst so bald nicht dahin kommen.“ Wir bestiegen daher unsere Klepper und ritten

*) Die portugiesische Meile ist ¼ einer deutschen.

trotz dem Sturme weiter. Bis dahin hatte es nur wenig geregnet; doch nachdem wir nur eine kleine Strecke zurückgelegt, schoß der Regen in Strömen herab und wüthend umtobte uns der Wind. So legten wir zwischen malerisch gestalteten Bergen drei unendlich lange Meilen zurück und erreichten gerade vor Anbruch der Nacht die höchst anmuthig zwischen Mandelbaum-Wäldern auf einer Anhöhe thronende Stadt Villa Flor. Völlig durchnäßt kehrten wir in dem Gasthofe ein, worin eine sehr zanksüchtige Familie haus'te. Sie bestand aus einem ungemein fetten Vater, einer alten gebeugten Mutter, vier Töchtern und eben so viel Söhnen; einer der letzteren war ein Priester, der sich ernst und durchaus schweigsam verhielt, während alle Uebrigen unter abwechselndem Keifen einen heftigen Zungenkrieg gegen einander führten. Das Haus schien geräumig genug, war aber so erbärmlich eingetheilt, daß wir nur eine kleine Nische mit zwei dicht neben einander stehenden Betten als Schlafgemach erhalten konnten. Auch pfiff der Wind durch die Gemächer und trieb uns, nachdem wir trockene Kleider angelegt, trotz Schmutz und Rauch an's Küchenfeuer. Wir unterhielten uns mit den Wirthstöchtern, die verschiedene Küchengeschäfte theils für uns, theils für eine Anzahl in der Haupthalle versammelter Arbeiter, theils für die Familie verrichteten, und es belustigte uns, als einer von den jungen Männern, der auch naß geworden war und sich zu Bett gelegt hatte, ohne alle Umstände sich ein Glas von unserem Glühwein ausbitten ließ. Er stand später auf und half uns auch noch die Gerichte verzehren, die seine Schwestern uns vorsetzten. Er mochte dies keineswegs aus Unverschämtheit thun, sondern er hatte sicher nur eine sehr gute Meinung von sich selber und wollte uns zugleich eine Artigkeit erweisen.

Der nächste Morgen ließ besseres Wetter hoffen. Wir verfolgten einen äußerst mühsamen Weg. Nachdem wir an Wäldern von Oliven und Kastanien, an Weinbergen und Kastanien vorübergezogen, ging es bergauf, bergab über rauhe und nackte Höhen, ohne auch nur eine Strecke von zwanzig Ellen anzutreffen, wo wir unsere Pferde hätten in Trab setzen können. Die nächste Stadt, die wir zu passiren hatten, war Mourça; aber wir sahen uns vergebens darnach um. Es verging Stunde

um Stunde, und man sagte uns noch immer, sie sei zwei bis drei Meilen entfernt. Einige romantische Punkte wechselten mit kleinen Thälern, und jedes Fleckchen, was der Pflug erreichen konnte, war sorgfältig angebaut. Endlich lag Mourça auf einem Berggipfel vor uns; aber wir mußten erst ein breites Thal durchreiten und manchen Bogen machen, ehe wir dahin gelangten. Wir hatten jetzt die Grenzen des Weinbezirks erreicht und kamen an einem großen Gebäude vorüber, welches der Wein-Compagnie gehörte. Das Innere der Stadt hatte, ungeachtet ihrer schönen Lage, wenig Anziehendes. „Sind das eure einzigen Zimmer?" fragten wir im Gasthaus den Wirth, als uns derselbe in einen scheunenartigen Raum mit Wänden von unbehauenen und unbetünchten Steinen brachte, wo hinter einer hölzernen Scheidewand zwei Betten standen und nicht ein einziges Fenster mit Glas versehen war. „Ja, Senhor," erwiederte er mit einer Verbeugung, „und es sind schöne luftige Zimmer. Wenn sie Ihnen nicht gefallen sollten, so mögen Sie sich andere suchen, aber sie werden keine besseren finden." Wir hätten uns gern davon gemacht, aber da inzwischen draußen ein neuer Gewitterregen niederströmte, so erklärten wir dem Wirth, daß wir unter seinem Dache übernachten wollten. Er hatte, wie die meisten portugiesischen Schenkwirthe, noch einen zweiten Beruf und besaß unter dem Gastzimmer eine Schuhmacher-Werkstätte. Außerdem befanden sich unter uns noch Ställe, und die Gerüche, die daraus emporstiegen, waren nichts weniger als angenehm. Ich miethete hier ein anderes Pferdchen und suchte dann mein Lager. Die benachbarte Küche war von einem Volk Hühner bewohnt, dessen lärmsüchtiger Sultan uns schon lange vor Tagesanbruch weckte. Unser Frühaufstehn half uns jedoch nichts, da mein Pferd erst beschlagen werden mußte, so daß unser Aufbruch sich bis zum Frühstück verzögerte. Wir hatten wieder einen heitern Tag, und obgleich die Wege eine Strecke weit abscheulich waren, so fanden wir doch Entschädigung in den Reizen der Gegend. Wir fütterten in dem Dorfe Villa Verde, und als wir es verlassen hatten, entdeckten wir bald, daß unser neuer Begleiter, der mein Pferd wieder zurückbringen sollte, ungeachtet aller seiner Prahlerei keinen Zoll vom Wege kannte. Wir

mußten daher oft dem eigenen Ortssinn vertrauen. Durch einige Dörfer reitend, erstiegen wir einen hohen wilden Berg mit einer Kapelle auf dem Gipfel, von wo wir der hohen Kette des rauhen Marão ansichtig wurden. Dann gings zu den fruchtbaren Gefilden des hübschen Dorfes St. Martins hinab. Jenseit des Thales stiegen wir wieder bergauf und trabten zwei Meilen weit auf einem guten Reitwege über ein Bergland, bis wir den äußeren Weinbezirk erreichten. Die höchste Kuppe gewährte uns die großartigste Aussicht über einen Ocean weinbedeckter Berge, die volle Hälfte des Weinlandes. Den Lauf des Douro bezeichneten schroffe Klippen; über einem üppigen Thale zeigte sich etwa eine Meile entfernt Villa Real, und dahinter stand wie ein finsterer Riese der mächtige Marão. Wir stiegen gegen eine Stunde immer zwischen Weinbergen hinab, zuweilen auf einem schönen breitgepflasterten Wege und stellenweis wieder mit Gefahr, in die tiefen Gleise und Löcher zu fallen. Auf den Bergen und in den Thälern lagen viele hübsche zierliche Landhäuser zerstreut, darunter einige von bedeutender Größe, den reichen Eigenthümern der benachbarten Weinberge gehörig. Endlich begrüßten wir wieder die Ufer des Douro und ritten eine halbe Stunde an seinem Rande hin, bis wir in die langersehnte Stadt Regoa einzogen, wo wir in einem ganz leidlichen Gasthofe Quartier fanden. Der Wirth miethete uns für den nächsten Morgen ein Boot nach Oporto.

Mit Tagesanbruch bestiegen wir das Boot. Die Mannschaft bestand aus vier Männern und einem Knaben, der mehr arbeitete, als alle übrigen. Die aus einem Segel und einer Matte gebildete Decke, über Bogen von Weidenruthen gespannt, war schlecht befestigt und wurde daher vom ersten Windstoß abgeweht; doch gelang es uns, sie wieder fest zu machen. Die Landschaft längs der Ufer ist in dieser Gegend äußerst wild und schön, ja an einigen Punkten fast erhaben zu nennen. Hinlängliche Abwechselung erhält die Flußfahrt auch durch die Stromschnellen. Der Douro ergießt sich hier in einem eingeengten Raum zwischen hohen Klippen über ein rauhes Felsenbett. Die schäumenden Wogen tanzen hoch und schlagen in das Boot, wenn es pfeilschnell hindurchschießt. Das sind Augenblicke einer

aufregenden Spannung. Denn auf beiden Seiten zeigen dunkle Felsen ihr drohendes Haupt; ein Stoß dagegen und das Boot wäre zertrümmert. Aber eine kundige Hand lenkt das schlangenartige Steuer: die Barke scheint in ihr Verderben zu stürzen; da flieht sie durch eine Berührung der Ruderpinne wieder hinweg vom Ufer, und die Gefahr ist überwunden. Ungefähr acht Meilen von Oporto bei dem Orte „Entre ambos os Rios" nimmt der Douro die Tamega auf und wird hier bedeutend, während die Landschaft ein lieblicheres und cultivirteres Ansehn gewinnt. — Wir wurden während des Tages von mehreren heftigen Wetterschauern heimgesucht. Gleich bei dem ersten fuhren die Bootsleute ans Ufer und krochen theils unter die Decke, theils brachten sie große rothbaumwollene Regenschirme hervor, um sich gegen den Regen zu schützen. Nachdem wir eine Weile gewartet, bestanden wir auf Fortsetzung der Fahrt und waren nicht wenig belustigt, als einige der Bootsleute ihre Regenschirme über die Köpfe der Ruderer hielten. Durch ähnliche wiederholte Verzögerungen geschah es, daß es Abend wurde, ehe wir Oporto erreichten. Die Wolken hatten sich inzwischen aufgeklärt, es schimmerten die Sterne, und während die Bootsleute einen lauten Gesang anstimmten, glitten wir zwischen den dunkelen geheimnißvollen Ufern hinab, bis uns die Lichter der Stadt begrüßten. Zu gleicher Zeit rief uns vom Ufer aus eine Zollhauswache an, die uns anzulegen nöthigte, aber nicht länger als nöthig aufhielt und nichts von unserem Gepäck öffnete.

Oporto oder Porto war bereits im 5. Jahrhundert vorhanden, erhielt aber erst im 18. Bedeutung durch die Vereinigung der Villas (Städte) Gaia und Villa Nova. Gegenwärtig mag die Stadt etwa 80,000 Einwohner haben. Sie erstreckt sich am Nordufer des Douro bergauf, bergab, wohl eine halbe Stunde in der Länge und Breite. Die Hälfte dieses Flächenraums wird überdies noch von Gärten bedeckt, die nur wenigen Häusern fehlen. Die Häusermasse steigt vom Rande des Flusses zu zwei hohen steilen Bergen empor und verbreitet sich über mehrere kleinere Hügel und Thäler. Die ehemalige Umgebung

einer Mauer von mächtigen ohne Kitt verbundenen Quadersteinen ist überall nach der Landseite hin weit überschritten; am Ufer ist sie noch vollkommen erhalten, und fünf Wasserthore gehen hindurch. Die Bauart der Häuser ist sehr verschieden. Die in den ältesten Stadttheilen sind massiv und reich verziert; die aus neuerer Zeit haben keine Spur von Plan und Regel. Betrachtet man die Stadt vom Flusse aus, so tritt zumeist der erzbischöfliche Palast hervor, ein großes viereckiges Steingebäude mit vielen Festern auf einem Berge im Mittelpunkte des alten Oporto. Ihm zunächst erblickt man die Thürme der Kathedrale und gleich diesen erhebt sich über die vielen zerstreuten Thürmchen der mit maurischem Bildwerk verzierte kegelförmige Thurm dos Clerigos. Oestlich zeigt sich eine schöne Ketten-Hängebrücke zur Verbindung der beiden Ufer. Unmittelbar darüber steht einer der alten Thürme der Stadtmauer, später in ein Sommerhaus der Nonnen von Santa Clara umgewandelt, deren Kloster nicht weit davon einen rauhen Abhang krönt. Am südlichen Ufer des Douro bemerkt man auf dem Gipfel einer hohen Klippe das jetzt verfallene, einst reiche Serra-Kloster mit seiner hohen Kirche und seinem Kuppeldach. Unter demselben dehnt sich die Stadt Villa Nova da Gaia am Flusse entlang, und die langen niedrigen Gebäude, die dort ins Auge fallen, sind die weltberühmten Weinspeicher der Kaufleute von Oporto.

Nach dieser flüchtigen Ansicht der Stadt wollen wir sie durchwandern, indem wir zuerst den Fuß auf den neuen breiten Kai nächst dem Zollhaus setzen, wo Fahrzeuge von zweihundert Tonnen ihre Ladungen ausschiffen können. Das Zollhaus, ein elendes Gebäude, zur Rechten lassend, ersteigen wir unter Waarenballen und Ochsenkarren einen kleinen steilen Hügel und treten in die „neue Straße der Engländer" (Rua nova dos Inglezes). Sie ist nicht lang, aber die breiteste Straße der Stadt und zählt einige hübsche Häuser, worunter die englische Factorei das beste ist. In dieser Straße und ihrer Nachbarschaft, wo sich auch die neue Börse befindet, haben die Kaufleute ihre Geschäftslocale; sie selbst wohnen in den höheren gesünderen Theilen der Stadt oder auf dem Lande. Das östliche Ende der Rua nova dos Inglezes durchkreuzt die vom Flusse einen steilen Berg

hinaufsteigende Rua Nova de San João. Sie ist am regelmäßigsten gebaut, indem nach einer streng befolgten Anordnung jedes Haus mit dem gegenüberstehenden in gleichem Stil erbaut sein muß; die Häuser sind hoch und mit schön bemalten und vergoldeten Balcons verziert. Der Blick fällt zunächst auf einen hohen steinernen Springbrunnen. Dergleichen giebt es hier überall, meist in maurischem Geschmack aufgeführt und sämmtlich mit einem Bildwerk geschmückt. Man sieht sie zu jeder Tagesstunde von Gallegos mit ihren Wassertonnen und von Mädchen umringt, die theils ihre Henkelkrüge füllen, theils mit Waschen beschäftigt sind. Oben an der Rua Nova de St. João, treten wir, uns rechts wendend, in die Rua das Flores, welche die reichsten Waaren der Stadt enthält. Sie wird hauptsächlich von Goldschmieden und Tuchhändlern bewohnt. Die Kaufläden der letzteren sind finstere Gemächer, die ohne Glasfenster ihr Licht durch zwei offene Thüren erhalten, vor welchen die Tuchballen aufgehäuft liegen. Anziehender sind dagegen die Gewölbe der Goldschmiede mit ihren prächtigen Schmucksachen von durchbrochener Goldarbeit, die an den genuesischen Silberschmuck erinnern; auch ihre Juwelen sind äußerst schön und dabei viel billiger als anderswo. Am Ende dieser Straße steht das große Nonnenkloster von St. Bento, jetzt nur noch von einigen bejahrten Nonnen bewohnt, die Eingemachtes und Zierbüchsen mit getrockneten Früchten besonders an die englischen Kaufleute verkaufen und sich damit ihren Unterhalt erwerben. Die Straßen sind, mit Ausnahme der ältesten, hell und luftig. Die Reinlichkeit verdanken sie ihrer Lage; denn bei jedem Regen rauscht das Wasser von den Bergen in Strömen herab und spült allen Schmutz fort. — Die Stadt hat sieben bis acht freie Plätze (Praças). Der größte darunter ist die Praça de St. Ovidio, einer der höchsten Punkte mit einer äußerst reinen und gesunden Luft. Auf der einen Seite steht hinter der Hauptkaserne die Kirche Nossa Senhora da Lapa, wo Dom Pedro's Herz ruht; in deren Nähe genießt man von einer baumbepflanzten Terrasse aus einer reizenden Aussicht über die Stadt, den Strom und die mit Fichtenhainen, Feldern und Dörfern bedeckte Umgegend. Zur Rechten sieht man einen öden Felsen und gerade vor sich die

Burg nebst der Bade-, Fischer- und Lootsen-Stadt St. João da Foß, so wie die endlos blauende Fläche des etwa eine Stunde weit entfernten atlantischen Oceans. Nicht weniger fesselnd ist die Aussicht von dem Lustgang der Fontainhas, der längs dem Rande der Klippen am Douro hingeht. Da sieht man tief unten den dunkel leuchtenden Strom, zur Rechten die Hängebrücke, die Thürme und alten Mauern der Stadt, gegenüber das Serra-Kloster und Villa Nova. Zur Linken zwischen den hohen und nackten Klippen schauen grüne lachende Ufer hervor und in der Ferne die Thürme des malerischen Palastes Freiro. Hier und dort erblickt man auf einem hervorragenden Punkte eine kleine Hütte oder die weißen Flügel einer Windmühle. Mitten unter dem geborstenen Gestein wachsen Reben und Buschwerk und über die moosigen Felsen schäumt mancher Gießbach in die Tiefe hinab. Mein Gefährte erzählte mir, wie er hier vor einigen Jahren mit dem englischen blinden Reisenden Lieutenant Holmann zusammengetroffen sei und ihm alle Einzelheiten der Aussicht vom Gang der Fontainhas beschrieben habe, worauf er so ergötzt, als hätte er Alles mit seinen leiblichen Augen gesehen, ausgerufen: „Ich seh' es, ich seh' es! Es ist lieblich!“ Dieser Blinde ist wirklich ein höchst merkwürdiger Mensch, der mit einem immer fröhlichen Muth die anziehendste und kenntnißreichste Unterhaltungsgabe verbindet und, wie er sagt, den größten Theil der Welt „gesehen“ hat. Er reis't ohne Diener und miethet stets einen Eingeborenen des Landes, das er besucht. Dabei schreibt er sein Tagebuch, rasirt sich, kleidet sich an und bepackt seinen Reisesack durchweg mit eigener Hand, ohne das Mindeste zu verlieren. Er bereis'te das Innere Portugals auf einem Maulthiere, welches ihn einst abwarf und sich über ihm zu wälzen begann. Er war betäubt, aber sonst nicht ernstlich verletzt und wieder aufsteigend setzte er seine Reise fort, als wäre nichts vorgefallen. — Von den Kirchen Oporto's ist keine ausgezeichnet zu nennen; die der Clerigos hat den höchsten Thurm in Portugal. Die Farbe des Stadthauses, blau und gelb, kann ein Pröbchen von dem Geschmacke der Portugiesen abgeben. Bedeutend sind die Wohlthätigkeitsanstalten, darunter das Hospital des St. Antonio, ein ungeheures Gebäude, aber noch unvollendet. Man findet in

Oporto ein Asyl, wo Ehemänner, die auf Reisen gehen, ihre Frauen unterbringen können. Auch hat man eine Art Bußhaus, wo zänkische oder treulose Weiber eingesperrt werden.

Fährt man auf dem Douro, so erstaunt man über die Anzahl schöner einheimischer Schiffe, die ihn beleben, von dem schwerfälligen Brasilienfahrer bis zu den leichten Rascas. Dies sind kleine Küstenfahrer, lang, schmal und tief, mit rundem Stern und drei kurzen Stummeln statt der Masten, an welchen die hohen lateinischen Segel hängen, die malerischesten Schiffchen, die auf den Wellen tanzen. Eigenthümlich sind auch die Toldo-Boote, eine Art Gondeln, welche die Reisenden auf dem Flusse befördern. Sir erheben sich vorn in einem langen, über das Wasser hängenden Bug; am Hintertheil sind sie niedrig und abgerundet. Das beinah flache Dach ist grün bemalt und mit Vorhängen versehen. Sie fassen ungefähr zehn Passagiere, die auf den Seitenbänken einander gegenüber sitzen, und gleiten mit ihrem flachen Boden ohne Mühe über die schlammigen und seichten Stellen des Flußbettes. — Mannichfachen Wechsel bietet eine solche Gondelfahrt auf dem Douro unter dem reinen Blau eines heißen Himmels. Eine stattliche Barke mit wehenden weiß und himmelblauer Nationalflagge kehrt eben, den Wind in allen Segeln, von ihrer langen westlichen Reise in den Strom zurück, von hundert neugierigen Zuschauern begrüßt und von Pilotenbooten umschwärmt, die jeden Augenblick, wo der leichte Wind nicht mehr ausreichen sollte, bereit sind, die Taue auszuwerfen und es aus der Nähe der drohenden Felsen zu bugsiren. An der Barre ziehen einige Flußfischer in engen flachen Kähnen, die an beiden Enden wie chinesische Schuhe aufgeschnäbelt sind, ihre Netze aus dem Wasser, während eine Flotte größerer Fischerboote mit ihren kleinen hohen Segeln schnell nach dem Ufer gleitet. Einige fahren den Fluß hinauf, andere landen ihre schuppige Ladung an der Cantareia (einem Hafendamm), welche jetzt von Weibern wimmelt, die alle ihre Körbe füllen wollen. Ein Theil der Fischer leert die Boote, andere waschen ihre Netze, während ein Haufen von Knaben nach der kleineren Fischbrut und Krabben hascht; alle sind fröhlich, lachen, jubeln und plappern. An jener Felsenspitze tummeln sich kleine nackte Buben im

Wasser. Sie schreien uns mit gellender Stimme an, daß wir ihnen eine Kupfermünze auswerfen sollen, und siehe, mit bewundernswerther Geschwindigkeit holen sie die Münze, ehe sie den Grund erreicht hat, aus dem Wasser und tragen sie dann triumphirend als Belohnung davon. — Die Reihe weißer Häuser dicht an der Mündung, mit einer Kirche in der Mitte, einem Leuchtthurm auf einem Hügel zur Linken und den niedrigen Kastellen, die den Eingang des Flusses auf der rechten Seite decken, ist die Bade-, Fischer- und Lootsen-Stadt St. João (a-ung) da Foß oder St. John's, wie die Engländer sagen. Dahin begiebt sich im Sommer auf einem breiten mit Linden, Pappeln und Weiden besetzten Weg Oporto's feine Welt, um sich gesellschaftlicher Vergnügungen, hauptsächlich aber der Badelust zu erfreuen. Es giebt zwei bis drei vom Meer bespülte Punkte mit klarem Sand und auf beiden Seiten von Felsen eingeschlossen, und am Strand ist ein förmliches Dorf von kleinen Zelten aufgeschlagen, die den Badenden als Ankleidegemächer dienen. Der Badeanzug der Damen besteht aus türkischen Beinkleidern, Sandalen und einem kurzen blauen Oberkleid; einige lassen das lange Haar ihres meist mit großen goldenen Ohrringen gezierten Hauptes frei flattern, andere haben dasselbe mit einem Tuch verbunden. Die Kleidung der Männer ist ähnlich, nur daß sie lang niederhängende Mützen von verschiedener, meist rother Farbe tragen. So ausstaffirt gehen die Damen, gewöhnlich von starken Bademännern, die Männer von Weibern begleitet, gleichzeitig in's salzige Wasser des Oceans, während die Felsen mit sitzenden oder stehenden Zuschauern besetzt sind und am Strande vor den Zelten auf Stühlen schön geputzte Frauen sitzen. Die Reihen der weißen Zelte, die beweglichen Gruppen der Zuschauer, deren Jeder einen buntfarbigen Sonnenschirm hält, dazu einige dreißig bis vierzig Damen und Herren, dick und mager, groß und klein, alt und jung, die zusammen unter einander gemischt im Wasser plätschern, untertauchen, lärmen und schreien, wenn die weißbekränzte Welle gegen sie heranzieht, und wovon einige zu schwimmen versuchen, andere aus Furcht, durch die Gewalt der Wogen in's Meer hinaus gerissen zu werden, sich an den Arm ihrer Begleiter klammern und wieder nach dem

festen Lande streben: alles dies giebt ein höchst unterhaltendes und lebendiges Schauspiel. Zuweilen gehen drei bis vier junge Damen zusammen, zuweilen führt ein Herr eine schöne Bekannte, alles aber bewegt sich in den Schranken des strengsten Anstandes.

Entzückend fürwahr ist es, an einem schwülen Sommertage auf leichtem Fahrzeug in den endlosen Ocean zu rudern. O welche Wonne, wenn man den frischen Hauch der Seeluft um seine Wangen spielen fühlt und die köstliche Kühle athmet, die dem ermatteten Körper wieder neue Spannkraft verleiht! Aber dies Wasser, welches jetzt so ruhig lächelt, kann morgen schon im wilden Aufruhr kochen, um mit furchtbarer Gewalt jedes von seinem Strudel erfaßte Fahrzeug zu zertrümmern. Wie das Meer, so auch der Douro, wenn im Frühling unter dem warmen Hauch des Südens der Schnee auf den Gebirgen schnell zusammenschmilzt und gleichzeitig strömender Regen die vielen Flüßchen und Bäche anschwellen läßt, welche sich in den Hauptstrom ergießen. Noch vor wenigen Stunden floß er klar und sanft in seinem Bett; auf einmal schwillt ihm der weißschäumende Kamm der Tobewuth. Dreißig bis vierzig Fuß hoch steigt seine Fluth in den hohen und engen Ufern, füllt die Erdgeschosse des tieferen Theils von Villa Nova, reißt Häuser nieder und Bäume aus, wälzt Vieh, menschliche Wesen und ihre gebrechlichen Barken hinaus in die See. Aber der heftigste Kampf beginnt an der Mündung, wo der wüthende Strom und die Wogen des Meeres sich begegnen und den leuchtenden Schaum hoch emporwerfend, wie zwei erbitterte Löwen der Wüste, laut brüllend und mit wehenden Mähnen gegen einander rennen. Der Fluß jedoch siegt über allen Widerstand und seine gelbe Fluth strömt weit hinaus in den Ocean, ehe sie sich mit demselben vermischt. Vor vielen Jahren — so erzählte der mich begleitende Engländer — kam die Fluth urplötzlich fast ohne eine einzige Warnung aus dem Inneren des Landes auf die Stadt herab, riß mehrere Fahrzeuge vom Anker und schleuderte sie an's Ufer oder in die See. Eins dieser Schiffe, die schöne Irländerin, sollte am nächsten Tage die Anker lichten. Es hatte den nachmals in Indien berühmt gewordenen General M'Crea und all sein Gepäck

an Bord; seine Familie schlief glücklicherweise am Ufer. Als die tobende Fluth sich herabwälzte, zerrissen die eisernen Ketten und dicken Seile, woran das Schiff befestigt war, wie Bindfaden. Kaum gewann der General Zeit, an's Ufer zu springen, und der Strom zog nun die schöne Irländerin in seine verderblichen Wirbel. Einige der unglücklichen Mannschaft, die sich im unteren Schiffsraum befanden, eilten auf's Verdeck, um Zeugen ihrer entsetzlichen Lage zu sein. Sie wurden mit reißender Schnelligkeit fortgetrieben; das Schiff legte sich, und während der Kiel sich nach oben kehrte, bohrten die Masten sich in den Sand. Einige der Seeleute tauchten aus dem Abgrund wieder empor; sie kletterten an den Seiten des Schiffes hinauf und erhielten sich auf dem Kiel. So vergingen einige Stunden, indem die in den Sand gebohrten Masten das Schiff hielten; aber ihr schwacher Widerstand konnte in jedem Augenblick gebrochen werden. Die Unglücklichen saßen nun fest angeklammert an dem wogenumschäumten Kiel, der nach der Meerseite zu einen förmlichen Katarakt bildete; sie schwenkten ihre Hüte und suchten mit allen von der Verzweiflung eingegebenen Zeichen sich Rettung vom Ufer her zu erflehen. Das Ufer füllte sich mit Menschen. Der Consul Crispin und die brittischen Kaufleute bieten Gold über Gold denen, die sie retten würden. Aber keine menschliche Kraft vermag, ein Boot durch den rasenden Strudel zu steuern. Man läßt von oben herab Boote an starken Tauen vom Ufer treiben: kein einziges kann die Armen erreichen. Diese schwenken ihre Hüte immer heftiger und schreien verzweifelter; aber ihr Hülferuf erstirbt im Gebrause der Wogen. Die Herzen der Zuschauer schlagen ängstlich; es sind schreckliche Augenblicke. „Ist denn gar keine Hülfe möglich?" so hört man oft wiederholt fragen. „Keine! Sie sind in Gottes Hand!" so lautet die Antwort. Aber Niemand kann sich abwenden von dem Trauerspiel. „Allmächtiger Gott!" rufen jetzt Alle, „die Masten sind gewichen!" Das Schiff bewegt sich, und noch immer klammern sich die Matrosen an's Leben; es wendet sich, stürzt über, und im nächsten Augenblick sind sie von den Wellen verschlungen.

Es war an einem schönen Augustmorgen, als ich in Gesellschaft von sechs Reisegenossen, alle auf kräftigen Pferden, die Stadt verließ, um die Provinz Minho (njo) zu besuchen. Ein Maulthier wurde mit unserem Gepäck auf der geraden Straße nach Guimaraens, wo wir übernachten wollten, vorausgeschickt, während wir rechts nach den altberühmten Bädern von Vizella abschweiften. Die Sonnenstrahlen brannten, aber wir waren guten Muthes; denn wir hatten in unseren leichten weißen Röcken, breitrandigen dicken Strohhüten und großen gelben Stiefeln eine höchst luftige und zweckmäßige Tracht; überdies fanden wir bei der Reinheit der Luft die Hitze nicht eben allzu drückend. Nachdem wir die breite macadamisirte Straße von Guimaraens verlassen, ging der Weg durch reifende Maisfelder. Links lag eine wellenförmige Landschaft mit einem zackigen Bergrücken, wo sich 1833 die letzten Ueberreste von Dom Miguel's Heer verschanzt hatten; rechts dehnten sich die öden Rücken der Valongo-Berge aus, reich an Mineralien, besonders Kohle und Antimonium (Spießglanz). Die von ihnen herabfließenden Bäche treiben Mühlen und bewässern die mit Getreide erfüllten Thäler. Wir ritten darauf unter hohen Thalwänden, deren überhängende Bäume und Büsche uns wie eine Laube gegen die Sonnenstrahlen schützten. Hinter einem kleinen Dorfe, wo wir gefrühstückt, begegneten uns wandernde Musikanten mit Trommeln und Pfeifen. Als wir weiterhin einen Fichtenhain passirten, rief Einer vor uns: „Ei, tragen die Bäume hier kleine Mädchen!“ In der That sahen wir, wie hier und dort in den Gipfeln der höchsten Fichten verschiedene Mädchen mit kleinen Beilen sich auf den dünnen Zweigen schaukelten, ohne daß wir begreifen konnten, wie sie hinaufgekommen, da die schlanken Stämme auch nicht einmal einen Aststummel hatten. Einer aus der Gesellschaft gab uns Aufklärung. Die kleinen behos'ten Mädchen schlingen nämlich einen breiten Gurt um die Fichte und ihren Leib, schieben dann den Gurt mit den Händen allmälich höher, indem sie mit den nackten Füßen an den Stamm drücken, und steigen so allmählich bis zum Gipfel empor. Oben hauen sie mit einem Beil die jungen Fichtenschößlinge ab, die als Streu für die Ochsen dienen. — Unser Weg führte uns jetzt auf den Gipfel

hoher Berge, von wo wir hinter uns das blaue Meer, üppige Thäler und fichtenbewaldete Hügel liegen sahen. Die Stadt und der Douro waren im Sommerrauch verschwunden, während im Osten und in jeder anderen Richtung Hügel über Hügel, Gebirge über Gebirge sich erhoben und endlich im Hochblau des Himmels verschwammen. Hinter dem Dorfe Sobrão mußten wir im Thale einen schlammigen Bach passiren. „Diese Pferde haben zuweilen eine eigene Neigung sich im Wasser zu wälzen", bemerkte Einer von uns, ein munterer Irländer, „seht Euch vor, meine Freunde!" Doch kaum war das Wort über seine Lippen, als sein eigenes Pferd sich niederwarf. Es gelang ihm, sich loszumachen und das Ufer zu erklettern, das Thier aber wälzte sich mit allem Sattelzeug vergnüglich im Wasser, ohne sich weder durch Prügel noch durch Zerren am Zügel davon abbringen zu lassen. Die Scene war komisch genug, und als der Irländer auf die Frage, warum er denn sein Pferd nicht gespornt, sehr naiv erwiederte: „Wie konnte ich denken, daß mein eigenes Pferd sich wälzen würde!" brach ein allgemeines Gelächter aus. Nachdem das Pferd sein Bad beendigt, setzten wir den Weg bis auf den Gipfel der bis dahin angetroffenen höchsten Berge fort und ritten einige Stunden auf fast ebenem Boden von weichem Sand. Die Luft auf diesen Höhen war rein und kühl, die Gegend auf beiden Seiten wild und lieblich. Ueberall lagen auf den Felsen runde dunkle Granitblöcke, gleich zerschellten Riesenschädeln, umher. Auf einem der höchsten Punkte stand am Wege ein plumpes steinernes Kreuz. Ein Maulthiertreiber (Almocreve) war hier nach der Erzählung unseres Führers vom Blitz erschlagen, und jeder Vorübergehende hält es für seine Pflicht, einen Stein dahin zu werfen, damit die bösen Geister verscheucht werden. Endlich ging's wieder bergab und wir zogen nun durch ein äußerst fruchtbares Thal. Es war buchstäblich mit Obstgärten angefüllt und enthielt unter vielen riesenhaften Bäumen, Sträuchern und Pflanzen namentlich mächtige Kirschbäume, während die Rebe mit ihren reifen schweren Trauben in dicken Gewinden von den Bäumen herabfiel, die am Wege standen, so daß wir, um nicht in ihren Verschlingungen gefangen zu werden, uns tief auf den Hals unserer Pferde beugen mußten. Eine

plötzliche Wendung des Weges brachte uns auf eine hohe einbogige Brücke, die über ein blinkendes Flüßchen führte. Auf beiden Seiten stiegen hohe grünbekleidete Ufer mit Landhäusern und Hütten empor. „Das Thal von Ems im Kleinen! Aber noch lieblicher als Ems!" rief ich. Die in allen Richtungen an den schroffen Felshöhen hangenden Hütten hatten nach Schweizerart breite Dachtraufen und große Balcone, zu denen Treppen hinaufführten. Etwas weiterhin öffnete sich vor uns ein weiter Raum, eingefaßt von netten sauberen größeren und kleineren Häusern und Lustgärten mit vielen Wandelgängen und Bänken. Es war Vizella, wo schon die alten Römer prächtige Schwefelbäder eingerichtet, die erst vor ungefähr funfzig Jahren wieder entdeckt wurden. Die Regierung hat Häuser darüber bauen lassen und den Gebrauch der Bäder ganz frei gegeben. Wir fanden den Wärmegrad von 91° bis 120° Fahrenheit. Behufs der Namenbezeichnung sind die Thüren der verschiedenen Gebäude mit den wechselnden Gestalten des Mondes bemalt; andere werden nach der Sonne und den Sternen benannt. Wo Männer badeten, hatten wir unbehinderten Zutritt. Wir besuchten unter anderen ein erst vor drei Jahren entdecktes, großes rundes Bad, dessen Boden und Wände getäfelt waren. Ein in der Mitte schwimmender Mann schilderte uns ruhig seine Empfindungen, ohne sich durch unseren Eintritt stören zu lassen. Nur in der zum Baden geeignetsten Zeit vor Sonnenaufgang hat der Bademeister das Recht, Alle, die ihn nicht bezahlen, zurückzuweisen. Das größte Bad ist 30 Fuß lang, 25 Fuß breit, 5 Fuß tief und kann auf einmal 50 Personen fassen. Indem wir durch die schattigen Gänge der mit Trauerweiden, Kastanien, Maulbeerfeigen, Akazien und anderen Bäumen bewachsenen öffentlichen Gärten gingen, kamen wir an eine halbkreisförmige mit Steinsitzen versehene Mauer, aus deren Mitte ein dampfender Quell hervorsprudelte. „Das ist die heiße Trinkquelle, Senhor", sprach der Aufseher, „und man rühmt ihre wunderbare Heilkraft." Einer von uns nahm einen tüchtigen Schluck davon. „Gesottene faule Eier und Schwefel, bei Allem was gräßlich ist!" rief er mit verzerrtem Gesicht. Ich kostete auch ein wenig, und der Geschmack ist allerdings nicht der angenehmste.

Nachdem wir hinlänglich gerastet, machten wir uns wieder auf den Weg, der ebenfalls von überhängenden, mit röthlichen Trauben beladenen Reben höchst anmuthig eingefaßt war. Die schweizerartigen Häuser, an denen wir vorüber ritten, hatten auf ihren steinernen Fenstersimsen Töpfe mit Blumen zu stehen, und überhaupt zeichneten sich alle Hütten durch ein freundlicheres, behaglicheres Ansehen aus, als mir seither in anderen Landestheilen vorgekommen. — Schon fing es an zu dunkeln, als wir in der Stadt Guimaraens unser ersehntes „Estalagem d'Oliveira" erreichten, wo wir in dem oberen Stockwerk sehr bequeme und gute Zimmer fanden mit der Aussicht auf den gothischen Thurm und den reich verzierten Eingang der Kathedrale. Zu unserer Linken lag das Rathhaus, ein altes, von Bogen getragenes Gebäude.

Wir saßen eben bei einer trefflichen Mahlzeit, als auf einmal all die mächtigen Glocken der nahen Kathedrale ihre dröhnenden Stimmen erhoben, und in dies Geläute stimmten sogleich alle übrigen Glocken der Stadt mit ein. Zu gleicher Zeit wurden alle Fenster auf dem Platze erleuchtet. Vor unseren Augen stieg eine Rakete in die Luft; aus den Fenstern des Thurmes brachen Flammen hervor und die ganze Plattform war ein Feuerklumpen. Dann stieg ein voller Strauß Raketen empor und fiel als feuriger Regen wieder herunter. Dazu erscholl das Getöse einiger zwanzig Trommeln und die Glockenläuter schienen mit verdoppelter Anstrengung zu arbeiten. Dies Alles dauerte eine gute Weile, bis auf einmal wieder jeder Ton verstummte. Man feierte den Vorabend zum Feste des Schutzheiligen der Kathedrale. Wir besichtigten diese am folgenden Morgen. Unter den daselbst aufbewahrten Schätzen der heiligen Jungfrau bemerkt man einen vergoldeten, prächtig gearbeiteten silbernen Schrein, welcher dem König Johann von Castilien als Reiseschrein diente und in seinem Zelte aufgestellt wurde, aber 1385 in der Schlacht bei Aljubarotta dem siegreichen Könige von Portugal, João I., in die Hände fiel. Dem Haupteingange der Kathedrale gegenüber steht ein kleiner gothischer Tempel mit einem kunstreich ausgehauenen Kreuz, dicht daneben, auf einer grünenden Erhöhung und von einem Eisengitter umgeben, ein

von den Einwohnern hoch verehrter Baum. Hier war nämlich vor vielen hundert Jahren ein freier Platz in einem schönen Walde, wo man Markt hielt. Nun war der König des Landes ohne Nachfolger gestorben und es lebte in der Umgegend ein durch außerordentliche Frömmigkeit ausgezeichneter Landmann, Namens Wamba. Eines Tages war das Volk auf dem Platze sehr zahlreich versammelt. Die Angesehensten darunter brachten die Wahl eines neuen Königs zur Sprache, und das einstimmige Urtheil fiel dahin aus, daß Niemand dazu würdiger sei, als Wamba. Dieser war nicht zugegen; aber kaum hatte man sich über die Wahl geeinigt, als Wamba sich dem Platz näherte. Er trieb ein paar ungemein schöne Ochsen mit einem langen Stabe vor sich her und bot sie als Tauschmittel gegen Korn, Wein und Oel an, um einigen frommen Mönchen ein Geschenk damit zu machen. Da wurde er zu seinem Erstaunen vom Volke als König begrüßt. Er hielt dies anfangs für einen Spott und wollte nach Hause. Das Volk aber umdrängte ihn auf der Anhöhe, wo er gerade stand, und bat ihn flehentlich, die Krone anzunehmen. „Das ist eine Thorheit, meine Freunde!" rief er endlich ärgerlich aus und stieß dabei seinen langen Stab tief in die Erde. „Wenn mein Stock, den ich vor zwanzig Jahren mir abgeschnitten, wieder zu grünen anfängt, dann werde ich, will's der Himmel, Euer König werden oder was Ihr sonst aus mir machen wollt; bis dahin aber, das schwöre ich bei dem heiligen Evangelium, soll es mir nicht in den Sinn kommen, einen so großen Thoren aus mir zu machen!" Auf diesen Eidschwur zog das Volk betrübt von dannen; aber alsbald bemerkten einige der Zurückgebliebenen, daß aus dem trockenen eisenbeschlagenen Stabe, der in der Erde steckte, nach allen Richtungen grüne Blätter hervorsproßten. Wamba eilte auf die Nachricht davon herbei und wollte den Stab aus dem Boden ziehen, indem er alles für ein Werk der Zauberei hielt; aber es war vergebens, der Stab hatte zu feste Wurzel geschlagen: ein Sinnbild der portugiesischen Königsherrschaft. Wamba mußte nun die Krone nehmen und regierte lange und glücklich. Sein Stab erwuchs zu einem Baum, der von den nachfolgenden Geschlechtern stets mit frommer Sorgfalt gepflegt wurde, aber nie an Größe

weder gewann noch verlor; er ist der erste, der im Frühling Blätter treibt, der letzte, der sie im Herbste verliert: eine lebendige Offenbarung von der Wahrheit der Wunder. So die Sage. — Nach Besichtigung der Kathedrale schlenderten wir über einen freien Platz, die Praça da Feira, gingen von da über die Brücke eines von Trauerweiden umschatteten Flüßchens und stiegen dann zu einer hohen Terrasse empor, die vor dem Palast des Barons de Villa Pouça liegt und von wo aus man die von Gärten umgebene Stadt mit ihren Klöstern, Kirchen und Thürmen übersieht, während fruchtbare Felder mit eingestreuten Quintas, Olivenhainen und Obstpflanzungen nach allen Seiten sich ausdehnen. In der Mitte steht auf einer Felshöhe mit seinen viereckigen Thürmen ein alterthümliches Schloß, welches Alfonso, Portugals erster König (derselbe, der die Mauren 1140 in den Ebenen von Ourique besiegte) erbaute, und rings umher erheben sich die grünen lachenden Berge, welche das Becken umschließen, in dem Guimaraens liegt. Das erwähnte Schloß ist noch wohl erhalten, und ein Theil davon wird gelegentlich als Kaserne benutzt. Dagegen ist die in seiner Nachbarschaft gelegene, einst stolze Veste Guimaraens gegenwärtig nur noch eine stattliche Ruine. Ein gewundener Pfad zwischen rauhen Felsen führte uns zu dem stark verwahrten Thore der Veste, die von einem düsteren, ungeheuer hohen Thurme überragt wird. Wir kletterten über eine verfallene Mauer durch eine enge Pforte in das Innere dieses Thurms und entdeckten etwa zwanzig Fuß über der Stelle, wo wir standen, eine kleine Oeffnung, während auf allen übrigen Seiten bis zu einer bedeutenden Höhe gar keine Oeffnung zu sehen war. Wahrscheinlich hatte der Thurm die Bestimmung, im Fall einer Erstürmung des Bollwerks den Vertheidigern als letzte Zuflucht zu dienen, und in der guten alten Zeit vor Erfindung des Schießpulvers konnte die Besatzung sich hier lange halten, bis Freunde zu Hülfe kamen.

Es giebt hier zahlreiche Kaufläden von Messerschmiedarbeiten, die in Portugal sehr geschätzt werden. Das Eisen kommt von auswärts über Oporto, wird hier und in Braga verarbeitet und wandert dann in Gestalt von Messern, Sporen, Schlössern &c. über das ganze Land. Wir versorgten uns mit einigen dieser

trefflichen Waaren, die den englischen Fabrikaten wenig nachstehen, und ritten dann durch das düstere Thor der Altstadt nach Braga zu. In den benachbarten Obstgärten wachsen jene köstlichen Guimaraens-Pflaumen, die getrocknet, von den Nonnen in kleine runde Büchsen gelegt und mit Blumen von Silber und Seide verziert, weit umher verschickt werden. — Ich würde kein Ende finden, wollte ich die reizenden Naturgemälde schildern, an denen wir vorüberzogen: auf beiden Seiten fruchtbare Thäler und lachende Berge, reiche Gärten und üppige Felder, jede Hecke von schlanken Reben überhangen, deren saftige Früchte wir im Vorbeireiten nach Herzenslust pflücken konnten. Das ist die fruchtbare Provinz Minho, Lusitaniens Perle. Allerdings sind auch rauhe und steile Gebirge eingewebt, aber sie sind bis hoch hinauf mit Kornfeldern und Weinbergen bedeckt und auf den Gipfeln weiden Heerden von Schafen oder Ziegen. Anderthalb Meilen von Guimaraens passirten wir das Dorf Taipas, wo sich auch warme Bäder befinden. Die Häuser haben ein nettes freundliches Ansehen, in Bezug auf seine Lage aber kann sich dieser Ort mit Vizella nicht messen. — Nachdem wir von da eine Strecke geritten waren, stiegen wir auf sehr beschwerlichen Pfaden zu einem steilen und rauhen Gebirge empor; jedoch die reine kühle Luft, die von den felsigen Gipfeln wehte, erfrischte und stärkte unsere ermüdeten Körper. Seitwärts am Wege erblickten wir ein verlassenes Kloster, und auf einer Terrasse vor einer kleinen Kapelle lehnten sich mehrere Soldaten über die Brustwehr, deren Bestimmung war, das Gebirge von Raubgesellen und Landstreichern frei zu halten. Auf der Spitze des Berges angekommen, lag zu unseren Füßen ein herrliches, von waldbekränzten Bergen umgebenes Thal, und in der Mitte desselben prangte, ein Juwel in grüner Fassung, Braga mit seinen alten Thürmen, Kirchen, Klöstern und weit verzweigten Vorstädten. Jenseits Gebirge über Gebirge sich hebend, rechts der Berg des guten Jesus mit seinen vielen hundert Stufen, links schweifte der Blick über die Kuppen und Thäler bis zu dem im Sonnenlicht blitzenden Ocean.

Wir waren noch nicht fünf Minuten durch die Stadt geritten, als wir Braga für einen sehr angenehmen Ort erklärten. Die

Straßen sind breit und luftig; das Pflaster besteht aus flachen Fliesensteinen mit der Gosse in der Mitte. In den Erdgeschossen der Häuser befinden sich größtentheils offene Kaufläden; dann kommen einige Stockwerk mit Vergitterungen, zuletzt ein Geschoß mit zwei bis drei zurückstehenden Fenstern. Hinter den aufgezogenen Gitterfenstern bemerkten wir manches liebliche Antlitz, und da es gerade ein Feiertag war, so konnte uns die Schönheit der hiesigen Frauen im vollen Glanze des Schmuckes entgegenstrahlen. — Wir hatten uns als Gäste auf einem am äußersten Ende der Stadt gelegenen Landhause anmelden lassen und wurden daselbst von dem befreundeten Hausherrn mit jener einnehmenden Höflichkeit begrüßt, wodurch die vornehmen Portugiesen sich so sehr auszeichnen. Unser Wirth gehörte zu einer der ältesten Familien des Landes und war ein Fidalgo (Edelmann) erster Klasse. Die „Casa das Infias", die er bewohnt, ist nach Art der meisten portugiesischen Sommersitze ein langes zweistöckiges Gebäude mit einem geräumigen, von Mauern umschlossenen Hofe auf der Vorderseite und Nebengebäuden zur Rechten und Linken. Eine doppelte Treppe erhebt sich zur Saalthür des oberen Stockwerks, während ein gewölbter Thorweg unter den Treppen und dem Hause selbst in die Gärten führt. Wir ergingen uns mit Lust in den dichtbelaubten Gängen, wo kaum ein Sonnenstrahl durchdringen konnte, während an anderen Stellen inmitten buntfarbiger Blumenbeete Springbrunnen ihren funkelnden Regen aussprüheten. Am Abend nahmen wir Theil an einer Gesellschaft. Man tanzte Quadrillen und Walzer, und in den Pausen sang ein schönes Fräulein mit langen bis auf den Schwanenhals herabfallenden Locken italienische und französische Lieder; sie war auch des Englischen mächtig und drückte sich sehr geläufig darin aus. Die älteren Männer spielten in einem anstoßenden Gemache Karten. Es wurden Erfrischungen aller Art herumgereicht, und nach drei Uhr kehrten wir sehr vergnügt über den angenehm erlebten Abend in unseren Gasthof zurück.

Braga ist eine sehr alte Stadt, welche während der Römerherrschaft 24 Städte unter ihrer Gerichtsbarkeit hatte und jetzt etwa 20,000 Einwohner zählt. Sie ist die Hauptstadt der Provinz und Sitz des ältesten Erzbisthums. Dem erzbischöflichen

Palast gegenüber liegt die Kathedrale. Diese ist eine der ältesten gothischen Kirchen Portugals im reinen Stil; aber leider wird ihre Ansicht durch andere Gebäude verdeckt und das Innere vielfach durch geschmacklose Neuerungen entstellt; man hat die Wände mit schlechten Malereien besudelt und an den Seiten der Altäre ganz unpassende Säulen errichtet. In einer der Kapellen bemerkte ich ein Altarstück von trefflicher, ganz erhabener Arbeit in Holz. Der Gegenstand war ein Sieg der Religion. Der Krieg, der Raub und der Mord, in Gestalt von männlichen Figuren vorgestellt, werden unter den Rädern eines Wagens zermalmt, vor welchem sich ein Roß bäumt, dessen Reiter den römischen Adler und die Schlüssel des heiligen Petrus hoch empor hält. Unter den prächtigen goldgestickten Gewändern waren einige so schwer, daß auch der stärkste Prälat, der je auf dem Stuhle von Braga saß, hinlänglich daran zu tragen haben mußte. Doch darf man nicht vergessen, daß jene mächtigen Bischöfe früherer Tage auch an das Tragen von Panzerhemden gewöhnt waren und eben so gut mit dem Schwert als mit der Feder umzugehen wußten. Dies vergegenwärtigte uns in der Kapelle von „Nossa Senhora da Libramento“ die in einem Glaskasten neben dem Altar aufbewahrte Mumie des tapferen Dom Lorenzo, Bischofs von Braga, der in der Schlacht von Aljubarotta (1385), wo 7000 Portugiesen eine vier Mal stärkere castilische Macht überwanden, so heldenmüthig focht und einen furchtbaren Säbelhieb empfing, dessen Narbe auf der rechten Wange des noch vollkommen gut erhaltenen Körpers zu sehen ist. Eben so prangte in der Sakristei mitten unter den Statuen der Bischöfe in einem Glaskasten der Schädel der Santa Candida, mit einem Kranz weißer Rosen gekrönt. Unter den kostbaren Gefäßen war das schönste ein großer Kelch von fein getriebenem Gold und mit Glöckchen bekränzt, die, wenn man ihn aufhob, einen harmonischen Ton von sich gaben. Ein anderer Becher von Silber und mit Gold ausgelegt war vor mehr als 700 Jahren bei der Taufe des großen Alfonso Henriquez benutzt worden. Auf beiden Seiten des Hochaltars der Kathedrale sieht man die Grabmäler seiner Eltern, des Grafen Heinrich von Besançon († 1112) und der Infantin Donna Theresia, deren

Hand ihrem Gemahl alles Land zwischen dem Minho und Duero zubrachte, das damals von dem Hafen Porto Cale den Namen Portugal erhielt. Sehr geschmackvoll ist das unweit des Haupteingangs stehende bronzene Grabmal des Dom Sebastian, des zehnjährigen Sohnes Johannes I., der unter einem von vier leichten Säulen getragenen Prachthimmel aus Bronze ruht. Das Orgelchor strahlt förmlich von vergoldetem Schnitzwerk; eben so glänzt von Goldstoff der Tisch des Hochaltars und der erzbischöfliche Thronhimmel. — In einer großen Halle des erzbischöflichen Palastes kann man die Bildnisse der verstorbenen Bischöfe beschauen. Vor dem Palast steht ein schöner Springbrunnen. Sechs Figuren tragen eine große Muschel; die Spitze derselben trägt einen Felsen mit einer sehr kunstvoll ausgehauenen vielthürmigen Burg, unter welcher das Wasser hervorquillt und die Muschel überschwemmend in das untere große Becken sich ergießt. Auch die sieben freien Plätze der Stadt sind mit Springbrunnen geziert. Auf einem dieser Plätze mit Arcaden und großen Gebäuden bemerkten wir das Waisenhaus für Knaben, deren mehrere Hundert bis zu ihrem Eintritt in die Welt hier gekleidet, ernährt und erzogen werden. Eine gleiche Anstalt für verwais'te Mädchen befindet sich außerhalb der Stadt. Ausgezeichnet ist auch das Hospital, dessen Aerzte für die geschicktesten in Portugal gelten. Dadurch, daß die Luft hier sehr rein und das Wasser sehr heilsam ist, wird die Heilung der Kranken bedeutend gefördert. — Daß die Römer diesen Theil des Landes sehr zahlreich besuchten, geht aus vielen architectonischen Ueberresten hervor, die man in dem tieferen Thale südwärts von Braga entdeckte. Auch auf der Via Romana, die über den Gipfel des Gerez-Gebirges läuft, hat man viele Alterthümer aufgefunden, zu deren Aufstellung man die Praça dos Carvalhos, einen öffentlichen Garten, benutzt hat.

Ungefähr eine halbe Stunde weit von der Stadt entfernt ist der Berg des guten Jesus, kurz weg „Bom Jesus“ genannt. Wir ritten eine Weile durch die ausgedehnten Vorstädte, darauf durch Gassen von Weinreben und Gestripp, bis wir zwei kleine Kapellen und ein eisernes Thor am Fuße der Höhe erreichten. Vor unseren Blicken erhoben sich in unabsehbarer

Aufeinanderfolge Stufen über Stufen, Mauerwerk über Mauerwerk, hin und wieder auch kleine Kapellen als Ruheplätze für die Andächtigen. Auf beiden Seiten ist der Berg dicht bewachsen und mit mächtigen Steinblöcken besäet, die jeden Augenblick herab zu rollen drohen. Auf jeder Seite der Treppe, die sich gegen den Gipfel zu in zwei Arme theilt, erheben sich hohe Brustlehnen mit Bildsäulen von Heiligen, in der Mitte sprudelt von oben bis unten Quelle auf Quelle; an der Außenseite steht kurzverschnittener Buchsbaum. Auf dem höchsten Punkte, bis zu welchem die Kapellen sich erstrecken, liegt über der Hauptkirche ein freier Platz mit der Himmelfahrts-Kapelle. Alle Kapellen dieses merkwürdigen Baues sind mit eisernen, stets verschlossenen Gitterthüren versehen; im Innern sieht man Gruppen aus der Leidensgeschichte. Die Figuren sind meistens sehr gut aus Holz geschnitzt. Die Kapellen haben eine ansehnliche Größe, eine runde oder vielmehr achteckige Gestalt und enthalten einige zwanzig Figuren, die nach Umständen theils auf Felsen, theils unter Bäumen gruppirt sind. In dem sehr einfach gehaltenen Innern der hübschen Hauptkirche sieht man, meisterlich geschnitzt, einen lebensgroßen Christus am Kreuz und vor ihm gegen zwanzig ebenfalls lebensgroße Figuren. Die Bauart ist modern. Von der Spitze des Glockenthurms, dessen klangvolle Glocken wir beim Hinabsteigen läuten hörten, übersieht man Braga mit seinen breiten Straßen und weißen Häusern, so wie das ganze Thal und den Berg selbst. Wir zählten von oben bis unten außer der Himmelfahrts-Kapelle noch zwölf Kapellen. Die beiden untersten enthalten das Abendmahl und Jesum am Oelberg, in den beiden folgenden wird Jesus verrathen und Petrus haut dem Malchus ein Ohr ab, und so ist alles Einzelne bis zur Auferstehung durchgeführt. Die Kosten aller dieser Bauwerke sind durch freiwillige Gaben frommer Christen bestritten. Am Feste des Bom Jesus versammeln sich Tausende aus allen Theilen des Landes, um hier ihre Andacht zu verrichten und sich nebenbei in den vielen Buden der Kuchen- und Weinhändler zu belustigen. Dann lebt der ganze bewaldete Berg von Menschen in den verschiedenartigsten malerischen Trachten; einige kommen zu Fuß, andere auf Pferden, Maulthieren oder Eseln, alle aber

lärmen und lachen, schreien und jubeln bunt durch einander. Mit diesem Feste ist Portugals bedeutendster Vieh- und Jahrmarkt in dem gewerbfleißigen und wohlhabenden Braga verbunden.

Es war vier Uhr morgens, und noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir, von zwei Dienern begleitet, die Stadt verließen, um noch die berühmten Pässe von Salamonde zu sehen. Wir ritten am Fuße des Berges Senhor do Monte vorüber, den man in der Dunkelheit noch nicht sehen konnte, verfolgten dann einen rauhen Pfad, der uns durch ein reiches Thal führte, und klommen endlich auf einem Zickzackweg durch Felsen und über Geröll zu der hohen Bergkette Carvalho d'Este empor. Auf dem höchsten Gipfel öffnete sich uns bei erster Tageshelle zur Linken eine prächtige Aussicht über das liebliche Thal von Gerez. Den Grund des Thales verschleierte ein silberweißer Nebel, aus welchem die Wipfel dichtbelaubter Kastanien und das zarte Grün der Weide oder hie und da die weißen Mauern einer Bauernhütte hervorschauten, während die tieferen Abhänge bereits mit Heerden von Kühen, Schafen und Ziegen belebt waren. Die gegenüberliegende Felswand erschien im grauen Licht, und durch eine Oeffnung gegen Abend schauten die blauen Linien der fernen Gebirge. Als wir weiter ritten, schienen die leichten Flockenwölkchen im Osten sich plötzlich in glühende Massen zu verwandeln; allmälig färbte den Himmel ein rothes Licht, bis die Sonne selbst in all ihrem Glanze emporstieg und helles Gold über die Gebirgshöhen ausgoß. Ein mir unvergeßlich schöner Anblick! — Wir nahmen unseren Weg zur Linken des Thales und indem wir allmälich immer höher stiegen, erblickten wir bei einer Wendung um den Berg auf einem hohen Gipfel zur Rechten den berüchtigten Thurm von Lanhozo. Seine Lage ist im höchsten Grade wild. Er ragt vereinzelt über ein Meer nackter Berge hervor, die nach allen Richtungen hin sich abdachen und hinabsenken. Diese einsame Veste war es, wo die verwittwete Donna Theresia, nachdem sie die königliche Würde durch Buhlerei geschändet, von ihrem Sohne Alfonso I. eingesperrt gehalten wurde. Auf der Plattform des viereckigen hohen Thurmes stand sie einst und fluchte ihrem Sohn, als er mit seinem Heere vorüberzog, um in das

galizische Gebiet einzufallen; ihn aber begleitete der Sieg. — In dem Estalagem des freundlich gelegenen Dörfchens St. Jean tranken wir zu unserem Morgenimbiß ein paar Tassen Kaffee. Von da verfolgten wir eine Meile weit den Kamm einer öden Felshöhe. Hinter dem Dorfe Padeira erblickten wir abermals zur Linken das Thal von Gerez und folgten auf einer bedeutenden Höhe dem Rande desselben in gleichlaufender Richtung mit dem Flusse Cavado, bis wir um zehn Uhr in dem Dorfe Salamonde ankamen. Hier war es, wo der französische Marschall Soult im Jahre 1809, sich von Oporto her vor den Engländern zurückziehend, mit seinem aufgelösten Heere zuerst Halt machte, um von Guimaraens aus den Paß von Salamonde zu erreichen, wo die Franzosen entweder Rettung oder Untergang finden mußten. Die Straße ist so schmal, daß nicht drei Reiter neben einander Platz haben, ja stellenweis hätte man nicht an einem Ochsenkarren vorüberkommen können, ohne an der steilen Bergwand hinanzuklettern oder Gefahr zu laufen, in das Thal hinabzustürzen. Man kann sich daher vorstellen, mit welchen Gefahren und Beschwerden der Rückzug der Franzosen verbunden war, wo es Eile galt. Wir hatten auf dem ganzen Wege höchst romantische Umgebungen. Hoch über uns zur Rechten erhob sich die Wand eines tiefen Thales mit mächtigen Bäumen, welche an vielen Stellen über den Weg hingen, während ihn anderwärts die Ranken des Weinstocks überlaubten oder rauhe aus der Bergwand hervorstehende Klippen uns nöthigten auszuweichen oder ungeheure düstere Felsen uns zu zerschmettern drohten, indem wir darunter hinritten. Links unter uns blinkte hell und klar der Cavado, von der Sommerhitze zusammengetrocknet; aber an den ausgespülten Klippen hoch über seinem jetzigen Spiegel sieht man, zu welchem wild schäumenden Strom er in der nassen Jahreszeit anschwellen muß. Jenseit desselben ragten die hohen und jähen Klippen des Gerez-Gebirges, und auf der anderen Seite waren die Berge in Schluchten und kleinere Thäler gespalten; auch sahen wir trotz der Dürre mehrere Bäche in schäumenden Wasserfällen von den Abhängen niederstürzen. In einem Dörfchen bot uns ein junges Mädchen sehr höflich einen Trunk Wasser aus ihrem Kruge an; ich labte mich daran.

Als ich der freundlichen Spenderin eine kleine Silbermünze dafür anbot, weigerte sie sich anfänglich erröthend sie anzunehmen; aber mehrere dabei stehende Männer sagten ihr lachend, die Fidalgos hätten dergleichen ganze Säcke voll und sie brauchte sich nicht im mindesten zu bedenken, worauf sie die Gabe mit vielem Dank annahm.

In Salamonde erfuhren wir, daß die Ponte Nova noch eine halbe Meile und die Brücke der Miserella noch eine volle Meile entfernt sei. Ein alter Mann mit einem langen Stocke wurde in Begleitung seines Sohnes, eines flinken Burschen, unser Führer auf einem steilen schmalen Pfade, der sich zwischen einigen zerstreuten Eichen und andern Bäumen und Schluchten hinwand, während sich über uns die Rücken der Serra de Cabreira und die Höhen von Salamonde und Ruivaens erhoben. So ritten wir an den rauhen Bergwänden hinab. „Ich erinnere mich noch sehr deutlich der Zeit, Senhor, als die Franzosen und Engländer hier ankamen," sprach unser Führer. „Das Wetter war kalt, regnerisch und stürmisch, und es wurde schon Nacht, als die Franzosen in und um Salamonde Quartier nahmen. Die Soldaten rissen die Häuser nieder und trugen die Bretter und Balken weg, um die Ponte Nova wieder gangbar zu machen. Der Uebergang dauerte den ganzen folgenden Tag, und sie marschirten in Gliedern von zwei bis drei Mann. Aber sie hatten guten Grund zu eilen, denn ehe es Abend wurde, erreichten die brittischen Truppen jene Höhen über uns. Ich war auf die Gebirge entkommen und werde nie die langen Reihen von Bajonetten vergessen, die, so weit das Auge sehen konnte, aufgestellt waren. In jener Höhlung, dort zur Rechten, warfen die Franzosen manche Maulthierladung von Schätzen weg, welche die Engländer erbeuteten; jener tiefe Graben war mit todten Maulthieren, Pferden und Menschen überfüllt und die ganze Seite des Berges mit Leichen besäet." — Eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns zur Ponte Nova, die über einen in den Cavado fallenden Bergstrom führt. Sie besteht aus einem einzigen hohen Bogen und ist nur so breit, daß nicht mehr als vier Mann neben einander hinüber kommen können. Zu beiden Seiten der Brücke erheben sich Felsen, und der Weg geht

im Zickzack, während am Fluß die Berge rauh und steil emporsteigen. Hier war es, wo das meiste Blut floß; denn ehe die französische Nachhut übergegangen, begannen die brittischen Kanonen schon zu spielen, so daß Mann und Reiter zerschmettert in den Abgrund stürzten, und die Brücke und die Berge und der Engpaß jenseit waren mit verstümmelten Körpern bedeckt. „Es war spät am Abend, als die Engländer erschienen," sprach der Alte, „und man säumte keinen Augenblick mit dem Angriff. Die Nacht allein machte dem Morden ein Ende. Ehe noch die Franzosen alle über die Brücke waren, wurde sie abgebrochen, und es verging eine Weile, ehe die Engländer sie wieder herstellen konnten. Unterdessen entkamen die Franzosen; aber sie hatten es nun auf ihrem Marsche mit den Guerillas zu thun, die über ihnen auf den Bergen schwärmten und furchtbare Lücken in ihre Reihen brachten. Das waren schlimme Zeiten, Senhor." Jenseits der Brücke lief der Weg am Cavado hin, größtentheils so schmal, daß nicht mehr als drei Mann Fußvolk neben einander gehen konnten. Oben waren düstere Felsen, unten Abgründe; alles war hier rauher und schluchtenreicher, auch die Bäume älter und in ihrer Gestalt phantastischer. Ungefähr eine kleine Meile von der Ponte Nova fanden wir ein niedriges Haus, früher ein Estalagem, wo wir unsere Pferde zurückließen. Durch eine der romantischsten Gegenden, die ich in Portugal gesehen, wanderten wir nun noch über eine Viertelstunde im Thale entlang, zu unsrer Linken die jähen Abfälle zum Cavado, über uns schroffe Felsenwände, und uns allmählig rechts wendend, gelangten wir bald an die steilen Ufer der Miserella, nahe an deren Mündung die schmale einbogige Brücke liegt, welche die Franzosen vor ihrem Uebergang erstürmen mußten. Auf beiden Seiten erheben sich hohe geborstene Klippen mit Bäumen in ihren Spalten, und der Bergstrom stürzt mit Fällen von zehn bis zwanzig Fuß aus einer Lagune der höheren Gebirge herab. Wäre die Brücke völlig zerstört und durch regelmäßige Truppen mit guten Officieren statt der Guerillas vertheidigt worden, so hätte die äußerste Tapferkeit der Franzosen nichts dagegen ausrichten können. Ich kletterte an dem felsigen Ufer hinab, um von hier aus eine Ansicht der Bergschlucht für mein Skizzenbuch zu gewinnen. Zu

meinen Füßen schäumte und brauste das Wasser über ungeheure Felsmassen, und dennoch war dies die trockenste Sommerzeit; wie wild mag er getobt haben, als Schneeschmelze und Winterregen ihn angeschwellt, und ich gedachte der Unglücklichen, die seine reißende Fluth verschlang. — Auf dem jenseitigen Ufer sahen wir unterhalb der Brücke einen klaren und ruhigen Teich und bekamen Lust uns zu baden. Der Führer warnte uns vor der verrätherischen Tiefe, denn das Wasser gehe bis in die Eingeweide der Erde. „Seid unbesorgt, mein Freund,“ erwiederte ich, „wir wollen blos auf der Oberfläche schwimmen.“ Wir fanden unter einem Felsen eine Stelle zum Auskleiden, und in einigen Minuten schwamm ich mit den Schwimmkundigen auf dem klaren Spiegel, während die Uebrigen eine seichte Stelle suchten. Das von den heißen Sonnenstrahlen hinlänglich erwärmte Wasser war nach der Hitze und dem Staube des Morgens höchst erquicklich. Wir verzehrten hierauf mit dem trefflichsten Appetit unsere Mahlzeit im Schatten eines großen Baumes.

Der Tag war schneller verstrichen, als wir wähnten, und auf unserem Rückweg, wo die Sonnenstrahlen schräger herabfielen, erschien die Gegend doppelt schön, indem über den entfernteren Klippen jener leichte blaue Sommerrauch hing, der zu dem prächtigen Grün des Vordergrundes einen anmuthigen Contrast bildete. Während meine Gefährten in Salamonde Halt machten, ritt ich voraus und hatte sie auf meinem flinken Pferde bald weit zurückgelassen. Schon begann es zu dämmern, und ich war fest überzeugt, in der Nähe des Dorfes zu sein, wo wir am Morgen gefrühstückt hatten. Als es bereits ganz finster geworden war, sah ich in einem Hüttenfenster ein Licht leuchten. „Ah,“ dachte ich, „das ist das Wirthshaus.“ Eitle Täuschung! Man sagte mir, das Wirthshaus liege noch eine Strecke weiter. Mein Pferd schien den Weg, den ich nicht mehr sehen konnte, genau zu kennen; daher ließ ich es seinen Gang gehen. Bald trabte es, bald galoppirte es. So gelangte ich auf den nackten Gipfel eines Berges, wo nach allen Richtungen Wege auszulaufen schienen. Ich dachte in diesem Augenblicke daran, daß mein Pferd doch irren könnte, auch dachte ich an die Banditen dieser Gegend, von denen man uns in Braga erzählt. Doch in

der nächsten Minute kehrte mein Vertrauen zu dem Scharfsinn des Pferdes wieder zurück. Es verfolgte seinen Weg ohne Stocken und Zögern, und ich dachte nicht daran, es zu lenken. So ritt ich eine ganze Meile, bald an Abgründen hin, bald steile Höhen hinab, die in finstere Schlünde zu führen schienen, bis endlich mein braves Thier einen schmalen, zwischen hohen Bergwänden hinlaufenden und von Bäumen dicht überlaubten Weg einschlug. Da hörte ich menschliche Stimmen, die Stimmen junger Mädchen, deren fröhliches Lachen mir durch die stille Nacht wie Musik entgegen schallte. „Bin ich hier bei St. Jaens, ihr schönen Kinder?" rief ich. Ihr Gelächter verstummte, und ich wiederholte meine Frage. „Das ist hier! Das ist hier!" riefen mehrere zugleich. Mein Pferd trabte weiter, und indem es sich auf einmal links wendete, stieß ich fast mit dem Kopf gegen die Thür eines Stalles, wo es am Morgen gefüttert wurde. Ich rief, daß man die Thür öffne, reichte dem Thier reichlich Mais und kochte dann in Gesellschaft der beiden lustigen Wirthstöchter für meine Gefährten Kaffee. Diese langten nach etwa einer Stunde an und hatten von allerlei Unfällen zu berichten, so wie von ihrer Besorgniß um meine Person. Einige, die fast erschöpft waren, wollten hier übernachten, Andere stimmten für den Aufbruch, und diese drangen durch. Unsere Diener hatten drei Fackeln mitgenommen, aber damit reichten wir nicht den halben Weg, denn wir hatten bis Braga noch zwei gute Meilen. Wir beschlossen daher sie erst am Abhang des Carvalho d'Este anzuzünden. Der Hauptmaulthiertreiber ging voraus, wir folgten, und ein greiser Diener führte den Nachtrab. Die Burg von Lanhozo lag schon weit hinter uns, als wir mit Hülfe unserer Feuerzeuge die erste Fackel anbrannten; aber die Sonnengluth hatte sie so ausgedörrt, daß sie schnell verloderte. Glücklicherweise fanden wir eine Lache, in welche wir die beiden andern eintauchten. Unser Zug war so lang, daß die einzelne, mit ungewissem Lichte voran flackernde Fackel den Weg für die Nachfolgenden nur noch unsicherer machte. An einer sehr schmalen Stelle, wo zur Rechten ein steiler Abgrund gähnte, hielt mein Vordermann rasch sein Pferd zurück. „Guter Gott!" rief er mit ängstlicher Stimme, „er ist verloren!" Beistand war unmöglich, kein Reiter konnte an dem

andern vorüber, ohne das Schicksal unseres Gefährten zu theilen dessen Pferd gestürzt war, und seine Beine hatten sich in die Steigbügel verwickelt. Das Pferd wälzte sich nach dem schwarzen Abgrund zu; aber zum Glück gelang es dem Reiter, sich loszumachen und sein Pferd, das mit instinctmäßigem Schrecken zurückfuhr kam wieder auf die Beine. Unser Freund stieg wieder auf, und wir ritten ohne einen anderen Unfall weiter, bis uns unsere Führer auf einem kahlen Berge erklärten, sie hätten den Weg verloren. Sie kehrten also wieder um, und während wir ihnen folgten, zündeten sie Haufen trockenen Haidekrautes an, welche die nächste Umgebung sehr malerisch beleuchteten. Endlich fanden wir die rechte Straße wieder; aber noch hatten wir den Abhang des Carvalho d'Este zu passiren. Einer der Maulthiertreiber ging zu Fuß und trug eine Fackel, um uns an den schwierigsten Stellen zu leuchten, währen der Weg auch für den übrigen Zug durch angezündete Haidekrautbündel erhellt wurde. So ging Alles gut; aber kaum hatten wir das Thal erreicht, so erlosch unsere letzte Fackel, und wir ritten nun noch eine lange ermüdende Meile in wahrhaft unterirdischer Finsterniß, bis uns Bragas Lichter freundlich entgegenschimmerten. Von da kehrten wir wohlbehalten nach Oporto zurück.

Nachdem wir versucht, die nördlichen Provinzen Portugals zu schildern, wollen wir einige Bemerkungen über den dortigen Weinbau hinzufügen. Der Bezirk des Douro, wo die Rebe zuerst gebaut wurde, besteht aus wellenförmigen Geländen oder steil ansteigenden Bergen mit rothem Thonboden und beginnt ungefähr zwanzig Stunden von Oporto. Der hier erzeugte Wein gilt jedoch jetzt für dünn und kraftlos. Den besten gewann man erst seit der Entdeckung, daß die steilen Wände der Felsen, welche der vollen Kraft der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, die günstigste Lage für die Cultur der Reben bieten. Darnach entstanden nun an den Felswänden Terrassen von einigen Fuß Breite, die von unten auf bis nahe an den Gipfel reichen, und man erbaut vier bis fünf Fuß hohe Mauern, um den Boden

zu halten, der aus dem Abfall des thonigen Schiefers oder Kalksteins entsteht. Nachdem man die Gebirgswand mit Mühe und Kosten so vorgerichtet, pflanzt man im Herbste nach der Ernte die Weinstöcke, indem man Ableger der alten Reben flach auf den Boden legt und die Enden mit Erde bedeckt, bis sie Wurzel schlagen, worauf sie zwei Fuß tief und etwa drei Fuß von einander entfernt eingegraben werden. Es vergehen nun vier bis sechs Jahre, ehe sie gut tragen. Man sieht vorzüglich dahin, daß im Herbste alle langen dünnen Sprößlinge bis auf den Hauptschößling abgeschnitten werden. Die Zeit der Weinlese wechselt in verschiedenen Jahren um einen Monat, von Anfang September bis Mitte October. Es sind dann 20,000 Gallegos und ungefähr 10,000 portugiesische Männer, Weiber und Kinder in dem Bezirke beschäftigt, theils die gesunden Trauben zu lesen, theils die faulen oder trockenen herauszusuchen, während die Gallegos die Körbe auf dem Rücken an den steilen Abhängen hinabtragen. Die Trauben, aus welchen man den köstlichen Portwein gewinnt, werden, wenn man sie in die Sonne hängt, eine vollkommene Zuckermasse, und diesen reichen Zuckerstoff haben nur die in der größten Sonnengluth gereiften. Die Pressen sind steinerne, hoch über dem Boden stehende Becken von 2 bis 3 Fuß Tiefe und 20 bis 30 Fuß im Geviert. Mitten drin steht ein Knabe und harkt die hereingeschütteten Trauben zu einer gleichen Fläche. Sind die Becken voll, so springen 20 bis 30 nacktbeinige Gallegos hinein und tanzen nach der Musik von Guitarren, Pfeifen, Geigen, Trommeln und ihren eigenen Stimmen 40 oder 50 Stunden, mit einer sechsstündigen Pause zwischen je achtzehn Stunden, darin herum, bis der Saft völlig ausgepreßt und aus den rosigen Hülsen alle Farbe gewichen ist. Nun läßt man den Saft sammt Hülsen und Stielen 2 bis 6 Tage in Gährung; die Hülsen und Stiele steigen dann empor und bilden einen vollkommenen Kuchen. Es kommt viel darauf an, den richtigen Moment wahrzunehmen, wo der Saft auf „Tonels" oder Kufen abgezogen werden muß. Letztere liegen in einem tieferen Gebäude und stehen mit der Presse durch einen Kanal in Verbindung. Sie enthalten oft je 30 Pipen (150 Eimer). Die Douro-Traube ist so kräftig, daß sie bei einmal begonnener

Gährung nicht eher damit aufhört, als bis sie sich in eine bittere Flüssigkeit und endlich in Essig verwandelt hat. Daher muß vor der Entwickelung Branntwein zugegossen werden. Der Geschmack des Saftes ist, ehe er in die Kufen gelassen wird, süß und widerlich, seine Farbe dunkel und trübe; in zwei bis drei Jahren ist aber der herbe, hell funkelnde Portwein daraus geworden. Kein Arzt kann seinen königlichen Kranken sorgfältiger pflegen, als der Weinbauer seine Tonels, wovon seine ganze Einnahme abhängt. Es besteht in Oporto eine gesetzliche Prüfungscompagnie. Diese prüft die Weine im Januar und stellt über die Güte einen Schein aus. Die Wein-Messe beginnt dann in der Mitte des Februar. Von diesem Zeitpunkt an eilen die Kaufleute, begleitet von ihren Buchhaltern, Commissarien und Küfern auf Mauleseln und von einer Schaar Dienern zu Fuß, in die verschiedenen Meiereien des Weinbezirks. Nach dem Abschluß des Handels wird der Wein unter Aufsicht eines Commissars auf Pipen gezogen und an das Ufer des Douro geschafft. Von da wird er in große Boote eingeschifft, deren jedes 70 Pipen faßt, und in die Weinlager von Villa Nova gebracht. Von der Ernte des Jahres 1844, die sich auf 66,566 Pipen belief, verzeichnete man 21,238 Pipen als Wein erster Klasse. Es gingen in diesem Jahre 25,493 Pipen nach England; alle übrigen Versendungen betrugen nur 8453 Pipen.

Der Charakter der Portugiesen hängt innig mit ihren früher durchlebten Schicksalen zusammen. Die Entdeckungen unbekannter Länder im 15. Jahrhundert, die mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigt wurden, gaben ihnen einen abenteuerlichen und kühnen Sinn; die Mühseligkeiten, welche sie auf ihren vielen Seefahrten zu ertragen hatten, machten sie geduldig; die Sehnsucht nach dem entfernten Vaterlande erweckte glühende Anhänglichkeit an den mütterlichen Boden; durch die Reichthümer ihrer Colonien wurden sie hochmüthig und verschwenderisch. Alle Vortheile der Colonialbesitzungen gingen unter der spanischen Herrschaft (1580 bis 1640) verloren; daher erblicher Nationalhaß gegen die Spanier. Von dem alten Nationalruhm blieb nur sein Schatten, die Prahlsucht, verbunden mit einer durch-

jeden Widerspruch leicht aufgeregten großen Empfindlichkeit. Die fortdauernde Hoffnung auf bessere Zeiten bewirkt leidenschaftliches Ergreifen alles Neuen. Andere Charakterzüge fallen mit denen aller heißblütigen Südländer zusammen, als vorherrschende Sinnlichkeit, die sich gern dem heiteren Lebensgenuß hingiebt, und schnell auflodernder Jähzorn, der bei Streitigkeiten gleich zum Messer greift. Dagegen darf man von den Portugiesen rühmen, daß sie sehr mäßig und wohlthätig, sehr zärtlich, aber auch eben so eifersüchtig, in der Freundschaft edelmüthig und treu sind. Die portugiesische Artigkeit im geselligen Leben hat bei längerem Verkehr etwas Wohlthuendes, da man sich überzeugt, daß sie zum Theil aus natürlicher Gutmüthigkeit entspringt. Ein Portugiese hat eine wahrhafte Scheu, das Gefühl des geringsten Menschen zu verwunden, und besitzt er beißenden Witz, so wird er ihn selten, wenn auch noch so verblümt, gegen einen Anwesenden richten und sich der weitläuftigsten Umschreibung bedienen, um eine unangenehme Wahrheit vorzubringen.

Der portugiesische Adel ist im Allgemeinen von feiner Erziehung; doch mit den aristokratischen Vorrechten sind auch die Scheidewände der verschiedenen Klassen gefallen. Auf den großen Bällen in Oporto vereinigen sich alle gebildeten Stände unter gleichen Ansprüchen, und die Töchter des vornehmsten Edelmannes lassen sich von jedem anständigen Herrn mit und ohne Stammbaum zum Tanze führen, ohne erst eine steife Vorstellung abzuwarten. Auf dem Lande sind die Häuser der Edelleute fast jeden Abend für die benachbarten Bekannten geöffnet, und man weiß sich die Zeit sehr angenehm mit Tanz, gesellschaftlichen Spielen und Musik zu vertreiben. Fast alle jungen Damen spielen das Fortepiano und gewöhnlich sehr gut. Das bevorzugte und auch von vielen Herren gespielte Instrument ist jedoch die Guitarre, und sie sitzen häufig im Kreise, indem sie abwechselnd improvisirte Verse singen, ganz wie in Spanien. Die portugiesische Sprache eignet sich wunderbar zur zärtlichen und pathetischen, so wie auch zur komischen und satirischen Poesie, und es gewährt nicht geringes Vergnügen, wenn die Improvisatoren sich in Versen der letzteren Art ergießen und dadurch die Heiterkeit der Anwesenden erwecken, ohne jedoch dabei irgend-

wie mit Gift getränkte, tief verletzende Pfeile zu entsenden. Auch in dem Stande der wohlhabenderen Krämer, Handwerker und Unterbeamten findet man viele gute Musiker, und es giebt kaum ein anständiges Haus in Oporto, das nicht sein Pianoforte besäße. Die Männer dieser Klasse unterscheiden sich von der vornehmeren Klasse hauptsächlich durch größeren Prunk in reicher Lockenfülle und goldenen Ketten. In der Kleidung wetteifern sie mit den höheren Ständen. Männer und Frauen erscheinen allgemein in der Pariser Tracht. Die Mantilla tragen die Frauen jetzt nur noch, wenn sie zur Messe gehen. Die reicheren tragen eine schwarzseidene Mantilla, welche aus einem Rocke und einer langen Kappe mit einem dreieckigen Pappendeckel an der über den Kopf hängenden Spitze besteht und vorn mit den Händen zusammengehalten wird. Die Frauen von geringerem Stande tragen sie von einer Art Wollenzeug (Kamelott).

Die Bewohner des platten Landes lernt man am besten bei Gelegenheit einer „Romaria" oder anderen Lustbarkeit kennen. Eine Romaria ist ein Fest zu Ehren eines Heiligen, das man gewöhnlich auf einem freien Platze vor der Dorfkirche feiert. Hier werden Buden errichtet zum Verkauf gebratener Fische, süßer Kuchen und Abbildungen des Heiligen, womit die Gäste ihre Hüte schmücken. Das Volk versammelt sich aus einem Umkreis von einigen Stunden: die jungen Männer mit ihren flachköpfigen breitrandigen Hüten, die lustig auf einer Seite sitzen, mit ihren Jacken auf den Schultern, um die schöne farbige Weste und die weißen Hemdsärmel sehen zu lassen, größtentheils auch mit der dreisaitigen Guitarre in der Hand; die jungen Mädchen in noch weit bunterer Tracht mit und ohne Mantel, einige mit einem weißen Tuch über dem Kopf und einem bunten über dem Hals, andere in flachen Hüten, unter denen die zierlichsten Locken hervorschauen, wieder andere in hochköpfigen schwarzen mit Blumen und Bändern bedeckten Hüten und mit einem prächtigen Shawl um die Schultern. Am glänzendsten machen sich die Pachterfrauen in Hüten der letzteren Art, in blauen Reitkleidern, mit goldenen Ketten, die buchstäblich den Hals bedecken, und mit großen goldenen Ohrringen. Sie erscheinen gewöhnlich auf einem

Maulthier, Esel oder Pferd, während ihre Eheherren hinter ihnen her reiten. Die älteren Männer tragen lange blaue Röcke und einen dünnen langen Stock. Bei solchen Festen wird etwas gebetet, viel gegessen und getrunken, noch mehr getanzt und gesungen. Obgleich man zahllose Weinfässer herbeifährt, so ist doch Trunkenheit etwas Seltenes, noch weniger kommt Zank und Rauferei vor. Die Tänze bestehen in einer mit Sprüngen und Hopsen verbundenen Bewegung in Gestalt einer Acht nach einer langsamen Melodie. Eine dabei vorfallende witzige Bemerkung wird mit Händeklatschen und Gelächter belohnt. Man spielt auf Guitarren (Castagnetten habe ich noch nicht bemerkt), welche die Tänzer mit Gesang begleiten. Bei bedeutenden Festen spielen große Musikbanden. Es ist höchst ergötzlich, in Gesellschaft Vieler von einer Romaria heimzuziehen. Ein Dutzend Männer oder mehr gehen mit einander und lassen zu ihren Stimmen das Saitenspiel ertönen, indem einer nach dem anderen seine poetischen Stegreif-Ergießungen bald ernst, bald lustig, wie es die augenblickliche Stimmung mit sich bringt, zum Besten giebt, und die Frauen ihnen antworten. Ihre Gesänge sind etwas eintönig, aber auch hier, wie in Spanien, bewegen sich diese ländlichen Poeten in den lieblichsten Bildern. Der Himmel und die Sterne, die grünen Thäler, die klaren Ströme und die romantischen Berge, Lusitaniens tapfere Söhne und ihre Liebe zur Freiheit, vor Allem aber ihre schwarzäugigen Mädchen sind die Gegenstände ihrer Muse. — Von den Mädchen kommen wir auf das Freien. Dies ist unter den Landleuten eine sehr zarte Angelegenheit. Wenn ein lusitanischer Bauer seiner Geliebten begegnet, so nimmt er ehrerbietig seinen Hut ab und bleibt auf seinen Stab gestützt in einiger Entfernung stehen, während sie, nachdem sie ihren Korb an einer Thür oder Mauer abgesetzt hat, verschämt die Augen senkt und mit einem schelmischen Lächeln von Zeit zu Zeit aus ihren freurigen Augen so glänzende Blicke auf ihren Schäfer wirft, daß es kein Wunder ist, wenn sein Herz in Flammen aufgeht. Hat die Freierei ihr Ziel erreicht, so schreitet man zur Trauung, die bei den unteren Klassen in der Pfarrkirche statt findet. Der Priester bindet buchstäblich die Hände des Brautpaares zusammen, und zwar mit dem Ende

seiner Stola*), ehe er den Ring ansteckt. Er verrichtet die Einsegnung in lateinischer Sprache, und kaum ist diese vorüber, so begrüßen die Zuschauer Braut und Bräutigam noch in der Kirche mit einem Hagel von Bonbons. Die höheren Stände empfangen den Segen in der Privatkapelle ihrer Häuser. Hinterher folgt ein Ball, bei dem das neue Paar beständig zugegen sein muß. — Bei Taufen hält jeder der Pathen eine lange Wachskerze und stellt sich damit um den Taufstein. Der Priester nimmt darauf das Kind in seine Arme, salbt dessen Lippen und Augen mit Oel, macht endlich mit Wasser das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und schließt mit einigen schnell gesprochenen Gebeten. Ein Beweis von Duldung ist es, daß man auch Protestanten als Taufzeugen zuläßt. — Mit besonderen Feierlichkeiten werden in Portugal die Begräbnisse vollzogen. Stirbt eine vornehme Person, so wird sie am folgenden Tage in seiner von Kerzen erleuchteten Kapelle zur Schau ausgestellt. Am Abend bringt man die Leiche in einem offenen Sarge nach einer der Hauptkirchen und stellt sie unter einem Prachthimmel von schwarzem mit Silber besetztem Sammet auf eine eben so bedeckte Bahre. Die Trauernden stellen sich mit Wachskerzen rings umher auf, während ein Trauergottesdienst mit sanften Tonstücken gehalten wird. Nach Beendigung desselben wird der Sarg geschlossen und der Schlüssel den nächsten Verwandten ausgeliefert. Dann begleiten die Trauernden den Sarg nach dem Friedhof. Bei Jungfrauen ist der Prachthimmel immer blau mit Silber, bei gestorbenen kleinen Kindern bunt. Letztere nennt man „Anjinhos“, Engelchen, und da man glaubt, daß ihre Seele unmittelbar in den Himmel kommen, ohne erst durch's Fegefeuer zu müssen, so wird ihr Tod nicht betrauert, sondern als ein freudiges Ereigniß betrachtet und man legt die schönsten Gewänder an; auch empfangen die Eltern statt Beileid nur Glückwünsche. Die Armen scheuen kein Opfer, um die kleinen Leichen

*) Die Stola ist eine lange breite weiße mit Steifleinwand gefütterte Binde von Seide oder Silberstoff, welche die Priester der römischen Kirche bei feierlichen Amtshandlungen über beide Schultern und die Brust kreuzweis herabhängend tragen; sie ist mit drei Kreuzen bezeichnet und an den Enden oft mit Glöckchen versehen.

auf's lieblichste auszuschmücken. So begegnet man nicht selten Frauen mit einem kleinen offenen Sarg auf dem Kopf, worin ein Kind in Seide und Flitterstaat und mit lebensfrisch gemalten Wangen liegt. Die Idee ist sehr ansprechend; denn das Kind erscheint nun der Mutter beim letzten Blick in all der Schönheit eines holden Engels, der hinüber schwebt in das Reich der Seligen. Nach dem Absterben eines Familiengliedes folgt das „Pesemo", der Beileidsbesuch der nächsten Verwandten. Beim Eintritt in's Haus findet der Besucher Flur und Gang nur düster erleuchtet, und ein Diener bringt ihn in ein schwarz verhangenes Zimmer, wo nur eine einzige kleine Kerze brennt. Hier verbeugt man sich vor den Leidtragenden, spricht ein paar Worte und nimmt dann auf den an den Wänden angebrachten Sitzen unter den übrigen Gästen Platz, mit denen man flüsternd sich unterhalten darf. So sitzen die Leidtragenden drei Abende lang zur Schau, was für ein durch den Todesfall erschüttertes Gemüth höchst peinlich sein muß. Nach der Bestattung verrichtet man fleißig Gebete für die Seele des Verstorbenen und opfert große Summen für Messen, um sie aus dem Fegefeuer zu erlösen. Unzählige Bilder, die von Flammen umgebene Leiber darstellen, findet man über allen Altären am Wege mit der Ueberschrift: „Spendet zu Messen für die Seelen im Fegefeuer!" und der Glaube daran ist dem Volke tiefer eingeprägt, als irgend ein anderer. Man erzählt eine Anekdote von einem Manne, der sich durch Seeräuberei ein ungeheures Vermögen erworben und dem sein Beichtvater, ein Bernhardiner, auf dem Sterbebette vorstellte, er müsse entweder sein Vermögen ihrem Kloster vermachen oder unendlich lange im Fegefeuer schmachten, daß er seinen ältesten Sohn kommen ließ, um denselben seinen frommen Vorsatz zu eröffnen. „Bedenke, mein Sohn", erwiederte er auf dessen Einwendungen, „welche Martern mich in den brennenden Flammen erwarten, bedenke, unter welchen verruchten Gesindel ich tausend und aber tausend Jahre zubringen muß, wenn ich nicht für eine hinlängliche Anzahl Messen zahle." — »Und bedenke auch du, mein Vater, welches Elend mich und deine anderen theuren Kinder erwartet, wenn du dein Vermögen jenen faulen Mönchen giebst«, entgegnete der zärtliche Sohn

und drückte liebevoll die Hand seines sterbenden Vaters. »Bedenke das, mein theurer Vater. Und was ist es auch am Ende mit dem Fegefeuer, gewiß wirst du dich bald daran gewöhnt haben!« — Als der Mönch wieder kam, war der alte Pirat bereits aus der Welt gegangen; sein Sohn aber zeigte sich nachher immer als einen äußerst musterhaften Menschen.

Früher wimmelte Portugal von Mönchen. In Oporto und Villa Nova gab es nicht weniger als vier und zwanzig klösterliche Anstalten. Jede Stadt, ja fast jedes Dorf in der Nachbarschaft hatte wenigstens Ein Kloster. Jetzt sind diese einst stolzen Gebäude geschwärzte Steinmassen oder verlassene Trümmer, und ihre Bewohner darben als Verbannte oder plündern als Straßenräuber. Viele sind bereits im Elend verschmachtet, während andere noch in den Häusern ihrer frommen Anhänger ein kümmerliches Dasein fristen. Wer wollte es nicht bedauern, daß Männer, worunter gewiß viele schuldlose und tugendhafte waren, in ihren alten Tagen von einem so harten Schicksal betroffen wurden! Aber man sah sich leider gezwungen, den schädlichen Baum, der das Land verdumpfte, mit Wurzeln und Zweigen gänzlich auszurotten; denn wäre nur noch ein einziger Keim zurückgeblieben, so würde dieser alsbald wieder emporgewachsen sein und mit zehnfacher Kraft geblüht haben. Mancher Künstler mag es beklagen, daß dem Lande viel Romantisches und Malerisches durch Aufhebung der Klöster verloren gegangen; doch sind dem Lande dadurch auch Tausende von fleißigen Händen gewonnen und Millionen Geldes, welche vormals in die von der Welt abgeschlossenen Klostermauern wanderten, um dort als todter Schatz unbenutzt aufgehäuft zu werden, dienen gegenwärtig dem Aufschwung der Gewerbthätigkeit.

Werfen wir einen Blick auf den Stand der hiesigen Gewerbthätigkeit. In und um Oporto giebt es Hunderte, ja Tausende von Webestühlen, wo eine bedeutende Masse von Seidenstoffen verfertigt wird. Fast in jedem Hause der Vorstädte findet man einen Webestuhl. Man fertigt auch einen dicken wollenen Stoff, den man bunt färbt und als Wintershawls trägt. Die portugiesische Leinwand ist sehr fest und von verschiedener Feinheit. Eine Bäuerin sieht man nie ohne Rocken

unter dem Arme, selbst wenn sie mit ihrem Korbe auf dem Kopf zu Markt geht, spinnt sie unterwegs. Außer den Zeugen wird in der Stadt und Umgegend ein Ueberfluß von Töpferwaaren producirt, die theils roth, theils sehr dünn und schwarz, die stärkste Hitze aushalten. Aus zwei Eisengießereien Oporto's gehen Gitter, Oefen und alles mögliche Hausgeräth hervor. Die Handwerker der Stadt haben Innungen, und es zeichnen sich unter ihnen durch treffliche Leistungen die Schuh-, Hut- und Kleidermacher aus. Auf den Aushängeschildern lies't man allerhand sogenannte stehende Witze; so über der Thür eines Zimmermanns: „Professor der Kasten", auf dem Schilde eines Hutmachers: „Herausgeber und Verleger von Hüten." Vor den meisten Läden hängt ein Zeichen. Die Zahnärzte hängen eine Reihe ungeheurer Zähne aus, Barbiere eine Art Helm, Handschuhmacher einen goldenen Handschuh, Weinhändler eine Rebe. Die Waaren sind gewöhnlich in den Thüren der meistens nur kleinen und finsteren Läden aufgestellt. Von Pastetenbäckerläden wußte man früher nichts, jetzt findet man mehrere dergleichen mit sehr feinem Zuckerwerk. Auch einen Fruchtladen giebt es; aber meistens werden Früchte aller Art in den Straßen von Weibern ausgerufen, welche die Waare in Körben auf dem Kopfe tragen. Eben so verkaufen Weiber Fische und Federvieh, Ziegenkäse, den man am oberen Douro bereitet, und geröstete Kastanien, welche sie in runden Krügen herumtragen, und, um sie warm zu erhalten, mit ihrem Mantel bedecken, während andere Weiber mit einem Korbe voll roher Kastanien und einem kleinen Ofen zum Rösten derselben von früh bis in die Nacht fast an allen Straßenecken sitzen. Wildes Geflügel und Wildpret wird von Männern feil geboten. Tannzapfen zum Feueranmachen bringt man in großen Netzen auf Eseln zur Stadt. Essig sah ich von einem alten Mann ausbieten, dessen abgelebter Esel zwei kleine Fässer trug. „Schönen Essig! schönen Essig!" rief er; „den schönsten Essig in der Provinz kauft, kauft! Er geht schon auf die Neige!" Mit dieser Versicherung beginnt er den frühen Morgen und wiederholt sie den ganzen Tag. Der Ausruf aller dieser Waarenverkäufer ist ein gedehnter und singender Ton mit steigender und fallender Stimme. Im Sommer werden auf Trage-Tischen

kühlende Getränke verkauft, im Herbst locken große Haufen von Melonen, besonders von saftigen Wassermelonen. Beide Arten werden ungemein groß; eine von ganz gewöhnlicher Größe wog 28 Pfund und hatte 2 Fuß 10 Zoll im Umfang. — Eine eigenthümliche Volksklasse bilden die Gallegos als die Last- und Wasserträger der Stadt. Sie nähren sich von der schlechtesten Kost, tragen die gröbsten Kleider und schlafen in einer gemeinsam gemietheten Hütte, zeichnen sich aber durch Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit aus. Daher nimmt man sie auch gern als Bediente an, und die Damen Oporto's bedienen sich ihrer fast ausschließlich bei ihren Abendbesuchen, welche sie gewöhnlich in Tragsesseln machen. Die Träger haben einen großen Livreerock und einen Hut mit einem Bande; vor denselben leuchtet ein Diener mit einer Fackel. Diese Sitte wird durch die vielen steilen Berge der Stadt bedingt. Trotz dem fährt man auch in Wagen der verschiedensten Art von der alterthümlichen Familienkutsche bis zur neumodigen leichten Britzka. Erstere ist ein höchst sonderbares mächtiges Fahrzeug, das weder Rücksitz noch Kutscherbock hat, und der Führer desselben trägt einen Rock von Stroh, einen abgenutzten Hut und, falls er nicht barfüßig, hölzerne Schuhe, statt der Peitsche hält er eine lange Stange mit eiserner Spitze in der Hand, statt der Pferde hat er ein paar geduldige Ochsen vorgespannt. Zu Reisen bedient man sich häufig der Sänften, häßlicher bunt angestrichener Maschinen mit Vorhängen, hinten und vorn mit Deichseln, die auf den Schultern zweier Maulthiere ruhen, wozu immer die stärksten und gelehrigsten ausgesucht werden, damit das Leben der Reisenden nicht etwa durch die Launen eines solchen Thieres in Gefahr gebracht werde. Durch den Einfluß der Engländer, deren es etwa funfzig Familien in Oporto giebt, ist der Gebrauch englischer Wagen eingeführt, und ihre Zahl wird sich ohne Zweifel vermehren, je mehr die Verbesserung der Wege vorschreitet; doch ist dies natürlich durch dauernde Ruhe des Landes und glückliche Zeiten bedingt.

Die tief im Volke lebende Hoffnung des Bessern hat den Glauben an die Wiederkehr des Königs Sebastian erzeugt. Dieser, ein junger feuriger Mann, bestieg den Thron zu einer Zeit, wo das Reich im höchsten Glanze stand. Er beschloß, seine Regierung

durch eine ruhmvolle Waffenthat zu verherrlichen und setzte (1578) nach Afrika über, um dies Land zu erobern. Aber sein Heer ward nach heißem Kampfe, der selbst dem maurischen Sultan Mulei Mahomed das Leben kostete, geschlagen, und Sebastian verschwand im Getümmel der Schlacht, ohne daß man je über sein Schicksal etwas erfahren konnte. Da verbreitete sich der Glaube, er sei durch maurische Zauberei in ein gefeites Schloß versetzt, wo er in ewiger Jugend fortlebe, und er werde einst wiederkehren, um sein Volk aus schmählichen Fesseln zu erretten und zu dem früheren Glanz zu erheben. Es hieß, eines Morgens, wenn der Himmel von Wolken und Nebeln dicht verhüllt wäre, würde plötzlich ein helles Licht die Dunkelheit durchbrechen und himmlische Wesen würden des Königs Barke aus den Wolken in den Tajo geleiten, die Verkünderin von Glück und Frieden. So haben denn die Anhänger dieses Glaubens, Sebastianisten genannt, an manchem trüben Morgen schaarenweis auf den Kais von Belem, wo der Fluß sich in's Meer ergießt, nach der Barke ausgeschaut. Die Zahl derselben, vor Jahren vielleicht ein Drittel des Volkes umfassend, hat sich allmälich sehr verringert, seitdem mehr Bildung heimisch zu werden beginnt. Ich habe mich vergeblich bemüht, einen solchen Sebastianisten kennen zu lernen; denn gegen Fremde ist man natürlich in solchen Punkten am meisten zurückhaltend. Eben so verhält sich's mit anderen abergläubigen Vorstellungen, die namentlich unter dem Landvolke herrschen; nur durch einen portugiesischen Freund konnte ich etwas davon erfahren. Die furchtbarsten aller übernatürlichen Wesen sind die Bruxas (Bruchas). Sie erinnern an die Vampyre. Während des Tages erfüllen sie, wie andere Weiber, musterhaft ihre häuslichen Pflichten. Sie können liebenswürdig, ja schön sein; doch liegt in ihrem Auge ein gewisser wilder Ausdruck und auf ihrer Stirn eine bedeutungsvolle Runzel. Niemand kann sagen, welche Frauen Bruxas sind, und sie selbst hüten sich wohl, ihr Geheimniß zu entdecken. Sie sind eine vom Himmel verstoßene Schwesterschaft, und ihre Seelen sind durch einen Vertrag, der allnächtlich erneuert wird, dem Fürsten der Finsterniß verfallen. Die teuflische Macht regiert sie vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne. Dann werden sie in riesenhafte

Eulen oder Fledermäuse verwandelt. So fliegen sie in Schwärmen weit hinweg von ihrer Heimath über Berge und Thäler, Sümpfe und Teiche, in deren Spiegel sie ihre häßliche Gestalt schauen müssen. Freunde oder Verwandte, die ihnen auf ihren nächtlichen Streifzügen begegnen, führen sie irre über rauhe Berge und dorniges Gestrüpp. Nachdem sie heimgekehrt, dringen sie in die Hütten ihrer Nachbaren und Freunde, fächeln die schlafenden Kinder derselben mit ihren schwarzen Flügeln zur Ruhe und saugen ihnen das Lebensblut aus den Adern, ja sie verschonen selbst ihre eigenen Kinder nicht. Wenn ein Kind des Morgens todt, schwarzblau und mit kleinen Stichen bezeichnet gefunden wird, so sagt man: „Das hat eine Brura gethan.“ Doch Niemand weiß, wer es gewesen; denn mit dem ersten Licht des Tages erhalten die Bruras ihre menschliche Gestalt zurück. Fast nicht minder furchtbar ist das Loos der Lobishomes, die unter bösem Stern geboren und dadurch der Nothwendigkeit eines eisernen Geschickes verfallen sind. Dieser Fluch waltet über jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, und obgleich jede Familie davon weiß, so bewahrt sie es doch als das tiefste Geheimniß, weil es für eine große Schande gilt, damit belastet zu sein. Gewöhnlich verfällt der siebente von sieben Söhnen oder Töchtern einer Familie dem dämonischen Einfluß, und man kann sich nur dagegen schützen, wenn man einen von den sieben Adam tauft. Bei Tage sind die Lobishomes frei von ihrem bösen Zauber und sie sitzen dann in düsterer Schwermuth mit verwildertem Anzug am Herd. Aber des Nachts verlassen sie ihre Wohnung, das Landmädchen seine Hütte, der adelige Jüngling sein stolzes Schloß. An einem wilden einsamen Ort werfen sie ihre Kleider ab und werden augenblicklich in Rosse mit langen wehenden Mähnen, feuerschnaubenden Nüstern und wuthentbrannten Augen verwandelt. Furcht peitscht sie von dannen, und so brausen sie, dem Sturmwind gleich, über rauhe Gebirge und tiefe Thäler, über Ströme und Winterfluthen, durch Schnee und Eis, durch Regen und leuchtende Blitze. Meilen durchstürmen sie in eben so vielen Secunden. Sie wiehern vor Pein, und alle Thiere fliehen vor ihnen. Eine unwiderstehliche unsichtbare Macht treibt sie unaufhaltsam vorwärts. Ihre Pulse pochen

schneller, ihr Athem stockt, aber sie können, sie dürfen nicht rasten. So beschreiben sie weite Kreise von einigen hundert Meilen, und bei Tagesanbruch müssen sie wieder genau an der Stelle sein, von wo sie ihren Lauf begonnen. Nachdem sie daselbst ihre Menschengestalt zurückerlangt, kehren sie bleich und elend heim. Höchstens sieben Jahre halten sie dies Leiden aus, dann macht der Tod demselben ein Ende. Oft hören die Hüttenbewohner über sich Töne, wie das Geschrei eines gepeinigten Pferdes; sie hören schallenden Hufschlag und das Geräusch eines vorüberbrausenden Sturmwindes; dann rufen sie: „Es ist ein unglücklicher Lobishome! Die Heiligen seien ihm gnädig!" Zuweilen sehen auch Hirten, wenn sie auf den Gebirgshöhen ihre Heerden hüten, ein wildes Roß flüchtig wie ein feuriges Meteor durch die Ebene jagen, während die Schafe und Ziegen scheu auseinander stieben. — Außerdem findet man in Portugal den Glauben an Hexen und boshafte Kobolde, kleine zusammengeschrumpfte alte Männchen, die auf Bäumen sitzen und die Vorübergehenden mit Steinen werfen, wie bei uns. Eben so gilt auch hier der Johannisabend für die Zeit, wo die unterirdischen Geister nach Belieben schalten und walten können. Dann pflegen die jungen Bursche allerhand tolle Streiche zu verüben. Auch können junge Leute in dieser Nacht, wie bei uns in der Neujahrsnacht, auf verschiedene Weise ihr Schicksal erfahren, vornehmlich dadurch, daß man das Weiße eines Eies in ein Glas gießt. Die Gestalt, die es annimmt, entscheidet das Loos des Fragenden. Eine Kathedrale bedeutet einen Bischof, eine Kirche den Priester, ein Schiff den Seemann, eine Anzahl kleiner Zeichen den Soldaten ꝛc. Gelingt es Jemandem, am Johannisabend dem Messe lesenden Priester ein vierblätteriges Kleeblatt unmerklich in's Meßbuch zu legen, so erhält er dadurch die Bürgschaft für die Erfüllung aller seiner Wünsche und kann alle Art von Zauberei bewirken. Der Priester aber nimmt sein Meßbuch bei dieser Gelegenheit wohl in Acht und empfiehlt vielmehr den Schutz seiner Heiligen als bestes Hülfsmittel gegen alle Zauberei.

St. Antonio ist der Lieblingsheilige, und es giebt unzählige Bilder von ihm in allen Größen, womit man von Thür zu

Thür geht, um dafür zu sammeln. Er wird von einem Mann in einem gelben, blauen oder rothen Mantel herumgetragen, der zu jedem Hause seines Kirchspiels geht und um fünf Reis*) für den heiligen Antonio und zum Besten der Seele des Gebers bittet. Die Ansprache hat jedoch nicht immer guten Erfolg; denn oftmals habe ich sagen hören: „Ei was! Er ist vorige Woche hier gewesen; ich habe nichts für ihn!" oder: „St. Gonsalves sorgt für meine Seele; ich kann nicht auch noch den heiligen Antonio bezahlen!" Bei der großen Zahl der Heiligen hat jeder derselben sein bestimmtes Amt: St. Cyprian schützt vor Bezauberungen, St. Jerome vor Blitz, St. Ildefonso vor plötzlichem Tod, St. Eymidius bei Erdbeben, St. Sebastian heilt böse Fieber, St. Benedict giftige Bisse, St. Michael Beulen und Krebsschaden, St. Judas Husten, St. Ovidio Taubheit, die heilige Apollonia Zahnschmerz, die heilige St. Clara Augenkrankheit, St. Barbara wacht über das Geschütz, St. Joseph über die Zimmerleute, St. Cecilia über die Musiker, St. Lukas über die Maler, St. Martha über die Weinstöcke, St. Franz von Sales überwacht die Studenten, St. Brigitta mildert die Schwierigkeiten des Lernens, St. Christoph die Langeweile, St. Rita de Cascia vermittelt die Unmöglichkeiten. St. Georg spielt merkwürdigerweise eine Hauptrolle bei der Prozession am Frohnleichnamsfeste. Zuerst kommen seidene Fahnen, dann, von einem Priester unter einem Prachthimmel getragen, die heilige Hostie, bei deren Anblick Alles auf die Kniee fällt. Daran schließt sich eine lange Reihe von Personen mit Wachskerzen und endlich erscheint St. Georg auf einem reich geschirrten Schlachtroß, in glänzender Rüstung, mit Helmbusch, Lanze und dem Mantel eines Kreuzfahrers. Hinter ihm folgt ein Zug schön geputzter Pferde, gestellt von den vornehmen Leuten des Ortes und geritten von ihren Dienern in den schönsten Livreen mit großen aufgestülpten und seitwärts sitzenden Hüten. Der nächste im Zuge ist der Bischof unter einem Baldachin, und die daran

*) Reïs (Rees) portug. Rechnungsmünze, die zu 5, 10 und 20 R. in Kupfer ausgeprägt wird. Man rechnet nach 1000 oder Milreis = 1 Rthlr. 18 Sgr. 8 Pf. Demnach sind 20 Reis fast = 1 Sgr.

befestigten Schnuren werden von den angesehensten Ortsbewohnern gehalten. Wie bei allen dergleichen Festaufzügen machen Soldaten und Musikbanden den Beschluß. Auch pflegen bei solchen Gelegenheiten nicht einige kleine Engel zu fehlen mit rosenrothen, blauen oder silbernen Flügeln, mit Helmen auf den Köpfen und mit weißgefütterten goldbesetzten Kleidern von schönfarbigem Atlas ausgeputzt. Auch sieht man Gruppen lebensgroßer, mit seidenen Gewändern bekleideter Figuren, Gegenstände aus der biblischen Geschichte vorstellend und auf Plattformen von schwarz gekleideten maskirten Leuten getragen. Dieser Dienst war früher eine beliebte Art der Bußübungen. Das Landvolk hält noch immer viel auf Bußübungen, da sie selten sehr schwer sind und den bequemsten Weg zur Beruhigung des Gewissens darbieten. Die strengsten sind, wenn etwa aufgelegt wird, auf nackten Knieen um die Kirche zu rutschen, wobei man zuweilen noch einen Sack voll Sand auf die Schultern legt, der allmälich auslaufen muß. Oft sind dies auch freiwillige Gelübde. Ein bei den Landwirthen beliebtes Gelübde besteht darin, der Kirche so viel Korn oder Wachs zu schenken, als das eigene Gewicht beträgt. Zu dem Ende findet man in einem Nebengemache der Kirchen wohl eine ungeheure Wagschale, um Geber und Gabe darauf zu setzen. Man erzählt auch eine Geschichte von zwei Damen, die das Gelübde gethan, nach einem ungefähr zwei Wegestunden entfernten Orte zu wallfahrten, ohne zu sprechen. Neun Mal versuchten sie es vergeblich und mußten sich endlich durch schweres Geld von dieser Verbindlichkeit loskaufen. Selbst Thiere sind von den Bußübungen nicht ausgeschlossen, und es kommt nicht selten vor, daß man Kühe, die einer Viehseuche entgangen sind, um ein beliebtes Madonnenbild führt, desgleichen Pferde, Ochsen und Esel, zuweilen selbst Schweine. Die beiden letztgenannten überschreiten bei dieser Ceremonie durch ihre disharmonischen Töne hin und wieder die Grenzen der Schicklichkeit; den Ochsen dagegen kommt ihre natürliche Ernsthaftigkeit dabei wohl zu statten.

Siebentes Kapitel.

Am 10. September ritten wir in aller Frühe über die Kettenbrücke des Douro eine hohe enge Straße nach Süden hinauf. In der kleinen Schenke von Vendas Novas frühstückten wir gekochte Eier, Brot und Wein. Während unsere Thiere ihren Mais kauten, gingen wir aus, um einen Viehmarkt zu besuchen, der auf einer Wiese in der Nähe des Dorfes gehalten wurde. Die Leute fingen in dieser frühen Stunde erst an, sich zu versammeln. Die Weinverkäufer waren bereits auf dem Platz mit ihren Karren voller Fässer und mit ihren Tischen voller Gläser, Brotschnitte und Biscuit. Andere waren beschäftigt, Fische und Reis zu kochen. Einige hatten ihre Stände mit laubigen Zweigen umgeben, Andere ungeheuer große bunte Schirme darüber zum Schutz gegen die Sonne ausgespannt. Jetzt kam ein ehrbarer Landmann mit ein paar Ochsen, ein munterer Bursche galoppirte auf einem Maulthier heran, ein anderes an der Halfter führend, ein alter Mann trieb einige betrübte Esel vor sich hin, ihm folgte ein Pferdehändler und so fort, bis der Markt sich füllte. Dann begann ein vollständiger Chor von Eselgeschrei, Wiehern und Brüllen, während mehrere unbewachte Maulthiere und Esel sich losrissen und ihre langen Schwänze schwenkend mit lautem Freiheitsgeschrei durch die Stände und Buden über das Feld liefen. Und gerade diese Scenen schienen eine Hauptbelustigung des Tages zu bilden; denn die Thiere hemmten entweder alsbald ihren Schritt, um zu grasen oder kehrten in einem weiten Bogen zu ihren Kameraden zurück. — Um eilf Uhr brachen wir wieder auf und ritten durch zerstreute Fichtenhaine bis auf einen höheren Punkt, von wo wir eine breite wohlbebaute Ebene unter uns mit der Stadt Freia zur Rechten, weiter hinaus einen breiten Gürtel von gelbem Sand bis zum Meer überschauten. Eine Stunde lang ritten wir im Angesicht der blauen schimmernden Wasserfläche; dann passirten wir ein paar kleine, ziemlich anmuthig gelegene, reinliche Städte, wie denn überhaupt dieser Theil des Landes reich mit Städten und Dörfern besetzt ist, die an den Ufern der vielen in's Meer

mündenden Flüßchen erbaut sind. Ueber hochliegendes flaches Land ging's weiter durch einen wohlbestandenen Fichtenwald. So erreichten wir gegen Abend Alt-Albergaria, welches das beste Wirthshaus zwischen Oporto und Coimbra besitzt, das gewöhnliche Nachtquartier der dahin Reisenden. Wir wollten indeß noch bis Sardão, um am nächsten Morgen bei Zeiten in dem Kloster Busaco einzutreffen. Die Sonne sank bereits über düstere Fichten hinab, als wir nach kurzer Rast das Dorf verließen. Es war ein stiller anmuthiger Abend; die Hecken hauchten ihre lieblichsten Düfte aus, die Grillen zirpten lustig, die Vögel sangen ihren späten Preisgesang. Wir kamen durch einen Hain von Korkbäumen, die bis an die Zweige von ihrer Rinde entblößt waren, und so verfährt man alle drei Jahre, innerhalb welcher der Kork wieder bis zu seiner früheren Stärke wächst. Die Gegend erschien angenehm, hüllte sich aber, nachdem wir den Fluß Vouga auf langer Brücke überschritten, in schwarze Schatten. Fast eine Meile lang ritten wir in der Dunkelheit und inzwischen erzählte uns unser Führer José von Räubern, welche ihn sammt zwei Studenten von Coimbra in einem Walde überfallen, fast ganz nackt ausgezogen und dann an Bäume gebunden, wo sie vor Kälte schauernd hätten aushalten müssen, bis ein vorübergehender Landmann sie befreit; das Gepäck war fort, aber ihre wohl gezeichneten Maulthiere weideten in der Nähe. Bei dem bleichen Lichte von unzähligen Feuerfliegen passirten wir die Brücke eines Flüßchens, dann das große Dorf Aguida an einem gleichnamigen Flüßchen, der mit dem See von Aveiro, von da mit dem Meere in Verbindung steht und mittelst eines Kanals einem bedeutenden Landstrich Fruchtbarkeit gewährt. Es folgte eine zweite lange Brücke, ein Berg, endlich die Stadt Sardão (da-ung). Das Wirthshaus war klein und schmutzig. An den Wänden hingen colorirte biblische Bilder; eins stellte die Heimkehr des verlorenen Sohnes vor, der einen grünen Rock und Stulpstiefel trug. Das Haus war voll Viehhändler, die bis spät in die Nacht durch unser Schlafgemach nach einer Hinterkammer gingen, wo sie in ihre Pferdedecken gehüllt, lachend und schwatzend bunt durcheinander lagen; auf der andern Seite hörte man das Schellengeklingel der Maul-

thiere; in dem Bette belästigten uns blutgierige Insecten. Nichtsdestoweniger lagen wir, ermüdet von den ausgestandenen Strapazen, bald in den Armen des süßesten Schlummers.

Mit Tagesanbruch saßen wir im Sattel und trabten munter hinaus auf der Straße nach Lissabon. Die Bergketten im Osten sollen an Metallen und Kohlen reich sein. Auch gewinnt man hier röthlichen granitartigen Sandstein und verwendet ihn zu Häusern, Pfeilern und Brunnen. Zu beiden Seiten des Wegs lagen meist auf ebenem, nur sanft erhöhtem Lande große Weingärten, deren leichtes Gewächs man unter dem Namen Figueira-Wein kennt, weil er von Figueira aus verschifft wird. Aus den Weinbergen kamen wir in einen Bezirk mächtiger Olivenwälder, die der Gegend eine düstere Färbung gaben. Zu unserer Linken in der Provinz Beira Alta erhob sich jetzt eine kreisförmige Kette von Gebirgen; der nördliche Theil heißt der Caramulo, der südliche, der an den Fluß Mondego reicht, die Serra de Busaco. Ein paar rauhe Pfade bilden den einzigen Uebergang. Indem wir uns von der Landstraße links abschwenkten, gelangten wir durch ein labyrinthisches Gewirre von Bergen und Hügeln zu dem Fuße eines kegelförmigen Gipfels, auf dem wie ein Adlerhorst das Kloster Busaco thront. Als wir die steilen Wände zu ersteigen begannen, wurden wir von der mannichfaltigen Schönheit der Landschaft entzückt. Zu beiden Seiten starrten hohe, von Bäumen überhangene moosbedeckte schroffe Felsen mit vielen von den Winterströmen ausgespülten Höhlen, aus welchen murmelnde Bächlein rieselten. Vor uns lagen die fruchtbaren Thäler und schwellenden Berge, die wir durchwandert hatten, darüber hinaus eine weite, von Fichtenwäldern durchbrochene Ebene mit dem silberfunkelnden Ocean in der Ferne, und das ganze schöne Bild war mit einem blauen durchsichtigen Schleier überwoben, durch welche lichtstrahlend das Antlitz der Natur hervorsah. Mühsam uns emporwindend, erreichten wir endlich eine Plattform, wo das Gartenthor des Klosters sich uns öffnete, und wir ritten nun in den geheiligten Hain von Busaco ein, wo der Schatten mehrhundertjähriger Cypressen uns empfing, die zu Tausenden auf diesem bevorzugten Fleck der Erde wachsen. Es ist die portugiesische Cypresse (Cy-

pressus lusitanica), vor zweihundert Jahren von Goa hieher gebracht und der Ceder des Libanon täuschend ähnlich. Ihre schlanken Stämme sind von dichtem Epheu umrankt und ihre mächtigen Aeste übertragen undurchdringliche Gebüsche von Lorbeersträuchen. Mit den dunkeln Nadeln der Cypressen vermischt sich das Laub riesiger Platanen, Kastanienbäume, immergrüner Süßeichen, dann die langen Büschel der Strandfichte (Pinus maritima), die zierlichen Kronen der Waldpinien und die dicken knotigen Stämme der Korkeichen. Alles prangt in jungfräulicher Naturwüchsigkeit; man glaubt sich in die Urwälder des Orients versetzt. Gewiß ist, daß der Klosterpark von Busaco seines Gleichen in Europa nicht hat. Keine Axt hat ihn je berührt. Den Schlüssel dazu findet man, wenn man am Haupteingang die in weißen Marmor gehauene Bulle lies't, durch welche der Pabst Urban VIII. (1643) Alle in den Bann thut, die hier Bäume fällen. Auf unserem Wege fanden wir in kurzen Zwischenräumen kleine Kapellen, deren Inneres mit biblischen Holzfiguren angefüllt war, wie jene auf dem Bom Jesus von Braga. Leider hatte muthwilliger Unfug viele dieser Holzbilder kläglich verstümmelt, und wir konnten nur bedauern, daß diese der Andacht geweihten Stätten nicht von den Wirkungen des Bürgerkrieges verschont blieben. Das Kloster selbst, mitten auf einer Wiese gelegen, ist ein langes niedriges Gebäude mit engen Zellen, früher von Karmelitern bewohnt, als vorübergehender Aufenthalt für solche Brüder der ganzen Gemeinschaft, die ihre Sünden durch Schweigen, Kasteiung und Fasten büßen wollten; nur der Prior und ein Laienbruder lebten für immer hier. Eine Art Vorhalle ist mit grobem Mosaik und Kiesel und Schlacke bedeckt und hat aus der Ferne das Ansehen einer großen Muschelgrotte. An den Wänden verschiedener Kreuzgänge sieht man die Bilder der Aebte. Decken und Thüren dieser Gänge und anderer Gemächer waren mit Kork bedeckt, der sie im Winter warm, im Sommer kühl erhält. Die Kirche ist mit vielem rohen Bildwerk und einem Ueberfluß von Malerei ausgestattet. Man zeigte uns auch ein großes Gemach, wo Wellington vor der am 27. Sept. 1810 hier den Franzosen gelieferten Schlacht Quartier genommen. Wir brachen unverweilt auf, um die be-

rühmte Hochfläche des Schlachtfeldes zu besuchen. Es ist gewiß das höchste und auch steilste europäische Schlachtfeld. Der französische Marschall Massena machte einen erfolglosen Versuch, über den Busaco zu gehen, um nach Lissabon vorzudringen; er zählte über 60,000 Veteranen, während Wellington kaum 50,000 Mann, wovon die Hälfte ungeprüfte Soldaten, aufstellen konnte. Die meisten Portugiesen waren junge Recruten, aber sie fochten so tapfer, daß ihre Feinde nachher kaum glauben mochten, sie hätten es mit Portugiesen zu thun gehabt. Die Schlacht zog sich in Folge eines Angriffs von Ney nach den Höhen hin, auf denen in der Nähe des Klosters die englische Armee stand. Diese Höhen sind so steil, mit so viel Geröll und zerstreuten Felsblöcken bedeckt, daß es schwer wird zu begreifen, wie diese zum Theil erstürmt und wieder genommen werden konnten. Auf dem höchsten Punkte der Hochfläche steht ein Telegraph, Mittelstation zwischen Lissabon und Oporto. Einige tausend Schritte davon wird durch eine vorspringende Kuppe eine Art Vorgebirge (Punta da Serra de Busaco) gebildet, von dem aus sich die weiteste Fernsicht ausbreitet. Rechts zu unseren Füßen sahen wir die grünen Thäler, durch welche zwischen Gebüschen der Mondego dem Meere zueilt; Coimbra, Montemor, Figuera und sein Hafen erschienen in nächster Umgebung. Ueber dem langen Küstenstreif hinaus nahm das Meer den größten Theil des Bildes ein; mehr nach der Gebirgsgegend hin tauchen wie Maulwurfshaufen Hunderte größerer und kleinerer Hügel auf, dann Wälder, Fluren und Felder, die kleinen Gartenbeeten glichen; in entgegengesetzter Richtung endlich zog sich von Nord nach Süd die mächtige Kette der Serra d'Estrella oder des Sterngebirges zackig und dunkel am Horizont hin. — Die Sonne mahnte zum Aufbruch. Wir kletterten die Berglehne herab, nahmen von Busaco und seinen Cypressen Abschied, brachen noch Zweige der Lorbeern und Muscheln der Grotten und trabten dann wohlgemuth dem Endziele unserer Tagereise zu. Nach einem zweistündigen Ritte über Los Fornor sahen wir Coimbra's Thürme und Klöster im Abendschein vor uns liegen wie eine ungeheure, gen Himmel emporragende Burg.

Coimbra, das alte Conembrisca, Hauptstadt der Provinz Beira mit 12 bis 15,000 Einwohnern, einst Sitz der ersten Könige Portugals, liegt im Rundkreis auf mehreren steil vom Mondego sich erhebenden Hügeln. Der Fluß, bis dahin von Felsenufern eingeengt, hat hier freieren Lauf gewonnen und wird von einer langen steinernen Brücke überspannt. Weit umher Kirchen und ungeheure Klöster, darunter das von Santa Clara auf einem gegenüber stehenden Hügel des waldgekrönten Südufers, eine schöne Wasserleitung, der hohe Thurm der Sternwarte im Mittelpunkte der Stadt, und nahe dabei der Universitätspalast — so viele große Gebäude auf beschränktem Raum zusammengedrängt und rings die grüne Ebene, Campo do Mondego genannt, von Alleen durchschnitten, mit einzelnen Quintas überstreut und in Gärten getheilt, wo der indische Lorbeer frei wächst, — dies Alles giebt Stadt und Land einen mittelalterlich südlichen Anstrich, und man glaubt sich in vergangene Jahrhunderte versetzt. Eine nähere Betrachtung hebt diese Vorstellung nicht auf. Die engen gewundenen, mit runden Kieselsteinen gepflasterten Straßen, die winkeligen Plätze und steilen Durchgänge zeugen selbst in ihrer Trauer von der früheren Befestigung und kriegerischen Bedeutung des Platzes, wo Alles sich am Hauptabhang zusammendrängte. Als später diese Bedeutung aufhörte, um den Musen freieren Spielraum zu gönnen, dehnte sich die Häusermasse mit geraden Straßen mehr in der Ebene aus. Unter den sonderbarsten Eindrücken irrte ich in den Straßen der Stadt umher. Diese schmalen Häuser mit hohen Giebeldächern, vorspringenden Erkern und kleinen Fenstern schienen mir ganz unserer deutschen Vorzeit anzugehören, und nun vollends die Studenten, die in schwarzer, halbgeistlicher Tracht einhergingen, in Gruppen auf den Plätzen standen und bei weitem den geachtetsten Theil der Bevölkerung bilden. Coimbra ist stolz auf seine Studenten, die aus allen Theilen des Landes nach dieser seiner einzigen Hochschule kommen. Ihre Anzahl beträgt gegenwärtig etwa 1100. Sie wissen den Degen und die Guitarre mit gleicher Kunstfertigkeit zu führen. Außerhalb der verfallenen bethürmten Stadtmauern führen sie ein ganz vergnügliches Leben, indem sie in den Dörfern und Städtchen der

Umgegend nach Herzenslust kneipen und jubeliren, während der Ferien aber galoppirend und musicirend das Land durchstreichen. Heimgekehrt, verfallen sie wiederum der strengen Disciplin des akademischen Gerichtes, unter dem sie allein stehen. Sie gehen nie anders aus, als in der seit Jahrhunderten unveränderten schwarzen Tracht, wodurch die Gleichheit Aller auch äußerlich dargestellt wird, lassen sich Nachts auf keiner Straße blicken, schreiten ernst und schweigsam durch die Gänge und Hallen des Universitätspalastes und nehmen ehrerbietig ihre schwarze Zipfelmütze ab, wenn sie den Rectoratshof betreten. Die Universität wurde 1291 vom König Dionys zu Lissabon gestiftet und 1308 hieher verlegt. Zu der Zeit, als der Marquis von Pombal zur Macht gelangte (1750), war sie durch Besetzung der Lehrstühle mit Jesuiten in Verruf und Verfall gekommen. Nachdem diese vertrieben, gab ihr der große Minister eine ganz neue Gestalt und besetzte die Lehrerstellen mit den gelehrtesten und freisinnigsten Männern. Seitdem ist sie der Sitz des aufgeklärten Fortschrittes geblieben. Das palastartige Gebäude, auf einer erhöhten Plattform errichtet, beherrscht Stadt und Thal. Die Aula (der große Versammlungssaal) und die Hörsäle nehmen drei große Flügel ein, an deren einem Ende ein kirchenartiges Gebäude die aus 60,000 Bänden bestehende Bibliothek enthält. Auf der vierten Seite erhebt sich die Sternwarte, von deren Terrasse man die Ebene des Mondego überschaut. Ein kleineres Nebengebäude mit viereckigem Hofe, der Wohnung des Rectors und den Kanzeleien bestimmt, heißt der Rectoratshof. In dem mit rothem Damast und vergoldeten Schnitzwerk ausstaffirten Conferenzsaal der Universität hängen die Bilder der seit 1537 bekannten 45 Rectoren. Der erste derselben war Militair, alle seine Nachfolger waren geistliche Herren; nur der jetzige, der Graf von Terena, gehört wiederum zum Laienstande. Wir hatten Gelegenheit, ihn als Vorsitzenden bei einer juristischen Disputation im Ornat zu sehen. Der alte Herr, in dessen Zügen sich Milde mit Würde paarte, thronte im portugiesischen Degenkleide auf einem erhöhten Stuhle unter einem Baldachin. Um ihn herum saßen die Decane und trugen nach den Farben ihrer Fachwissenschaften gelbe, grüne, weiße, himmelblaue, rothe

und violette Kragen über ihren schwarzen Talaren. Die Disputation ward in lateinischer Sprache ziemlich fließend geführt, und als der Rector sich am Schluß erhob, schritten zwei Pedelle mit silbernen Keulen sehr gravitätisch vor ihm her. Indem wir darauf durch mehrere lange, mit Gemälden behangene Gallerien gingen, sahen wir von den Balconen die verschiedenen, acht bis zehn Hörsäle, die sich nach dem innern Viereck des Gebäudes hin öffnen. Sie waren groß und, was alljährlich während der Sommerferien geschieht, neu gemalt. Die Bibliothek ist mit großer Eleganz eingerichtet und scheint reich zu sein an theologischen, mathematischen und juristischen Werken. Die Sternwarte ist mit den besten astronomischen Instrumenten ausgestattet. Unter den Sammlungen des mit der Universität verbundenen Museums erwähne ich einen Magnet, der für den stärksten in der Welt gilt und der ein Gewicht von 2786 Pfund hebt. Jeder von uns konnte sich an einem von ihm gehaltenen eisernen Ring anhängen. Auch findet man daselbst eine große Auswahl südamerikanischer und indianischer Waffen, Kleider und Geräthschaften, so wie über tausend Exemplare brasilianischer Hölzer. In dem botanischen Garten, der im verjüngten Maßstabe dem Pariser Pflanzengarten ähnelt, sahen wir unter Anderm einige prachtvolle Cedern aus Goa und Dattelpalmen von der Dicke unserer hundertjährigen Fichten. Von der Terrasse eines benachbarten Berggipfels schaut man in ein reiches Thal voll dunkellaubiger Oliven, goldglänzender Orangen und anderer Fruchtbäume, aus denen Hütten und Landhäuser hervorschimmern. Hier versammeln sich an Sommerabenden die Studenten, um die von den Gebirgen wehende erquickende Luft zu athmen und sich durch Guitarrenspiel und Gesang zu ergötzen. Von da fuhren wir über die Brücke des Mondego durch das kleine Thal von Santa Clara nach dem „Garten der Thränen" (Quinta das Lagrimas), dem Schauplatz der Liebe zwischen Dom Pedro und der reizenden Donna Inez (ß) de Castro und ihres traurigen Todes*). Der Garten ist mit Gesträuchen und Blumen aller Art

*) Inez de Castro, aus castilischem Königsstamm, Ehrendame bei der Constancia, Gemahlin des Infanten Pedro, Sohnes von Alfons IV. von

angefüllt. Am Ende eines Laubgangs sprudelt silberhell die Liebesquelle (Fonte dos Amores) aus der kleinen Höhle eines hohen moosbedeckten Felsens, umschattet von hohen schlanken Cypressen und einer Trauerweide. Das Wasser fällt zunächst in ein Becken und ergießt sich dann in den „Kanal der Liebe" (Canal dos Amores), so genannt nach der Sage, daß Donna Inez von hier aus auf einem Schiffchen ihre Briefe bis zum Ufer des nahen Mondego hinabgleiten ließ, wo Dom Pedro sie mit Ungeduld erwartete. Der Sitz seiner Donna ist noch vorhanden, ein verwitterter harter Stein, und daneben sieht man auf einer Steinplatte einige schöne Strophen der Lusiaden eingegraben, die dem Sinne nach in folgender freier Uebersetzung wiedergegeben sind:

Die Nymphen des Mondego haben Thränen vergossen
Ob ihres traur'gen Todes lange an dieser Stell';
Und aus den Thränen, welche ihren Augen entflossen,
Entstand zum ew'gen Gedächtniß dieser klare Quell;
Und nach den Tönen, womit sie klagten unverdrossen,
Nennt murmelnd den Namen Inez Rieselbachs Gefäll'.
Leis flüstert es aus Wassern, Blumen und Gebüschen,
Daß mit dem Namen der Liebe Thränen sich vermischen. —

Nach unserem Quartier zurückkehrend, besuchten wir noch das vormalige Augustinerkloster vom heiligen Kreuz, in dessen einfach schöner gothischer Kirche man die mit überladener Pracht ausgeführten Grabmäler des Königs Sancho und Alfons I. sieht. Das Kloster ist eins der größten in Portugal; es bildet fast allein eine Stadt und erstreckt sich, bergauf, bergab, mit umfangreichen Gärten über einen bedeutenden Raum. Gegenwärtig sind die Gärten, wie das Kloster selbst, in Verfall gerathen. Mehrere Gebäude werden zu öffentlichen Zwecken eingerichtet.

Portugal und nach dem Tode der Constancia heimlich mit Pedro vermählt, aber auf Veranlassung des Königs erdolcht (1355). Nachdem Pedro den Thron bestiegen, ließ er die Mörder grausam hinrichten und Inez feierlich zu Alcobaça bestatten. Der berühmte portugiesische Dichter Camoëns (spr. Camong, † 1579) hat Inez verherrlicht in seinem Heldengedicht „die Lusiaden" (Portugiesen), worin er die Thaten der Portugiesen, namentlich Vasco da Gama's in Indien, besang.

Dasselbe geschieht zum Theil auch mit den Gebäuden der zahlreichen anderen Klöster, deren hohe düstere Mauern gewiß die Hälfte der Stadt einnehmen; namentlich hat die Straße St. Sofia, die einzige breite Straße Coimbra's im unteren Stadttheil, fast nichts als Klöster. Man sucht sie als Krankenhäuser, Schulen Kasernen und zum Behuf öffentlicher Aemter zu benutzen. Für alle diese Gebäude einen Zweck zu finden, ist indeß unmöglich, daher ihr Verfall.

In Coimbra nahm ich Abschied von meinem Engländer, der mich bis dahin als treuer Reisegefährte durch Portugal begleitet, und ritt nun eines Morgens auf einem raschen Pony längs des Mondego nach Montemor zu. Die Luft war in der Frühe rein und kühl; an den Zweigen hingen noch die Thautropfen und blinkerten im ersten Glanze der aufgehenden Sonne, und die Vögel sangen entzückt, als sie die wärmenden Strahlen fühlten. Der Fluß, der im Winter, durch Gebirgswasser geschwellt, austritt und das Land überschwemmt, war in dieser Jahreszeit so ausgetrocknet, daß er überall Furthen bot und an manchen Stellen sich im Sande zu verlieren schien. Doch that dies den eigenthümlichen Reizen der Gegend keinen Abbruch. Zu beiden Seiten erhoben sich sanfte bebaute Abhänge mit Gärten, Villas und Klöstern. Große Leinwandsbleichen, um welche im Wasser und beim Trocknen Schwärme von Weibern und Kindern beschäftigt waren, gaben dem Ganzen ein Ansehen von Wohlhabenheit und Thätigkeit. Die Ufer selbst sind dicht mit Bäumen, besonders mit den herrlichsten Trauerweiden bepflanzt. Aus dem weißen Holze der letzteren schnitzt man ungeheure Massen von Zahnstochern; es sind äußerst zierliche Instrumente, und bei jedem Gerichte wird ein neuer genommen und der benutzte zerbrochen. — Montemor ist nur merkwürdig durch sein altes Schloß, in den frühesten Zeiten der Sitz mehrerer Könige von Portugal. Nun steht es verlassen und öde, und die ehrwürdigen Mauern, die an manche grauenhafte Sage der altportugiesischen Geschichte erinnern, sehen trauernd auf diese Thäler herab, die, durch Jahrhunderte mit so vielem Blute gedüngt, doch nicht aufblühen und glücklich sind, wie sie es sollten. In Montemor bestieg ich einen Segelkahn, wo eine kleine Cajüte

oder vielmehr ein niederer Verschlag mich gegen die Sonnengluth schützte. Zwischen hohen Bergen und steilen, hie und da mit Burgruinen gekrönten Felsen, zwischen grünen Fluren und der üppigsten Vegetation riesiger Bäume und dichter Gesträuche, die das Ufer verengen und ihre langen Zweige in den klaren Spiegel senken, fuhren wir mehrere Stunden hindurch einsam auf dem wenig belebten Flusse, bis wir Figueira erreichten. Dies ist ein wenig interessanter Ort von 6 bis 7000 Einwohnern, welche Salz, Oel, Fische und Früchte ausführen und an deren Stadt Niemand dächte, wenn sie nicht an der Mündung des Mondego läge und im Herbst als beliebter Badeort den adeligen Familien, die das ganze Jahr hindurch zurückgezogen auf ihren Landsitzen leben, zum Vereinigungspunkt der heitersten Geselligkeit diente.

Ein Dampfboot sollte mich von hier nach Portugals Hauptstadt bringen, und mitten in sternheller Nacht ging es vorwärts. Am Morgen befanden wir uns bereits zwischen der Inselgruppe der Berlengas und dem Vorgebirge von Peniche (tsche) oder Feizerão, einer ungefähr sechs Seemeilen langen, schmal in's Meer vorspringenden Landspitze. Die Gruppe der Berlengas besteht aus der Hauptinsel Berlenga und vielen sie umgebenden kleinen Felsspitzen, die gleich scharfen Zähnen aus dem Meere hervorragen. Berlenga ist von geringem Umfang, und die steilen Ufer werden von einer flachen Kuppe überragt. Durch eine schmale Brücke hängt sie mit einem castellgekrönten hohen Felsen zusammen, und der höchste Gipfel trägt einen kleinen Leuchtthurm, welcher den Seefahrern bei Nacht diese seltsamen Gruppen und ihre Riffe, die gefährlichsten der europäischen Gewässer, bezeichnet. Auf zwölf Seemeilen vom Kap Peniche umschifften wir das hohe Vorgebirge Cabo da Roca, den letzten Ausläufer des felsigen Gebirgskammes, der sich von Cintra dem Meere zuwendet. Von hier konnten wir die ganze Kette überblicken, welche sich in kecken Umrissen und vulkanischen Kegelformen ungefähr 1800 Fuß hoch über die Ebenen von Mafra und Lissabon erhebt. Auf einer der höchsten Spitzen erblickt man, gleich einem Adlerhorst halb in Wolken gehüllt, das königliche Schloß Penha (nja). Von dort herab schaut der noch in voller Mannskraft

befindliche Gemahl der Königin herab auf viele Thäler, Felder, Fluren, auf das öde, einem riesenmäßigen Grabmal ähnelnde Mafra, auf den stolzen Tajo, der so verlassen dahinrollt und nicht mehr die Wimpel aller Nationen in seinen blauen Fluthen abspiegelt, auf alles Elend in Lissabon und im ganzen Lande, auf diese herrliche, von Gott so reich begabte Landschaft.

Von Cabo da Roca aus drängt sich ein reizendes Bild an das andere. Leuchtthürme, Castelle, Landhäuser und Dörfer zeigen sich am Ufer; dann kommen die zwei Thürme von San Julião (a-ung) und Bougie, die gleich vorgeschobenen Reiterposten den Tajo bewachen. Nach wenig Minuten fahren wir in den großen anderthalb Meilen breiten Strom ein. Wahrlich majestätisch und prachtvoll ist der Tajo! Immer wechselnde neue Bilder, immer gesteigerte Spannung, und zuletzt gekrönte Erwartung! Wir schwimmen dahin auf dem breitesten Strome der alten Welt; hier der blaue Fluß, dort das grüne Meer, hier Thürme, Dörfer, Weingärten, dort Leuchtthürme und Castelle; links die Berge von Cintra, rechts die Serra de Arrabida, die sich am fernsten Horizont bis zum Kap Espichel (itschell) in das Meer hinaus dehnt; dann kommt Belem mit seinem altmaurischen Thurme, hoch auf dem Berge der kolossale Palast von Ajuda, und als Gegenstück das Castell und die Hügel von Almada; endlich die großartige Erscheinung von Lissabon.

Auf dem Tajo ankerte nur ein englisches und französisches Schiff, dann das portugiesische Wachtschiff, die Fregatte Duqueza de Braganza, ein elegantes Gebäude, so wie zwei abgetakelte unbemannte Linienschiffe, der João VI. und der Vasco de Gama, die letzten Ueberbleibsel ehemaliger Herrlichkeit. Hunderte von Fischerbarken, einige Kauffahrer, meist Amerikaner, und etliche kleine Dampf-Tajofahrer gaben allein dem Strome Leben. Endlich warfen auch wir die Anker in geringer Entfernung vom Ufer. Was jedem Fremden sogleich auffallen muß, ist, ungeachtet der zerrütteten Finanzen des Landes, ein prahlerischer Glanz in Allem, was zum öffentlichen Dienste gehört. Davon zeugten die Barken der Douane: sauber angestrichen, die Sitze mit Polstern belegt, auf den Zeltdächern das portugiesische Wappen mannshoch in grellen Farben gemalt; die Ruderer trugen blendend weiße

Westen mit blauen Umschlägen, rothe Schärpen und glanzlederne Hüte mit goldener Aufschrift.

Lissabon, Lisboa, unter den Römern bereits als Felicitas Julia vorhanden und schon unter den Mauren blühend, wurde von König Johann I. († 1433) zur königlichen Residenz erhoben. Die Bevölkerung belief sich vor dem Erdbeben auf 300,000 Seelen. Dies schreckliche Ereigniß trat am 1. Nov. 1755 ein. Die Erde wurde in ihren äußersten Tiefen erschüttert, öffnete sich an unzähligen Stellen und verschlang die stolzen Paläste der Großen mit den Hütten der Armen oder stürzte sie zu einem verworrenen Trümmerhaufen durcheinander. Die nicht gleich Zerschmetterten suchten, den Himmel anflehend, unter den Tempelgewölben, welche den ersten Stößen widerstanden hatten, Zuflucht, fanden aber hier bald ihr Grab. Das Bette des Tajo borst, so daß die Fluth verlechzte; bald kehrte sie aber mit grimmigster Wuth zurück und die hochgethürmten Wellen schleuderten Schiffe selbst über die Mauren der Stadt. Räuber, deren Gefängnisse aufgesprungen, erschienen aller Orten, wo die Hoffnung, Gold und Edelsteine zu finden, sie hinrief; viele wurden von der Erde verschlungen, andere mordeten auf offener Straße. Bald brach allenthalben Feuer aus, die Hitze beschleunigte die Fäulniß der Leichname und verursachte eine Art Pest. Mehr als 30,000 Menschenleben wurden betrauert, und den Schaden schlug man auf mehr als 2000 Millionen Franken an; davon kommen allein 15 Millionen auf die Schätze des verschwundenen königlichen Schlosses und 480 Millionen auf Juwelen, wovon Portugal damals den Alleinhandel hatte. Indeß entriß der Marquis von Pombal die Stadt dem gänzlichen Ruin. Kaum, daß die vulkanischen Bewegungen nachgelassen, so kehrte er mit starkem Gefolge in die Stadt zurück, züchtigte die Räuber, ließ die Leichname fortschaffen, theilte Lebensmittel aus, und war nun unermüdlich auf Heilung der ungeheuren Uebel bedacht, so daß Lissabon schöner aus seinen Trümmern erstand.

Den glänzendsten Anblick hat man gleich beim Eintritt vom Kai des Handelsplatzes. Man denke sich drei und vierzig tausend

Häuser, amphitheatralisch auf den südlichen Abhang sieben lachender Hügel gebaut und den Tajo in einer Länge von fast anderthalb Meilen umfassend, regelmäßige Plätze, großartige öffentliche Gebäude, die weißen Kuppeln von Coração de Jesus, das gothisch-maurische Kloster von Belem, die lieblichen Terrassen von San Pedro de Alcantara, und eine Wasserleitung mit so hoch gespannten Bogen, daß an einer Stelle selbst Linienschiffe mit vollen Segeln durchpassiren könnten. Dies der heutige Anblick Lissabon's. Von der alten finsteren winkeligen Stadt, wie sie vor dem Erdbeben bestand, ist nur wenig mehr zu sehen, besonders in den unteren Theilen. Die vormalige Ringmauer war mit sieben und siebenzig Thürmen versehen, die alle einstürzten; jetzt wird die Stadt durch die berühmten Verschanzungslinien von Torres Vedras vertheidigt, so wie durch die Redouten (kleine, aus Erde oder Mauerwerk aufgeführte und zur Aufnahme von Mannschaften geeignete Forts) der Hochfläche von Durique. Die Stelle des alten königlichen Schlosses auf dem Handelsplatz am Tajo nehmen jetzt freundliche Uferdämme ein. Der Handelsplatz selbst, auf drei Seiten mit Arcaden und Regierungshotels umgeben (die vierte Seite liegt gegen den Fluß), ist 615 Schritte lang, 550 breit; in seiner Mitte steht die kolossale, aber wenig geschmackvolle bronzene Reiterstatue Josephs I. Nächst dem Handelsplatze ist der größte und regelmäßigste der Platz Rocio, ein Oblongum von 1800 Fuß Länge, 1400 Fuß Breite. Zwischen diesen beiden Plätzen laufen parallel neben einander die drei schönsten Straßen Lissabons, die Straße Augusta do Ouro und da Prata; andere durchschneiden sie rechtwinkelig nach dem Plane Pompals, der diesen ganzen Stadttheil anlegte. Die Nordseite des Rocio nimmt der vormalige Inquisitions-Palast ein, jetzt zum National-Theater bestimmt. Die großen, römischen Ueberresten ähnelnden Ruinen der Carmeliterkirche ragen hoch über den Platz hinaus. Oestlich davon ist der Marktplatz, Figuera genannt, wo am Vorabende gewisser Festtage Buden aufgeschlagen und die ganze Nacht hindurch bei vielen Lämpchen und Lichtern zwischen Waaren und Käufern abenteuerliche Aufzüge und Nationaltänze aufgeführt werden. Unweit Figuera erhebt sich auf dem höchsten der sieben Hügel das Castell

des heiligen Georg; es ist klein und ohne militairische Bedeutung. Der herumliegende Stadttheil ist unzweifelhaft der älteste. Alle Straßen sind hier eng, unregelmäßig und schlecht gepflastert, die Häuser meistens schmal und hoch, durch viele niedere Stockwerke erdrückt und mit gothischen Zierrathen überladen. Die Erdgeschosse dienen meistentheils zu Waarenlagern und Läden. Am brillantesten machen sich in dieser Hinsicht die vom Inquisitions-Platz nach dem Strom hinlaufenden Gold- und Silberstraßen, die erstere hauptsächlich von Juwelieren, die andere von Silberarbeitern bewohnt; eben so haben die Krämer, die Seiden-, Tuch- und Leinewandhändler ihre besonderen nach ihnen benannten Straßen. Im Allgemeinen haben die Häuser größtentheils Balcone mit eisernen, auch wohl vergoldeten Geländern und seidenen oder linnenen Vorhängen. Die nach dem Caesodré ausgehende, sehr steil aufsteigende Alemcrin- oder Rosmarinstraße ist auf beiden Seiten mit den Palästen des angesehensten portugiesischen Adels besetzt: Gebäude, zwar schwerfällig und düster, aber großartig und malerisch, hie und da mit einem schwebenden Garten, dessen Bäume hoch über die Straße hinaushängen. Bei neueren Bauten vermeidet man die Höhe aus Besorgniß vor den Erderschütterungen, da fast kein Jahr vergeht, wo man nicht dergleichen in mehr oder minder bemerkbarem Grade verspürt. Daher auch die Abneigung gegen den Bau von Thürmen, unter denen es in Lissabon keinen von bedeutender Höhe giebt.

Die größten öffentlichen Gebäude sind vielleicht das Zollamt und das Marine-Arsenal; in beiden herrscht viel Ordnung, aber, wie es scheint, wenig Thätigkeit. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt bleibt unbedenklich das Kloster von Belem oder Bethlehem, von Emanuel dem Großen 1499 auf der Stelle gegründet, wo zwei Jahre vorher Vasco de Gama sich zu seiner Entdeckungsreise einschiffte, nachdem er die Nacht vorher betend in der Kapelle Bethlehem am Strande zugebracht. Der Baustil ist halb maurisch-byzantinisch, halb normännisch-gothisch, das Material ein weißer Kalkstein, der mit der Zeit wie altes Elfenbein vergelbt. Die künstlerischen Arbeiten im Kloster sind mit bewundernswürdiger Feinheit und allem Aufwande einer aus-

schweifenden Phantasie durchgeführt; namentlich ist der Kreuzgang prachtvoll und mit zierlichen Bildhauerwerken bedeckt. Weniger schön und harmonisch ist die Kirche, deren später hinzugekommenes Schiff im italienischen Stil gebaut wurde, während die übrigen Theile dem Kloster entsprechen. Im Schiffe stehen die vier Grabmäler Emanuels, seines Sohnes, Johann's III., und der Gemahlinnen beider; die Särge von röthlichem Marmor ruhen auf schwarzen Elephanten von demselben Stein. An mehreren mit Vergoldungen und Zierrathen überladenen Altären nimmt man die seltsamsten erhabenen Arbeiten im maurischen Geschmack wahr; so reiten z. B. nackte Kinder auf Drachen, denen sie den Rachen mit den Händen aufreißen, und darunter an den Schwänzen gepaarte Kröten. Die Holzschnittwerke am Chor mit den Sitzen der Domherren sind von unübertrefflicher Feinheit. Die Länge der Kirche beträgt 130 Schritt. Das Kloster wird jetzt als Findel- und Waisenhaus benutzt. Unweit desselben steht auf einer vorspringenden Sandbank der Thurm von Belem, ein ernster maurischer Bau, zur Vertheidigung des Klosters aufgeführt, auf dessen Plattform sechs Geschütze stehen und wo jetzt ein Telegraph angebracht ist. Ein neuer Anbau des Thurmes beleidigt das Auge durch seine Geschmacklosigkeit und seine grellweißen Wände. Den schlechten Stil des vorigen Jahrhunderts zeigt auch das Schloß Ajuda: eine mächtige, aber kalte Steinmasse, welcher noch der vierte Flügel fehlt. Um es wohnlich zu machen, müßte damit der etwas entfernt liegende Park von Ajuda vereinigt werden; dort stehen die schönsten Palmen, in denen mehr Zauber ist, als in dem ganzen großen Palaste zusammen genommen. Dieser wird nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt. Die Wohnung der königlichen Familie ist der Palast Necessidades, früher ein Nonnenkloster, woran das Aeußere und Innere vielfach erinnern. Ein roth übertünchtes, ein Stock hohes Backstein-Gebäude mit höchstens dreißig Fenstern Front, einigen ärmlichen Säulen, die den Balcon tragen, und einem Glockenthurm seitwärts, dann ein paar innere Höfe und Seitengebäude, woran ein unbedeutender Garten stößt, bilden das Ganze. Auf den Treppen und im Vorsaal des Innern sieht man rothuniformirte Leibgarden mit Hellebarden

bewaffnet. Auf dem Platze vor dem Palast sah ich einige Truppen-abtheilungen die Musterung passiren. Besonders gut nahmen sich die Lanzenreiter aus, zum Regiment der Dragoner von Chaves gehörig, das sämmtlich mit englischen Pferden beritten ist, blau und rothe Collets mit gelben Abzeichen trägt, dazu rothe Czapkas, ganz wie polnische Uhlanen. Die Infanterie hat geschmackvolle blaue Uniformen, weiße Beinkleider und etwas zugespitzte Czakos. Später sah ich ein Bataillon Jäger in Parade-Aufstellung: durchgängig ausgesuchte Leute von gedrungener Gestalt, deren lange Bärte zu den dunkelen, meist feurig aus den Augen blitzenden Gesichtern gut passen. Einem Manöver dieser Truppen konnte ich nicht beiwohnen, doch ist es eine im Laufe des Jahrhunderts bewährte Thatsache, daß der portugiesische Soldat sich vortrefflich schlägt, sobald er nur gut angeführt wird. Die Pferdezucht ist neuerlich in Portugal etwas gesunken, indeß geschieht jetzt von Seiten des Hofes Alles, um sie wieder in Aufschwung zu bringen und die aus 3680 Pferden bestehende Cavallerie durch veredelte einheimische Raçe zu ergänzen. Der königliche Marstall bei Necessidades ist sehr sauber gehalten. Die Raufen sind von Eisen, die Troge von Stein, die Ständer mit grüner Oelfarbe angestrichen, alle Gänge mit röthlichem Sande aus gestoßenen Ziegeln bestreut, wie es in England üblich; unter der Streu ist gestampfter Lehm, für heiße Länder sehr empfehlenswerth. Einige Vollblut-Pferde sind von ausgezeichneter Schönheit, nur fällt auf, daß die meisten eine graue oder weiße Farbe haben.

Nicht weit von Belem enthält ein Gebäude die merkwürdigste Sammlung alter Wagen, darunter die Galla-Kutsche des Königs Alfonso Henriquez († 1185) mit sieben venetianischen Spiegelgläsern, jedes acht bis neun Spannen im Geviert, mit Sitzen von durchwirktem Goldstoff, Malereien, Vergoldungen und Aufsätzen von Goldbronze. Daneben steht ein in Brasilien gefertigter häßlicher Kasten Johann's VI. über und über vergoldet. Auch sieht man hier des Königs Diniz (Dionys, † 1325) Galla-Wagen, dessen Kasten auf Goldgrund mit Blumen und Wappenschildern sehr kunstreich bemalt, inwendig mit Goldbrocat ausgefüttert ist. Mehrere sonderbare, an die römischen Trium-

phatoren-Wagen erinnernde Equipagen waren zum Herumführen der Heiligen bei Prozessionen bestimmt. Königliche Kinder- und Eselwagen, alte Cabriolets und Cejen, so plump wie Frachtwagen gearbeitet, doch alle vielfarbig bemalt und vergoldet, stehen auch noch in Menge da. Die erwähnten Cejen sind noch jetzt in Lissabon gebräuchlich. Man denke sich einen halbgeschlossenen Kasten, der zwischen zwei großen Rädern mehr aufstößt als hängt. Vorgespannt sind zwei Pferde oder Maulthiere; das eine läuft in der Gabel, das andere trägt den Kutscher auf der Sattelseite in der Wildbahn. Beim Anhalten steigt der mit hohen Kanonenstiefeln und langen gewichtigen Sporen versehene Kutscher oder Postillon ab, zieht unter dem Sitze einen vier Fuß langen Spieß hervor, stellt ihn unter die Ceje, schlägt den steifen Vorderdeckel auf und hilft dem Einsitzenden aus seinem Käfig. Hinter solchen Cejes ist ein Brettchen zum Aufstehen für Lakeien angebracht. Diese tragen gewöhnlich lange Sporen und ein spanisches Rohr, was uns sonderbar vorkommt, in Lissabon aber ganz natürlich ist, da man dort die meisten Besuche reitend abmacht, der Diener somit stets bereit sein muß, zu Pferde zu steigen; der Rohrstock ist zum Abwehren der Lissaboner Straßenhunde bestimmt. Letztere sind sehr verschrieen, indeß lange nicht mehr so arg, als früher, nachdem man einige Mal ein kleines Blutbad unter ihnen angerichtet; so erschlug man kurz vor meiner Ankunft 900 in einer Woche. Die gänzliche Ausrottung dieser hier eingebürgerten Bestien wird freilich nur von wenigen Portugiesen für möglich gehalten; denn sie werden von den ärmeren Einwohnern, besonders der bergigen und älteren Stadttheile sehr beschützt, da diese zu faul sind, den Unrath ihrer Häuser und den Abfall der Küchen selbst wegzuschaffen; alles Feste fliegt bei ihnen nach Sonnenuntergang zur Hausthür hinaus, alles Flüssige wird vom Fenster hinabgeschüttet. Dies geschieht allerdings nicht in den freundlichen Quartieren der unteren Stadt, destomehr aber in den winkeligen Gassen und schmalen Durchgängen der oberen Theile. Dort wirthschaften die Hunde um so ungestörter. Sie lagern bei Tag auf den schmalen Trottoirs schlafend in der Sonne, so daß man sie aufjagen oder über sie wegspringen muß; stört man sie aber bei ihrem schauderhaften

Frühstück oder Mittagsmahl, so fallen sie Reiter und Fußgänger mit wüthendem Gebelle an, und es läuft nicht immer friedlich ab. Bei Nacht durchziehen sie die Straßen in größeren Haufen unter kläglichem Geheul; die zahlreich patroullirenden Wächter haben dann oft Gelegenheit, ihnen kleine Scharmützel zu liefern.

Man wacht in Lissabon ziemlich lange. Ein gut Theil tragen die Theater dazu bei. Ich besuchte die große Oper im Theater San Carlos, einem der schönsten und bedeutendsten Gebäude der Stadt. Man gab die Königin von Golconda, und die italienische Truppe spielte recht brav. Die Bühne ist hoch und weit, die Decorationen und Garderoben nur unvollkommen, der Saal selbst imposant. Hundert und zwanzig geschlossene Logen reihen sich in fünf Stockwerken an die Bühne; jede Loge hat nämlich ihren besonderen Schlüssel, den man für die Miethzeit oder das Abonnement in Händen hat. Während der Vorstellung besucht man sich in den Logen, raucht und plaudert, indem man bei der langen Dauer und geringen Abwechselung der Stücke nur den hervorstechendsten Momenten und Schauspielern seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die Damen erscheinen in Hüten und Frühkleidern, die Herren in Oberröcken und Handschuhen. Die Damen legen gewöhnlich ihre Hüte ab, sitzen dann mit bloßen Haaren und langen Fächern da, halb vom Publicum abgewandt und in eifriger Unterhaltung begriffen; der letzte Besucher verdrängt den ältesten, und so geht es fort bis gegen Mitternacht der Vorhang zum letzten Mal fällt.

Das Hotel, worin ich mich einquartiert, bot mir alle wünschenswerthen Annehmlichkeiten. Die Zimmer waren geräumig, hoch, luftig, kühl; die Dielen, wie in ganz Portugal üblich, mit feinen lichtgelben, aus Aloefäden geflochtenen Matten belegt. Mochte die schwere und fette Küche mir auch weniger behagen, so entschädigte dafür doch die Vortrefflichkeit aller Früchte, sowohl der frischen als der eingemachten, und die freilich etwas starken Weine mundeten mir köstlich. Dazu hatte ich von meinem Zimmer den anmuthigsten Blick auf den Platz dos Romulares (wenig Städte besitzen nach Verhältniß so viele Plätze als Lissabon),

auf den Kai do Sodere und den Tajo. Aber bei der geringen Belebtheit dieser weitläuftigen Ruinenstadt überkam mich doch bald ein gewisses melancholisches Gefühl der Oede und Leerheit, welches mich so oft als möglich in's Freie trieb.

In der Umgegend Lissabons zieht den Fremden mit geheimem Zauber vor Allem Cintra an, dieser schönste Fleck der Erde mit seinen kühlen Laubgängen und dem majestätisch üppigen Baumwuchs, mit seinen frischen Quellen und Wasserfällen, Bergen und Felsklippen, mit Stadt, Schloß und maurischen Ruinen, mit der Umkränzung seiner Gärten und Wälder, mit seiner Aussicht auf Thal und Meer. Cintra ist vier portugiesische Meilen von Lissabon entfernt. Die Kette seiner Berge begrenzt den Horizont der Hauptstadt und dehnt sich hoch und steil in wilden phantastischen Umrissen von NO. nach SW. bis zum Cabo da Roca. Der Weg dahin geht über unfruchtbare, felsige Hügel, Gerölle von Sand und Kalkstein. Die Berge, die man umher erblickt, sind Granitfelsen mit weißem Quarz, etwas röthlichem Feldspath, blätterigem und grauweißem Kalkstein. Südwärts ist der Boden trocken, nackt und ausgebrannt; aufgethürmte kahle Blöcke verdüstern die Ansicht noch mehr. Hohe Aloes säumen den chaussirten Weg ein; nur hin und wieder erscheinen zur Seite Korn- und Maisfelder, dazwischen verkrüppelte Oelbäume oder knotige Korkeichen. In dieser öden Gegend liegt vasenartig das königliche Lustschloß Queluz, Dom Pedro's Sterbeort. Doch kaum erreicht man Ramalhão, so wechselt der Anblick. Die Senkung ist sanft und belaubt; freundliche Landhäuser schimmern in der Ebene und an den Lehnen, zwischen dem üppigsten Grün der Gärten und vulkanisch herumgeworfenen Felsklumpen; Eichen mehrerer Gattungen, Pinien, Citronen und Orangenbäume, Myrten, Lorbeern und Feigen drängen sich um die Häuser zu dichten Gebüschen. Mannshohe Cactusstauden, dunkle Granaten, Reben mit langen vollen Trauben, Rosen, Georginen, Blumen aller Art blicken über Mauern und Terrassen hervor; überall rieseln Quellen aus Bergspalten und schlängeln sich durch frische Matten. In den Gärten gedeiht zu Baumstärke der Erdbeerbaum (Arbutus uredo) und andere tropische Gewächse. Auf den zwei höchsten Spitzen des Bergkammes

steht Penha und die Ruine eines maurischen Castells, tiefer unten zwischen Berg und Thal liegt das königliche Schloß mit seinen seltsamen Schornsteinen, die Minarets gleichen, mit seinen Spitzbogen, Bogengängen und Fontainen. Was aber Cintra vollends zu einem lieblichen Aufenthalt macht, das sind die kühlen Schatten seiner Laubgewölbe und die reine erquickliche Luft; denn es ist hier während des Sommers gewöhnlich um 8 bis 10° R. weniger heiß als in Lissabon. Sobald daher die südliche Gluthhitze beginnt, eilt der Hof aus der Hauptstadt hieher nach seinem Schlosse und die portugiesischen Großen nach ihren Landhäusern, welche sie zwischen den Felsen aufgebaut, und wer kein Eigenthum besitzt, wie namentlich viele Engländer, wohnt zur Miethe in der Stadt, die ungefähr 800 Einwohner zählt.

Nicht blos die Umgegend von Cintra, sondern auch die ganze Landschaft in der Nähe von Lissabon ist, wie bei keiner anderen Residenz Europas, mit Gärten und dazu gehörigen Sommerhäusern (man nennt beides zusammen Quinta) besäet, und man rechnet deren sechs bis sieben Tausend. Die seltensten Pflanzen gedeihen frei in diesen Gärten. Da sieht der Nordländer mit Vergnügen die schönsten Mangolien, Dattelpalmen und Pisangs, mit Blüthen bedeckte Bananen, das Geranicum vom Kap; alle Gattungen der amerikanischen Fackeldistel (Cactus) bilden Hecken, die Zaserblume (Mesembryanthemum) rankt längs der Mauern und umwuchert sie gleich unserem Epheu, in dichtem Wuchse. Gewöhnlich sind indeß diese Herrlichkeiten der Pflanzenwelt den Augen des Publicums durch hohe Mauern entzogen. Diese Gartenmauern geben vielen Straßen der entlegneren Stadttheile und Vorstädte ein trauriges, halb orientalisches Ansehen; sie durchkreuzen sich in allen Richtungen, und stundenlang kann man mit Gefahr sich zu verirren durch dieselben reiten, ohne etwas Anderes als die graue Farbe des Mörtels und hie und da eine sorgfältig verrammelte Thür zu sehen. Auf der Westseite hinter Lissabon ist der Boden im Allgemeinen nicht gut cultivirt, an hügeligen Stellen nackt und steinig, an einigen anderen hingegen von erstaunlicher Zeugungskraft. Vorzüglich gilt dies von den Basalthügeln. Der Basalt geht nämlich durch Verwitterung in fruchtbare Thonerde über, die, durch starke

Winterregen befeuchtet, die schönsten Frühlingsblumen hervorbringt. Die Wiesen bei Lissabon sind meist auf Hügeln gelegen, da dort, wie in den meisten südlichen Ländern, die niederen und heißen Gründe vielmehr dicht verwachsenes Gebüsch und dickes Rohrwerk geben. — Der Boden, auf dem die Stadt gebaut ist, besteht aus Kalkstein und Basalt; an manchen Stellen ist er kreideweiß und von unangenehm blendender Wirkung für das Auge, doch zum Bau gut zu gebrauchen, obwohl zu grobkörnig für Bildhauerarbeiten.

Sehr ergötzen die vielen Springbrunnen der Stadt. Da sieht man wohl Haufen von Gallegos, die ihre Fässer füllen, oder rauh und wild blickende Maulthiertreiber, die ihre flitterhaft aufgeputzten und mit zahlreichen Glöckchen klingelnden Thiere tränken; auch die Wäscherinnen treiben hier plaudernd ihr mühsames Geschäft. Gespeis't werden diese Brunnen durch die kolossale Wasserleitung von Alcantara, welche ihr flüssiges Krystall in ein Felsenbecken des schönen Gebäudes ergießt, das „die Mutter der Gewässer" heißt. Das ganze Werk, welches den bedeutendsten Römerwerken der Art gleichkommt, wurde unter Johann V. († 1750) innerhalb neunzehn Jahren vollendet und kostete mehrere Millionen. Die Hauptquelle liegt sieben Stunden weit von Lissabon entfernt. Wie Wasserleitung durchschneidet das Thal von Alcantara in 35 Marmorbogen; vierzehn davon, mit Einschluß des großen mittleren, sind Spitzbogen, die anderen von halbrunder Form. Die Spannung des Hauptbogens beträgt 107 Fuß, die Höhe 230, die Länge des Ganzen ungefähr 2400 Fuß; der Körper mißt über 24 Fuß in der Breite. Darin befindet sich ein längs der ganzen Linie fortlaufender gewölbter Gang, um einen freien Raum für die mit Reinigung der Kanäle und Ausbesserung des Mauerwerks beauftragten Personen zu lassen. In verschiedenen Zwischenräumen erheben sich sehr zweckmäßig schmale offene Thürme, um das Innere des Gemäuers beständig mit der frischen Luft in Verbindung zu setzen. Ein halbrunder Kanal von 13 Zoll Durchmesser läuft auf jeder Seite der bedeckten Gallerie und dient nach dem Ermessen der Wärter zum Ab- und Zulassen des Wassers. Ein darüber füh-

render Fußsteig gewährt einen bequemen Spaziergang mit den angenehmsten Fernsichten.

Eines Morgen ritt ich nach dem drei Meilen von Lissabon entfernten Mafra, das die Portugiesen so gern ihr Escorial nennen. Der Weg geht über Cintra. Von da ab sieht man Mafra vor sich liegen. Endlich kommt die lange Mauer des großen Kloster- oder Schloßparkes, und nachdem man um eine Ecke gebogen, befindet man sich am Fuße des ungeheuren Gebäudes. Der erste Eindruck ist kalt und düster, fast grauenhaft. Johann V. gelobte während einer schweren Krankheit, an dem Orte seines Reiches, wo das ärmste Kloster stände, eine Abtei zu bauen. Nach seiner Genesung ward überall nachgeforscht, und es fand sich einige Meilen nordwestlich von Lissabon eine von wenigen Kapuzinern bewohnte Hütte. Hier ward des Königs Gelübde erfüllt und der Klosterpalast nach dem Vorbild des spanischen Escorial ausgeführt. Wie dort, nimmt die Kirche die Mitte ein, und das in 300 Zellen eingetheilte Kloster die Flügel hinter dem Chor; auch stehen zu beiden Seiten der Kirche zwei Paläste, von denen einer für den König, der andere für die Königin bestimmt ist. Aber während der Escorial, hoch auf der mächtigen Sierra Guadarama, ein weites Land mit der Hauptstadt des Reiches beherrscht, liegt Mafra in einer kahlen unfruchtbaren Ebene, und vom Haupteingang der Kirche sieht man nur ein armseliges kleines Städtchen; erst von der hohen Terrasse breitet sich die Aussicht über Land und Meer, nach den Bergen von Cintra, dem Tajo und Lissabon. Das Gebäude hält 1150 Fuß im Geviert und hat 2500 Fenster und Thüren, 860 Säle, Kammern und Zellen, zwei Hauptthürme, jeder von 350 Fuß Höhe, eine höhere Mittelkuppel, einen großen Hof, zwei mittlere und sechs kleinere Höfe. Man hat berechnet, daß mit der Hälfte der etwa funfzehn Millionen Thaler betragenden Kosten Hospitäler für alle Armen des Reiches und Erziehungshäuser für alle Kinder armer Eltern hätten erbaut werden können. Das aus 160 Glocken bestehende Glockenspiel der beiden Thürme soll allein eine Million Cruzados (ungefähr 800,000 Thaler) gekostet haben. Die über den Glockenspielen hängenden Glocken wiegen in jedem Thurm 3295 Centner. Dreizehn Jahre lang

(1717 bis 1730) waren durchschnittlich nahe an 15,000 Arbeiter unausgesetzt bei dem Bau beschäftigt. Unglaublich ist die Zahl der in den entlegeneren Theilen des großen Körpers halb verlorenen Kapellen für den König, den Hof, den Abt, einzelne Heilige, zu Seelenmessen für Todte, Kranke, Gefangene rc. Dazu kommen noch die vielen Seitenkapellen der Kirche. Ueberall bemerkt man eine überfließende Menge von Bildsäulen und erhabenen Arbeiten in weißem Marmor. Mit dem feinkörnigsten schwarzen und rothen Marmor sind die Wände der Kirchen und ihrer Altäre überzogen. Die Kirche faßt ohne das Chor tausend Menschen und ist mit Kostbarkeiten aller Art angefüllt; der Werth der silbernen Statue am Hochaltar wird allein auf eine halbe Million Cruzados angegeben. Das Kloster enthält eine in einem großen gewölbten Saale aufgestellte Bibliothek von ungefähr 40,000 Bänden mit vielen seltenen alten Werken. Das Dach des Klosters, in weißem Kalkstein getäfelt, ist zugleich Terrasse. Man blickt von da auf den mittleren Hof hinab, der durch Taxus- und Buchsbaumhecken, Rosen- und Lorbeerbüsche nebst einigen Springbrunnen einen altfranzösischen Garten bildet. Weiterhin sieht man den Park, der drei portugiesische Meilen im Geviert hält. Er soll reich an Wildpret sein, und der König kommt oft, um darin zu jagen. — Auf dem Rückweg besuchte ich noch in der Umgebung von Cintra das berühmte Korkkloster, welches der große Vicekönig von Indien, João de Castro († 1548), zwischen die höchsten Felsen des Gebirges gebaut. Das Kloster ist ganz in Fels gehauen und das Gestein so ausgehöhlt, daß es der Kirche, der Sakristei und dem Kapitelhause zum Gewölbe dient. Die unterirdischen Gemächer empfangen ihr Licht durch schräg im Felsen angebrachte Oeffnungen. Diese so wie alle Wände und Fußböden sind zur Abhaltung der Feuchtigkeit mit Kork bedeckt, daher der Name.

Unter den Kirchen Lissabons gilt die „zum Herzen Jesu" (Corazao de Jesus), erst seit dem Erdbeben erbaut, für die schönste. Sie steht ziemlich frei auf dem höchsten Hügel der Stadt; eine Kuppel und zwei Thürme aus weißem Kalkstein, der weißem Marmor ähnelt, erheben sich schlank und zierlich in die Lüfte und gewähren das malerische Bild einer kleinen St.

Peterskirche in Rom. Nicht weit davon ist der protestantische Friedhof der Engländer, der schönste in Lissabon mit vielen Cypressen und Judasbäumen (Cercis siliquastrum), deren rosenrothe Blumen im Frühjahr durch die dunklen Cypressen mit doppelter Gluth schimmern; hier schläft der treffliche englische Romandichter Fielding († 1754). — Die Sé oder Patriarchalkirche ist wohl groß, doch vielleicht zu düster. Ueberhaupt scheint sich keine der 240 Kirchen und Kapellen der Stadt einer besonderen Gunst der Könige erfreut zu haben; keine läßt sich mit Mafra, Alcobaça und Batalha im Innern des Landes vergleichen. — Die beiden letztgenannten großen Klosterbauten befinden sich zwischen Lissabon und Coimbra, südwestlich von Leiria. Das Kloster Batalha (lja) liegt am Ausgange eines schmalen Gebirgsthales und wurde von Johann I., der sich am Morgen der Schlacht von Aljubarotta (14. Aug. 1385) durch ein Gelübde dazu verpflichtet, gegründet, von seinen Nachfolgern weiter ausgebaut. Zu den herrlichsten Kunstwerken aller Länder und Zeiten gehört besonders das Klostergebäude mit dem Kreuzgang, das Kapitelhaus und das von Manuel dem Großen († 1521) begonnene unvollendete Grabdenkmal. Sämmtliche Gebäude sind aus dem erwähnten weißen, mit der Zeit vergelbenden kalkartigen Sandstein, den man in ganz Portugal zu dergleichen Bauten verwendet. Auffallend ist, daß die Kirche, der älteste und Haupttheil des ganzen Baues, in erhabener Einfachheit die reinsten Linien längs Säulen, Bogen und Gewölben bis zu schwindelnder Höhe zieht, während alle späteren Zuthaten auf das phantastischste mit den feinsten Arabesken, Früchten, Blumen, Thieren und Wappenbildern bedeckt sind. Ungeachtet aller Vollendung der steinernen Zierrathe findet sich aber unter den Bildsäulen keine ausgezeichnete. Das Grabdenkmal Emanuels hat sich trotz Wind und Wetter wunderbar erhalten. Es bildet ein von der Kirche unabhängiges Gebäude; eben so das des Begründers, welches mit acht Bogen und Thürmchen einen durchbrochenen Hauptthurm umgiebt. Hier ruhet Johann *I.* nebst seiner Gemahlin, und in vier Nischen stehen längs der Wand die Grabmäler seiner jüngeren Söhne, darunter Heinrichs des Seefahrers. — Drei Meilen südwestlich von Batalha liegt Alcobaça (wassa).

Diese Cistercienser-Abtei wurde von König Alfons I. 1142 zur Erinnerung an die Einnahme von Santarem gestiftet. Eine mit zwei Thürmen versehene Kirche bildet die Mitte der Gebäude. Die Flügel zu beiden Seiten, 18 Fenster lang und ein Stockwerk hoch, enthalten die Klostergebäude. Eine der Kapellen ist durchaus vergoldet und mit einigen hundert bemalten Holzbüsten von Heiligen angefüllt; eine andere ist über und über mit dem reichsten Schnitzwerk, Bäumen sammt Blättern und Früchten bedeckt. Die Kirche dagegen ist hoch, weit, in reinem und einfachem normännisch gothischen Stil aus demselben weißen Stein wie Batalha erbaut. Eine große runde Rosette über dem Hauptthor strahlt in farbigen Gläsern. Fünf Seitenaltäre mit schwer vergoldeten Holzflügeln, ein Hauptaltar in Weiß und Gold mit Holzfiguren und zehn große jonische Säulen umher bilden den ganzen Schmuck dieses edel gehaltenen Bauwerkes. Eine Gruft birgt hier in zwei weißen Marmor-Särgen die sterblichen Ueberreste von Dom Pedro und Inez de Castro.

Auf einem der kleinen Dampfschiffe, die den untern Tajo (Tagu) befahren, verließ ich eines Nachmittags die Hauptstadt. Ein portugiesischer Banquier, dem ich empfohlen war, begleitete mich. Er hatte freundlich für alle Bedürfnisse Sorge getragen und gab mir auf alle Fragen die befriedigendste Auskunft. Der bei Lissabon ziemlich belebte breite Strom trug nach einer Meile nur mehr einzelne Fischerboote. Er wird jetzt nur bis Villa Nova da Rainha von größeren Segel- und Dampfschiffen befahren, Segelkähne gehen bis Santarem, nur ganz kleine Barken und Flösse wagen sich von Abrantes herunter; dennoch könnte er mit geringen Arbeiten nach Spanien hin bis Alcantara schiffbar gemacht werden. Am meisten Schwierigkeiten bieten die großen Sandmassen. Sie fangen schon ein paar Meilen oberhalb Lissabon an, sind zum Theil wenig sichtbar, ragen wohl auch über den Wasserspiegel vor und erheischen alle Vorsicht des Piloten, besonders in den engen Durchgängen zwischen den hin und wieder anzutreffenden niederen Inseln. Am Ufer fährt man häufig durch kleine mit stehendem Wasser angefüllte Buchten.

In einer derselben liegt Val de Zebro, wo wir an's Land stiegen. Eine schmale, mehrere hundert Schritte lange Brücke führt vom Ankerplatz über die seichten Stellen an's Land zu einer großen königlichen Bäckerei, die früher zur Versorgung des ganzen Heeres diente. Eine dazu gehörige Mühle setzt acht Paar kolossale Steine in Bewegung, die während der Ebbe zwölf Stunden hindurch arbeiten und täglich 160 Sack vermahlen können. Ein Speicher, dessen Gewölbe von 48 Pfeilern getragen wird, ist bestimmt, 70,000 Sack Getreide und 32,000 Tonnen Mehl auf einmal unterzubringen. Während des Freiheitskrieges wurden hier täglich in 27 Oefen 100,000 Rationen Brot angefertigt; in jedem dieser Oefen können auf einmal vier Säcke Mehl verbacken werden. Jetzt steht dies weitläuftige, wohlerhaltene und zweckmäßige Gebäude leer und unbenutzt, da die Regierung ihr Soldatenbrot vortheilhafter als durch eigene schlechte Verwaltung von Lieferanten bezieht. — Von Val de Zebro nach dem Innern erstrecken sich Flächen lichtgelben Sandes bis an die Berge von Palmella und die Kette von Arrabida. Pinienwälder, Wachholdergestripp und Rosmarin bedecken diese Flächen. Riesenmäßige Aloe's erscheinen am Wege; einzelne, halb verfaulte Blätter fallen ab und geben einen Beitrag mehr zu dem wüstenartigen Anstrich der Gegend. Weiter nach dem Gebirge zu sieht man mannshohe Cactus, einzelne Palmen und in den ummauerten Gärten Granaten und Lorbeersträuche. Allmählich hebt sich der Boden in der Richtung der Serra, die sich in steilen Abrissen bis zum Kap Espichel hinzieht. Auf dem höchsten Punkt, einem kegelförmig felsigen und steilen Berge, der oben eine Plattform bildet, steht weithin scheinend das großartige Klosterschloß Palmella, viele Jahrhunderte hindurch Großprior-Sitz des Ritterordens vom heiligen Jakob, jetzt öde und verlassen. Nur einige Veteranen bewohnen die alte einst von den Mauren erbaute Veste und empfingen uns mit traurigen Gesichtern, als wir zum Thor einritten. Das Innere faßt einen geräumigen Hofraum, umgeben von einem ziemlich hohen Thurm, der inneren Ringmauer, dem Priorats- und Ritterhause. Sechs alte unbrauchbare Kanonen liegen auf den Bastionen. Der herumführende Veteran bringt den Fremden nach einem

Winkel des Hofes, wo man in der Mauer eine kleine Thür angebracht. Sie öffnet sich und auf einmal taucht der Blick aus der schwindelnden Höhe in das grüne prächtige Thal von Setubal hinab. Ich glaube, es giebt keinen Fleck in der Welt, der mehr Orangenbäume aufzuweisen hätte, die in dichtgedrängten Reihen wie ein einziger Garten das ganze, von der steilen Serra und den wilden Arrabida-Felsen umschlossene Thal ausfüllen. Das Thal von Setubal liefert die meisten und schönsten Orangen Portugal's, die in großen, von Mauern oder Hecken umgebenen Gärten, wo die gradlienig gepflanzten Bäume parallel neben einander stehen, sorgsam gepflegt werden; denn eigentliche naturwüchsige Orangenwälder giebt es nirgends auf der pyrenäischen Halbinsel. Wer fünf- bis sechstausend solcher Bäume besitzt, gilt für wohlhabend. Im Thale von Setubal stehen einige hunderttausend, deren Größe durchschnittlich unseren zwanzigjährigen Obstbäumen entspricht. Ein Garten stößt an den anderen, so daß, von der Höhe betrachtet, das ganze Thal einer einzigen Orangenwaldung gleicht, aus welchem hie und da die weißen Wände der Landhäuser, Sommersitze und Klöster hervorblicken, die dunkelgrünen Massen mitunter in malerischen Gruppen unterbrechend. Alles trägt den Stempel der Wohlfahrt, der Cultur, der ruhig behaglichen Freude, wie man es in Portugal nicht zu sehen gewohnt ist. Doch wendet man den Blick und schaut einige Schritte weiter nach entgegengesetzter Richtung hin, so ändert sich die Scene gewaltig: dort, dürr, gelb und ausgebrannt, bis zum Horizont die öden Haiden von Alem-tejo; hier, mehr links, hinter Sandflächen und Pinien da, wo die Wasser des Tajo sich mit denen des Meeres vermischen, in nebelgrauer Dämmerung die Umrisse Lissabon's, — und es ist das Bild des melancholischen und doch schönen Portugal, so prachtvoll und so lebensmüde, wie es von der Höhe von Penha erscheint.

Eben senkte sich die Sonne in's Meer und vergoldete die Setubal gegenüber aus dem Sande hervorragende Ruine Troja: da stiegen wir den Berg von Palmella hinab und trieben auf dem steilen Wege unsere Pferde vor uns her. Im Thale ritten wir zwischen Orangegärten, deren Zweige sich weit über unseren Weg bogen. Ich konnte mich nicht enthalten, eine dieser Früchte abzureißen

und sogleich zu verzehren. Die portugiesischen Orangen sind größer, als die von Malta und Mallorca, nur ist die Schale nicht so fein, doch sollen sie sich besser aufbewahren lassen. In letzter Zeit ist die Nachfrage geringer geworden, da die Inseln des mittelländischen Meeres, die Nordwestküste von Afrika und die Azoren große Massen dieser Früchte liefern. Daher haben die Gärten um Setubal an Werth verloren; dennoch ist dieser Platz, welcher 16,000 Einwohner zählt, durch seinen bedeutenden Handel nach Lissabon und Oporto von großer Wichtigkeit. Ueberdies beschäftigt der Gewinn des Seesalzes allein regelmäßig zweitausend Menschen. Das Salz wird in großen viereckigen Behältern gewonnen, die, drei Fuß tief gegraben, längs des Meeres und des Flusses Sado (auch Sadão oder Caldão genannt) eine Ausdehnung von ungefähr zehn deutschen Meilen einnehmen und Marinhas heißen. Das Meerwasser wird in diese Behälter durch vielfach sich verzweigende Kanäle eingelassen. Ist das Behältniß voll, so wird der Kanal gesperrt. Nachdem das Wasser durch die Sonnenhitze verdunstet ist, wird das Salz (im Juni) mit Schaufeln weggenommen und entweder in hölzernen Baracken aufgeschichtet oder zu Kegeln in freier Luft geformt und mit Schilf gegen Regen geschützt. Das Salz ist grobkörnig, nimmt aus der Luft nur wenig Feuchtigkeit an, ist rein, sehr weiß und zum Einsalzen der Seefische von besonderer Güte. Regelmäßig kommen Holländer, Franzosen, Russen und Preußen (aus Danzig), ihren Bedarf hier zu nehmen, wo sie allein auf allen europäischen Küsten feste Preise finden. Gegenwärtig laufen jährlich zwischen vier- und fünfhundert Schiffe in den Hafen von Setubal ein und laden ungefähr achtzig- bis hunderttausend Tonnen. Zwölf dieser Schiffe sind im letzten Jahr mit Orangen und Kork, alle übrigen mit Salz beladen worden. Der geräumige Hafen von Setubal, ein Golf, in den sich der Sado mündet, wäre gut zu nennen, wenn die Sandbänke, die ihn verengen, seinen Eingang nicht schwierig machten. Den mitten im Golf auf einer schmalen Landzunge bemerkbaren Ruinen hat man den Namen Troja gegeben, weil durch die dort ausgegrabenen Monumente die Vermuthung begründet wird, daß Setubal oder St. Yves früher eine phönizische, dann römische Colonie gewesen. Der Hafen wird durch das an der Nordwestseite

der Stadt liegende Fort San Filippe beherrscht. Weiter vor, nach dem Eingange des Hafens zu, lehnt am Vorsprung einer Bergschlucht der Thurm von Outao, den einige Kanonen vertheidigen; darüber steht ein Leuchtthurm. Links von Setubal liegt das königliche Jagdschloß Pinheiro; auf dem äußersten Ende dieser Seite erscheinen die Berge von Alem-tejo, Portugal's Kornkammer. Zur Rechten liegt nach Azeitas zu unweit des Meeres das Kloster von Arrahida auf einem steilen Felsen, an dessen Fuß sich eine weite Tropfsteinhöhle befindet, deren Bogen und Zacken in wunderbaren Schnärkeln und Zierrathen, einem gothischen Dome gleich, sich wölben. Auf einem größeren Platze, gleichsam dem Schiffe der Kirche, ist ein Altar aufgebaut, zu dem noch heute gewallfahrtet wird und nach welchem die Höhle Santa Margarita de la Lapa heißt. Nahe am Eingange, gleichsam die Höhle bewachend, liegt ein großer Drache mit zusammengerolltem Schweif: gewiß eine der seltsamsten Naturbildungen. Im Thale von Setubal befinden sich sechs Klöster, denen früher ein guter Theil der Orangegärten gehörte. Fünf davon sind bereits verkauft, darunter Brancanes, das schönste und bedeutendste. Die Lage desselben ist wundervoll: über Orangegärten hinweg, umfaßt man mit einem Blicke das Bergschloß Palmella und die Seelandschaft um die Stadt. Diese selbst ist nicht groß, die Straßen sind schmal und unrein, die Häuser klein. Nur der Kai längs des Hafens ist mit ansehnlicheren Gebäuden geschmückt, breit und gut gepflastert.

Ein englischer Gasthof nächst dem Hafen ward uns als einer der besten im Lande geschildert. Als wir davor abstiegen, war es bereits Nacht geworden, und aus den hell erleuchteten Fenstern schallte Musik und lauter Jubel. Es waren die Capitaine einiger nordischen Kauffahrer, die ihre Abfahrt feierten und in Erwartung eines festlichen Abendessens sich bereits durch verschiedene portugiesische Weine in die heiterste Stimmung versetzt hatten. — Am anderen Tage schwamm ich an Bord eines dieser Kauffahrer auf den blauen Wogen des Oceans und sagte der pyrenäischen Halbinsel Lebewohl.

II.

Blicke auf die Länder

des mexicanischen Golfes und Californien.

Einleitung.

Seitdem wir Nord-Amerika geliefert, ist Californien's Goldreichthum zu Tage gekommen, und mit dem dahin fluthenden Strom der Auswanderung das Interesse für dies Land gewachsen. Daher sind am Schlusse dieses Bandes nachträglich einige darauf bezügliche Notizen gegeben. Damit mußte sich zugleich das Bedürfniß einer klaren Anschauung von der Beschaffenheit der den Uebergang nach Californien vermittelnden Länder aufdrängen. Diese sind vornehmlich Neu-Mexico, dann Texas und Mexico. Wir haben sie kurz als die Länder des mexicanischen Golfes bezeichnet. Indem wir nun für das, was über den Breitegrad der Norte-Mündung hinausliegt, auf den vierten Band unserer Weltkunde verweisen, beschränken wir uns mit unseren allgemeinen Bemerkungen auf Mexico und ziehen um so mehr auch Centro- oder Mittel-Amerika mit hinein, als es uns an neueren dahin unternommenen Reisen fehlt.

Mittel-Amerika erstreckt sich von der Landenge von Panama bis hinauf zu der von Tehuantepec. Bei Panama ist das Land sechs Meilen breit; von der Stadt Tehuantepec (unter 16° N. Br.) bis zur Mündung des Goazacoalco (unter 18° N. Br.) hat man 16 Meilen. Das Land umfaßt gegenwärtig die Freistaaten: Costa-Rica, Nicaragua, Honduras, San Salvador, Guatemala und Yucatan; dazu kommt noch die zur Republik von Neu-Granada gehörige Provinz El Istmo (der Isthmus), die beiden mexicanischen Staaten Chiapa und Tabasco, die englische Kolonie Honduras und die Mosquito-Küste. Mittel-

Amerika wird auf beiden Seiten vom Meere bespült. Mitten hindurch zieht sich das „Gebirgsland vom Mittel-Amerika", ein Glied der mächtigen Cordillera, die zwischen dem Meerbusen von Panama und dem Hafen von Cupica zu einem 300 Fuß hohen, allmälich bis 900 Fuß ansteigenden Granitrücken herabsinkt. Längs des westlichen Gestades dehnt sich angeschwemmtes Land von meist geringer Breite aus. Da, wo die Ebene an den Fuß des Gebirges stößt, erheben sich, wie Vorposten, vor der Kette und in ganz gleichlaufender Richtung mit derselben isolirt stehende vulkanische Kegel. Einige haben auch die Gestalt eines Bienenkorbes, wie der Vulkan von Mombacho und von Granada. Nur wenige stehen auf der Cordillera selbst. Aeußerst zahlreich sind die Gruppen dieser zum Theil erloschenen, größtentheils aber noch brennenden Feuerberge. Sechs derselben umgürten das Hochland von San Jose, darunter der Irasu oder der Vulkan von Cartago mit 10,770 Fuß Höhe; sechs begleiten die Südseite des Nicaragua-Sees; sechszehn stehen im W. des Busens von Conchagua. Im O. der alten Stadt Guatemala befindet sich einer der merkwürdigsten, nämlich der Wasservulkan (Volcan de Agua). Da er mehrere Monate lang mit Schnee und Eis bedeckt ist, so muß er bedeutend hoch sein (nach Einigen über 11,000, nach Anderen über 14,000 Fuß). Er hat die Form eines abgestumpften Kegels und neun geogr. Meilen im Umfang. Zwei Drittel seiner Höhe sind gartenartig bebaut. Weiter hinauf folgen herrliche Waldungen und oben zeigt sich ein Krater, dessen Gipfel bei einem gewaltigen Ausbruch von Wasserströmen einstürzte. — Das Gebirgsland von Mittel-Amerika steht nicht in ununterbrochenem Zusammenhang, sondern zerfällt in drei, durch Querthäler von einander abgesonderte Gebirgsgruppen. Es wechseln darin Hochebenen mit Höhenzügen, und man kann sie in der Richtung von SO. nach NW. bezeichnen als die Gruppen von Costa-Rica, von Nicaragua und Honduras, so wie von Guatemala. Die Gruppe von Costa-Rica bildet sich, plötzlich vom caraibischen Gestade aufsteigend, zuvörderst durch die beiden Ketten der Cordillera de Veragua und der Serrania de Salamanca, welche sich vereinigen und deren Gipfel eine Höhe von wenigstens 8000 Fuß erreichen. Am Nordabhange

liegt der durch Goldreichthum ausgezeichnete Berg Tisingal, von dem dieser Landstrich den Namen Costa=Rica, d. i. reiche Küste, erhielt. Daran schließt sich (unter 9° N. Br.) das von Feuerspeiern umgebene, 3 bis 4000 Fuß hohe Tafelland von San Jose. Sanft und gemach hebt es sich von W. her, fast mauerartig stürzt es sich ostwärts zur ebenen Küste des caraibischen Meeres hinab. Die Gruppe von Nicaragua und Honduras steigt als Bergkette jäh an der Nordseite des Nicaragua=Sees bis zu 7700 Fuß empor. Auf der anderen Seite bildet sie das Randgebirge eines weit ausgedehnten Tafellandes und fällt im NO. am Kap Kameron schroff ab in's Meer. Daran schließt sich die Mosquito=Küste (zwischen 11 und 16° N. Br.), eine nicht bedeutend über den Ocean gelegene Fläche, die nach dem Innern zu in wellenförmigen Hebungen oder Hügelzügen und Senkungen oder Thalgründen ansteigt. Die Thalgründe sind meistens fruchtbare Savannen, die Hügelzüge mit dichtem Wald bedeckt, so daß Gras= und Baumwuchs wechselt. Der Boden der Savannen, der an der See leichter, aber wegen der Ueberschwemmungen zur Regenzeit doch sehr tragbar ist, wird tiefer in's Land hinein thonhaltig und äußerst humusreich. Eben so die Hügelzüge, auf deren Rücken die Weihrauch=Kiefer (Pinus taeda), Mahagoni=, Kakao=, Federharz= und andere edle Bäume wachsen. Die Gruppe von Guatemala, ein aus Ketten und Tafelländern bestehendes, von tiefen Thälern durchfurchtes zusammenhängendes Bergland, füllt den ganzen Theil von Mittel=Amerika bis zum Honduras=Golf. Die höchsten Gipfel sind 6 bis 7000 Fuß hoch. Der Balize=Fluß stürzt von diesem Hochland in prachtvollen Wasserfällen und Stromschnellen zum Honduras=Golf hinab. Eine dieser Stromschnellen ist eine halbe Stunde lang; anderswo bricht der Strom durch ein natürliches Felsenthor und bildet einen 40 bis 50 Fuß hohen Wasserfall. Man kann hier zwei Stufen unterscheiden, die eine mit einer Fichtenart (Pinus occidentalis) parkartig bewachsen, die zweite mit dem Baumwollen=Baum und anderen von Schlinggewächsen überwucherten Riesen des Pflanzenreichs bedeckt. Das Gebirg trägt Wälder des Mahagoni=Baums, der den Reichthum von Honduras ausmacht. Das Bergland von Guatemala wird in

der Richtung von West nach Ost vom Tiefthal des Rio Motagua durchschnitten, des wichtigsten Flusses in Mittel-Amerika, sofern er die Hauptstadt Guatemala mit dem atlantischen Ocean verbindet. Die beiden Städte Alt- und Neu-Guatemala liegen noch nicht auf der höchsten Stufe des Tafellandes. Höher liegt in reizender Umgebung Chimalenango, noch höher die zahlreich bevölkerten, zum Theil von Weizen- und anderen Getreide-Feldern üppig wallenden Gebirgsebenen von Sosola, Quesaltenango und Totonicapan. Die letztere Hochebene stürzt steil ab gegen den Oberlauf des Grijalva (Tabasco), und hier liegen auf den Hügeln einer hauptsächlich der Viehzucht gewidmeten Vorterrasse die berühmten Ruinen von Palenque. Von dem hohen Cerro (Pik) von Gioreta, auf der Grenze zwischen Guatemala und Chiapas, senkt sich die Cordillere zur Landenge von Tehuantepec, auf deren Westseite das Hochland von Mejico sogleich riesenmäßig ansteigt. Von seinem südöstlichen Pfeiler, dem Cerro de Cempoaltepec (10,524 Fuß hoch) erblickt man beide Meere. — Die Gewässer, die auf der Abdachung zum stillen Ocean sehr zahlreich hinfließen, haben ein ihrem kurzen Lauf entsprechendes bedeutendes Gefälle. Der Schifffahrt tritt außer ihren steilen Ufern auch der Uebelstand hinderlich entgegen, daß sie eine Menge Geschiebe an den Mündungen ablagern und dort Barren bilden, auf denen das Meer hoch aufbrandet. Die wichtigsten Flüsse sind von Ost nach West gezählt: der Nacaome, Sirano, Saca tecoluca, Sonsonate, Chimalpa. Die auf der Abdachung zum atlantischen Ocean strömenden großen Flüsse entspringen auf den höchsten Punkten der Cordillere und folgen der Richtung der Bergzüge mit Steilufern, die nach der Mündung schärfer hervortreten. An der Mündung bilden sie Barren, die durch Kunst überwunden werden müssen, sind aber sonst alle schiffbar. Genannt zu werden verdienen der Tabasco, Usumasinta, der Fluß von Balize, der Polichic, Motagua, der Fluß von Segovia und der San Juan del Norte. Letzterer ist einer der merkwürdigsten. Er strömt nämlich mit starker Wassermasse, die große Schiffe trägt, aus der Ostseite des Nicaragua-Sees und auf diesem Wege wäre vielleicht am leichtesten eine Kanalverbindung mit dem großen Ocean herzustellen, da westlich

von dem See nur eine schmale Landenge zu durchschneiden übrig bleibt. Der See von Nicaragua selbst, 38 Meilen lang und 20 Meilen breit, erscheint als ein von vielen Flüssen gespeis'ter mächtiger Kessel, dessen Wasser durch die Orkane gleich den Wogen des Oceans aufgethürmt werden. Fünf bis acht tausend Fuß hohe, mit der üppigsten Vegetation prangende vulkanische Berge umrahmen den See und geben ihm die malerischsten Ufer; auch in seiner Mitte steht auf einer Insel ein Vulkan, und oft wird er durch die Flammenausbrüche desselben und seiner benachbarten Brüder magisch beleuchtet. Durch einen breiten Kanal steht er mit dem 10 Meilen langen und 6 Meilen breiten See von Managua in Verbindung. — Das heiße Klima der Küstenebenen und niederigen Thäler wird durch die Nähe des Meeres gemildert. Auf den Hochebenen herrscht ein ewiger Frühling. Die Regenzeit beginnt an der Küste mit dem Juli, im Binnenlande mit dem Mai. Der Regen strömt aber auch in den Uebergangsperioden zur trockenen Jahreszeit oft so stark, daß augenblicklich das Land von Wasser überschwemmt wird. Alsbald brennt jedoch die Sonne wieder vom blauen Himmel herab, um schnell das Erdreich zu trockenen. Das ist die Zeit der Vergnügungen und Spaziergänge für die Bewohner der Städte und Flecken, so wie die Zeit der kräftigsten Vegetation. Die Wälder enthalten den mannichfaltigsten Holzreichthum, der theils zum Bauen, theils zu Möbeln verwandt wird. Handelsgewächse sind: Indigo, Vanille, Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle; der Maulbeerbaum dient zur Seidenzucht. Unter den Nahrungsmitteln steht der Mais oben an. Außerdem wird angepflanzt: der Pisang, die Banane, Kartoffel, Batate, Bohnen, Linsen, Reis; Weizen und anderes europäisches Getreide gedeiht trefflich auf den Hochebenen, wird aber nur wenig gebaut. Orangen und Ananas hat man das ganze Jahr hindurch; eben so sind überall verbreitet die Kokos, Citronen, Limonien und ähnliche Gewächse. Das Thierreich ist eben so reich und mannichfaltig als das Pflanzenreich. Tapire und Affen sind heerdenweis anzutreffen. Der Schrecken der Wälder ist der Jaguar, der Kuguar (eine große Katze, auch der amerikanische Löwe genannt) und der blutdürstige Tiger; Bären sind selten. Das Geschlecht der Vögel

findet seine Skale vom Condor bis zum **Kolibri. Der Guezal,** mit glänzend smaragdgrünem Gefieder, dessen lange Schwungfedern den Indianern zum Festschmuck dienen, gehört der Provinz Verapaz eigenthümlich an und wird sonst nirgends getroffen. An giftigen Schlangen nebst Riesenschlangen, an Kröten und ähnlichem Gewürm fehlt es nicht. Der Stich einer Wespenart bringt ohne ein schnelles Gegenmittel unvermeidlichen Tod. Der Alligator bewohnt Flüsse und See'n. Der häßliche schuppenbedeckte Leguan wird gegessen. Beide Oceane liefern die Perlenmuschel und die Auster, der große Ocean auch die Purpurmuschel. Heuschreckenschwärme verwüsten hie und da die Felder. Leuchtkäfer erhöhen den Zauber der Nächte, und eben so prachtvoll, wie die Blumen unter den Pflanzen, sind die Schmetterlinge unter den Thieren. — Das von der Natur so außerordentlich begünstigte Land hat nur eine sehr dünne Bevölkerung. Die fünf Freistaaten rissen sich 1821 vom spanischen Mutterlande los und traten 1823 zu einem Bunde der vereinigten Staaten von Centro-Amerika zusammen mit einem Gesammtgebiet von 6535 □ M. und 1,100,000 Seelen. Auf den Hochebenen haben sich vorzugsweise die Weißen angesiedelt. Nur in Guatemala sind die Indianer vorherrschend, und in Yucatan bilden sie fast ausschließlich die Bevölkerung. Letzteres riß sich 1841 von Mexico los und zählt auf 2150 □ M. 480,000 Seelen. — Merkwürdige Denkmäler zeugen von einer bedeutenden Vergangenheit. Wir wollen zu dem Ende noch schließlich Einiges in Betreff der oben erwähnten Ruinen von Palenque hinzufügen. Sie ziehen sich längs eines Bergrückens auf einer Strecke von fünf deutschen Meilen hin und scheinen eine ungeheure Stadt gewesen zu sein. Das Baumaterial der Häuserreste besteht aus ziegelförmigen mit Gypsmörtel zusammengefügten Steinen. Das vorzüglichste Gebäude, das man in dieser Trümmerwelt entdeckt hat, ist ein mächtiger Palast, zusammengesetzt aus mehreren Quadraten, Hallen und Gallerien. In der Fronte sieht man fünf hohe und breite, durch Pfeiler getrennte Thore, an deren jedem sich eine menschliche Figur in erhabener Arbeit befindet. Das Haupt ist mit hohen Federn, die nackten Arme sind mit Bändern geziert, auf die Brust hängt ein Halsband nieder, die Hände halten

einen Stab. Andere Figuren tragen keinen Hauptschmuck und sind von Bilderschrift umgeben. In einem Hofraum bemerkt man einen viereckigen eingefallenen Thurm, der noch jetzt 160 Fuß hoch ist. In einem Gemache öffnet sich der Haupteingang zu einer langen Reihe unterirdischer Gewölbe. Ueberall sieht man Bildwerke und Hieroglyphen angebracht. In einem anderen großen Gebäude, das wahrscheinlich ein Tempel war, sieht man ein prachtvoll verziertes Kreuz mit einem Hahn an der Spitze, und ein Kind wird demselben von einem Priester entgegengetragen. Dies könnte auf die Anfänge des Christenthums hindeuten. Die Mannichfaltigkeit der Gebäude, der kunstvolle Baustil, die schöne Arbeit der Bildnerei und die Hieroglyphen verrathen jedoch eine viel höhere Stufe der Cultur, als die Aufthürmung plumper Pyramiden erfordert, welche aus der späteren aztekischen Zeit herstammen. Auch sind die Gestalten von Palenque, kräftig und schlank, mit langer Nase und hoher Stirn, durchaus verschieden von dem Volk, das die Spanier vorfanden. Die ganze Masse der Ruinen liegt in dichtem Urwald, und die genauere Erforschung derselben würde viele Monate erheischen. Auch das benachbarte Land ist auf viele Meilen im Umkreis mit versunkenen Denkmälern der Baukunst bedeckt. —

Mexico (spr. Méchico) ist seiner äußeren Gestaltung nach ein ungeheurer, durch unterirdische Feuersgewalt emporgetriebener Erdrücken, der sich erst da abdacht und in mehrere Gebirgsketten spaltet, wo das Land eine größere Breite gewinnt. Es ist der mit Ausläufern versehene Wurzelstock der weiter hinauf mannichfach verzweigten nordamerikanischen Cordillere. Diese beginnt bei Tehuantepec, breitet sich dann nach Osten und Westen aus und bildet in der Südhälfte von Mexico ein Tafelland, wie es in dieser Ausdehnung und Form vielleicht nirgends mehr vorkommt. Bis zur Stadt Durango, die fast 100 (deutsche) Meilen nordwärts über die Hauptstadt hinaus liegt, bleibt der 5 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche erhabene Boden durchaus gleichförmig und wird so wenig von Thälern durchfurcht, daß die Wagen von der Hauptstadt Mexico bis nach Santa Fé in Neu-Mexico auf einer Strecke von fast 300 Meilen auf Wegen, deren Anlage keine bedeutenden Schwierigkeiten darbietet, fort-

rollen können. Ueber dies Tafelland erheben sich, gleich den Thurmspitzen über dem Plattdach eines Domes, zerstreut oder in Reihen, Berggipfel und Vulkane, welche eine Höhe von 15,000 bis 16,600 Fuß erreichen. — Sehen wir auf den Gebirgsabfall nach den Meeren zu, so geht der westliche sanfter und allmälich abwärts, so daß Berg und Thal wechselt und man demgemäß bald kalte, bald glühend heiße Himmelsstriche passirt; der östliche Abfall ist dagegen kürzer und steiler, so daß man ununterbrochen niedersteigt und am Abhange von Stufe zu Stufe hinabklimmen muß, bis man die Küste erreicht hat. Hier erhebt sich westlich von Vera Cruz eine Gruppe der höchsten Berge, nämlich der Feuerberg (Popocatepetl) und der Pik von Orizaba oder Sternberg (Citaltepetl), beide über 16,000 Fuß hoch; die weiße Frau (Iztaccihuati) über 14,000 Fuß und der Koffer von Perote oder der Quadratberg (Nauhcampapetepetl) über 12,000 Fuß hoch. Weiter nördlich spaltet sich die Cordillera in drei Ketten, von denen die westliche über Guadalajara hinaus zieht, die östliche sich durch Tejas zum Mississippi wendet und hier den Namen der Ozark-Berge (1800′ hoch) führt, die mittleren aber, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen bildet, die Staaten Durango und Chihuahun durchschneidet. Alle höheren Berggipfel sind entweder noch brennende Vulkane oder zeigen erloschene Krater. Der Vulkan von Jorullo (unter 18° N. Br.) bildete sich erst neuerlich in der Nacht vom 28. auf den 29. Sept. 1759. Erderschütterungen sind häufig, aber nicht heftig. — Die zahlreichen Binnensee'n sind sämmtlich nur Reste größerer Wasserbehälter, welche einst das Hochland bedeckten. Der größte ist der See von Chapala in Jalisco, noch ein Mal so groß als der Bodensee (57 □ M.); einer der schönsten ist der Patzcuara im Staat Mechoacan, dem Genfersee an Pracht der Umgebungen vergleichbar. Unter den Flüssen, welche Mejico dem atlantischen Ocean zusendet, ist der Rio del Norte, auch Rio Bravo genannt, der größte. Seine Mündung ist 1200 Fuß breit, Boote gehen bis Paso del Norte. Von hier bis Santa Fé in Neu-Mejico finden sich viele Stromschnellen, doch hindern sie nicht die Fahrt flacher Boote und Flöße. Von den zahlreichen, zum Theil schiffbaren Küstenflüssen ist der Rio

Tampico, aus der Vereinigung des Panuco und Tula (Moteczuma) gebildet, für die Schifffahrt am wichtigsten. Im Westen ist der einzige bedeutende und schiffbare Fluß der in den Golf von Californien strömende Colorado. Dagegen hat die Westküste außer St. Francisco in Neu-Californien noch zwei treffliche Häfen, nämlich San Blas an der Santiago-Mündung und Acapulco. Letzterer, wahrscheinlich durch eine Erderschütterung gebildet, gehört zu den bewunderungswürdigsten Buchten der Erde. Die Ostküste hat gar keinen sicheren Hafen; denn Vera-Cruz ist nur ein schlechter Ankerplatz. — Das Klima ist an beiden Küsten bis zu einer Höhe von 1800′ feucht-heiß und bringt in Folge der leichten Verwesung von Pflanzen- und Thier-Stoffen die verderblichsten Krankheiten (das gelbe Fieber und Schwarz-Erbrechen) hervor. Auf den Höhen von 3700′ bis 4600′ herrscht beständig milde Frühlingswärme, deren sich die durch ihre Obstbaumpflanzungen berühmten drei Städte Jalapa, Tasco und Chilpanzingo erfreuen. Die kalte Region beginnt mit einer Höhe von 6700′, und über 8300′ hinaus ist das Klima sehr rauh und unangenehm. Der Südwesten Mexico's wird zuweilen von schrecklichen Orkanen heimgesucht. Ein solcher verwüstete am 14. und 15. Sept. 1831 einen Landstrich an den Ufern des Rio Verde im Staate Oaxaca. Er entwurzelte die stärksten Bäume, riß ungeheure Felsstücke und ganze Berggipfel herunter. Gleichzeitig eintretende wolkenbruchartige Regengüsse zerstörten alle Pflanzungen, versandeten alle Viehweiden, schwemmten Hütten und Häuser weg; viele Menschen und ganze Viehheerden ertranken. Dergleichen wolkenbruchartige Niederschläge bringt die Regenzeit mit sich, die auf der Hochebene in der letzten Hälfte des Mai, an den Küsten etwas früher beginnt. Am heitersten pflegt der Himmel von der Mitte des Februar bis gegen Ende des April zu sein. Viele Hochebenen im Innern leiden an Dürre und sind sandig und unfruchtbar, wozu die Ausrottung der Wälder ihr Theil beigetragen hat. In diesen Gegenden kommen häufige Luftspiegelungen vor; auch werden durch Windwirbel daselbst oft Sandsäulen gebildet und vom Winde mit reißender Schnelligkeit über die Ebenen fortgeführt. — Vermöge der Bodengestaltung und der klimatischen Unter-

schiede findet man hier die Erzeugnisse fast aller Zonen. Oft sieht man Pflanzen ganz entgegengesetzter Regionen auf einem kleinen Raume dicht bei einander, sofern im Grunde der Thäler und Schluchten tropische Gewächse in üppiger Fülle gedeihen, während die Gelände mit Erdbeerbäumen, Eichen und Nadelhölzern bewachsen sind. So liegen um die Hauptstadt Mexico vier Gebirgsthäler, wo in dem Thale von Istla (3024′ hoch) Zuckerrohr, in dem von Actopan (6054′) Baumwolle, in dem von Tenochtitlan (7008′) europäisches Getreide, in dem von Toluca (8040′) Pflanzungen der Agave (Baum-Aloe) gedeihen. Die kalte Zone bietet einen Alpenflor. Die durch Georginenpracht ausgezeichnete gemäßigte Zone ist dem Ackerbau am günstigsten und bringt trefflichen Weizen; vorzugsweise wird aber Mais als Brotkorn gebaut. Die Culturgewächse der heißen Zone sind, wie in Mittel-Amerika, besonders Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao und Indigo. Unter den Thieren bemerken wir den Hirsch, den Buckelochsen, den Bär, den Jaguar und Cuguar, das wilde Schaf und wilde Hunde. Aus dem Reiche der Vögel wollen wir die Nachtigall und die gleich schön singende Calandra, den niedlichen Colibri und den riesenmäßigen Condor hervorheben. Hühnerarten giebt es viele, und unter den Fasanen sind einige so groß wie eine Gans. Alle Hausthiere der alten Welt, das Rind, das Pferd, das Maulthier, das Schaf, die Ziege, das Schwein sind erst nach der Eroberung Mexico's durch die Spanier eingeführt. Rinder und Pferde durchschwärmen in verwilderten Heerden die unbewohnten Gegenden von Neu-Mexico, Sonora, Californien und Texas. Noch erwähnen wir, daß Mexico ausgezeichnet ist durch seinen Silberreichthum (besonders zwischen 16½° und 29° N. Br.); auch wird viel Gold gewonnen. — Die Republik Mexico zählt auf 43,890 □ M. eine Volksmenge von mehr als 7 Mill. Menschen; und darunter sind mehr als die Hälfte Indianer. Im Jahr 1517 betraten die Spanier zuerst das Land, und 1519 eroberte Ferdinand Cortez die Hauptstadt Mexico. Damit wurde die Herrschaft der Azteken zerstört, die der Sage nach im Anfange des 13. Jahrhunderts von Norden her kamen und deren Gedächtniß noch heutiges Tages durch zahlreiche abgestutzte, oben mit einer Art

Brüstung versehene Pyramiden im Lande bewahrt wird. Die europäischen Eroberer nannten das Land wegen mancher Aehnlichkeiten mit ihrem Mutterlande Neu-Spanien. Im Jahre 1813 sagte sich Mexico von der spanischen Krone los, bestand vom Mai 1822 bis März 1823 als Kaiserthum unter Don Augustin I. (Iturbide) und erklärte sich im Oct. 1824 als Bundes-Republik. Bald entstanden jedoch neue Wandelungen in Folge der Kämpfe zwischen den Anhängern der monarchischen Regierungsform und den Republikanern. Der Führer der letzteren war Santa Anna, der bis auf die neueste Zeit eine Hauptrolle gespielt hat. 1838 wurde Mexico wegen verweigerter Genugthuung für Gewaltthätigkeiten gegen französische Unterthanen in einen Krieg mit den Franzosen verwickelt, der nach der Zertrümmerung des Forts San Juan de Ulloa zur Zufriedenheit der letzteren beendigt wurde. Die wichtigste Begebenheit der neueren Zeit ist der Krieg mit den vereinigten Staaten Nord-Amerika's, der sich in Folge des Anschlusses der Republik Texas an dieselben (März 1846) entspann und nach mehreren verlorenen Schlachten mit der Besetzung der Hauptstadt (Sept. 1847) durch den nordamerikanischen General Scott endete, so daß der Friede natürlich nicht ohne bedeutende Opfer erkauft werden konnte. — Gegenwärtig umfaßt die Republik Mexico 18 Staaten oder Departements und 5 Gebiete.

Für alles Uebrige verweisen wir auf die folgenden Skizzen, die von dem Herrn Pfarrer Wilhelm Heinzelmann in Krusemark abgefaßt sind. — Die Reise des Capitain Fremont im vierten Bande unserer Reise stellt nämlich nur mehr äußerlich eine Verbindungslinie der nordamerikanischen Freistaaten mit dem fernen Westen dar. Die Lebensideen dieses Freiheitsvolkes haben aber in letzter Zeit so mächtig auch das innerste Leben jener Völker mit berührt, daß eine förmliche Neubildung im ganzen Westen kürzlich zu erwarten ist. Denn nicht nur Texas, auch Neu-Mexico und Californien und selbst Alt-Mexico sind mehr oder weniger im Laufe der letzten Jahrzehente vom Geiste Nord-Amerikas durchsäuert worden, und was geheim geschehen, das offenbaret sich erst jetzt. Um nun das stille Werden und Gewordensein dieses nordamerikanischen Westens begreiflich zu machen, wollen wir als Ergän-

zung obiger Reise zunächst eine Darstellung des Karawanenverkehrs zwischen den vereinigten Staaten und Neu-Mexico zu geben versuchen nach dem Tagebuche des Josias Gregg. Die Umgebung von Texas und sein Verhältniß zu Santa Fé wird zugleich dadurch näher beleuchtet werden; daher wird eine Reise durch Texas nach dem ausgezeichneten Werke des Dr. Römer sogleich sich anschließen. Weil aber texanisches Leben nicht wohl zu begreifen ist ohne das Leben des Mutterlandes, von dem es ausgegangen ist, so werden wir demnach dieses selber näher kennen lernen, indem wir Alt-Mexico und seine Hauptstadt namentlich an der Hand eines deutschen Führers, des Herrn Löwenstern aus Wien, flüchtig besuchen und von dort aus nach den Westhäfen eilen, welche die Verbindung dieses Landes mit Californien vermitteln. Dies aber werden wir als unentdecktes Eldorado an der Hand eines Engländers, des Dr. Tyrwhitt Brooks, zuletzt noch betrachten.

A. Neu=Mexico.

Josias Gregg, an der Grenze des Indianergebietes geboren, hatte lange an verwickelten chronischen Krankheiten gelitten und hoffte von dem Leben in den Prärien Besserung und Heilung zu empfangen. Daher schloß er sich im Frühjahr 1831 der Karavane an, welche von Independence am Missouri nach Santa Fé zum oberen Rio del Norte aufbrach. In wenig Wochen war sein Zweck erreicht und er gewann fortan eine solche Leidenschaft für das Prärienleben, daß er 8 Jahre lang als Kaufmann bei den Handelszügen sich betheiligte und auf verschiedenen Wegen jene Wüsten durchzog, welche als Indianerland in einer Ausdehnung von 150 deutschen oder 700 englischen Meilen die äußersten Puncte der Civilisation im Osten und Westen von einander trennen. Seine Erfahrungen auf diesen Reisen stellte er unter dem Titel: „Commerce of the Prairies or the Journal of a Santa Fé trader during eight expeditions across the great western Prairies and a residence of nearly nine years in Northern Mexico" in zwei Bänden zusammen, welche 1844 zu New=York erschienen und deutsch bearbeitet von M. B. Lindau unter dem Titel „Karavanenzüge von Josias Gregg" 1845 in der Arnoldischen Buchhandlung herausgekommen sind. Diesem Werke entlehnen wir die nachfolgenden Bemerkungen und unsere Reise.

Unfern des bekannten Rio del Norte, etwa 10 Meilen nördlich vom 35. Breitengrade liegt Santa Fé, die Muttercolonie sämmtlicher Ansiedelungen in diesem sonst nur von Indianern ringsumwohnten oberen Flußthale, welches unter dem Namen Neu=Mexico begriffen ist. Von der Aehnlichkeit der ursprünglichen Bewohner mit den Bewohnern der Hauptstadt in Sitten und Gebräuchen stammt dieser Name, und schon 1550 war Neu=Mexico als eine nur von Urvölkern bewohnte Provinz bekannt. Unwahrscheinlich ist, daß eine kleine Anzahl Abenteurer des Cortez früh hierher eingedrungen sei; dagegen ist es urkundlich verbürgt, daß im Jahre 1595 unterm 21. September ein Bürger der Stadt Zacatecas bei der vicekoniglichen Regierung zu Mexico die Erlaubniß zur Gründung einer Colonie für diese Gegend nachgesucht hat. Er macht sich ver=

bindlich 200 Soldaten, Vorräthe, Ackergeräth und Handwerkszeug auf seine Kosten hierher zu führen, wenn man Geschütze und Kriegsbedarf, 6 Priester mit vollständigem Büchervorrath und Kirchenschmuck, ein Darlehn von 20,000 Dollars und eine Menge erblicher Privilegien ihm bewilligen würde. Im folgenden Frühjahre ist diese Colonie ausgeführt; die Indianer sind auf gut spanisch zum römisch-katholischen Glauben bekehrt worden, und kleine und blühende Ansiedelungen entstanden überall. Jedoch im Jahre 1680 erhoben sich die hartbedrückten Indianer; die Spanier wurden zum Theil ermordet oder entflohen nach harten Kämpfen gegen vier Breitengrade südwärts über die Grenze, wo sie die Stadt Zug aus Norden oder Paso del Norte gründeten. Zehn Jahre dauerte darnach unter furchtbaren Gräueln das Werk der Wiedereroberung; Uneinigkeit der Pueblos oder der ansässigen christianisirten Indier ließ endlich es gelingen. Eine neue Verschwörung im Jahre 1698 ward schneller unterdrückt; doch behandelte man die Indianer fortan menschlicher, indem man jedem ihrer Dörfer einige Meilen Land vergönnte und der Selbstregierung mehr Raum gab. Niemals aber erlosch der glühende Haß gegen die Spanier; an eine umgehende Sage, ein Volk aus Osten werde zur Befreiung vom spanischen Joche erscheinen, knüpften sich die Hoffnungen, und so blieben die Pueblos, stets reif zur Empörung, ruhig bis zum Jahre 1837, wo auch hier wie in Texas und Yucatan die Kämpfe gegen die Centralregierung der Hauptstadt begannen. Ein von dorther gesandter Statthalter ließ einen Alcalden gefangen nehmen; die nördlichen Pueblos vereinigten sich zum Widerstande; Santa Fé ward genommen, der Statthalter ermordet. Man wollte sich unter einem selbstgewählten Statthalter mit Texas verbinden; allein im Jahre 1838 im Januar siegte das aristokratische Element unter dem ehrgeizigen Armijo, der bei der Wahl übergangen war und nun sich Titel und Würde auf acht Jahre von der Hauptstadt aus bestätigen ließ. Sein Regiment haben die Texaner nie anerkannt; aber thöricht ist es, wenn sie nun das Gebiet nur bis zum Norte beanspruchen, weil dadurch Zusammengehöriges getrennt werden müßte. Denn einer Oase gleich liegt das bebaute Land auf beiden Seiten des Flusses inmitten der

Berg- und Prairienwüsten, kaum in seiner Gesammtheit stark genug, sich der überall hereindrängenden wilden Stämme zu erwehren. Es wohnen nämlich nur 30 bis 40 Meilen von der Hauptstadt im Westen und Nordwesten die Moquis und Navajos, beide durch Manufacturarbeiten und Anbau von Gemüse und Körnern vor andern Stämmen ausgezeichnet und einander nahe verwandt. Treulosigkeit von Seiten der Spanier hat die letzteren namentlich zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Man schätzt diesen Stamm auf 10,000 Mann und hält dafür, daß er ein Rest der früher aus Californien nach Anahuac gewanderten Azteken sei. Und allerdings verrathen alte Bauwerke in der Nähe der westlichen Cordillere, welche von feinkörnigem Sandstein erbaut sind — drei Stockwerke hoch, das untere ohne Eingang und in viele durchaus unverzierte kleine Gemächer getheilt, das Gebälk darüber unter der Decke einer Erdmasse noch heute wohl erhalten — daß hier einst der Sitz einer höheren Cultur gewesen sein müsse. — Außer diesen Navajos lagert der überall und nirgend wohnende ewig wandernde Stamm der Apaches zwischen Santa Fé und den südlichen Provinzen wie eine wahre Beduinenhorde. An 15,000 Seelen stark, in kleinere Rotten getheilt, schweift er vom westlichen Meere bis ins Innere von Neu-Mexico und bedroht selbst tief im Süden Cohahuila und Durango in der Art, daß dort die ländliche Bevölkerung fast überall auf die nächste Umgebung der Städte sich zurückgezogen hat. Schafe, Rinder und Maulthiere der Ranchos und Haciendas, jener zerstreut liegenden Meiereien und Landgüter, müssen ihn nähren, Ackerbau kennt er nicht; Fleischstücke von Maulthieren bezeichnen oft viele Meilen ihren Weg, ein Zeichen, daß sie über der Lieblingsspeise sich entzweit haben, die deshalb Niemand essen soll. Gregg erzählt, daß eine halbe Stunde von Durango am hellen lichten Tage plötzlich ein drei bis vier Apaches daher gesprengt kamen, Arbeiter und Hirten auf dem Felde tödteten und ganze Heerden von Pferden und Maulthieren schnell von dannen trieben. Militär rückt dann wohl nach, begnügt sich jedoch mit dem Ruhme, daß der Feind geflohen sei; ganze Handelszüge aber führen ihnen Waffen und Branntwein zu, um dagegen geraubte Maulthiere billig einzuhandeln. So noch im

Jahre 1840! Kein Wunder, daß die mexicanischen Republicaner sich zuweilen herzlich zurücksehnen nach der alten spanischen Herrschaft, wenn jetzt die ganze Gegend nördlich der Grenzen Durangos fast entvölkert ist. Verrätherische Metzeleien haben auch diesen Stamm nur feindlicher gemacht und Neu-Mexico selbst leidet nur darum weniger, weil seine wenigen Meiereien den Feind nicht eben so anlocken, wie der reichere Westen. Dort aber schließt er zeitweise Frieden, um die ein hundert Meilen entfernt geraubten Thiere zu verkaufen und bricht den Frieden wieder nach Belieben. — Man weiß nun ferner, wie die östlichen Stämme, hierher und tief nach Süden streifen und selbst Knaben und Weiber von dorther mit sich führen. So wohnen namentlich im Osten die Comanches, gegen welche die Apaches von den Neu-Mexicanern nur für Memmen gehalten werden. Im Norden endlich halten die weiter ostwärts jagenden Jutas ihre Winterquartiere ab als Freunde und Friedensgenossen. Aber auch diese suchen gelegentlich doch den einzelnen Jäger und Kaufmann zu brandschatzen und sind nur zweifelhafte Freunde. Und so wird denn hieraus zur Genüge ersichtlich, daß die Bevölkerung Neu-Mexicos durchaus zusammenhalten muß und sich nicht trennen darf. — Nach den neuesten Nachrichten ist Neu-Mexico als Territorium in die Union der nordamerikanischen Staaten aufgenommen; doch will Texas, um zwei Staaten bilden zu können, seine Ansprüche nicht aufgeben und drohet jetzt mit Krieg. — Wie schwer aber mußte es sein, dieser Oase Waaren zuzuführen! Mehr als zehn Breitengrade ist sie überall vom Meere entfernt; den seichten Norte kann ein Indianerboot nur kaum befahren und unterhalb hemmen Sandbänke und Untiefen; nur knieetief ist das Wasser oberhalb der Meeresfluth und nur 10 Fuß das eigentliche Ufer hoch, so daß bei hohem Wasser dann der Fluß in einer Breite von 3—400 Fuß wie über Wiesen sich ergießt. Ein hoher Zoll in den Häfen und der weite und gefährliche Transport durch die Wüsten und feindlichen Indianer erhöhet den Preis der Waaren ins Unglaubliche. Daher trachtete der Amerikaner schon lange nach diesem Markte, zumal da ein Capitain Pike, der zufällig hierher sich verirrte und dann gefangen nach Santa Fé geführt war, von dem herr-

lichen Lande, wo man im Thale von Taos den Weizen bis zum 100fachen Ertrag bauet, und seinen reichen Ansiedelungen 20 Meilen oberhalb und 30 Meilen unterhalb der Hauptstadt die lockendsten Beschreibungen gemacht hatte. Wie ein Lauffeuer gingen seine Berichte von Mund zu Munde; die reinste schönste Luft, nicht jenes Sumpffieber Neu-Orleans, erwartete hier den Kaufmann; kein Regen von Bedeutung störte seine Fahrten, wenn er bis Juli seine Waaren durch die Wüste brachte! Allein noch stand die Glaubensmauer zwischen ihm und dieser Bevölkerung von 60,000 Creolen und Mestizen und etwa 10,000 Pueblos oder angesiedelten Indianern. Auch diese letzte Mauer glaubte man durchbrochen, als im Jahre 1810 der Priester Don Miguel Hidalgo die Fahne der Freiheit ergriffen hatte; es trat der erste Handelszug von etwa ein Dutzend Theilnehmern im Jahre 1812 zusammen. Nach Pikes Weisungen kam er glücklich durch die furchtbaren westlichen Wüsten; allein die alte spanische Regierung, stets argwöhnisch auf die nordamerikanischen Ketzer, hatte noch die Zügel. Neun Jahre lang büßten sie die Kühnheit in den Calabazos (Gefängnisse) von Chiuahua bis Iturbides Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1821 ihnen die Kerker wieder öffnete. In diesem Jahre hatte schon ein Kaufmann Glenn aus Ohio mit einer kleinen Karavane den Arkansas aufwärts und dann durchs Gebirge unter vielen Beschwerden und Entbehrungen den Weg nach Santa Fé gemacht, und andere vier Männer waren in demselben Jahre mit Capitain Becknell aus der Gegend von Franklin ursprünglich zum Handel mit den Comanches und Jutas ausgezogen, hatten unter der Leitung einer mexicanischen Jagdgesellschaft ihre geringen Vorräthe eben dahin getragen und reichlichen Gewinn gehabt, da eine einzige Vara (spanische Elle von 30 Zoll) von gewöhnlichem Kaliko über Veracruz bezogen hier nicht unter zwei bis drei Dollar zu erkaufen war. — So folgten denn auf Becknells Bericht schnell andere Expeditionen; er selbst aber sollte auf seiner zweiten Reise, nachdem er den Arkansas wenig oberhalb der amerikanischen Grenzlinie etwa unter 83° westlich von Ferro überschritten hatte, an dem fortan unter dem Namen Caches, d. h. „Waarenversteck", bekannten Puncte furchtbare Prüfungen

erfahren. Hier dehnen sich nämlich die verrufenen sandigen Ebenen des Cimarron südwärts des Arkansas auf mehr denn 10 geographische Meilen aus, ohne daß auch nur ein Pfad hindurchführte. Nach zwei Tagereisen waren die Feldflaschen erschöpft, das Blut, welches man aus den abgeschnittenen Ohren der Maulthiere sog, vermehrte nur den Durst und machte halb rasend. Häufig irre geleitet durch den Glanz der Luftspiegelung oder der falschen Teiche, wollte man schon zum Arkansas zurückkehren, den man jedoch schwerlich erreicht haben würde, als ein Büffel mit aufgeschwemmtem Bauche vom Cimarron heraufkam. Ihn tödten und aus seinem Leibe trinken war das Werk eines Augenblickes, und so gestärkt erreichten die kräftigsten Männer den Fluß, füllten die Feldflaschen und gelangten, mehrere Tage am Ufer dieses Flusses wandernd, glücklich nach Taos, etwa 12—14 Meilen nördlich von Santa Fé.

Hierauf ward der Handel stets bedeutender und im Jahre 1824 gebrauchte man dann statt der Maulthiere zuerst Wagen; die Züge wurden größer, die Waarenvorräthe bedeutender. Allein die wilden Indianerstämme, welche bisher den Kaufmann ruhig hatten ziehen lassen, waren bekannter geworden mit dem Werth dieser Waaren, und mancher von ihnen war von dem gut bewaffneten Händler und seiner kecken Reisegesellschaft kaltblütig halb im Uebermuthe getödtet, oder man hatte unschuldige Stämme für das Unrecht büßen lassen, was ein anderer Stamm verübte; kurz Raub und Rachelust vereinten sich fortan den Karavanen aufzulauern. So raubte man im Jahre 1828 einer Karavane, die schlecht bewaffnet war, fast fünfhundert Pferde, Maulthiere und Esel, und gegen Ende desselben Jahres wurden zwei junge Männer, welche an einem kleinen Flüßchen sorglos schliefen, etwa 8 Meilen vom Cimarron im Angesichte der Karavane, wie man glaubt mit ihren eigenen Flinten, erschossen, und dafür mußten dann wieder sechs unschuldige Indianer mit dem Leben bezahlen, während der siebente entkam, um seinen Stamm zur Rache zu entflammen. So wurden die Kinder der Wüste immer feindseliger gegen „die Weißgesichter" und seit dem Jahre 1821 hat die Regierung sich genöthigt gesehen, mehrere Compagnien Fußsoldaten zum Schutz und Geleit der Karavanen

bis an den Arkansas aufzustellen, da die Indianer fest entschlossen schienen, die Weißen aus den Prärien zu verjagen. Diese aber haben sich dagegen zu großen wohlbewaffneten Karavanenzügen vereinigt, welche in jedem Frühjahre von Independence aufzubrechen pflegen und vor Winterszeit meist wieder heimkehren, da der ganze Weg in etwa zehn Wochen bequem zurückzulegen ist. In Santa Fé aber ist mit dem Eintritt der Karavane zu Anfang Juli, wo auch der Regen eintritt, der Anfang eines neuen Lebens; denn wenn die Karavane kommt wird Alles hier lebendig, dann schreit es durch die Gassen: Los Americanos! Los carros! La entreda de la caravana! (die Amerikaner! die Wagen! der Einzug der Karavane) — und ganze Haufen von »lépéros« (Lumpen) sammeln sich um die Wagen, um zu sehen, was es für sie zu stehlen giebt. Die Fuhrleute aber, welche unter dem Knallen der Peitschen wohl aufgeputzt in die Stadt zogen, haben jetzt nur dem Fandango zu leben und täglich spielt die Fidel auf zum Tanz; der Kaufmann treibt am Zollamt sein Geschäft; die Zollbeamten selber aber aus „lebendiger Theilnahme“ für die Kaufleute und „lebhaftem Interesse für Beförderung des Handels“ öffnen meist nur einige Waarenballen, die mit der Declaration am wenigsten im Widerspruch stehen; der Landkrämer ist schon eingetroffen; der Dolmetsch beginnt seine Ernte, da die meisten Kaufleute nicht spanisch schreiben können, indem er die Declarationen der Waaren, die »Manifiestos« übersetzt und verkündet. So bringt der Amerikaner hierher nicht nur todte Waaren, sondern auch Sitten und Gebräuche, Sprache und Urtheile und flößt dem Volke jeden Standes mit jedem Jahre mehr und mehr den Sinn für Recht und Freiheit ein, indem er nie sich ungestraft verletzen läßt am eignen Rechte.

Versetzen wir uns nun, nachdem wir unser Ziel näher ins Auge gefaßt haben, an den Missouri. Dort, wo der Kansas den Missouri verstärkt und den bisher südlich fließenden Strom bis nach St. Louis ostwärts zwingt, ist unbemerkt das liebliche Städtchen Independence allmählig groß geworden trotz des Neides seiner Nachbarn. Früher war Franklin ein 20 Meilen ostwärts der Stapelplatz des Karavanenhandels; nachdem

aber die Schifffahrt auf dem Missouri mehr in Flor gekommen, suchte man den Abgangsort der Handelszüge möglichst weit an die Grenze zu verlegen, um einen beschwerlichen Landtransport von zwanzig Meilen durch rauhe und zum Theil schlammige Wege zu vermeiden. Der Missouri führte, indem er vom November bis März stets schiffbar bleibt, im Laufe des Winters die Waaren an Ort und Stelle und mit dem Anbruch des Frühlings gelangten leicht die Auswanderer von Nord und Ost zu ihren Waaren. Zu Pittsburg gebaute Wagen brachte man mit und mancher Abenteurer, mancher Hinterwäldler lieh dem Kaufmann seine Zunge oder seinen Arm zur Unterhaltung und zum Schutze auf der langweiligen und gefahrvollen Reise, während mancher Leberkranke, den die Aerzte Jahre lang gequält hatten, seinen letzten Thaler zusammenraffte, um in den Prärien Genesung oder ein stilles Grab zu finden. So versammelt sich denn alljährlich mit dem ersten Mai an diesem Orte, welchem zugleich der Oregon-Auswanderer und der Jäger aus dem Felsengebirge berührt, eine bunte Menge, um hier die letzten Vorbereitungen zur Reise zu machen, und reges Leben herrscht zu dieser Zeit in dem sonst stillen Städtchen. Maulthiere und Ochsen, die nie ein Joch gekannt, werden hier erst zugerichtet; denn man bespannt die Wagen zur Hälfte noch mit Maulthieren, weil diese durch die Reise weniger an Werth verlieren, wogegen die Ochsen, sobald das Gras weiter westwärts trockner und kärglicher wird, oft in einem sehr abgetriebenen Zustande das Ziel erreichen, zumal wenn selbst der Mocassin (Schuh) von Büffelhaut bei regnigtem Wetter nicht ausgereicht hat, dieselben vor einer Erweichung der Hufe zu schützen. Das Maulthier legt dagegen den Weg meist unbeschlagen zurück ohne solche Erweichung; tritt sie aber bei ihm auch ein, so werden seine Bewegungen auf dem rasigen Boden so beschwerlich als ob es auf dem Eise ginge. Je 8 oder auch 10 bis 12 Maulthiere oder Ochsen ziehen einen Wagen, der denn eine Ladung bis zu 5000 Pfund mit sich führt. Diese Ladung aber so zu verpacken, daß Nichts auf der langen Reise leide, ist die Hauptsorge der Kaufleute, und mit diesem Verpacken und dem Besorgen der nothwendigen Reisevorräthe, von denen man auf die Person 180 Pfd. rechnet,

nämlich 100 Pfd. Speck, 50 Pfd. Mehl, 20 Pfd. Zucker und 10 Pfd. Kaffee und etwas Salz, während man in Bezug auf Fleisch sich auf den Büffel verläßt, gehen die ersten vierzehn Tage des Monats vorüber. — Nun aber ist endlich Alles besorgt; einige Wagenabtheilungen sind schon voran: es ist der 15. Mai, wir eilen in einer leichteren Kalesche ihnen nach, um nicht die letzten zu sein an dem gemeinsamen Sammelplatz, welcher 30 geographische oder 150 englische Meilen (nach solchen rechnen wir fortan) westwärts von Independence die verschiedenen Theilnehmer der Karavane vereinigen sollte. Erst nach zehn Tagen, früh am 26. Mai erreichen wir mit der Nachhut von 30 Wagen, die wir am ersten Tage einholten, den sogenannten Rathhain oder Council-Grove, einen kleinen, eine halbe Meile langen Waldstreifen von Eichen, Wallnußbäumen, Eschen, Ulmen u. dgl., welcher dadurch eine gewisse Berühmtheit erhalten, daß die Vereinigten Staaten hierselbst im Jahre 1825 durch ihre Bevollmächtigten ein Bündniß mit den Osage-Indianern abschlossen, wonach diese die Absteckung einer Handelsstraße nach Santa Fé bis zum Arkansas ruhig geschehen und den Reisenden ihren Schutz angedeihen lassen sollten; die Straße ist darnach wirklich abgesteckt, wird aber nicht befahren, weil die Karavanen es vorzogen, der Spur früherer Reisenden durch die Gegend des kurzen Büffelgrases zu folgen. — Da die Indianer selten innerhalb der Entfernung der ersten 150 bis 200 Meilen von Independence sich sehen lassen, so war bisher gemeinsames Zusammenhalten nicht nöthig; nun aber mußte sich die Karavane ordnen zur Abwehr etwaiger Angriffe und eigenen Sicherheit. So wurde denn zunächst zur Wahl eines „Hauptmanns der Karavane" geschritten, der vor allem die Ordnung der Reise zu überwachen und den Lagerplatz für die Nacht zu bestimmen hat, dem aber sonst ein Jeder eben nur so weit zu gehorchen pflegt als er für gut befindet, da neben den verschiedenen Pflichten kein Strafrecht seinen Händen übergeben ist. Ein gewisser Stanley ward einstimmig erwählt, obschon andere Ehrgeizige nach dieser Würde gestrebt und in ächt amerikanischer Weise auch hier selbst Wahlumtriebe versucht hatten. Unsere Karavane bestand nun außer mehreren Kaleschen und kleineren Fuhrwerken und zwei kleinen Geschützen, einem Vierpfünder und

einem Sechspfünder, jedes mit besonderm Karren, aus fast hundert Frachtwagen, zur Hälfte mit Ochsen bespannt. Würde dieselbe in langer Linie ziehen, so würde sie leichter den Angriffen ausgesetzt sein, und jedes Hinderniß würde die nachfolgende lange Reihe bedeutend in Verwirrung bringen. Daher ist es nöthig, dieselbe in kürzeren Reihen neben einander sich bewegen zu lassen, was um so leichter geschehen konnte, als von hier ab das Gelände auf 500 Meilen westwärts, wenn man die schmalen Einfassungen der wenigen Creeks und Springs, d. h. der todten Regenbäche und lebendigen Flüßchen abrechnet, fast überall eine baumlose Ebene bildet, welche zunächst bis zum Arkansas auf 120 Meilen Länge noch mit dem kurzen Büffelgrase bewachsen ist, während weiter westwärts diese Ebenen, die in Hügeln zu den Flüssen abfallend von dort aus als Hochebenen erscheinen, erst mehr sandiger und dann mehr steiniger Natur sind, wodurch der spärliche Graswuchs dort bedingt wird. Auf dem ganzen weiten Wege wird kein Baum gefunden, der nur zu einer Wagenachse tauglich wäre; denn in Folge der häufigen Präriebrände ist der Baumwuchs an den bezeichneten Stellen selbst so verkrüppelt, daß die Fuhrleute in Councilgrove sich mit Blöcken festen Holzes zu diesem Zwecke versehen, die sie unter den Wagen aufhängen und oft nutzlos den weiten Weg mit sich führen. Dagegen ist ostwärts vom Councilgrove-Flüßchen, einem Nebenarm des Neosho die schönste Hochlandsprärie mit fruchtbarem Boden und schönsten Holzungen an den Flußrändern, ganz ähnlich den Prärien Missouris, und nur auf dem schmalen Hochrücken zwischen Kansas und Osage findet auf dem Wege sich eine höchst beschwerliche Moorgegend, wo die Wagen bis an die Naben versinken und alle Hände der zwei- und dreifachen Bespannung zu Hülfe kommen müssen, um die schwer beladenen Wagen herauszuziehen. Dabei erscheint der Boden ringsherum so völlig glatt und trocken, daß man den Fuhrmann selbst bis an die Hüften im Schlamme waten sehen muß, um an das Dasein einer Moorgegend zu glauben. Hier ist zugleich die Gegend des längeren Grases und eines üppigen mannigfaltigen Blumenflors, welcher im Westen ganz fehlt oder nur spärlich und vereinzelt zu finden ist. Weil aber im Frühjahr das längere Gras

früher ausspriеßt, so pflegen dann die Büffel schon in der Nähe von Councilgrove sichtbar zu werden, und weil das Leben des Indianers mit diesem Thiere eng verknüpft ist, so erscheinen denn hier auch gewöhnlich die ersten Indianerbanden. Um nun die Karavane gegen diese letzteren zu sichern, theilt der Hauptmann dieselbe in vier Abtheilungen, deren jeder ein Lieutenant zugesellt wird, dessen Pflicht ist, jede Schlucht und jedes Wasser zu untersuchen, die besten Uebergänge aufzufinden und die Lagerplätze abzustecken. Kommt der Abend, so fahren die Wagen im Viereck auf, in welchem die Zugthiere nun, bei Sturm und Regenwetter zumal, wie in einem Viehhofe geborgen stehen. Denn bei den wunderlichen Grillen der Ochsen kommt es wohl vor, daß einer durch das Husten des Nachbars erschreckt, plötzlich sich aufmacht und die ganze Heerde mit sich fortreißt, oder ist's am Tage und sprengt etwa eine Büffelheerde oder ein Mustang vorüber, so geschah es schon, daß einer Gesellschaft alle ihre weidenden Thiere mit fortgerissen wurden, von denen dreißig ganz verloren gingen, da es fast zur Unmöglichkeit wird, sie wieder einzufangen in diesen endlosen Präries, indem man nicht weiß, unter welcher der vielen Büffelheerden man seine Thiere wieder suchen soll. Kommt aber der Nordsturm mit seinen Hagelschloßen, der hier nicht selten ist, oder ein 48stündiger nebelartiger Prärieregen, wie ein solcher unsre Reisenden etwa 50 Meilen von Independence überraschte, so sucht das Zuchtvieh unfehlbar das nächste Gehölz auf, indem es schnell davon eilt und dann oft schwer wieder unter's Joch zu bringen ist. Allmählig gewöhnen sich jedoch diese Thiere im Verfolg der Reise so an die Wagenburg, wie an eine Meierei, und man darf sie getrost draußen weiden lassen, wenn man nicht die Diebereien der Indianer fürchtet. Diesen zu begegnen, werden draußen ringsherum die Wachtfeuer angezündet, zu denen oft der Büffelmist das Material geben muß. Jeder Lieutenant theilt seine Mannschaften in acht Theile, und eine Nacht um die andere muß jeder Theil ein Viertel der Nacht Wache halten. Niemand wird davon ausgenommen, der Kaufmann in seinem Barchentrock mit hinlänglichen Taschen für allerlei kleine Bedürfnisse, bewaffnet mit seiner „Streubüchse" der doppelläufigen Vogelflinte; der Hinterwäldler in seinem wollenen oder ledernen

Jagdhemd, treu an der „Rifle“ hängend; der Landwirth in seinem blauen Zeuchrocke, der Fuhrmann in seiner Flanellärmelweste; der Vergnügungsreisende wie der genesende Kranke, außer dem Gewehre noch mit allen Arten von Pistolen und Messern reichlich ausgerüstet — Alle ohne Unterschied erfahren hier den schönen Klang des süßen Wortes „abgelöst!“ Ist endlich Alles geordnet und ist dem Hauptmann die Liste der Leute und Waaren zugefertigt, so ertönt endlich nach eingenommenen Frühstück, was Jeder sich selbst bereitet — denn Kochtopf, Bratpfanne, Feldkessel und Kaffeekanne, eine Tasse von Zinn und ein gehöriges Fleischmesser führt Jeder mit sich — so erschallt endlich das langersehnte „Angeschirrt!“ Wie electrisirt erheben sich die des Wartens längst müden Fuhrleute. Das Hallohrufen, Schellengeklingel und Rasseln der Joche und Geschirre vermischt sich mit dem Geschrei der störrigen Bestien. Jeder will die Ehre haben, zuerst sagen zu dürfen: „Alles bereit!“ Endlich ruft einer der Wagenlenker: „Alles bereit?“ und von allen Seiten antwortet es: „Alles bereit!“ — „Vorwärts!“ erschallt es aus dem Hauptquartier und die Karavane bewegt sich die lange geneigte Ebene hinauf, die nach den Höhen jenseit Councilgrove sich ausdehnt. — Die nächsten Wasser, welche nun den Weg durchschneiden, sind 15 Meilen entfernt. Diamond Spring, eine Krystallquelle, die sich in einen kleinen Bach ergießt, dann die Cottonwood- (Baumwollenholz) Gabel des Neosho noch 25 Meilen weiter. Hier läßt gewöhnlich neben der flüchtigen Antilope der Hochprärien die erste Vorhut der Büffelheerden sich blicken, indem ein Paar alte Stiere wie eine Feldwache gegen die Grenze des Reviers ihrer Heerden gleichsam vorgeschoben sind. Die Gesellschaft hatte unmittelbar jenseits dieses Flusses ihr Lager aufgeschlagen; denn man bewerkstelligt gern noch vor Abend die Flußübergänge, weil die Thiere nach dem Ausdruck der Fuhrleute „in warmen Jacken“ besser ziehen als eben angeschirrt oder „in kalten Jacken“, und dann könnte auch über Nacht ein Regen leicht die Flüsse schwellen. Bald nach ihrem Aufbruche am andern Tage sah sie nun einige Meilen jenseits des Truthahnsflüßchens die ersten hundert Büffel ruhig weiden und Alles stürzte, wie Jeder eben bewaffnet oder nicht bewaffnet war, frisch auf die Heerde zu, die

schnell nach allen Seiten auseinanderstob; doch war man glücklich genug, die ersten „Rinder“ hier zu erlegen und dann seiner Eßlust einmal recht herzlich zu fröhnen, die den Prärienreisenden in so hohem Grade heimsucht, daß er selbst in der glühendsten Mittagssonne sich seinen Kaffee selbst bereitet, der ihm bei keiner Mahlzeit fehlen darf.

Der kleine Arkansas war hierauf das nächste zu übersteigende Hinderniß. Männer mit Aexten, Spaten und Hacken werden für solche Fälle den Wagen um weniges vorausgeschickt und stellen meist in unglaublich kurzer Zeit eine Art Brücke her, die bei Sumpfübergängen durch kreuzweis über einander gelegtes Reisholz oder Bündel langen Grases leichter bewerkstelligt wird. Das kleine Flüßchen von 6—7 Ellen Breite machte jedoch der Karavane gewaltig zu schaffen, indem ein steiles Ufer und ein schlammiges Bette hier zu überwinden war. In dieser Gegend werden die Reisenden am häufigsten überfallen; hier verlor einmal eine Gesellschaft alle Thiere und mußte zurücksenden, um neue herbeizuschaffen. Daher war die Gesellschaft mehr als zuvor jetzt unruhig aufgeregt und mehrmals ertönte der Ruf: „Indianer, Indianer!“ und als einmal in solchem Augenblick von dem Ufer des Cow-Creec, den sie am folgenden Tage mit gleicher Anstrengung wie den kleinen Arkansas durch Brückenschlagen und Hülfe der Schultern überwunden hatten, zufällig das Geheul eines Wolfes sich hören ließ, da hieß es: „hört, hört! da ist Jemand in Gefahr; zur Rettung, zu den Waffen!“ — und ohne Ordnung stürzte Alles kopfüber mit den Waffen aus dem Lager, um darnach sich selber auszulachen, da sich's erwies, daß man die eigenen Jäger für Indianer gehalten hatte. In solcher Aufregung erreichte man darauf eine halbe Tagereise weiter den Arkansas selbst. Hier ändert sich der Anblick der Landschaft. Ein Dritttheil der ganzen Reise 270 englische oder 55 geographische Meilen sind jetzt zurückgelegt. In wellenförmigen Hügeln gelben Sandes fällt die nördliche Ebene zu dem Flusse ab, in gleichen Hügeln steigt sie südlich wieder auf. Zwischen diesen in unabsehbarer Ferne sich hindehnenden Sandhügeln fließt der wenigstens 500 Schritt breite Strom dahin, seichte und nackte Ufer neben sich lassend, die er zur Zeit der

Ueberschwemmung überfluthet und die nur hie und da hinter einem Sumpfe oder Sandhügel eine Gruppe verbutteter Bäume sehen lassen. Streckenweis deutet weder Baum noch Strauch dem Wanderer das Dasein des Stromes an; dann aber geben wieder mit Baumwollenholz dicht bewachsene grüne Inseln dem Strome inmitten der wellenförmigen gelben Hügelreihen ein höchst malerisches Ansehn.

Die Karavane folgte nun mehrere Tage dem Laufe dieses Stromes aufwärts und erreichte, häufig von Regenschauer heimgesucht, in einer Entfernung von 100 Meilen den oben schon näher bezeichneten Ort Caches, wenig östlich des hundertsten Längengrades von Greenwich. Sie hatte den Walnut-Creek in der Entfernung von 20 Meilen zu überwinden gehabt, hatte 15 Meilen weiter, nachdem sie eine einförmige Ebene durchzogen, die reich an Büffelheerden war, den Pawni-Felsen angeschaut, an einer hervorragenden Spitze eines Hügelrückens, wo einst die Pawni-Indianer mit einem andern Stamm sich gemessen haben, und tausend Namen der Reisenden, die ihn besucht, bedecken in groben Zügen seine Oberfläche; sie traf am Ash-Creek die noch warmen Feuerstätten und ein paar alte zurückgelassene Mocassins der Indianer, und ordnete sich danach der Sicherheit wegen zu vier Zügen, während bisher nur zwei Wagenreihen gebildet waren. Oft mußte sie gegen den Regen unter den Wagen Zuflucht suchen, da sonst ein Jeder im Freien in seiner wollenen Decke oder Büffelhaut zu ruhen pflegt, und wenn er's haben kann höchstens zwei solcher Decken und einer Büffelhaut bedarf, um von Allen für üppig versorgt gehalten zu werden. Denn Zelte waren bei der ganzen Karavane von zwei hundert Menschen nur etwa ein Dutzend, und diese leisten bei dem Sturme, von dem der Regen hier meist begleitet ist, und bei der schnell eintretenden Erweichung des Bodens bei weitem nicht die Dienste; ist aber reiner Himmel, so ist seine blaue Decke bei der Abwesenheit der in anderen Himmelsstrichen oft so gefährlichen schädlichen Eigenschaft des Thaues und der Nachtluft in diesen Hochebenen die beste Decke. Nachdem sie dann an der Abwesenheit der Büffel auf die Nähe der Indianer schließen durfte, welche diese mochten verscheucht haben, und von der Pawni-

Gabel an bis zum 11. Juni noch an dem nördlichen Ufer aufwärts gezogen war, entschloß sie sich, obwohl andere Züge sonst wohl noch ein hundert und mehr Meilen weiter aufwärts ziehen, ihren Uebergang zu bewerkstelligen, um so mehr, da es schon oft vorgekommen, daß die freilich nicht lange anhaltenden „Juniüberschwemmungen" die Karavanen zwangen, aus leeren Wagen, Stangengerüsten und Büffelhautüberzügen sich eine Art Fähre zu bauen, um so mit Mühe das jenseitige Ufer zu erreichen. Weil aber der Eine früher, der Andere später überzugehen pflegt, so giebt es hier keine bestimmte Furth und jenseits auch keine Wagenspur die zur Richtschnur diene. Jede Gesellschaft untersucht zunächst das seichte, aber hie und da mit so tiefem Triebsand angefüllte Flußbette, daß nach der Aussage unseres Führers einmal ein ganzes Gespann unterging und jedes Maulthier einzeln herausgezogen werden mußte; die aufgefundene Furth wird abgepfählt, und der Weg jenseits mit Hülfe des Compasses weiter durch die Sandwüste des Cimarron fortgesetzt. Unsere Karavane kam ohne Gefährde an das jenseitige Ufer; während sie aber bei drückender Hitze durch sandige Hügel langsam der wasserlosen verrufenen Wüste sich näherte, welche jenseits dieser Hügel 10 deutsche Meilen sich hindehnt, stieß sie auf eine ganze Höhle von Klapperschlangen, welche zu Hunderten nach allen Richtungen auseinderstoben, als man mit Flinten und Pistolen sie angriff. Der Ueberfluß an Klapperschlangen in all diesen Prärien ist aber so groß, daß stets einige Leute dem Zuge vorangehen, um die Zugthiere vor dem gefährlichen Biß dieser unangenehmen Wegelagerer zu bewahren. Da aber selten Stock oder Stein zu finden ist, womit man sie tödte, so hört man bei der Vorhut meist ein beständiges Geklaff von Flinten und Pistolen. — Man lagerte hierauf dem schon oben erwähnten Caches gegenüber, jenen mit Moos und Reisig ausgefüllten Erdgruben, in welchen im Jahre 1822 ein gewisser Beard seine Waaren hatte verbergen müssen, nachdem er eben aus der neunjährigen Gefangenschaft zu Chiuahua entlassen, gleich nach seiner Heimkehr noch im Spätherbste eine Reise nach Santa Fé unternommen hatte. Ein Schneesturm hatte ihn gezwungen auf einer mit Baumwollenholz bewachsenen Strominsel Schutz zu suchen;

ein äußerst strenger Winter hielt ihn drei Monate hier gefangen; so mußte er zu dem gewöhnlichen Mittel der Trappers seine Zuflucht nehmen, Erdhöhlen graben, die Erde in den Strom schaffen und eine Sand- oder Rasendecke darüber legen, welche dem Regen keinen Durchgang gestatten und dem scharfblickenden Indianer das Dasein der Waaren nicht verrathen durfte. Viele Reisende besuchen diese Gruben, von denen mehrere noch nicht wieder bedeckt sind.

Bevor man weiter reiste, galt es, sich auf mehrere Tage mit Wasser zu versorgen; denn eben wie das Meer, ohne daß auf 40 Meilen weit auch nur eine Landmarke und kaum eine sichtbare Erhöhung zu entdecken wäre, breitet sich jetzt der wasserlose Prärien-Ocean aus vor deinen Blicken; der Compaß ist dein einziger Führer! — Nachdem die Köche für mindestens zwei Tage gebacken und gebraten hatten, brach man auf am Morgen des 14. Juni, die ersten fünf Meilen noch durch die sandigen Hügel, dann in die breite endlose Ebene. Ein tüchtiger Regen brachte am nächsten Tage Wasser in Ueberfluß, und so kam der hier seltene Fall vor, daß ein Gespann unlenksamer Ochsen an einem angeschwollenen Wässerchen auf eigene Faust den Durst zu stillen suchte. Dabei warf der Wagen um, und alle Hände mußten dem armen Eigenthümer helfen, um seine Kalikos und andere Stoffe wieder zu ordnen. Während nun damit ein ganzer Morgen Landes bedeckt war, wurden auf einmal in der Ferne Reiter sichtbar, die jedoch näher und näher kommend, die Flagge der Vereinigten Staaten entfaltet hatten; ein Zeichen freundlicher Gesinnung, wenn sich der Wilde damit den Weißen nähert. Es waren gegen 80 Sioux-Indianer, welche die südwestlichen Stämme auf ihren Streifereien heimsuchen, um zu handeln, zu stehlen oder zu plündern. Ihre Zeichensprache gab Nachricht, daß eine ungeheure Anzahl von Blackfeet- und Comanches-Indianern am Cimarron sich herumtreibe. Diese Nachricht bestätigte sich am Morgen des 19. Juni zum allgemeinen Schrecken der Karavane. Denn als sie jetzt in das Thal des Cimarron hinabzog, brach plötzlich hinter den Schluchten der Hügel ein Schwarm berittener indianischer Krieger hervor, in drohender möderischer Schlachtordnung, und bald darauf entdeckte

man, daß dies nur die Vorhut eines „unzähligen Heeres" sei; welches in diesem Augenblick über die gegenüberliegende Höhe heranströmte. Schnell hatte man an der Seite des Hügels eine unregelmäßige Wagenburg gebildet; allein Angst und Uebereilung hätte schwerlich eine recht geordnete Gegenwehr zu Stande kommen lassen, hätte der Feind muthiger und entschlossener angegriffen. So aber genügte das kühne Vorgehen mehrerer feuriger Hinterwäldler mit ihren nie fehlenden rostigen Rifles, den Feind von seinem verwegenen Angriffsversuche zurückzuschrecken, und es gelang schnell einigen erfahrenen Kaufleuten, den Frieden zu vermitteln, ehe noch Jemand verletzt war. Man hielt jedoch für nöthig, die zahlreich den Zug umschwärmenden Indianerhaufen zu verscheuchen und rückte zu dem Ende unter Trommeln und Pfeifen in militärischer Ordnung gegen den Kern des feindlichen Heeres vor; dieses aber nahm den ungewohnten Anblick für eine Art höflichen Grußes, und da kein Dollmetsch vorhanden, so erschien einer der Häuptlinge, der ein langes rothes Gewand von grobem Zeuche trug mit seinem Calumet, zündete es an und näherte sich dreist unserm kriegerischen Haufen, ruhig seine „Friedenspfeife" rauchend. Daraus that der Hauptmann der Karavane einen Zug und gab dem Indianern zu verstehen, daß er seine Leute möchte zurückgehen lassen. Die meisten Krieger folgten diesem Geheiß und zogen zu dem langen Zuge von Weibern und Kindern und Gepäck ins Thal hinab, um dort ihre Wigwams und Wohnungen aufzuschlagen. Betrug nun die Gesammtzahl der Wilden wirklich 3000 Mann und konnten darunter etwa 1000 Krieger sein, so durfte man dennoch getrost einige hundert Schritte weiter das Nachtlager aufschlagen, weil es bekannt ist, daß die Wilden in dem Augenblicke wenigstens nicht feindliche Absichten haben, wo sie Weiber und Kinder gefährdet wissen. Ueberhaupt wagt der Wilde nicht leicht anzugreifen, sobald er mit Bestimmtheit das Leben seiner Krieger gefährdet sieht, es sei denn, daß das Rachegefühl ihn dazu treibe.

Man war jetzt an dem Ufer des Cimarron; allein da der Fluß kein Wasser hatte, so glaubte man am Sand-Creek angekommen zu sein und brach weiter nach Süden hin auf, um

den Cimarron zu suchen. Von den Indianern, mit denen man Frieden geschlossen hatte, ohne ihnen gerade Geschenke zu geben, folgten einige noch bis zum nächsten Nachtlager, wurden aber am Abend fortgeschickt, und man verdoppelte der Vorsicht wegen die Wachen. So gelang es, einen Haufen von 30 bis 40 Weibern mit wenigen Männern, die beim Eintritt der Dunkelheit sich näherten, schnell zu verjagen, und eben so einen andern Haufen, der früh am Morgen kam; jedoch vermißte man ein Pferd. Indem man dann wieder einige Meilen südwärts zog, kam man an eine Reihe Sandhügel, welche der Karavane den Weg versperrte und sie nach Westen zwang. Schon am Abend dieses Tages fand man nur wenig Wasser, und als nun gar am folgenden Tage bis zum Mittag sich gar kein Wasser fand, so trat überall traurige Besorgniß ein, und mancher wollte schon sich für verloren halten. So ward dann schnell beschlossen, den Weg nach Nordwest zu jenem trockenen Flußbette zurückzunehmen, welches die Erfahrenen jetzt dennoch für den Cimarron zu halten geneigt waren. In diesem Augenblicke brachten ein paar Indianer das gestohlene Pferd zurück, ein Zeichen ehrlicher Freundschaft oder besser ein Versuch, die Gunst der Karavane zu gewinnen, um einen Handel anzuknüpfen. Diese bestätigten die Vermuthung, daß dorthin wirklich der Cimarron liege und übernahmen freiwillig die Führung dahin, und so fand man denn denselben Fluß, der unterhalb vertrocknet war, hier wenig Meilen oberhalb als einen wellenden Fluß in grünen Ufern.

Die Indianer beunruhigten auch hier wieder das Nachtquartier, umschwärmten den ganzen folgenden Tag den Zug der Karavane und hatten sich am Abend bis zu Tausend wieder angesammelt. Da man nicht Gewalt gegen sie gebrauchen wollte, so ward es schwer sie gänzlich zu vertreiben; ein kleiner Haufe, wahrscheinlich um die Erlaubniß zum Dableiben zu erhalten, brachte ums Lager herumziehend ein eben nicht sehr reizendes Ständchen mit einem eintönigen „Hi — o hi!" In ängstlicher Spannung und Sorge für das Eigenthum ging die Nacht vorüber; indeß wurden am nächsten Morgen nur einige Kleinigkeiten vermißt und ungewöhnlich früh brach man auf, um so vielleicht diese Quälgeister los zu werden. Früher aber als die Fuhrleute

hatten die Indianerweiber schon ihre Hunde „angeschirrt" und sie mit den Pfählen und Decken zu ihren Zelten und allerlei Beute beladen, um wieder auf der Ferse zu folgen. Nachdem endlich der größte Theil im Laufe dieses Tages zurückgeblieben war, erschienen dann am nächsten Morgen nur noch einige Hauptleute, um das Friedens-Bündniß zu besiegeln, d. h. um Geschenke zu holen, die sie denn auch in Waaren von etwa 50 bis 60 Dollars an Werth erhielten. Wohl ließen sie noch einige Tage lang dann und wann sich blicken, beunruhigten aber nicht weiter. Es waren dies größtentheils Blackfeet und Gros Ventres, die, wie man später erfuhr, durch die Sioux-Indianer und andre benachbarte Stämme auf ihrem Rückwege nach den nördlichen Gebirgen eine furchtbare Niederlage erlitten hatten.

In dieser Zeit hatte man außerdem sehr mit nassem Wetter zu kämpfen, da diese Gegend wegen kalter oft 2 bis 3 Tage anhaltender Regengüsse berüchtigt ist. Auch Hagel in der Größe von Hühnereiern ist keine Seltenheit und oft begleitet ihn ein furchtbarer Sturm, daß schwere Wagen umgerissen werden, während die Ebene zugleich vom Regen überschwemmt ist. Noch 2 Tage lang folgte man dem Laufe des Cimarron, hielt dann bei Willow Bar, d. h. „Weiden-Sperrbank" die gewöhnliche Mittagrast von 2 bis 3 Stunden und ließ die Thiere ruhig weiden, als plötzlich wiederum der Ruf „Indianer, Indianer" diese Ruhe störte. In der Entfernung von einer Meile stürmte ein Haufen Wilder mit abscheulichem Geschrei von den Höhen ins Thal herab. Vergeblich war das Commando des Hauptmanns; jeder schrie auf seine Weise: „feuert!" „greift sie an!" — „wartet bis sie näher sind!" — während ein Dutzend Kanoniere sich um die Geschütze drängten, die mit Kartätschen geladen waren, und jeder auch hier die Richtung des Geschützes nach seiner Weise zu bestimmen suchte. Da die Prairieindianer oft Freunden wie Feinden in dieser Weise nahen, so wollte der Hauptmann nicht sogleich zum Aeußersten schreiten, bis endlich ein knallender Gruß und das Pfeifen von Flintenkugeln den Gegengruß der Rifle hervorrief, der aber bei der großen Entfernung keine weitere Wirkung hatte. Der Feind zog sich schnell aus dem Bereich der Geschütze; man hielt den 100 Mann starken Haufen für

Comanches. Nachdem man am folgenden Tage im „Battle-ground" d. h. „Gefechtgrund" gelagert, wo im Jahre 1829 eine Karavane eine Scharmützel mit einer Bande Gros Ventres gehabt, erreichte man am 30. Juni „Upper Spring." Ein kleiner Quell der in eine Schlucht fällt, die 3 bis 4 Meilen nordwärts nach dem Cimarron sich hinabsenkt, führt hier diesen Namen und erhält für die Karavanen Bedeutung durch sein frisches kühlendes Wasser. Die Schlucht selbst aber hat mit ihren wilden Johannisbeer- und Schlehensträuchern zwischen hohen Klippen und schiefen Bergnasen einen um so wilderen Charakter für den Reisenden, als er den Indianer überall dahinter versteckt glauben darf. Gleich hinter dieser Schlucht dehnt sich der Weg wieder eben dahin. Man hat jetzt etwa drei Viertel des Weges zurückgelegt; nur noch 200 Meilen trennen uns von Santa Fé, wir sind in der Nähe der Quellen der Nordgabel des Canadians wenig östlich von dem Durchschnittspunkte des 37. Breiten- und 103. Grades der Länge von Greenwich. Von hier aus pflegen nun einige Kaufleute schneller vorauf zu reiten, um in Santa Fé Alles zu besorgen, um Nahrungsmittel anzuschaffen und für den Nothfall sicher entgegenzusenden. Bis hieher schweifen schon die mexikanischen Ciboleros oder Büffeljäger, deren einen die Karavane zuerst am 5. Juli sah, nachdem sie unter Trommeln, Pfeifen und Geschützesdonner in froher Begeisterung den 4. Julius als den Tag der Amerikanischen Unabhängigkeit festlich begangen hatte mitten in dieser Wüste. Diese Ciboleros, mexikanische Jäger in ledernen Hosen und Jacken, den flachen Strohut auf dem Haupte, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet, die Lanze hoch hervorragend vom Sattelknopfe, die Flinte, wenn sie da ist, mit buntfarbigem Büschel verstopft zur andern Seite, sind gleichsam die ersten Zeitungen aus der civilisirten Welt. Sie gehen aus den Grenzansiedelungen Neu-Mexicos alljährlich in großen Gesellschaften mit Maulthier und Esel oder sogenannten Carretas oder Ochsenkarren in die Prairien, um ihre Familien mit Büffelfleisch zu versorgen. Nach Art der Indianer vorzüglich mit Pfeil und Bogen oder der Lanze jagend, verstehen sie selbst in der größten Sommerhitze das Fleisch einzupökeln, indem sie es in sehr dünnen Stücken an der Sonne trocknen oder auch am

Feuer wenns eilig ist nur etwas rösten lassen; die gänzliche Abwesenheit der Schmeißfliege, welche, wie die Roßfliege in den Prairien des kurzen Grases, hier nicht gefunden wird, läßt dieses Trocknen selbst ohne Salz gelingen und so hat man denn Vorräthe selbst für die Karavanen zum Verkauf, wenn diese wie die unsre, es vernachlässigt haben, sich selbst in gleicher Weise mit Büffelfleisch zu versehen. Man kaufte aus dem Lager dieser Ciboleros, da bereits Fleischmangel eingetreten war, indem wegen der Indianer die Büffel selten sichtbar geworden waren; und man erfuhr zugleich von ihnen die Namen der neuen Zollbeamten zu Santa Fé, so wie leider auch den Tod eines wahrhaft ritterlichen Durchwandrers der Felsengebirge, des Capitains Smith, der am Cimarron für seine Gesellschaft in der Wüste Wasser suchend, vom Pfeil der lauernden Comanches in dem Augenblick getroffen wurde, als er sich eben niederbeugte, um aus dem Loche zu schöpfen, welches er sich in dem aufgefundenen trockenen Flußbette gegraben hatte.

Die Karavane, zu der dieser kühne Abenteurer gehörte, war nur 80 Mann stark unter manchen Gefährdungen kurz vor der unsren nach Santa Fé gezogen und hatte schon vor dem Uebergang über den Arkansas einen ihrer Leute verloren durch die Pawnis, welche den zu weit von der Karavane abschweifenden Jäger überrascht hatten. Des Weges unkundig hatte sie vom Arkansas her einen jener breiten Büffelwege eingeschlagen, welche in verschiedenen Richtungen die Wüste am Cimarron groß und breit durchziehen und meist zu einem Wasser führen, oft aber auch zu einer trockenen Lache. So hatte sie nach manchem Irrsal diesen Fluß an einer andern Stelle erreicht, als unsre Reisenden durch mexikanische Kaufleute das Schicksal ihres Gefährten erfahren, während sie selbst dem Verderben, was ihr seitens jener Horde von Blackfeets und Gros Ventres gedrohet, die auch uns bekannt geworden sind, nur durch die Erfahrung ihres Führers des Kapitains Sublette entgangen war.

Nach diesem Begegniß der Ciboleros näherte sich die Gesellschaft nun dem schönen rundgipfligen Kegel des „Round-Mound“ oder Rundhügels der sich fast 1000′ hoch aus der Ebene erhebt,

von der er fast überall umgeben ist. Einige suchten ihn schnell zu besteigen, indem sie bei der Reinheit der Luft den Berg ganz nahe glaubten; denn optische Täuschungen lassen hier die Antilope oft als Elennthier und Büffelgebeine oder selbst Raben wie Menschengestalten erscheinen, während eine Büffelheerde wohl einer Gruppe hoher Bäume ähnlich sieht, und bei dem Wogen und Wallen der warmen Luftschicht werden ferne Gegenstände oft so verzerrt und unbestimmt, daß sie höchst schwer zu unterscheiden sind. In diesem Wogen und Wallen der unteren Luftschicht mag auch die Erscheinung der sogenannten „falschen Weiher“ ihren Grund haben, eine Erscheinung, welche in diesen Prairien selbst die erfahrensten Reisenden täuscht, und deren streitige Erklärung wir hier nicht weiter versuchen wollen, indem wir nur bemerken, daß Bäume und Höhen, die über den Horizont hervorragen, in diesen Weihern verkehrt sich abspiegeln. Einigen der muthigsten und beharrlichsten Reisenden, gelang es endlich den Hügel zu erreichen und zu ersteigen. Wohl hundert Meilen fast nach allen Richtungen konnten sie das umliegende Land überschauen. Südwärts zeigte sich eine Gegend mit Hügeln, Ebenen, Erhöhungen und wellenförmigen Sandflächen; nordwärts waren die endlosen Ebenen nur durch einige Hügel unterbrochen; weit über diese hinaus im Nordwesten erschien ein silberweißer Streifen auf azurnem Grunde, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des östlichen Vorsprungs des Felsengebirges; Nirgend zeigte sich Gehölz, nur vielleicht am Rande eines steilen Ufers ein einsamer Baum; selbst die einzelnen Hügel durchaus kahl! Sogar der Büffel, der sonst sein Herbstquartier hier aufschlägt, war jetzt ausgewandert, nicht einer war zu sehen. Nur die Karavane, welche am nördlichen Fuße des Berges vorüberzog in vier Säulen, die einzelnen Wagen in Zwischenräumen von mehreren Ruthen unter dem unaufhörlichen Knallen der Peitschen dahin rollend, gewährte dem Beschauer in dieser Oede das Bild des Lebens. — Sie lagerte wenig Meilen westlich von diesem Rundhügel und, ihre Wasservorräthe vom Mittag her mit sich führend, war sie in guter Ruhe, nachdem die Ochsen eingehürdet waren. Allein um Mitternacht erfolgte eine sogenannte „Estampida.“ Sämmtliche Ochsen, je zwei zusammengejocht,

brachen auf wie toll und rasend, brachen trotz der Stricke und Ketten, mit denen die Wagen Rad an Rad zusammen gebunden waren, sich einen Ausgang und fort gings in die weite Ebene. Einige blieben für immer verloren, andere wurden erst 7 Meilen weiter wieder eingefangen; von den Maulthieren die sonst am ersten scheu werden, dann aber nicht so toll es machen wie die Ochsen, waren nur wenige mit durchgegangen und diese leichter wieder eingefangen. — Nach diesem Unfall hatte man dann einen rauhen und stellenweis felsigen Weg zu passiren, indem alle Flüsse zwischen hier und den Gebirgen mit feinem Sandstein berandet sind. Daher geschah es, daß die Wagen, die auf der Reise bedeutend eingetrocknet waren, hier vielfach locker und wackelig wurden, so daß bei jedem Halte der lärmende Hammer in Thätigkeit war, um wieder ein Dutzend Räder fest zu machen. Dies dauerte jedoch nicht lange. Man verließ die Felsgegend, indem man an einem von Norden her auslaufenden Bergarm, dem Point of Rocks oder „Felsenpunkt" vorüber fuhr, an dessen Fuße eine liebliche Quelle sprudelt, und sah am nächsten Tage in einem kaum zwölf Schritt breiten Bächlein, welches auf festem Felsenbette dahin rieselte, 80 Meilen von seinem Ursprung den Canadian.

Da dieser Fluß von den Mexikanern „rother Fluß" (Rio colorado) genannt wird, welches die Amerikaner durch Redriver übersetzt haben, so hat man fälschlich den Canadian mit den Quellen dieses Flusses verwechselt oder hier die Quellen des wirklichen Redriver gesucht, welche 100 Meilen südlicher zu suchen sind. — An diesem Punkte nun, der sogenannten Steinfurt „el Vado de Piedras", von wo ein grader aber beschwerlicher Weg von 60 bis 70 Meilen durchs Gebirge nach Taos führt, traf man die ersten amerikanischen Landsleute daher; zugleich aber stieß man hier auf eine Gesellschaft von Zollamtsschreibern, welche unter dem Vorwande des Schutzes gegen die Indianer unter militärischer Bedeckung die Karavane einholte. Noch 150 Meilen war man von der Hauptstadt. Der Weg läuft nun zunächst 100 Meilen am Fuße jenes erwähnten Zweiges schneebedeckter Gebirge hin nach St. Miguel. Die Karavane verfolgte ihn in fast eben so vielen kleinen Abtheilungen, als es Handels-

gesellschaften gab, schon deshalb sich so auflösend, weil man den Zollbeamten die Ueberwachung möglichst zu erschweren gedachte. Unser Führer verließ dieselbe in der Gegend des Rio Colorado oder Canadian, um in Gesellschaft von etwa 12 Personen ihr voran zu eilen, ging auf der Hälfte des Weges nach St. Miguel über den Mora-Fluß, traf 25 Meilen weiter, durch eine hohe von keinem Bergrücken unterbrochene Ebene ziehend, den Rio de las Gallinas, der zum Puerco strömend dem Rio del Norte angehört, und erreichte nach anderen 25 Meilen in dem fruchtbaren Thale des Rio Pecos, eines silberhellen Flüßchens, welches von schneeigen Gebirgen herabrieselt, die erste nennenswerthe Niederlassung San Miguel.

Nur am Gallinas hatte er eine große Schafheerde angetroffen und in einer kleinen Hütte am Fuße der Klippe von dem Eigner dieses „Rancho", dem Ranchero, einen Trunk Ziegenmilch und etwas schmutzigen Schafkäse erlangt. Er sagt, daß die ganze Gegend hier in der Nähe der hohen Gebirge oft von heftigen Regengüssen, Hagelstürmen und furchtbaren Gewittern betroffen werde, und er im Jahre 1832 etwa zwei Tagereisen jenseit des Colorado einen jener furchtbaren Donnerschläge zur Mittagszeit erlebte, welcher die ganze Luft mit Schwefeldunst erfüllend Alles betäubt habe, wobei es merkwürdigerweise vorgekommen, daß ein Ochse neben dem andern unter demselben Joche erschlagen gefunden sei, während dieser andere ganz unversehrt geblieben.

Schon einige Meilen vor St. Miguel, wo man den südlichen Bogen um die Berge macht, läuft der Weg wieder in eine offene Ebene aus, und nachdem man die unregelmäßigen Lehmgruppen, aus denen diese Niederlassung besteht, hinter sich gelassen, sieht man von einer tafelförmigen Erhöhung aus in nordwestlicher Richtung ein weites Thal, in dessen Mitte zerstreute Baumgruppen von grünen Korn- und Weizenfeldern umgeben und einzelne viereckige blockartige Haufen hervorragen. Etwas weiter nördlich hinauf erblickt man ähnliche Gruppen, nach allen Seiten hin zerstreuten Ziegelbrennereien nicht unähnlich. Diese Haufen ungebrannter Ziegelsteine bilden nicht etwa die Vorstädte, sie bilden in ihrer Gesammtheit die Stadt

Santa Fé selbst oder »Santa Fé de San Franzisco«, das Ziel unserer Reise, 12 bis 15 Meilen östlich vom Rio del Norte, am westlichen Fuße eines schneebedeckten Berges, an einem kleinen Flüßchen von unbedeutender Mühlentreibkraft, welches in eisigen Wasserfällen zum Rio del Norte einige 20 Meilen südwärts hinunter sprudelt. Die Lage dieser Stadt ist auf den meisten Karten um 1° zu weit nördlich angegeben, sie liegt in Wahrheit unter 35° 41′ Breite und etwa 106° westlich von Greenwich, 7000′ über dem Meere und etwa 5000′ unter der nächsten mit ewigem Schnee bedeckten höchsten Gebirgsspitze, die etwa 10 Meilen von ihr entfernt ist. Straßen wie Landstraßen mit den Kornfeldern zur Seite durchschneiden dieselbe, und nur an dem sogenannten „Palacio“ oder Marktplatze ist ein Schein von regelmäßiger Bauart zu finden, indem rohe „Corredores“ oder Portale in den vier Häuserreihen, welche den Platz bilden, darauf deuten, daß man hier die Wohnungen des Statthalters und der Zollbehörde, die Caserne und das Calabazo, Militärkapelle, Rathhaus und Rathsherren neben den Gewölben der amerikanischen Kaufleute zu suchen habe. Die Bevölkerung wird wenig über 3000 Seelen betragen und mit Einschluß der benachbarten Dörfer, welche derselben Gerichtsbarkeit unterworfen sind, etwa 6000 ausmachen. Sie nähret sich meist von dem Ackerbau, der selbst auf dem Hochlande, d. h. in dem Hügellande der Vorstädte schon seit 200 Jahren stets ohne Düngung immer noch leidliche Ernten ergeben hat, obgleich die wahre Fruchtbarkeit hier überall meist in den Thälern nur zu finden ist, weil Regenmangel nur das gedeihen läßt, was der Bewässerung sich erfreuen kann. Gestalten, vom Alter zusammengetrocknet wie Mumien, zeugen für die Gesundheit der Luft; die mangelnden Einfriedigungen und der plumpe Holzpflug kaum mehr als ein 2 Fuß langer Baumstamm mit einem Aste daran zur Handhabe und Befestigung der Stange, an welche Ochsen gejocht sind, verrathen den Bildungsgrad des Volkes! Denn neben der Hacke kennt man im ganzen Lande nur noch die Kunst der Bewässernng, indem aus einem Muttergraben, der von dem Flusse sein Wasser empfängt und über den höchsten Punkt des Thales geführt ist, ein Jeder zur bestimmten Stunde seine Gründe

wässern darf. Auf gleicher Stufe steht die Baukunst; denn alle Gebäude bis zur Kirche selbst sind einzig und allein aus an der Sonne getrockneten Ziegeln, „Adobes" genannt, erbaut und findet man mit Ausnahme einiger Hütten in den Bergwerken nirgends ein Haus von Holz. Alle größeren Gebäude haben das Ansehen kleiner Festungen; eine Reihe Zimmer auf jeder Seite eines Vierecks umschließen einen offenen Hof, zu dem eine ungeheure Pforte, groß genug die Familienkutsche durchzulassen, den Eingang bildet; ihr gegenüber liegen Küche, Vorrathskammer, Kornhaus und dergleichen, an den übrigen Seiten die Wohnzimmer, welche fast alle in den Hof führen. Dagegen liegen Wintergemächer hinter denselben und gelangt man dahin vermöge der „Sala" oder Halle. Diese Abgeschlossenheit und die Umgebung derselben mit 3 Fuß Erde macht sie in Verbindung mit der Dicke der Mauer und der eigenen Dachconstruction warm wie Keller für den Winter und kühl im heißen Sommer. Die Dächer bestehen überall aus einer 2 bis 3′ hohen Erdschicht, welche von Querbalken getragen wird, und indem nun die Mauern gewöhnlich in der Höhe einer Brustwehr darüber hervorragen, dienen sie zugleich zum Spaziergange und zur Vertheidigung gegen Feinde, während sie den Regen mit merkwürdigem Erfolge ableiten und zugleich dermaßen gegen Feuer sichern, daß unser Gregg in neun Jahren nur ein einziges Haus abbrennen sah in einer Bergstadt, wo man meist ein Schindeldach über diese Erdterrasse oder die „Azotea" legt. In den Indianerdörfern baut man ähnlich, aber ohne Hof, indem man vermöge einer Leiter, die man nach sich ziehen kann, in das zweite Stockwerk steigt und nun vermöge einer Fallthür in die Gemächer des Erdgeschosses gelangt. In demselben Styl wie die alten mexikanischen Pyramiden findet man das Pueblo Taos gebaut. An jedem Ufer eines kleinen Flusses liegt nämlich ein 400′ langes und 150′ breites Erdgeschoß, auf welchem andere regelmäßig zurückweichende Stockwerke angelegt sind, so daß die aus 6 bis 8 Geschossen bestehende Pyramide die Höhe von 50 bis 60′ erreicht. An den äußeren Gemächern sieht man kleine Fenster; die inneren dienen zu Speicherräumen, und überall führen Fallthüren zu den Wohnzimmern. Eine geräumige Halle

ist zu Berathungen bestimmt, während mehr als 600 Menschen in den kleinen Gemächern zerstreut wohnen. Früher sollen beide Gebäude durch eine Brücke verbunden gewesen sein und auch in zwei anderen Pueblos an den westlichen Gebirgen sollen ähnliche Bauten sich finden. Im Innern all dieser Häuser sieht es meist sehr freundlich aus; denn fehlt auch überall ein gedielter Boden, so vertreten doch Decken und Teppiche auf der festgestampften Erde und Matratzen längs der zum Theil mit Kalikos beschlagenen Wände vollkommen die Stelle unserer Dielen und Pannele.

Gedenken wir endlich noch der höchst ungeschickten Wagen aus Baumwollenholz, an denen kein Nagel zu finden ist, so schwerfällig, daß mindestens 3 bis 4 Joch Ochsen nothwendig sind, ihn nur fortzubewegen, so dürfen wir daraus auf den Zustand der Fabrication überhaupt genugsam unser Urtheil bilden, und bedarf es nur im Allgemeinen der Bemerkung noch, daß in Kleidung, Lebensart, gesellschaftlichem Verkehr und dergleichen hier überall das Abbild eines Mexicaners sonst zu finden ist. Wie weit indeß der neue Sauerteig amerikanischen Geistes hier gewirkt und in dem letzten Jahrzehent der Bewohner von Santa Fé ein anderer geworden ist, das wird die nächste Zukunft lehren. So viel aber darf man als gewiß annehmen, daß in den Pueblos, jenen fleißigen Gärtnern und Ackerbauern, ein Geschlecht hier wohnt, welches das Joch des Priesters und des Aberglaubens mehr und mehr abschütteln wird, und wie die gewaltigen Kirchen des Katholicismus, die einst zu Gran Quivira ein 100 Meilen südlich von Santa Fé standen, längst zu Ruinen geworden sind, so dürfte auch der Dom des Aberglaubens und der Auctorität die längste Zeit hierselbst gestanden haben.

Wir unsererseits wollen in Betreff dieses Landes, bevor wir es verlassen, nur kurz noch einige Bemerkungen zur Charakteristik desselben und seiner Bewohner im Allgemeinen hinzufügen. — Der Rio del Norte ist die eigentliche Lebensader des Landes. Bei seinem bedeutenden Falle wird es leicht, nach allen Seiten hin Bewässerungsgräben abzuleiten, welche das weiter abwärts gelegene Land dann reichlich wässern. Eben so benutzt man seine hier zahlreichen Nebenflüsse, welche zum Theil, nach-

dem ihr Wasser verbraucht ist, kaum noch den Hauptstrom erreichen oder auch von selbst im Sommer versiegen. Nur an diesen Flüssen und auf den Bergen findet sich Waldung. Eine Art Fichte von 20 bis 30′ Höhe mit immergrünen, kaum zolllangen Nadeln, „piñon" genannt, liefert Terpentin, Feuerung und Früchte von der Größe einer türkischen Bohne mit öligen Kernen, welche selbst nach den südlichen Städten in großen Massen ausgeführt werden. Sonst ist die gewöhnliche Harztanne am meisten vorherrschend, Verschiedenheit der Holzarten überhaupt gering. Baumwollenbäume wachsen an den Flüssen; der Norte ist an den Ansiedelungen fast nackt. Im Süden findet sich hie und da vereinzelt der Mezquite-Baum, der in Texas so häufig gefunden wird; Obstbäume trifft man nur hie und da in den Gärten und meist von geringer Güte. Dagegen bilden die Hochebenen das herrlichste Weideland und obwohl die lieblichen Blumen der Gränzprärien der Vereinigten Staaten hier fehlen, so findet sich statt dessen jenes kurze lockige Gras, „grama" genannt, welches nach der Regenzeit vom August bis October in seiner Vollkommenheit zu schauen ist, aber auch vertrocknet die Heerden den ganzen Winter hindurch vorzüglich erhält, da hier keine Stallfütterung im ganzen Lande gefunden wird. Eine Art Kartoffel „la papa" findet sich heimisch in den Gebirgsthälern, mit Knollen selten größer als Lambertsnüsse; die südamerikanische wird gebaut. Flachsbau wird vernachlässigt, obschon eine flachsähnliche Pflanze in Ueberfluß in vielen Gebirgsthälern gefunden wird; Tabak viel verbraucht aber wenig gebaut, obschon auch wildwachsend hier in schlechter Art heimisch. Wein in einigen kleinen Weinbergen am oberen Norte geräth nicht wie der zu el Paso im Süden gebauete, der hier im Lande fast allein getrunken wird. Dagegen findet man die Stachelbeere, die hier viel gegessen wird, in verschiedenen Arten in Ueberfluß und eine Art Seifenpflanze „Palmilla" liefert wildwachsend durch ihre gekochte Wurzel überall die beste Seife. Nur Weizen und Mais werden vor allem gebaut, und letzterer liefert dem Bewohner den Stoff zu seinen dünnen Maiskuchen oder „Tortillas, wie zu seinem Maismuße oder „Atole", dem sogenannten „Kaffee der Mexicaner", welches bei den niederen Klassen nebst „Frijoles"

einer Art großer brauner Bohnen und rothem Pfeffer „Chile“ das Hauptnahrungsmittel bei jeder Mahlzeit bildet.

Durch die Natur des Landes wird zugleich die der Thierwelt bedingt und man begreift, daß Fliege und Biene hier eben so wenig heimisch sein können als in den reinen blumenlosen Hochprärien; nur eine Art Hummel bereitet in Felsen und Erdlöchern zuweilen ein kleines Honignest. Was sonst noch fliegt von Gänsen, Enten und Kranichen, wohnt hier nur meist zu seiner Zeit; dem Rebhuhn und der Wachtel ist fast der Weg hierher zu weit; der Truthahn bleibt in seinen Bergen in der Waldung. Doch hat der gehörnte Frosch der Prärien hierher den Weg gefunden und seine Wohnung aufgeschlagen als „Camäleon“, und Scorpion, Tarantel und Vielfuß wohnen neben ihm, ohne daß der Mensch sie eben beachtet. — Der schwarze und der graue Bär bleibt meist mit dem Panther, dem selten gesehenen Elenn und dem Hirschgeschlechte, dem Dickhorn und der Antilope auf den Bergen, während der Präriehund mit dem Hasen die Ebenen besucht. Eben dahin geht aber auch der große graue Wolf der Prärien, um dem „Ranchero“ wie dem „Haciendero“, dem Pächter wie dem Grundeigenthümer seine Schaf- und Ziegenheerden zu lichten; doch begnügt sich dieser häufige Gast nicht mit dem „Ganado menor“ dem Kleinvieh, er greift auch Pferde und Maulthiere an, und nur den Menschen selber erkennt auch er als Herrn der Erde. Dieser aber hat hier vor andern das Maulthier sich zu seinem Genossen ersehen, welches sich ruhig den „Aparejo“ oder die gepolsterte Heudecke überbreiten und fest anschnüren läßt, um eine Last von 3 bis 400 Pfund viele hundert Meilen weit zu tragen, unter der es täglich ohne Mittagsrast sechs volle Stunden nach einander seufzen muß, weil es dem Herrn zu schwer, die Last des Packens zweimal selbst sich aufzubürden. Es kennt seinen „Arriero“ wie das Frachtpferd seinen Fuhrman, und folgt der Glocke der „Mulera“ oder zugführenden Stute, wie nur die Bienen ihrer Königin; es kennt aber gleicherweise auch den stolzen Reiter, den es in seinem ganzen Staat zu tragen hat, und neidet wenig dann den kleinen feurigen Mustang (Pferd), da es, des sichern Trittes auf den Bergen sich bewußt, ihn dort zu überholen denkt. Da-

bei ist es mit der geringern Kost zufrieden und überläßt es seinem Stammgenossen, dem „Burro“, dem gewöhnlichen Esel, denselben Dienst für noch geringere Kost dem Armen und den Kindern zu gewähren. Diese aber erlernen an den Hunden und Hühnern, die sonst dem Menschen noch die einzigen Hausgenossen sind, schon früh den „Lazo“ gebrauchen; denn wer dem Hühnchen geschickt den Bindfaden mit der Kugel weiß um das Bein zu werfen, wer gar den ungehorsamen Hund vermöge des „Lazitos“ hinzuwerfen weiß, der weiß auch später wohl als „Vaquero“ vom schnellen Pferde herab das Horn der Kuh, des Ochsen und des wilden Stieres mit dem festen Lasso zu umwinden und endlich auch den wilden Mustang selbst zu fangen. Vom Huhne weiß hier sonst die Hausfrau nur zu rühmen; mehr aber rühmt der Schäfer von dem Hunde! Denn wenn er selber mit dem Esel zu der fernen Quelle zieht, um seine „Guages“ oder Kürbiseimer zur Tränke für die Schafe dort zu füllen, oder wenn über Nacht die Heerde wie von selber sich um des Hirten Feuer sammelt, und dieser selbst, nachdem er mit dem lichten Feuerbrand die Heerde schnell umkreiset, wornach die Thiere wie gebannt den Kopf nach innen stehen, sich nun inmitten dieses Zauberrings gelagert hat — dann ist's der Hund allein, der keins der Schäflein von dem Wolf zerreißen läßt, und treu die Heerde und den Herrn bewacht. Das Schaf selber aber, so klein es ist, so grob auch seine Wolle, trägt, als ob der Schöpfer damit seinen Werth bezeichnen wollte, in diesem Lande oft eine zwei- oder dreifache Hornkrone; es ist hier in der That die Krone des Reichthumes, indem es nicht allein den Hirten selber mit der Milch versorgt, sondern auch überallhin sein feines wohlschmeckendes Fleisch sendet, was hier das Schwein fast überflüssig macht. Aus seiner Wolle macht ein jeder hier sich seine Decke, „seine Serape“ oder Regenmantel, und tausend Teppiche, die in der ärmsten Hütte hier bereitet werden, verschaffen wieder Waaren mancher Art vom Kaufmann, wenn die Karavane kommt!

So lebt der Mensch hier eng verbunden mit den Thieren, die Gott ihm zugesellte; denn selbst der Kaufmann kann derselben nicht entrathen. Drei aber leben nur für sich, dem Golde und

sich selbst; es sind die Richter und die Priester und die „Gambucinos". Die ersten beiden verändern sich; mit den Personen wechselt auch das Recht, der Glaube oder Aberglaube: darum schweigen wir von Sclaven, die das Recht hier schuf zu andern Zeiten, wie von der Herrschaft jener heiligen Maria von Guadalupe, der Schutzheiligen ganz Mexicos, deren bleiernes Bildniß dem Priester tausendfältig sich in Gold verwandelt, das ihn zum Spieltisch, auf den Hahnenkampfsplatz, zum Fandango oder sonst wohin begleitet; vielleicht daß dies schon heut wohl anders ist als zehn Jahr früher. — Wir wollen nur allein von jenen letzten reden. Neu-Mexico hat nämlich so gut wie Californien fast überall „Gold"! Auch hier war im Jahre 1828 ein Goldfieber ausgebrochen, als ein Bewohner von Sonora aus dem Westen beim Nachsuchen eines entlaufenen Maulthieres 27 Meilen südlich der Hauptstadt einen Stein entdeckte, der denen der Goldregion von Sonora höchst ähnlich war. Jeder suchte schnell reich zu werden, die Gegend ward zum Theil durchgraben und durchlöchert wie eine Honigscheibe. Indeß die Ausdauer fehlte; der Neid der Regierung kam hinzu, als ein Amerikaner durch Anfertigung von Maschinen einen höheren Ertrag zu erzielen hoffen durfte; dem Ausländer wurde verboten, zu graben, der Einheimische erhielt nach dem Gesetze, daß Niemand in der Umgebung von 10 Schritt den andern beeinträchtigen dürfe und ein Anderer nach einer bestimmten Zeit, wo Jemand die Grube verlassen, sie weiter bauen dürfe, zu viel oder zu wenig Freiheit, wie man es nehmen will — kurz Niemand konnte Größeres beginnen und vollenden! So ist die Ausbeute dieses Goldsandes, der zum Theil tief aus dem Erdschacht in Körben auf einer Art Hühnersteige heraufgetragen und zum Wasser geschafft werden mußte, verhältnißmäßig gering gewesen und sind die „Gambucinos" eine Art armer Bergknappen nur übrig geblieben, welche von der Goldgrube kümmerlich ihr Dasein fristen, indem Jeder auf eigene Hand wäscht und im Winter durch heiße Steine sich ein wenig Wasser von dem Schnee erpressen muß, um die wenigen Goldkörner zu gewinnen, nur wenig Cents (= $^1/_{100}$ Dollar) an Werth, für welche er sein täglich Brot, ein wenig Kuchenzucker oder „Piloncillo" und etwas Käse vom

Ranchero kauft. So lebt in diesem reichen Lande hier der Arme von dem Goldschacht, und tausend Andere ziehen lieber in Karavanen zu den 100 Meilen südlich entfernten Salzweihern der weiten Hochebenen zwischen dem Norte und Rio Pecos, wo oft der Bogen des Comanchen lauert, um von den reich mit Salz geschwängerten meilengroßen Teichen den Salzschaum abzuschöpfen oder vom Grunde herauf die feste Lage aufzuschaufeln und endlich die Beschwerden und Gefahren dieser Reise in der Hauptstadt mit einem Dollar für den Scheffel Salz sich vergüten zu lassen. — Der Indier aber gedenkt der harten Tage, welche die Minen ihm einst bereiteten; sorgfältig haben seine Vorfahren nach dem Jahre 1680 dieselben verschüttet und fast spurlos vertilgt; nur die Trümmer einst blühender Städte, welche wie Quivira noch heute den behauenen Sandstein mit dem spanischen Wappen sehen lassen, zeugen von dem Frohndienst, den er dem Golde leisten mußte. Sorgfältig verbirgt er daher, wo einst die Minen waren, aus denen Silber und Gold in reichem Maaße gewonnen ward, und spaltet lieber den „Yeso" oder Gips, der massenweise hier gefunden wird, zu feinen Blättchen bis zur Stärke einer Fensterscheibe, um damit seine Wohnung zu erhellen. So harrt er bei Gesundheit des Leibes, die jener schwefelhaltigen kalten und heißen Quellen nicht bedarf, mit denen seine Berge noch gesegnet sind, geduldig des Tages, wo durch höhere Hand die tiefe Unwissenheit, welche durch Priester hier erhalten ward, und jene Anmaßung, mit der die Dummheit wie mit einem weiten Kleide sich bedeckt, von ihm und seinem Herrscher wird genommen sein. Mag immerhin indeß der stolze Mejicaner hier die Sitten der großen Hauptstadt nachäffen, mag er den breiten „Sombrero" seinen Wachstuchhut mit schönem Flittergold verzieren, das Wamms mit seidenen Schnüren und goldenen Knöpfen putzen und an die goldnen Borten seiner nach außen aufgeschlitzten „Calzoneras" klingende Knöpfe hängen; mag er mit kostbarer Schärpe und feinem spanischen Mantel angethan vom silberbeschlagenen Sattel auf gepreßter schön verzierter Lederdecke mit eigner Genugthuung auf sich selbst und auf sein Roß herniederschauen, das unter silbernem Gebiß sich gern den Silbersporn gefallen läßt, wenn es nur seines Zaumes Pracht, die

Silberbuckel und jene schöne große Decke zeigen kann, die ihm bis auf die Schenkel hängt — mag so der Caballero sich der hohen Dame nahen, die künstlich den „Rebozo" ihren 8 Ellen langen Shawl von feiner Seide sich um's Haupt gewunden hat, verhüllend all die Ränke, die sie heimlich sinnt — schon dringt mit einfacher Mode der Tag der europäischen Bildung auch in diesen entlegenen Winkel der Erde, und wie bei diesem Mischlingsvolk die hellste europäische Hautfarbe neben dem dunkelsten Schwarzbraun maurischer Race und wieder beides gemischt in braungelber Farbe bei Reichen und Armen sich findet, so wird auch unter diesem zugleich kriechend und herrschsüchtigen, höflichen und ränkevollen Volke sich in der Finsterniß und Dämmerung auch wohl die Leuchte finden. Denn es bedarf nur dessen, daß der ursprünglich zur Liebe und Theilnahme geneigte Sinn, von dem des Landes zahllose Bettler leben wie nur zu Rom selber, nicht zuerst getäuscht und betrogen werde, und er wird schneller auf das Rechte hinzuleiten sein als es nach Menschendenken zu erwarten scheint. So lange aber eine Landstreicherin von zügellosen Sitten nur einzig und allein darum Zutritt hat in den ersten geselligen Kreisen der Hauptstadt, weil sie im überall beliebten „Monte" (Bank) Spiel einst Glück gemacht, so lange selbst der Richter und der Priester sich nicht schämen, mit dieser seit 1842 als Señora Doña Gertrudes Barcélo bekannten Dame Bank zu halten, so lange wird auch schwerlich Recht und Licht von diesen Ständen zu erwarten sein.

Wir könnten nun Abschied nehmen von diesem Lande und zugleich von unserm Führer, um das benachbarte Texas näher zu betrachten. Allein wenn einerseits schon Pietät und Dankbarkeit gegen unsern edlen Gregg, dem wir die vorstehenden Belehrungen allein verdanken, uns gern noch bei ihm weilen lassen, so wird auch Texas namentlich in seinem Verhältniß zu Neu-Mexico, uns nicht recht verständlich werden, wenn wir nicht die Gebiete näher kennen lernen, die es umschließen oder nur dem Namen nach ihm angehören. Hören wir z. B. von den Kriegszügen der Texaner gegen Neu-Mexico, so glauben wir, daß ganze Heere leicht von Galveston nach Santa Fé hinüberziehen. Und doch sind diese sogenannten Kriegszüge nichts mehr als Raub- oder

Jagdzüge gewesen, welche gegen die Karavanenstraße hin von einzelnen Wenigen unternommen wurden, um mexicanische Kaufleute für die Unbill büßen zu lassen, welche im Jahre 1841 gewaltsam in der Gefangenschaft zurückgehaltene Texaner zu Santa Fé erfahren hatten. Denn unter diesem Vorwande plünderte ein Haufen Gesindels in der Nähe des Arkansas, schon auf amerikanischem Gebiete, eine kleine Karavane und mordete den Führer im Jahre 1843 im April, und andere zwanzig Mann unter Oberst Warfield plünderten in demselben Jahre ein wehrloses Dorf Mora, unfern des oberen Canadian diesseits der Schneeberge und sollen dabei fünf Menschen getödtet haben. Vertrieben von nachrückenden mexicanischen Soldaten trafen sie am Arkansas mit 175 andern Texanern zusammen, und hier auf den Sandhügeln kam es zu einem Treffen, in welchem 18 Mexicaner blieben und andere gefangen wurden, auf welche Nachricht der 140 Meilen westlich lagernde feige und grausame Gouverneur Armijo schnell nach Santa Fé zurückzog. Das Resultat dieses sogenannten zweiten Zuges gegen Santa Fé war denn einfach nur dieses, daß die ursprünglich für Texas gestimmten Grenzbewohner und selbst die Pueblos von Taos, deren Söhne hier unfreiwillig für ihren gehaßten Gouverneur gekämpft hatten, fortan in ihrem Hasse gegen Texas mit denen sich verbanden, welche durch die Ermordung jenes Kaufmanns am Arkansas auf's tiefste verletzt waren. Noch heute ist dieser Haß nicht erloschen; allein eine breite Grenzmauer oder weite Wüsten, von den Comanches und andern Indianerstämmen besetzt und beansprucht, liegen noch zwischen den feindlichen Brüdern und halten sie ferner von einander als ein Verbot Santa Annas vom 7. August 1843, wornach die sogenannten nördlichen Häfen, Taos (Santa Fé), Paso del Norte und Presidio del Norte für geschlossen erklärt wurden. — Diese Wüsten und Grenzmauern wollen wir nun an der Hand unseres Gregg jetzt näher kennen lernen und so dem Lande der Texaner selber näher treten.

Gregg war in den Jahren 1833 und 1836 mit den Herbstkaravanen, welche den Weg gewöhnlich in vierzig Tagen zurücklegen, nach Independence zurückgereist, und in den folgenden

Frühjahren wieder aufgebrochen. Im Jahre 1838 glaubte er Santa Fé auf immer zu verlassen und trat am 4. April in Begleitung von nur 23 Amerikanern mit starker Baarschaft und 12 mexicanischen Dienern seine Rückreise an. Zwei kleine Feldstücke und viel kleine Waffen mußten die sieben Wagen schützen, die man mit sich führte. Außer dem Todesfall eines Kaufmanns, der wie es üblich in einer Decke in den Prärien begraben ward am 13. April, und dem gellenden Pfeifen der Pawni-Indianer am 19. April, welches die Nachtruhe störte und bald wieder verstummte, als man die Thiere wohl geborgen und Alles wohlgerüstet sah, begegnete nichts von Bedeutung bis zum Arkansas. Von hier aus fand man dann etwa 20 Meilen oberhalb der bekannten Caches eine feste gerade Wagenspur gebildet, wodurch auch das Verirren in der Wüste des Cimarron nun weniger möglich wird. Wohl wurde das Geheul der Wölfe, welche dem Zuge vielleicht nur darum zahlreicher folgten, weil man ein krankes Maulthier mit sich führte, zuweilen lästig; indeß die eigentliche Gefahr, der Fleischmangel, der dadurch fast herbeigeführt wäre, daß man auf der ganzen Strecke vom Arkansas her auch nicht einen Büffel erblickte, ward glücklich überwunden. Independence aber hatte in diesem Augenblick ein höchst kriegerisches Ansehen. Die Secte der Mormonen, von der im vierten Bande unserer Reisen S. 169 die Rede war, hatte diesen lieblichen Garten des Westens zur Gründung ihres neuen Jerusalems sich ersehen, um von hier aus die Indianer zu bekehren. Man mußte die lästigen Gäste, welche durch Eingriffe in das Eigenthum und sonstige Anmaßungen sich schon länger unangenehm gemacht hatten, jetzt mit Gewalt vertreiben. Ihre Trümmer werden in Texas und Californien uns wieder begegnen.

Unser Gregg aber fand schon im folgenden Jahre wieder zu einer neuen Reise sich versucht; es ließ ihm keine Ruhe daheim! — Die französische Blockade der mexicanischen Häfen im Jahre 1839 versprach zu Chiuahua einen vortheilhaften Absatz, wenn man vor Aufhebung derselben schnell Waaren dahin schaffte. Es führt dahin ein Weg vom Redriver aus, wo ihn der fünf und neunzigste Längengrad von Greenwich schneidet, wenn man auf der Südseite dieses Flusses auf der Hochebene, welche ihn auf-

wärts begleitet, über die Quellen des Trinity hinaus bis in die Nähe des hundertsten Längengrades und dann weiter westlich über die Hochprärien jenseits der sogenannten Sierra de Tejas nach Presidio del Norte sich wendet. Diesen Weg machte im Jahre 1839 am 3. April wirklich eine Karavane von Chiuahua aus und langte nach drei Monaten zu Fort Towson am Durchschnitt von 95° Länge und 34° Breite glücklich an, nachdem sie nur durch Verwechselung des Rio Brazos mit dem Redriver ein wenig zu weit nördlich gegangen war. Im Frühjahr des nächsten Jahres machte sie dann den beschriebenen Weg zurück durch das nördliche Tejas, irrte am Brazos einige Tage herum, traf dann aber glücklich ihre alte Spur, kam ungestört mit ihren 70 Wagen und 225 Mann Geleite an einem großen Haufen Comanches vorüber und erreichte endlich Presidio del Norte wieder, nachdem sie ihre Wagen vermöge einer Fähre von Tonnen, die unter einen Wagenkasten gebunden waren, über den schmalen, aber tiefen Rio Pecos hatte schaffen müssen. — Für Gregg waren die südlichen Prärien dieses Weges damals noch wegen ihrer Dürre zu dieser Jahreszeit verrufen; der nördliche Weg am Arkansas hatte noch kein Gras; doch schloß er aus der Beschaffenheit der nördlichen Prärien auf die der südlichern vom Canadian, wo das Gras vier Wochen früher erscheint, und trat auf eigene Hand am 20. April den Weg dahin an.

Von Van Buren aus, am Arkansas unter dem Parallelkreise von Santa Fé, zog er zunächst auf schon gebahnterem Pfade über den Arkansas, über die Nordgabel des Canadian und am südlichen Canadian hinauf bis an den nördlichen Saum der bekannten Croß Timbers. An der Nordgabel hatte er Verkaufsbuden amerikanischer Händler getroffen; an dem Croß Timbers war früher ein Fort gewesen zum Verkehr mit den Indianern. Vier Wochen fast hatte er bis hierher gebraucht, denn durch sumpfige Hohlwege, unwegsame Pässe und schroffe Steigungen war der Weg beschwerlicher gewesen, als die ganze noch übrige Wegstrecke sein sollte. Das Hochland zwischen den Croß Timbers und der Grenze des Staates Arkansas, welches dieser Weg durchschneidet, ist nicht nur hier, sondern überall mit einzelnen Prärien und Lichtungen reizend bedeckt; die Flußthäler haben

meist einen reichen Lehmboden, die beholzten Hochlande sind meist von guter Bodenbeschaffenheit, und nur einige Prärien mit einer Unterlage von Flugsand liegen zu flach und sumpfig, um bebaut werden zu können. Diese Landesnatur ist nicht nur 200 Meilen westlich von Missouri am Councilgroveflüßchen und Neosho, den Armen der Osage und dem untern Kansas anzutreffen, sondern setzt sich auch südlich über den Redriver nach Texas hin fort, so daß hier östlich vom Brazos bis zum Redriver auf der fruchtbaren wellenförmigen Oberfläche des Landes die schönsten Eichen in mächtigen Stämmen gefunden werden. Die Croß Timbers, welche sich vom Rio Brazos in Texas unter 33° Breite in einer wechselnden Breite von 5 bis 30 Meilen über den Redriver zur rothen Gabel des Arkansas bis $36^{1}/_{2}$° nördlicher Breite erstrecken, bilden gleichsam die Einfassung der großen waldlosen westlichen Prärien. Ein rauhes, nicht eben aus ansehnlichen Hügeln bestehendes Gelände, ist hier mit meist verkrüppelten Eichenarten, Ulmen, Hickorynuß und sonstigem Strauchholz, und an vielen Stellen mit wildem Wein und Hagebutten so dicht besetzt, daß dieses Dickicht oft undurchdringlich wird und nur den wilden Thieren und dem Indianer einen sicheren Versteck gewährt. Südlich vom Canadian springt ein Zweig dieser Waldung westwärts vor, geht dann über den Strom und erstreckt sich gegen hundert Meilen nordwestlich, wo er dann in den großen sandigen Ebenen der Prärien sich verlieren mag. Westlich von dieser eigenthümlichen Waldung, die selbst meist gut bewässert und mit reizenden fruchtbaren Strichen untermischt ist, beginnen im Norden fast überall die waldlosen Prärien, welche durch ihre Brände zugleich Grund dieses verkrüppelten Holzwuchses sind. Selbst die Flußufer sind dort nicht mehr bekleidet und wie der Arkansas, so erscheint auch der Canadian nackt und öde, um so mehr, da ihm die Inseln des erstern fehlen; der Baumwollenbaum wird fast allein hier nur gefunden. Weiter südlich aber am Redriver finden sich die flachen Ufer seiner Nebenflüßchen, selbst westlich von den Croß Timbers, noch mit dem verschiedensten Baumwuchse bekleidet und dieser Charakter ist dann weiter südlich in Texas der westlichen Landschaft überhaupt eigen. Doch beginnt weiter westlich am oberen

Redriver bald jene verrufene Wüste des Llano Estacado. Sie gehört zu jenen Tafellanden oder „Mesas“, wie sie zwischen der Grenze des Felsengebirges und den Vereinigten Staaten oft sich finden; hohe Ebenen, die über das umliegende Gelände bedeutend sich erheben, den Steppen Asiens vergleichbar, von vielen Flüssen am Rande tief durchfurcht, welche gewöhnlich mehrere Meilen aufwärts von unfruchtbaren Sandhügeln begleitet sind. Das ganze Gelände zwischen dem Rio Pecos (Puerco) und dem Canadian bis zu 100° Länge umfassend und noch über das Quellgebiet des Brazos und Witchita bis in die Nähe der Croß Timbers an den Quellen des Trinity sich erstreckend, ist diese Ebene meist neun Monate im Jahre trocken, während viele ihrer fortwährend fließenden Gewässer wegen salzigen Geschmackes untrinkbar sind. Hügelrücken geben nur selten dem Reisenden eine Landmarke; daher haben mexicanische Jäger und Händler, um nicht zu verschmachten, den Weg zu den oft 50 bis 80 Meilen entfernten Orten, wo Wasser eingenommen werden kann, mit Pfählen abgesteckt; daher der Name Llano Estacado, d. h. „ausgesteckte Ebene“. Von Früchten aber findet sich hier durchaus keine Spur, höchstens die Stachelbeere, welche in verschiedenen Arten auf den dürren Ebenen der nördlichen Prärien vielfach angetroffen wird; Erdbeere, Traube, Pflaume, Pfirsich, Maulbeere, Vogelkirsche, Pecannüsse ziehen sich überall jenseits der Croß Timbers zurück oder erscheinen diesseits nur hie und da noch in einzelnen Schluchten, wo auch die Cypresse zuweilen einzeln zwischen Felsen gefunden wird. So ist mit den Croß Timbers der Cultur gleichsam die Grenze gezogen, und das Llano Estacado nur eine breite Mauer gegen den Westen. — Um nun dieser Wüste auszuweichen, mußte unser Gregg fortan seinen Weg nordwestlich nehmen, auf dem Hochrücken zwischen den beiden Gabeln des Canadian. Ein Häuptling der Comanches hatte ihm den Weg bezeichnet; er sah in schönster Abwechselung hier die reizendsten Gehölzstreifen an den kleinen Nebenflüssen beider Flüsse und am Valley-Spring 60 bis 80 Meilen westlich der Croß Timbers ward diese Gegend wahrhaft malerisch. Kleine Heerden von Büffeln belebten die Prärien und viele wurden niedergestreckt; denn diese Thiere lassen sich durch den

Knall der Büchse nicht aus ihrer Ruhe bringen und ist der Jäger nur nicht unter Wind und sonst versteckt genug, so kann er sicher mehrfach auf die Thiere schießen. Die Gegend blieb auch ferner noch schön, und selbst der Canadian erschien in der Nähe seiner nördlichen Krümmung auf eine Strecke hin mit Eichen, Nüssen, Maulbeeren u. dgl. bekleidet, in denen sich der Truthahn fand. Mit dem Büffel ward dann auch mehr und mehr die kleine schwarze Büffelmücke seltener, welche in den Tagen vorher manches Gesicht mit bösen Eiterblattern ganz bedeckt hatte, als man am 30. Mai die nördliche Krümmung des Canadian umging. Das Flußthal verlassend, erstieg man hier wieder das scheidende Gelände und fand bis 100° Länge und darüber hinaus zunächst eine holzlose Prärie, der meistens Gyps zur Unterlage diente, dann Sandhügel und dahinter eine unermeßliche Sandebene, welche hie und da von hohem Grase besetzt schien; bei näherer Betrachtung aber waren es Pflaumen- und Eichenstämmchen, meist nicht dicker als Haferstengel, die doch mit ansehnlichen Früchten zur Zeit der Reife beladen zu sein pflegen und auch anderswo gesehen werden. Lange suchte man Wasser vergeblich, fand es aber endlich doch in einem Hohlwege, und erreichte mit dem 5. Juni die Grenze der amerikanischen Staaten 23° westlich von Washington oder 100° Länge Greenwich. Schon etwa 100 Meilen westlich der Croß Timbers waren die Büffel mehr und mehr verschwunden und nur verschiedene Hirscharten hatten seine Stelle eingenommen; auf der letzten Wegstrecke aber hatte man nur an den Kolonien der Präriedogs Unterhaltung gefunden, hie und da den Mustang über die nackte Ebene fliehen oder der Karavane sich nähern sehen, und endlich die Antilope vertrauensvoller bleiben sehen als sonstwo. Hier aber stellte sich nun der Büffel wieder ein, und auf der offenen Prärie sah man jetzt den Indianer erst einzeln, dann zu dreien ihn jagen. Man lagerte jetzt an einem malerischen Thale eines Nebenflüßchens der Nordgabel nur etwa 5 bis 6 Meilen von jeder Gabel des Canadian entfernt. Fünf Indianer hatte man freundlich im Lager aufgenommen; drei derselben sandte man zu den „Capitanes" ihres Stammes und nachdem man mit diesen, den Comanches, die hier zum Kampfe mit den

Pawnis gelagert waren, auf dem Eckstein der Geschenke ein Bündniß errichtet, auch einige Maulthiere gegen mancherlei Kleinigkeiten eingetauscht hatte, zog man unbeirrt weiter durch eine höchst einförmige Ebene ohne Thal und Hügel, selbst ohne Strauch, ohne im Verlauf von drei bis vier Tagen von der Kompaßrichtung weichen zu dürfen. Nur eine große Anzahl von Teichen oder Lachen, welche Gregg durch Büffelwälzungen entstanden glaubt, veranlaßten hie und da kleine Abweichungen, lieferten aber reichlich Wasser, und so gelangte man ohne weitere Gefährde in das romantische Thal des Canadian, welches hier von so wunderbar schroff aufsteigenden, vielfach durchbrochenen oder unterhöhlten Klippen besetzt ist, daß der Strom selber, in viele Kanäle zertheilt, dem Auge fast ganz entzogen wird. So wild aber wurde die Gegend, daß man der Wegerichtung fast unsicher ward. Schon wollten einige Unkundige den Berechnungen Greggs nicht mehr glauben und über den Canadian zum Redriver südlich ziehen. Dann wäre man aber in das Llano Estacado gekommen und hätte den Weg durchschnitten, welchen Gregg später im Jahre 1840 zurück nahm unter Führung eines in Neu-Mexico verheiratheten Comanchen, welcher der ganzen Gegend wohl kundig war. Man würde in die Quellgegend des Dry river (Trockenbach) gerathen sein, der auf der Hochebene ein reißender Strom und unterhalb 200' breit zur Märzzeit ein ganz trockenes Bette hat, in welchem die Stämme fortgerissener Bäume noch Zeugen sind seiner Gewalt zur Regenzeit. Man würde am südlichen Ufer des Canadian ein wellenförmiges Gelände gefunden haben und hätte wenige Tagereisen unterhalb des oben erwähnten romantischen Thales den Canadian als ein neun bis achtzehn hundert Fuß breites sandiges Thal erblickt, Sandbänken ähnlich, die von schwachen Rinnsalen durchschnitten sind, und südwärts an der Hochebene hätte man hie und da die Rinnsale kleiner Flüßchen an den holzbewachsenen Rändern erkennen können. Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke des Zwiespalts einige Comancheros ins Lager und halfen aus der Noth. Nach ihrer Weisung zog die Karavane südlich über den Fluß, um unter 102° Länge die Angostura (Enge) desselben zu umgehen, und weiter auf dem ange-

deuteten Wege unserer Karte. Gregg aber reiste in Gesellschaft der Commancheros weiter auf dem nördlichen Ufer und fand dort den Weg plötzlich so weit in's Thal abstürzen, daß Wagen nur mit großer Gefahr ihn hätten nehmen dürfen. Ungeheure Felsenmassen und schroffe Klippen, nicht selten bis 2000′ hoch bilden hier den Rand der sogenannten Mesas zu beiden Seiten des Flusses und erscheinen vom Thale aus wie Theile des Felsengebirges; ersteigt man aber die Hauptgipfel dieser klippigen Vorgebirge, so sieht man ein weit gedehntes, anscheinend ebenes Tafelland, dessen tief eingeschnittene Flußbetten sich dem Auge verbergen, und erst weit westlich erblickt man den östlichen Rücken des Felsengebirges. — Am 20. Juni hatte Gregg, versehen mit 36 Patronen nach Colts Erfindung, von denen man leicht 12 in einer Minute abfeuern kann, seinen Ritt angetreten, um vorauszueilen zur Besorgung von Nahrungsmitteln, da man schon Ochsen hatte schlachten müssen. Nach fünf Tagen erreichte er, an den vielen Lehmhütten schnell vorüber eilend, welche zwischen grünenden Feldern im schmalen, aber fruchtbaren und reizenden Thale des Rio Pecos standen, Santa Fé; neun Tage später erst folgte die Karavane.

Wir aber wenden uns von hier gleich weiter südlich nach Chiuahua, um auch hier die Natur der Grenze gegen Texas näher kennen zu lernen. Vom 22. August bis zum 1. October, d. h. in vierzig Tagen ward der Weg von 550 Meilen von der Karavane vollendet; man legte etwa 3 deutsche Meilen täglich zurück, davon 64 auf den Weg nach El Paso und 46 auf den Rest des Weges kommen.

Nach den ersten 130 Meilen hören die Ansiedelungen am Norte auf; der Weg dahin geht längs des Thales desselben oder über die angrenzenden Hügel. Ein 20 bis 30 Meilen weiter stößt man auf die Trümmer des Dorfes Valverde, welches hier zwanzig Jahre früher auf dem fruchtbarsten Boden erbaut, schnell aufblühete, bald aber von den Navajos verwüstet wurde und jetzt eine öde Stätte war. Zwei Tagereisen weiter und es beginnt die Journada del Muerto, wo man das Flußthal verläßt, um gegen 80 Meilen weit über ein hochliegendes Flach-

land an der Ostseite einer kleinen Bergkuppe hinzuziehen, deren Felsenklippen das östliche Ufer des Norte unzugänglich machen. Der Weg soll früher zum westlichen Ufer hinübergegangen sein, bis ein unerschrockener Reisender es unternahm, diesen wasserlosen Weg zu versuchen, „Todtenweg" genannt, weil er dabei den Tod fand. Nur eine einzige Quelle findet sich 6 Meilen von der Straße in den Bergen dem Norte zu; dort aber lauert der Apache und sie ist zu fern. Einmal führt der Weg auf 2 bis 3 Meilen durch eine enge klippige Schlucht. Zur Linken längs des Pecos schaut man zunächst die Sierra blanca, einen abgesonderten Theil dieses hohen Gebirgszuges, der spät im Frühling noch mit Schnee bedeckt ist, und dann wie eine weiße glänzende Wolke erscheint; dann weiter südlich erhebt sich eine ungeheure Basaltsäulenklippe „Los Organos", d. h. Orgelpfeifen, genannt, beides die gefürchteten Schlupfwinkel der Apaches. Dazu nun die Nothwendigkeit in der Nacht zu reisen, um den Maulthieren einige Erleichterung gegen die Hitze zu verschaffen, und man begreift den Namen „Todtenweg!" Zwischen ihm und den nördlichsten Ansiedelungen erscheint zuerst der Mezquite-Baum sehr vereinzelt und deutet auf die Aehnlichkeit von Texas hin, zieht sich aber weiter südwärts in die Thäler zurück, um auf den Bergen der Fichte und Ceder oder zwerghaften Eichen und in der Ebene der nackten Fläche Platz zu machen. Ein 60 Meilen vor El Paso steigt man dann über Hügel wieder hinab zum fruchtbaren Thale des Norte; doch keine Ansiedelung begrüßt uns, wir stoßen bis zur Furth des Flusses nur auf verwüstete Stätten. Haben wir aber die Furth selbst überschritten, was hier, wie beim Arkansas wegen des Triebsandes Vorsicht erfordert, so liegt das liebliche Thal El Paso vor unsern Blicken, welches sich 10 bis 12 Meilen, zerstreuten Pflanzungen nicht unähnlich, dicht zwischen Wein- und Obstgärten oder Getreidefeldern längs des Norte dahindehnt. Kirche und Marktplatz verdienen eigentlich nur den Namen des Ortes; sonst wohnen die 4000 Gärtner, welche den schönsten Wein erziehen, dem Malaga nicht unähnlich, hier überall zerstreut. Ein Damm von Steinen und Reisholz 2 bis 3 Meilen oberhalb der Kirche, zwingt die Hälfte des Wassers in eine „Acequia" welche sämmt-

liche Pflanzungen wässern muß. Von hier aus wird der ganze Norden mit „passwine“ oder „pass-whiskey“ (Branntwein) versorgt, da nur zu Taos unbedeutende Branntweinbrennereien gefunden werden, die nur aus Weizen destilliren als der dort wohlfeilsten Körnerfrucht. Ganze Züge von Paseños (Einwohner von El Paso) sieht man auf Karren oder Maulthieren Wein und Obst, nach Chiuahua schaffen und die im Schatten getrockneten Trauben werden als Pasos auch weiterhin viel versandt. Sonst findet sich hier noch eigenthümlich der Schraubenholzbaum „tornillo“, sogenannt wegen der gedrehten Frucht, die der Schotenfrucht des Mezquite ähnelt; dann eine viel zu Seilerarbeiten benutzte Pflanze, die Lechuguilla, der Palmilla nicht unähnlich, deren Stengel abgeschabt und gewaschen ebenso starke Fibern geben, als das Manilla-Seegras. Sie kommt auch weiter südlich auf Hügeln und Bergabhängen sehr häufig vor.

Gespanne sind nicht im Stande beladene Wagen durch die nun folgende Sandgegend zu ziehen, obwohl der Weg bis Chiuahua sonst meist fest und schön ist, indem er auf einer Hochebene zwischen vielen abgesonderten Rücken niedriger Berge dahinläuft, Ausläufern der westlichen Cordillere, welche jedoch in beträchtlicher Entfernung westwärts bleibt. Daher miethete man in El Paso Maulthiere und erreichte 30 Meilen südwärts Los Medanos, d. h. eine ungeheure Reihe von Sandhügeln, die meist nicht eine Spur von Pflanzenwuchs finden lassen. Sechs Meilen weit windet sich der Weg durch die niedrigsten Schluchten zwischen diesen Hügeln dahin und da nur zwei stinkende Lachen, deren Wasser allein die Noth erträglich macht, auf der ersten Wegstrecke von 60 Meilen gefunden werden, so war der Weg bis zum See Patos höchst unangenehm. Hier aber fand man Wasser im Ueberfluß; doch hatte man mehrere Stunden im Schlamm zu waten, da seine Zuflüsse gerade ausgetreten waren. — Eine Tagereise weiter erreichte man Carrizal, ein Dorf, welches als „presidio“ gegen die Apaches in seiner Veste eine Compagnie Soldaten hat; trotzdem aber werden die umliegenden Ranchos immer mehr verwüstet. Zwölf Meilen weiter trifft man eine warme Quelle, Ojo caliente, welche wahrschein-

lich dem Carmen einem Zufluß des Sees Patos ihren Ursprung verdankt, dessen ganzes Wasser einige Meilen oberhalb plötzlich verschwindet und, nachdem es verschiedene Erdschichten durchdrungen hat, hier als höchst angenehmes warmes Bad erscheint, während der Fluß selber, meist trocken, zur Zeit der Ueberschwemmung eine halbe Meile daran vorüberfließt. Hiernächst liegt am Wege die Laguna de Encinillas, ein See von 10 bis 12 Meilen Länge und 3 Meilen Breite, durch die Flüßchen der umliegenden Berge beständig genährt, ohne allen Abfluß. Ein bitteres Laugensalz, welches auf der Oberfläche sumpfiger Gegenden in ganz Neu-Mejico als grauliche Kruste sich findet, vom Bäcker zum Auftreiben des Brotes und sonst in Seifensiedereien viel gebraucht, macht sein Wasser zur trocknen Jahreszeit ganz ungenießbar; ringsherum aber liegt in dem weit ausgedehnten fruchtbaren Thale „Encinillas" das schönste Weideland, und herrliche Rinder, je heerdenweis von gleicher Farbe, schwarz, roth, weiß oder gleich schattirt, weiden neben der prächtigen Hacienda, welche hier von Meiereien umgeben, sich findet. — Die Stadt Chiuahua selbst, welche man am 1. October erreichte, ist gegen Santa Fé und alle Städte im nördlichen Gebiete prächtig zu nennen, unbedeutend aber gegen die edlen Städte im Süden. Auch hier sind meist Lehmziegelgebäude, doch haben die besten Häuser Ecken von behauenen Steinen und Thür- und Fensterwände von derselben Art. Straßenpflaster ist fast unbekannt; nur die Kirchen sind auch hier der südlichen Schwestern würdig und zeugen von dem Ertrage der Bergwerke, von denen eine Million Dollars im Laufe von dreißig Jahren zur Ausführung des Baues der Hauptkirche als Abgabe erhoben ward. Die Kirche der Jesuiten, im Jahre 1767 begonnen, ist seit ihrer Vertreibung unvollendet geblieben. Ihre prachtvollen Trümmer sind in Calabazos verwandelt für vornehme Gefangene. Hier büßte der Priester Don Miguel Hidalgo y Costilla, der im September 1810 zuerst im Dorfe Dolores die Unabhängigkeit verkündete, im März 1811 gefangen ward und am 30. Juli auf einem kleinen Platze dicht hinter dem Gefängnisse erschossen ward. Ein einfacher weißer Stein, eine 30' hohe vierseitige Pyramide auf achtseitigem Sockel von

25′ Durchmesser erinnert jetzt an den reinen schlichten Charakter des Pfarrers, der von den unmündigen Pueblos verlassen ward im Kampfe für die Freiheit. — Ungeheure Bogen auf einer Säulenreihe erinnern den von Norden sich nähernden Reisenden an die alte Herrlichkeit der spanischen Regierung. Eine große Cisterne auf dem Marktplatze empfängt durch sie das reine Wasser eines Flüßchens, welches der Stadt den Namen gab. Diese selbst aber liegt in einem Kessel abgesonderter Berge von unbedeutender Höhe noch 100 Meilen östlich der Cordillerenkette gegen 5000 Fuß über dem Meere, und aus der Mitte ihrer 10,000 Einwohner empfing sonst Santa Fé seine Beherrscher, welche von hieraus ihre Instructionen erhielten. Seitdem aber hat nun selbst der Postenlauf des Briefboten dorthin fast aufgehört; Neu-Mexico ist, auf sich selbst angewiesen, dem Bunde der Vereinigten Staaten Nordamerikas näher getreten und der Congreß hat nach den letzten Nachrichten vom August dieses Jahres (1850) genehmigt, daß für das Gebiet Neu-Mexicos eine Territorialregierung eingesetzt werde. — Und so verlassen wir denn diese Stadt einstweilen, um ihre andere ungetreue Tochter, um Texas näher zu betrachten.

B. Texas.

Nach den neuesten Nachrichten vom 14. August 1850 ist die Grenzstreitigkeit zwischen Neu-Mexico und Texas dahin erledigt, daß die Ansprüche auf das Gebiet östlich vom oberen Rio del Norte gegen eine Entschädigung von 1 Million Dollars erlöschen, und wird fortan die Grenze bis Paso del Norte, durch den unteren Lauf des Stromes nur noch gebildet gegen die Staaten von Alt-Mexico; dann aber tritt auf dem 32° nördlicher Breite die Grenze bis zu 103° L. von Greenwich zurück, steigt in diesem Längengrade bis 36 1/2° Breite nördlich auf, geht in dieser Breite bis zur Grenze der Vereinigten Staaten unter 100° L. und wird dann, abwärts steigend bis zum Redriver, durch

den Lauf dieses Flusses bis nahe 94° Länge und weiter abwärts etwa durch diesen Längengrad und den untern Lauf des Sabine gebildet, — scheinbar ein großes, gewaltiges Land!

Allein wir kennen schon, was jene nördlichen wüsten Ländereien sagen wollen; sie gehören in Wirklichkeit dem Indianer und dem Büffel an. Kehren wir aber von Chiuahua auf dem bekannten Pfade nach Paso del Norte zurück, so finden wir von hier aus längs des linken Ufers des Stromes bis zum Einfluß des Pecos abwärts dieselbe Berg- und Hochebenen-Natur, die wir schon oberhalb kennen lernten und jenseits des Rio Pecos und weiter südwärts längs des Norte erhebt sich jene Wand, jene für die Cultur unzugängliche Hochebene, welche der Namen Mezquite-Prairie hinlänglich als bloßes Weideland bezeichnet, da der Mezquite-Baum und gutes Weidegras stets unzertrennlich sind. Das bekannte Llano Estacado bildet nur die höhere Stufe dieses ost- und südwärts anliegenden Geländes, welches wie jenes hie und da mehr steiniger oder sandiger Natur ist, und nur an den ostwärts immer tiefer eingeschnittenen Strombetten mehr Fels und Klippen zu Tage treten läßt. Die Stämme der Comanches und verwandten Kiawas, der Pawnis und Lipans und andre bis zum Norte und darüber hinaus und tief nach Süden streifende Indianer haben hier vorübergehend ihre Wohnungen. Wo aber auf den meisten Karten die sogenannte Sierra de Texas angegeben ist, da durchbrechen die verschiedenen Ströme von Texas die östliche Wand dieses Geländes und weil diese Wand namentlich nördlich vom 29. Breitengrade dicht mit Cedern und Fichten bekleidet ist, so hat sie von dem ostwärts vorliegenden wellenförmigen Gelände aus betrachtet mit ihren Schluchten, Felsen und Waldungen ganz das Ansehen eines Gebirgszuges, während sie vom Norte aus nur mehr den Anblick eines Aufganges zur Hochprairie gewährt, so daß von Presidio del Norte auf dem sogenannten Chiuahua trail (Wagenspur) die Karavane, von der schon oben die Rede war, nur an dem tiefen Bette des Pecos ein bedeutenderes Hinderniß fand, während sie weiter nordöstlich und östlich auf der Hochebene südlich des Redriver bis Fort Towson unbeirrt mit ihren Wagen fahren konnte. Weiter gegen Norden, nachdem der Rio Brazos

diese Wand unter 32° Breite durchbrochen hat, beginnt dann zwischen 97 und 98° das rauhe Hügelland der Croß-Timbers, und weil die Hochebene hier allmählich mit diesen Hügeln und dem weiter folgenden wellenförmigen Gelände sich verschmilzt so scheint die eigentliche Sierra gegen Norden hin mehr und mehr aufzuhören. Südlich aber zwischen dem Meere dem Nueces und Norte steigt der Meeresboden als halb salzige Wüste allmählich der nordwärts herabkommenden Hochebene entgegen und wird die Begegnungslinie hier zu einer niedrigern Mauer. Diese sogenannte Sierra de Texas bildet nun nebst den Flüssen Nueces Redriver und Sabine die wahren Grenzlienien des cultivirten Texas. Nur der Deutsche hat es gewagt über den Fuß dieser Mauer nördlich hinaus zu gehen, indem der Mainzer Verein das Gelände auf derselben, welches von dem nach Süden geöffneten Bogen des Colorado und einer etwa unter 30 1/2° gezogenen Sehne umschlossen wird, für deutsche Auswanderer erworben hat. Doch würde es zur Unmöglichkeit werden die besseren Thäler dieser Wüste zu bebauen, hätte man nicht die Mutterkolonie Neu-Braunfels etwa 10 deutsche Meilen südlich zuvor gegründet und dann erst Friedrichsburg am Piedernales. Denn dieser Landestheil wird von so schmalen felsigen nur seltener fruchtbaren oder bewaldeten Thälern durchschnitten, an deren Aufgange überall die nackte steinige Wüste wieder erscheint, daß es selbst den Spaniern, welche hier ein Fort am St. Saba-Flusse hatten, nicht gelingen konnte, die Wildniß der Natur und ihre wilden Söhne zu bezwingen. Was deutscher Sinn dem Lande und der Natur hierselbst noch abringen wird, muß erst die Zukunft lehren. — Am Fuße dieser zuweilen bis 2000 Fuß hoch ansteigenden Mauer beginnt nun aber jenes weit und breit gepriesene Paradies von Texas; ein wellenförmiges Gelände, in welchem der lieblichste Wechsel von schönen Gehölzen und freundlichen Gras- und Blumenprärien gefunden wird; doch muß gleich hier bemerkt werden, daß dieser Charakter der Landschaft mehr weiter östlich vom Colorado sich findet, während nach Westen hin das Land mehr und mehr zur offenen baumlosen Prärie wird, in welcher der Mezquite, ein Baum oder Busch von etwa 10 bis 12 Fuß Höhe mit fein geschnitzten, weit lichteren Blät-

tern als unsere Robinien (Akazien), entweder vereinzelt, oder gruppirt und zum Dickicht vereint, fast der einzige Repräsentant der Bäume ist. In seiner Gesellschaft ist stets das schönste Weidegras zu finden und am Cibolo oder Büffelfluß, wo dies sich findet (zwischen 98 und 99° L.), weideten sonst die Büffelheerden. Aber auch jene Heerden kleiner verwilderter spanischer Pferde, die unentbehrlichen Genossen des Texaners, des Hirten von New-Mexico und aller Büffeljagenden Indianer, die sogenannten „Mustangs“ finden darum sich mehr nach dem Westen zu, und werden ostwärts nach der Grenze zu, wo mehr und mehr Waldung die Prärie verdrängt, nur seltener gefunden. Dies wellenförmige Gelände umgiebt nun den Fuß der sogenannten Sierra etwa in der Ausdehnung eines Breitengrades, ist meist nur an den Flüssen oder Springs und Creeks (frisch sprudelnden oder langsam hinfließenden Bächen), und wo die Prärie tiefer liegt, recht fruchtbar, wird aber vielfach auch von kiesigen Auflagerungen durchzogen, auf denen wie auf Bänken nur ein Wald von Pfosteneichen oder sonstigem Gehölz sich findet. Nach Osten hin nimmt seine Breite zu; dort aber findet sich denn auch die Waldung in ihren mächtigeren Repräsentanten, so daß die Art des Hinterwäldlers hier wie in dem benachbarten Arkansas und Louisiana nothwendig wird, während im Süden der Mangel an Holz oft die Ansiedelung verhindert. In der Mitte ist beides mehr gleichmäßig vertheilt; doch ziehen sich auch hier schon die mächtigen Bäume mehr in die Bottoms oder Flußniederungen zurück, während Pflaume, Pfirsich, Ulme, Eiche und dergleichen je für sich gesellig einen Hain, eine Gruppe oder einen größeren Wald bilden. Südwärts wird dieser Saum hügel- und wellenförmigen Geländes mehr und mehr der sanft dahinrollenden Woge ähnlich und geht endlich in die nackte flache Wiese über, die bis zum Meere hin sich ausdehnt. Ein Bogen in der Nähe der Nueces-Mündung beginnend, am Colorado und Brazos bis nahe 30° Br. aufgerichtet und zur Sabinemündung wieder abnehmend, giebt ungefähr die Grenze dieser Wiese an, in der schmale Waldstreifen nur noch die Flüsse begleiten. In diesen Flußniederungen aber baut der Pflanzer mit Negersclaven Zuckerrohr und Baumwolle zum Verkauf und Mais zum eigenen

Bedarf. Oder es steht ein Blockhaus hier am äußern Saume des Waldes, die unbehauenen Holzhäuser der Neger und was sonst ist mehr im Schutz des Waldes, und schöne hochbeinige schlanke Rinder weiden neben den Mustangs näher oder ferner ohne Hirten; doch manches fieberkranke Angesicht mahnt an Vergänglichkeit! — Wer diesen Wiesenocean zum erstenmal erblickt, wird wunderbar davon ergriffen; bald aber ermüdet das Auge; kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Stein erfreut es; nur unabsehbar stets das Wogen dieser zarten schlanken Gräser! Ist Winterszeit, sind diese Gräser abgestorben und hat im Januar der Regen Alles ringsherum erweicht oder zur Lache gemacht, so giebt es nichts Oederes als diesen Wiesengrund, der, wenn er wieder wogt und wallt, fast überall zum Kirchhof wird für Menschen, die er glücklich machen sollte! — Eine Scheidelinie gegen das Meer ist kaum irgendwo recht markirt; Bayous, tief eingefurchte, kaum abfließende Wasserkanäle, finden sich vielfach an der Küste und vertreten die Stelle der Sümpfe. Die Sümpfe selber aber liegen im Meere zwischen den niedrigen Sandinseln und dem Festlande; denn alle diese Baien, von denen das Land rings umgeben ist, haben meist nur wenig Fuß Fahrwasser, sind bald mehr sandiger, bald mehr schlammiger Natur und hauchen vielfach Pesthauch aus statt Meeresfrische. Hier wohnt der Kaufmann und der Krämer, Menschen aller Nationen; hier rollt das Geld, hier wird gewonnen und verloren, gelogen und betrogen, gewarnt und überredet; an dieser Schwelle begegnen sich wie Land und Meer der Strahl der Hoffnung und die Thräne später Reue.

Versuchen wir nun nach dieser allgemeinen Uebersicht das Land und seine Bewohner näher kennen zu lernen. — Auf dem Rio del Norte, der schon früher von El Paso aus mit Booten befahren wurde, ist seit einigen Jahren eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet. Wir können vermöge dieser Verbindung durch die den Strom umgebende Wüste hinabfahren bis Metamoros, einem Hafenorte mit einer Bevölkerung von 10,000 Seelen, der schon lange wegen der Einfuhr für die zunächst liegenden mexicanischen Staaten Bedeutung hatte; wir können hinaus ins Meer und nördlich längs der Küste an den schmalen Inseln

oder Sandbänken dahinfahren, welche überall nur schmale seichte Einfahrten übrig lassen, bis zur Mündung des Guadalupeflusses zum Paß Caballo und würden dann Carlshafen oder Indianpoint erreichen, 'den Ort, der seit dem Jahre 1846 manchem Deutschen in trauriger Erinnerung ist. Nichts auf der ganzen Fahrt würde uns anziehen; man würde uns sagen, daß bis zur Nueces-Mündung hin dieselbe Wüste wie am Norte sei, daß hier der Mustang und Mezquite und Cactus nur zu finden sei, doch nicht der Mensch; daß diesen Wüsten zunächst, auf besserem Boden zwischen dem Nueces und Antonioflusse der Irländer einige Colonien, San Patricio und Refugio, gegründet habe, daß Krieg seit 1836 ihn von dort vertrieben habe und er jetzt wieder seine alte Stätte zu erbauen suche. Weiterhin würde eine lange schmale Insel uns die Mündung des Colorado verdecken, aber auf der flachen Rhede vor der Mündung des Brazos würden wir von dem herrlichen „Bottom" dieses Flusses hören und weiter erfahren, daß man unter „Bottom" jene tief aufgeschwemmten Flußniederungen versteht, in welchen die riesigsten Baumstämme aller Gattung oft neben undurchdringlichen Schilf- und Rohrdickichten durch mannsschenkelstarke Reben- und epheuartige Schlinggewächse urwaldartig verbunden erscheinen, und daß im Bottomlande, wo es gelichtet ist, nun Zuckerrohr, Mais, Baumwolle und dergl. aufs herrlichste gedeihen. Dann aber würden wir die Insel Galveston erreichen und etwa 30 Meilen längs derselben ostwärts fahrend die Stadt finden, welche der Schlüssel dieses Landes ist.

An diesem Punkte hat unser neuer Führer, Herr Dr. Römer, im Jahre 1845 im December das Land betreten und im Mai 1847 wieder verlassen; von hier aus folgen wir ihm.

Galveston und Antonio de Bejar bilden die beiden Pole texanischen Lebens; nur 45 Meilen von einander unter derselben Breite gelegen, gleichen sie einander nicht eben mehr als Independence und Santa Fé! In Bejar handelt noch die Karavane aus dem altmexicanischen Osten mit dem amerikanischen Kaufmann in seinem Baumwollenfrack, es gilt noch Pferd und Maulthier oder Ochsenkarren, der Hut mit breiter Krämpe, Serape und Rebozo, Fandango und Hazardspiel; in Galveston

wiederholt sich das Leben von Neu-Orleans, es treibt der Kaufmann und der Gastwirth sein Geschäft, der Deutsche, der Franzose und jeder Andere neben dem Amerikaner, wie es eben glückte. Noch 1832 war Galveston nichts mehr als ein einziges Blockhaus und darin die mexicanische Besatzung von zwölf Mann, welche darüber zu wachen hatte, daß kein Ketzer ohne Wissen der Regierung das Land beträte, welches erst seit 1819 in die Reihe civilisirter Länder eingetreten war, indem ein gewisser Austin auf den Wunsch der mexicanischen Regierung dahin die ersten Ansiedler führte. Jesuitische Priester wollten dies Land zum Bollwerk ihres Glaubens gegen die Unionsstaaten machen; das Land wurde verschenkt unter der Bedingung, daß der Ansiedler katholisch sei. Der Amerikaner aber fragte wenig nach der Bedingung, wenn er nur schönes Land erhielt; der Priester konnte ja hier in der weiten Zerstreuung auch den Glauben weniger überwachen! So ward das Land am Brazos rechts und links bis zum Trinity und Colorado namentlich von dem Pflanzer aus den südlichen Staaten, und das Land weiter östlich und nordöstlich am Redriver durch den Hinterwäldler und Handwerker von Arkansas her bevölkert, während Verbrecher jeglicher Art hier dem Gesetze zu entrinnen suchten. Texas ward das Land scheußlicher Verbrechen und blieb verrufen, bis mehr und mehr die Noth Gesetze schuf, und dichtere Bevölkerung gemeinsames Rechtsverfahren möglich machte. Der Kampf vom Jahre 1835 war ursprünglich nur ein Kampf gegen den Bruch der Verfassung, da Santa Anna es versuchte, die Provinzialregierungen zu centralisiren und ihrer Selbstständigkeit zu berauben. Antonio de Bejar hatte damals vielleicht ein 10,000 Einwohner; dort in der Feste des Alamo standen die spanischen Krieger, von hieraus ward das Land bisher regiert. Dorthin brachen demnach die amerikanischen Ansiedler auf mit ihren Rifles querfeldein durch die Prärien, von allen Seiten her sich sammelnd. An dem kleinen Flüßchen Salado, kaum ein paar Stunden nördlich der Stadt, kam es zur Schlacht, in Folge deren Bejar am 5. December 1835 erobert ward. Die Uebermacht der Spanier nahm im folgenden Frühjahr Stadt und Fort wieder ein, man wich zurück über den Colorado, den Brazos und weiter zum Jacinto.

Santa Anna folgte mit seinen Schaaren. Wo jetzt nun Houston steht, wenig Meilen von der nördlichsten Spitze der Bai von Galveston, südlich von dem Bayou, der diese Stadt mit der Mündung des Jacinto verbindet, griff General Houston in stürmisch-regnerischer Nacht den Feind an, — es war am 21. April 1836 — Santa Anna ward gefangen, das Heer geschlagen. Schon am 2. März dieses Jahres hatte man auf dem Congreß zu Washington am Brazos die Unabhängigkeit erklärt; jetzt war sie für den Augenblick errungen. Indeß wer stand dafür ein, daß die Knechtschaft mit der Macht des Feindes nicht wiederkehren würde? Daher der Wunsch, sich durch das größere Ganze der Vereinigten Staaten geschützt zu wissen. Am 4. Januar 1846 langte zu Galveston die Nachricht an, daß diesem Wunsche gewillfahret sei, und Texas bildet nun einen Staat der Union, hat seinen je auf zwei Jahre selbstgewählten Gouverneur, seinen Senat und seine Repräsentantenkammer, welche jährlich jetzt zu Austin einmal zusammentritt. Schwurgerichte, Friedensrichter, Wettrennen, Wahlumtriebe und großsprecherische Candidaten, das Alles findet sich nun hier wieder, wie sonst nur irgendwo bei Bruder Jonathan! — Die Stadt Galveston gewährt seitdem mit jedem Jahre nun ein anderes Bild. Unser Römer beschreibt sie als eine Stadt von 5000 Einwohnern, worin schon fünf Kirchen verschiedener Nationalitäten stehen; doch ist Alles so leicht von Holz gebaut, daß man unter Marktbuden zu wandeln glaubt. Pflaster kennt man nicht; Läden von der Eleganz derer zu Leipzig und Berlin sind zu finden, Schenklocale und Speisehäuser wie in Neu-York für alle Nationen. Fast aber hat schon der Deutsche dem Amerikaner den Rang abgelaufen; denn deutsche Sprache gilt hier neben der englischen. Immer freundlicher wird Feige, Granate und Orange auf dieser, kaum wenige Fuß aus dem Meere herausschwellenden Insel zur Zier der Wohnungen benutzt, und da das Klima hier am offenen Meere gesunder ist, als im Innern und an der Küste, so siedelt sich gern Jeder an. Seebäder erquicken bei der Hitze; ein fester Strand bietet einen schönen Spaziergang am Abend. Man erblickt in dem vom Meere her aufgespülten Sandwall noch den Baumwollenbaum vom Mississippi her durch den Strudel des

Golfstromes hier begraben, und Arme sammeln wohl Treibholz hier. Dem Lande zu ist die Insel mit Gras bewachsen und das Ufer mehr schlammig, Alles aber nackt und baumlos. Hirsche wollen Einige hier gesehen haben; unser Führer sah nur den Pelican mit seinen Genossen, Sandkrebs und gehörnte Eidechsen. Die Wirkung der sogenannten Northerns oder Nordweststürme, welche oft drei Tage andauern, sich steigernd bis zur Wuth und wieder allmählig abnehmend, verspürt man auch bis hierher; denn für ganz Texas gilt das Wort: „Wenn es bei uns kalt ist, so friert es; wenn's warm ist, so glühet es; wenn's regnet, so schüttet es." Man empfindet die Kälte um so mehr, als oft am Mittag noch 18 bis 20° Wärme selbst im Januar im Freien zu speisen erlaubt, und schon am Abend bringt der Nordwest nur 6° Wärme bis zu 3° Kälte. Dieser Wechsel wird für den Ankömmling um so empfindlicher, als er nirgends Oefen findet, und statt der Betten sich mit seiner Decke hier begnügen muß. Man rühmt gewöhnlich ohne Weiteres das Klima von Texas; indeß mag es auch vom März bis November meist heiterer Himmel sein, diese bösen Northerns rasen vom Anfang December bis Ausgang April und treten oft unerwartet ohne weiteres Anzeichen nach ganz warmen Tagen so plötzlich ein, daß Alles diesen Feind hier fürchtet. Der Fuhrmann muß ausspannen, wenn der Nordwest kommt mit seinem Regen oder Hagel; die Heerden suchen Zuflucht im Gehölz; dem Gärtner wird die edle Frucht verkümmert oder gar zerstört; der Anbauer muß die Wohnung suchen, die meist im Innern wenig freundlich ist, weil alles Leben sonst draußen in der Gallerie an der Südseite vor sich geht. Und freilich vertreibt dieser Wind zugleich das böse gelbe Fieber, so daß Reisende unter seinem Schutze glücklich Houston, den Todtenhof von Texas und andere südliche Städte passiren; allein das kalte Fieber, »fever« und »ague«, der Wechsel von Hitze und Frost, der fast bei Jedem und überall sich einstellt, und auch jene Geschwüre an den Füßen, von denen noch Niemand verschont blieb, der längere Zeit in Texas weilte, scheint besonders diesem Wechsel von trockener Hitze und feuchter Kälte zugeschrieben werden zu müssen. — Galveston selbst liegt so niedrig, daß man zur Zeit der Springfluthen mit Kähnen in-

den Straßen fahren muß, und hat sonst Nichts, was interessiren könnte. Dampfschiffe gehen von hier nach allen Richtungen; nach Neu-Orleans natürlich am meisten, sonst aber auch den Trinity hinauf und mehr nordwestlich nach Houston oder zu den westlichen Häfen. Daß hier Alles zum Verkauf gestellt ist, die feinsten Stoffe bis zum ärmlichsten Trödel, daß hier ein beständiges Kommen und Gehen der verschiedensten Menschen ist, daß Sitte und Unsitte, Gut und Bös hier nebeneinander gefunden wird, mag Jeder selber schließen.

Wir fahren nun mit dem Dampfboote weiter nach Houston. In einiger Entfernung finden wir die Bai fast geschlossen durch eine Sandbank, die sich quer über unsern Weg lagert, bald mehr, bald weniger über oder unter dem Wasser hinlaufend. Weiterhin ragt vom Lande eine Halbinsel in die Bai hinein und dahinter erscheint ein schöner Wald am Ufer entlang. Dort liegt Neu-Washington, ein stolzer Name für eine einzige Ansiedelung, vor der die Rinder weiden auf der öden Grasfläche am 12. Januar, während die Umgegend von dem Geschrei der unzähligen Seevögel erfüllt ist, unter denen neben Enten, Gänsen, Pelicanen und Tauchern auch ganze Reihen weißer Schwäne sich finden. Zur Rechten fährt der Farmer hin zum Trinity, dem einzigen Flusse von Texas, der weit stromaufwärts wie der Missisippi zu befahren ist. Wir aber steuern nordwärts der Mündung des Jacinto entgegen und erinnern uns, daß dieser Fluß von jenen freundlichen Prärien umgeben ist, welche die Feder des Verfassers der „transatlantischen Reisen" so höchst reizend und verführerisch beschrieben hat, daß mancher dadurch versucht sein mag, in diesem Lande in der That das Paradies zu suchen, zumal, wenn er erfährt, daß der Name „Texas" durch „Paradis" zu übersetzen ist, obwohl derselbe nicht ein Paradies nach unsern Begriffen, sondern nur paradiesische Jagdgründe nach den Begriffen der Indianer bezeichnet. Von der Jacintomündung fahren wir westwärts in den tief eingeschnittenen Bayou ein, ein langsam fließendes schmales Becken, dessen ganze Breite zuweilen das Dampfschiff einnimmt. Wir können hie und da vom Deck herab mit den Händen die herabhängenden Baumzweige erreichen, und sehen hier die Magnolie,

die weiter nördlich nicht zu finden ist. In wenig Stunden erreichen wir Houston. Das 30 bis 40 Fuß hohe Ufer ist behufs der Auffahrt etwas abgeschrägt; oben stehen einige Waarenschuppen, und Neger halten schon mit ihren Karren, um uns ihren Gasthofsbesitzern zuzuführen. Obgleich ein Damm an der Seite der rechtwinklich sich durchschneidenden Straßen für den Fußgänger aufgeworfen ist, so hat er doch an den Durchschnittspunkten tiefen Koth zu durchwaten. Die hölzernen Häuser erfreuen so wenig als die Umgebung; denn dieser Stapelplatz für den Norden und Westen läßt fast nach allen Seiten hin nur offene Prärie sehen und mancher kehrte schon bei diesem Anblick schnell nach Galveston zurück, weil er von der Umgebung dieser Stadt auf die Beschaffenheit des ganzen Landes schloß. Hier erblickte man sonst die verrufenen Galgenphysiognomien texanischer Abenteurer; jetzt ist das anders. Wohl sieht man noch die verschiedensten abenteuerlichen Trachten, daneben aber auch den Gentleman in seinem schwarzen Frack, und der Wirth weiß in der Wahl der Zimmer schon diesen wohl zu unterscheiden vom Farmer in dem groben Wollenrock. Houston ist nach Galveston die zweite Stadt des Landes und mag jetzt mehr als 3000 Einwohner zählen. Wir haben Alles gesagt, wenn wir sie als den eigentlichen Producten-Markt des Landes bezeichnen; es gilt zu prahlen, zu markten, zu genießen, und darnach mag man das Weitere beurtheilen; von dem, was Kunst und edle Sitte fordert, ist noch nicht zu reden.

Unser Führer wollte nach Neu-Braunfels. Statt der sonst üblichen Ochsen hatte man die beiden Wagen, welche die Sachen der kleinen Gesellschaft führten, je mit vier tüchtigen Pferden bespannt. Nur im Schritt bewegten die tief einsinkenden Wagen sich fort; es war am 23. Januar, und lange schon hatte man Regenwetter gehabt. Darnach sind die Mühseligkeiten dieser Reise zu beurtheilen. Eine Entfernung von etwa 50 deutschen Meilen, welche die jetzt eingerichtete Post in 3½, der Reiter in etwa 7 Tagen zurücklegt, kostete der Gesellschaft fast 17 Tage.

In der verrufenen Houstonprärie westlich bis zum Brazos finden sich an einzelnen Stellen niedrige Sandbänke mit Fichten

bestanden; hier nehmen die Frachtwagen gewöhnlich ihr Nachtquartier. Solch ein Fichtenplatz (piney point) liegt gleich 9 englische Meilen (nach solchen rechnet man überall im Lande) von Houston und dort traf man schon andere Wagen, welche die Ochsen, je vier Joch zu einem Wagen mit 3000 Pfd. Ladung gehörig, in der Nähe weiden ließen. — Kaffee, Speck, Maisbrot sind die stets wiederkehrenden Bestandtheile einer texanischen Mahlzeit; die Butterbereitung kostet meist zu viel Mühe, daher diese nur seltener zu haben ist, und dann kosten drei bis vier Pfd. etwa einen Dollar. Weizenbrote gehören zu den Seltenheiten, Roggen fehlt ganz im texanischen Preis-Courant; auch Hafer und Gerste sind Seltenheiten und Esau möchte hier vielfach vergeblich nach seinem Lieblingsgerichte fragen. Das Alles muß hier der Mais vertreten. Aus seiner Frucht, die man auch gebraten vor der völligen Reife genießt, macht man für die Reise sogenannte „Tortillas" dünne, stark mit Zucker versetzte Kuchen, welche anfangs fade schmecken, darnach aber recht gut munden sollen und wie Schiffszwieback dauern; Brot, Eierkuchen, Klöße und dergl. Alles ist hier von Mais. Für einen Dollar erhält man 100 Kolben oder einen Bushel für gewöhniglich. Doch bestimmt, wie bei uns der Roggen, die Maisernte eigentlich stets den Werth des Geldes. Die Mühe der Heuernte übernimmt noch Niemand; doch trocknet man die vor der völligen Reife des Kolbens abgepflückten Blätter, um sie als „Fodder" (Futter) für die Pferde in den Farmen oder Wirthshäusern hie und da auch käuflich bereit zu haben. Auch die Kartoffel wächst hier nicht; man hat statt deren die Batate, ein süßliches Knollengewächs, welches ihr an Lieblichkeit im Geschmack nicht gleich kommt. Hühner hat man lieber zum Legen als zum Braten; denn das Schock Eier kostet wieder einen Dollar und darüber, wo es eben noch zu haben ist, und so beschränkt sich jede Mahlzeit meist auf die genannten Gegenstände, wenn nicht ein Fisch, ein Hirsch, ein Puter oder ein Stückfr isch geschlachteten Rindfleisches einige Abwechselung hineinbringt, der Bärenschinken und sonstiger Raritäten nicht zu gedenken, die manchen nie zu sehen bekommt. —

Der Weg nach Felipe führt nun eigentlich in nordwest-

licher Richtung über den Bayou. Houston liegt schon 60 Fuß über dem Meere, und hier beginnt das Land nun allmählig weiter nordwärts sich zu erheben; der Boden ist meist sandig-trockener Natur dorthin. Unsere Reisenden aber fürchteten, den angeschwollenen Bayou nicht passiren zu können, und zogen nach dem Kompaß gerade westwärts zum Brazos. Nur in weiten Abständen hatten sie anfangs längs des Bayou lichte Flecken Eichenwaldung und weit von einander einzelne Farmen erblickt, hatten dann, westwärts querfeldein ziehend, im Freien eine traurige Regennacht ohne Abendessen zugebracht und erst am folgenden Morgen auf einer Erhöhung sich wieder gestärkt. Aus der Ferne sahen sie endlich die Uferwaldung des Brazos und trafen vor derselben eine Farm, wozu ein sechzig Neger gehörten, deren unbehauene Blockhäuser hinter dem einstöckigen Herrenhause mit breiter Gallerie im Walde halb verborgen waren. Hier kauften sie „Fodder" und zogen dann nordwärts längs des Waldsaumes über die flachen sandig-trockenen Anschwellungen und weiter durch ein angenehmes Hügelland, indem die offene Prärie ihnen zur Rechten blieb, während je 3 bis 4 Meilen von einander auf den Anhöhen unter den jetzt entlaubten Bäumen Farmen sichtbar wurden. In Texas bleibt nämlich außer der Fichte nur noch die Lebenseiche immer grün, welche mit ihrem dunkelgrünen glänzenden Laube, in Gruppen von fünf bis sechs zusammenstehend, der schönste und nützlichste Baum des Landes ist, indem er für den Schiffbau wichtig ist. Lange Silberbärte des sogenannten spanischen Mooses, der Tillandsien, hängen von seinen Zweigen tief auf die Erde herab um den knorrigen Stamm und geben dem Baume ein so ehrwürdiges Ansehen, daß er mit Recht der Patriarch unter den Bäumen hier genannt werden kann, während er sonst an Wuchs und Größe keineswegs unsern deutschen Eichen zu vergleichen ist. Die Pfosteneiche ist dagegen nur unsern sechzig- bis achtzigjährigen Eichenbeständen zu vergleichen und bildet glatte dünne Stämme, welche sich leicht spalten lassen und dann in Längen von 10 bis 12 Fuß zu sogenannten „Fenzen" oder Zäunen über einander gelegt werden. So weit das Moos der ersteren reicht, ist Fiebergegend; die letztere verräth meist Kies-

und Feuersteingerölle als Untergrund. — Die übrigen Vertreter der texanischen Baumwelt fand man darauf an dem Bottom des Brazos zusammengedrängt, den man jetzt auf dem gebahnten Wege von Houston nach Felipe zu durchziehen dachte. Sieben Meilen ist der Bottom breit; man übernachtete vor der Waldung, um sie darnach wo möglich in einem Tage zu passiren. Der Weg war aber so unendlich schlecht, daß man wohl zwanzigmal stecken blieb, die Zugkraft beider Wagen vereinigen mußte, um wieder los zu kommen, und fünfmal auf- und abzuladen hatte. Unter dem Schatten der mächtigen Bäume trocknet der oft um den niedergestürzten Stamm herumgeführte Weg fast nie ganz aus, und doch wird es fast zur Unmöglichkeit zu lichten und diese Stämme fortzuschaffen, daher es auch so schwer ist, hier Pflanzungen zu gründen, die übrigens meist unterhalb St. Felipe gefunden werden. Mächtige Stämme der Sycamore oder Platane, mehrere Wallnuß- und Eichenarten, Pappel oder Baumwollenholz (cotton wood), Ulme und Hackberrybaum sind hier durch die Ankertaue der wilden Rebe mit herben blauen Trauben, durch windenden Sumach und Bignonie zu einem Ganzen verbunden, welches das lange Moos der Tillandsien neben der rothen Blüthe der Bignonie schön decorirt, während an andern Stellen auch wohl die tellergroßen Blüthen der Magnolie und das Grün der Cypresse die Mannigfaltigkeit vermehren. Der Bottom selber liegt fast ganz auf der Ostseite des Flusses, der seine gelben schlammigen Fluthen nahe dem rechten Ufer dahinwälzt. Dies ist bedeutend höher als das linke, vielleicht 50 bis 60 Fuß hoch. Man hatte erst am folgenden Tage den Fluß selbst erreicht, der hier die Breite der Werra oder Sieg haben mag, ihn vermöge der bestehenden Fähre überschritten, eine schwierige Auffahrt gehabt und endlich in fünf bis sechs elenden Hütten, wounter indeß „Store" (Waarenlager) und Schenke nicht fehlten, die Reste der Stadt Felipe oben am Ufer erreicht. Ungesunde Lage verhindert durchaus das Aufblühen dieses Ortes, nachdem er früher schon 600 Einwohner zählte, im Kriege aber niedergebrannt ist. Gleich hinter Felipe trat man wieder in offene Prärie und zog dann lange ununterbrochen durch Eichwald; der Boden war meist jenes unfruchtbare Feuer-

steingerölle oder verkohltes Holz, auch röthlicher Sand mit Körnern von braunem Eisenoxyd. Bevor man jedoch Columbus am Colorado erreichte, hatte man zunächst noch eine sumpfige Strecke schon vor der Bottomwaldung, dann diese selbst zu durchschneiden, welche jedoch nur anderthalb englische Meilen breit ist und ebenfalls ostwärts des Flusses liegend, der in tiefem Bette reißend die gelben schlammigen Fluthen dahinführt, von der des Brazos nur durch das höhere Rohrdickicht unterschieden war. Auch diesen Fluß passirte man mittelst der Fähre, da er die Breite der Weser hat. Auf dem 30 Fuß hohen Ufer lag Columbus; lieblich im Schatten alter Lebenseichen zerstreut, lagen die Holzhäuser der 18 bis 20 Familien, die hier gerade ein Wettrennen abhielten. — Auch hier trat man, nach Gonzales weiterreisend, gleich wieder in offene Prärie und hatte wieder Pfosteneichenwaldung auf mehrere Meilen. Es bilden nämlich gerade hier im mittleren Texas jene Ablagerungen von Kies und Sand oft breite Gürtel, welche steril erscheinen würden, wenn nicht der Eichenwald sie zierte, der übrigens höchstens einige Wallnußbäume in sich aufnimmt, sonst aber frei von jeglichem Unterholz ist. Der Wolf in verschiedenen Färbungen und der Panther »painter« oder Cuguar sind hier zu finden. — Immer höher schwillt gegen die Mitte des Weges das Land an in Wellen oder flachen Hügeln; ein schmaler Holzstreifen unterbricht die Prärie und verräth die Quelle eines Flusses, Rudel von 20 bis 50, selten von mehr als 100 Hirschen lassen sich sehen; der Weg ist nur eine halbverwischte Wagenspur mit dem Kompaß ausgelegt, stets in derselben Richtung. Endlich gelangt man auf zwei Drittel des Weges an den Fuß der „Big hills", welches die bedeutendste Erhebung im mittleren Texas ist, kahle Höhen, von denen der Blick nach Westen und Süden ein niedriges Waldland überschaut, während nordwestwärts die ersten Berge mit schärfer geschnittenen Umrissen am Horizont erscheinen. Mehrere Meilen weit führt der Weg gerade auf dem Scheitel dieser Erhebung fort, dann senkt er sich in Eichwald und fällt bald in die stark befahrene Straße von La Grange, welches wenig nördlich von Columbus gelegen ist und bedeutend im Aufblühen begriffen ist. Hier erst trifft man wieder mensch-

liche Wohnungen, die bald hinter Columbus nicht mehr gesehen wurden. Der Peach Creek oder Pfirsichbach, der sonst wohl 20 bis 30 Fuß tief sein mag, hatte fast kein Wasser; Gonzales selbst, 30 bis 40 elende Häuser, liegt zwischen ihm und der Guadalupe, deren schmaler niedriger Waldsaum in einiger Entfernung sichtbar wurde. Der Pfirsichbaum und eine staudenartige Kastanie ward schon blühend gefunden; denn schon am 27. Januar hatte man ein Gewitter und Platzregen gehabt, und heut war der 3. Februar. — Der Weg führte nun am rechten Ufer der Guadalupe aufwärts theils durch die Thalsohle, theils durch niedrige Kies- und Sandhügel. Der St. Marks, hier träg und schlammig, kaum 20 Schritt breit, oberhalb schön und klar, wurde auf einer Fähre überschritten. Ein früherer Farmer beherbergte unsere Reisenden. Der Gebrauch des Flaschenkürbiß als Eimer, blecherne Waschbecken, unbequeme Stühle, ein angespanntes Kalbfell über Schemelbeinen, Betten für zwei oder drei und mehr der Gäste gleich eingerichtet, Thee, Kaffee, Mais, Speck zum Abend wie zum Frühstück — und dafür 1 bis 1¹/₄ Dollar Zahlung — so fand man's hier und so ist's ähnlich anderswo. Vor Seguin ist die Gegend noch waldig, dann aber sieht man in der offenen Prärie nur den schmalen Waldstreifen der Guadalupe und befindet sich an der Fähre von Neu-Braunfels!

Diese Stadt ist der Hauptsitz der deutschen Bevölkerung. Sie liegt auf einer baumlosen Ebene von anderthalb Meilen Länge und dreifach schmalerer Breite und hat ostwärts die Aussicht auf den schmalen Waldstreifen der Guadalupe, die auf felsigem Bette in einer Breite von dreißig Schritten ihr klares tiefes Wasser stürmisch dahintreibt. Im Süden steigen sanft die Hügel auf, und aus dem Westen führt der schöner bewaldete Comal-Creek, verstärkt durch die ganz nahen Quellen des Comal-Spring, welche am Fuß des in nordöstlicher Richtung hinziehenden steilen Bergabhanges mächtig hervorbrechen, der Guadalupe eine gleiche Wassermasse zu. Die Gegend ist wie verändert gegen früher; die Wasser sind klar wie Alpenbäche, man sieht den Alligator wie den Fisch auf tiefstem Grunde; die sanften flachen Hügel haben aufgehört, die schroffe Felswand

steigt zu 400 Fuß im Norden auf; die rothe Ceder der Amerikaner krönt oder bekleidet mit dunklem Grün der Olive die nördlichen Gebirge; Kalksteinfelsen entlassen Quellen aus lieblich eingefaßten Becken, wo Ceder und Fächerpalme mit der Lebenseiche sich malerisch zusammenfinden, stark genug, schon im Entstehen Mühlen zu treiben; denn 2 bis 3 Fuß tief und 40 Fuß breit ist eins derselben und fünf ähnliche sind in der Nähe. Hohe Cypressen bis zum Durchmesser von 10 Fuß bezeichnen den Lauf des Flusses unterhalb der Stadt und steigen oberhalb zu den Bergen unter die meist nur bis 25 Fuß hohen und 18 Zoll starken Cedern hinauf; die Geschlechter des Cactus deuten schon auf die Nähe Mexicos und daneben steht mit violetten Blüthentrauben und glänzenden Blättern bis 8 Fuß hoch als eine der größten Zierden von Texas Dermatophyllum speciosum (lignum vitae)! Inmitten dieser Umgebung hat der Deutsche sich angesiedelt; von hier aus wollen wir mit unserm Führer dieselbe näher betrachten. — Neu-Braunfels selbst ist eigentlich nur durch die Noth entstanden. Das eigentliche Besitzthum der Deutschen liegt weiter nördlich auf den Bergen am Colorado. Die Vorsteher des Mainzer Vereins für deutsche Auswanderer begriffen, daß dieses Land zu entlegen sei für die erste Beschaffung der Lebensmittel für viele Tausende; so erwarben sie dieses Plätzchen und theilten hier Jedem zunächst einige Morgen Landes zu, welche schnell eingefenzt und mit Mais bestellt wurden, während nach der Straße zu die Häuser oder Holzhütten je nach der Kraft des Besitzers errichtet wurden. Männer aus allen Gauen Deutschlands haben sich hier zusammengefunden und suchen einander das zu ersetzen, was sie im Vaterlande verlassen haben und jetzt erst entbehren. Männer aus Berlin, Breslau, Frankfurt, vom Rhein und von der Weser, von der Oder und Elbe, vom Neckar, von der Leine und weiter her vom Süden und vom Osten, Gelehrte und Handwerker, Bürger und Adel — kurz alle Elemente unseres Vaterlandes finden wir dort wieder. Schon zählt die Stadt über 2000 Einwohner, während andere 2000 nördlich in Friedrichsburg von hier aus angesiedelt sind. Das Jahr 1846 ist eins der verhängnißvollsten gewesen für deutsche Ansiedler. Nahe an 3000 derselben waren im Früh-

jahr angelangt; es fehlte dem Verein an Geld und somit an Beförderungsmitteln. Von Galveston aus hatte man sie eingeschifft bis zur Lavacca-Bai nach Karlshafen an der untern Guadalupe. Im Innern hätte man sie nicht verpflegen können; so mußten sie hier bleiben an der baum- und wasserlosen sandigen Küste. Dann kam die tropische Hitze, mit ihr die Krankheit. Krieg mit Mexico nahm die Transportmittel in Anspruch; man mußte zu den schwerfälligen Ochsenwagen seine Zuflucht nehmen, und so geschah es, daß auf der mehrwöchentlichen Reise überall Gräber den Weg längs der Guadalupe bezeichneten. Tausend starben, andere kehrten um, viele zerstreuten sich oder nahmen Kriegsdienste; von 4000 wurden in diesem Jahre nur 1200 wirklich angesiedelt. Von diesen gingen Viele nach Friedrichsburg, welches in waldreicher Gegend am Piedernales (Feuersteinfluß) 90 Meilen nordwärts gelegen ist, und erst von hier aus wird die Ansiedelung am San Sabaflusse später gedeihen können, wenn nicht die engen Thäler, Nähe der Indianer, die leicht den geschlossenen Frieden wieder brechen können, und endlich Entfernung von der Meeresküste und mühsame Wege dahin, dieselbe unmöglich machen. Unser Führer machte dorthin die Expedition im Frühjahr 1847, wohnte dem Friedensvertrage mit dem Comanches bei, sah das alte spanische Fort, welches in seiner Umgebung keine Spur des Anbaus verrieth und längst verlassen ist, und wenn auch hie und da ein fruchtbares Gelände gefunden ward, das Ganze ist mehr eine Hochprärie für Büffel und Indianer, in welcher der Mezquite nur oasenartig gefunden wird, während die Pfosteneiche meist den kiesigen Boden verräth. Hie und da erschien die Weide an kleinen Bächen, die in Texas selten vorkommt, seltener auch die Pecannuß in den Thälern. Sandstein, rother Granit, Kalk und Feuersteingerölle wechselten; Bären, Büffel, Wölfe, Marder, Stunkthier, Eichkätzchen oder auch der Präriehund waren die Bewohner dieser Bergwüsten; seltener fand sich das Opossum und die Zibethkatze. Bergzüge fehlten, nur Hügel waren hie und da, doch selten; dagegen mußte man bis 150 Fuß hoch aus den Thälern aufsteigen zu den Rändern derselben. Nachdem, was man von den Surveyors, den Feldmessern,

welche wohl bewaffnet weit ins Gebiet der Indianer ziehen, um anbaufähiges Land zu suchen, erfahren hatte, ist überall bis westwärts zum Rio Grande oder Norte der Kalkstein herrschend und entspringen die Flüsse meist alle im Niveau dieser großen weiten Mezquite-Prärien. — Uebrigens sah man wenig Büffel, erfuhr oft die Unannehmlichkeit des eisigen Nordwindes im Februar und lernte hier eine Art Sumach kennen, dessen lederartige, gefiederte, immergrüne Blätter von den Indianern als Tabak benutzt werden. Für Friedrichsburg im weiten Thale des Piedernales, wo viele Eichenwaldung ist, hegt man bessere Hoffnungen, obschon die erste Maisernte nur schlecht gerathen war.

Eine zweite Ausflucht machte unser Führer über Gonzales nach La Grange und weiter östlich zu den benachbarten Orten zwischen Colorado und Brazos. La Grange beschreibt er als einen lieblichen Ort mit weiß angestrichenen Häusern anmuthig gelegen mit 500 Einwohnern. Auf dem Wege dahin, zunächst durch sandige Hügel und große Pfosteneichenwaldung, die erst 12 Meilen von La Grange in offene Prärie übergeht mit zerstreuten Gruppen von Lebenseichen und andern Bäumen, trifft man die Bucknersheights, Höhen von 3 bis 400 Fuß hoch, welche nördlich und östlich steil abfallen; Ansiedlungen sind sehr vereinzelt. Jenseits La Grange bildet die Gegend bis Felipe ein charakterloses Hügelland, in welchem wieder Eichwald und Prärie unregelmäßig wechselt. Hier fehlen Cactus und Mezquite; auch die Yucca mit seidenartigen Fäden zwischen den Blättern und einem hohen Büschel weißer Lilien, eine Zier des Westens, ist nicht mehr hier. Nichts erinnert an ein Tropenland, man glaubt, im Bergischen am Rhein zu sein. Trotzdem haben gerade hier viel Deutsche um Industry herum sich angesiedelt, weil die Seeküste näher und Bauholz reichlicher ist als im Westen. — Die am Jacinto in den herrlichen Blumenprärien von Astern, Georginen, Tuberosen und dergleichen vorkommende Erscheinung, daß zahllose Leuchtkäfer, welche die Luft durchschwirren, einen wahrhaft sinnverwirrenden Feuerregen hervorbringen, fand unser Führer zu Anfang Juni hier bestätigt. Gewitter, welche lange am Himmel standen, dann oft mit Hagel untermischt in furchtbaren Strömen Nachmittags sich entluden,

wie aber die Temperatur unter 18° herabdrückten, wurden immer häufiger, nachdem sie schon im Mai gewöhnlich zur Nachtzeit dagewesen waren. Die Northerns hatten im April nur seltener noch geweht; Gewitter aber traten mit der zweiten Hälfte des Juni nun fast täglich ein. Ueberhaupt steigerte sich die Temperatur um Mittag oft von 24 bis 30° und waren Abends und Morgens etwa 19 bis 22° Wärme, doch war die Hitze der Art, daß sie in den Nächten nie schlafstörend wirkte. Wer aber um Mittag ohne Kopfbedeckung sein würde oder gar in der Hitze arbeiten wollte, der würde sicherlich bald vom Sonnenstich getroffen oder sonst erkranken. Denn nur der Wilde allein vermag die Sonnengluth zu ertragen; er ist stets ohne Kopfbedeckung und daran schon von weitem zu erkennen.

Der Weg von Industry über Bastrop nach Austin in nordwestlicher Richtung zeigt uns wieder einen auffallend sterilen Kiesboden, doch findet sich hier statt der Pfosteneiche oft die gelbe Kiefer, welche abwechselnd mit ihr im mittleren Texas größere Strecken bewaldet; auch findet sich auffallenderweise an mehreren kleinen zum Colorado hin abfließenden Bächen hier die hohe Pappel mit Schlingreben umgeben. Bei Bastrop baut man Hafer für Rennpferde; denn Wettrennen haben auch hier in Texas schon manchen Mann zu Grunde gerichtet. Sonst findet man nur Maisfelder überall, zuweilen 100 Acres oder 170 Magdeburger Morgen groß; denn Bastrop liegt auf einer mit Mezquite-Gebüsch bewachsenen Ebene und wo Mezquite oder Muskeet wächst, gedeihet auch der Mais. — Austin ward 1839 gegründet, um die Indianer zu bändigen und liegt so lieblich zwischen Fluß und Hügeln, welche Lebenseichen krönen, daß es nächst Bejar und Neu-Braunfels, die schönste Stadt im mittlern Texas ist. Sitz des Congresses, gleicht es nach dessen Auflösung einem verlassenen Badeorte; doch gewähren die zwei Meilen nordwärts bis 800 Fuß ansteigenden Bergkuppen mit scharf geschnittenen Formen und dichter Cederwaldung an den Abhängen stets einen herrlichen Anblick. — Südlich von hier zum St. Marcks begegnet man der eigenthümlichen Erscheinung, daß die Prärie mehrere Meilen weit viele kleine Einsenkungen von je 5 bis 6 Fuß Durchmesser zeigt. Unerklärt wiederholt sich

dieselbe auch sonst noch, man nennt sie hog wallow oder Schweinewälzungs-Prärien. Musquitos und eine Schaar heulender Präriewölfe, die aber ganz ungefährlich sind, störten hier einmal die Nachtruhe; eine Heerde Mustangs, von einem weißen Hengste geführt, ward von der Tränke verscheucht. Der Fluß selbst gleicht in seinen Quellbecken und Wassern ganz dem Comalspring.

Wendet man sich auf der sogenannten old Presidio road, der alten spanischen Militärstraße, einer Straße, welche vom Rio Grande in nordöstlicher Richtung bis Nacogdoches jenseits des Trinity mit dem Kompaß ausgelegt ist und meist nur die besten Flußübergänge als bloße Wegerichtung mit einander verbindet, von Bastrop aus weiter nördlich, so trifft man hinter Sandhügeln von 100 bis 150 Fuß Höhe zunächst breite Kiefernwaldung, dann Eichenwald auf besserm Boden und endlich kleine Prärien in der Nähe des Yegua-Flusses, an dessen Bottom die nächtlichen Plagegeister der Musquitos wieder erscheinen. Funfzehn Meilen diesseits Caldwell tritt man in die weite Antonio-Prärie, an deren Rändern einzelne Farmen, die ersten von Bastrop her, sichtbar werden. In Caldwell selbst, welches etwa 40 Häuser zählt, war ein Baptistenmeeting, wozu die Theilnehmer in allen Trachten von weit und breit mit Weib und Kind sich zusammengefunden hatten; denn diese dreitägigen Meetings sind eigentlich nur Volksfeste, welche einigermaßen den Mangel geselligen Umganges ersetzen müssen. Bis zum Brazos findet sich wieder offene Prärie mit einzelnen Eichengruppen; der Fluß selbst aber hat hier ein enges abschüssiges Uferbette, an welchem bläulicher Thon und Brauneisenstein zu Tage tritt. Verläßt man nun die Presidio-Straße jenseits des Brazos, wo ebenfalls meist offene Prärie mit Eichengruppen den Charakter der Gegend bezeichnet, so trifft man zwei Meilen nördlich der Straße Wheelocks Settlement (Niederlassung) auf einem Hügel, der weit und breit die Aussicht beherrscht. Südwärts findet sich hier noch eine Niederlassung von etwa zwölf Häusern auf 20 Meilen entfernt, nordwärts aber nähert man sich mehr und mehr dem Gebiete der Indianer. Die Gegend wird einförmiger durch die ermüdende Eichenwaldung; träge schlam-

mige Bäche, welche fast versiegen, lassen auf dem schwarzen Uferboden die letzten Ansiedelungen am obern Brazos sehen, wo man den Musquitos nur entgeht durch nächtliches Verweilen auf dem Dache, da diese Thiere nur meist niedriger sich halten. Geht man von hier, von Bucksnort, über höhere Hügel weiter nördlich stromaufwärts, so öffnet sich die weite Prärie mit zerstreuten Muskeetbäumen, mit denen nur zuweilen lichte Eichenwaldung wechselt, während die Uferwaldung des Brazos meilenweit im Westen sichtbar ist, und man erreicht die sechs bis sieben Blockhäuser, welche unter dem Namen Torreys Trading-house (Handelshaus) von der Regierung bevorrechtet sind, einen Waarenverkehr mit den Indianern zu treiben. Dieser Handelsposten liegt gewissermaaßen an der Grenze der weiten Büffelprärien, welche durch die Croß Timbers und jene bis zum Rio Grande ziehende sogenannte Sierra de Tejas vom angebauten Lande abgeschnitten werden. Hierher bringen nun jene halbwilden Indianerstämme, welche mit den Vereinigten Staaten in Frieden leben und als solche auch in Neu-Braunfels oder Antonio de Bejar ihre Besuche abstatten, wenn sie einmal dorthin zur Hirschjagd in die nahen Thäler wandern, Hirschhäute und Büffelfelle, die man zu Wagendecken braucht, und empfangen dagegen wollene Decken, gedruckte Kattune zu Hemden, dicken Messingdrath zu Arm- und Beinringen, Messer, Glas, Perlen, Pulver, Blei, Tabak und dergleichen. Mehr aber bedeutet oft der Eintausch von Maulthieren, und unser Führer, der diesen Ort und weiter nördlich noch ein Indianerdorf besuchte am Fuße der Croß Timbers, bezeugt, daß 50 Maulthiere in seiner Gegenwart hier eingehandelt wurden, wobei zugleich ein mejicanischer Knabe für 120 Dollars losgekauft ward, während ein anderer lieber bei den Wilden bleiben wollte. Es berührt sich hier Civilisation und Barbarei in gleicher Weise wie am untern Canadian. Allmählig wird der Indianer in der Nähe solcher Handelsposten civilisirter, wie schon die Caddoes, Pawnees(is), Chippeways und Lipans nur halbwild noch sind; er baut das Feld, gerbt und bemalt seine Häute, er freuet sich der Kleidung, die modisch seine Blöße deckt, und trägt schon jetzt des Präsidenten Brustbild in kupferner Medaille fußgroßen Umfanges

stolz auf seiner Brust, weil die zwei fest verschlungenen Friedenshände auf der andern Seite ihm bezeugen, daß er nicht mehr wie andere seiner Brüder am bloßen Mord Gefallen hat. Immer seltener werden daher auch in Texas Räubereien Seitens der Indianer, und seitdem vollends zu Antonio und bei Austin Compagnien sogenannter Rangers, d. h. herumstreifender Soldaten, aufgestellt sind, welche die wilderen Stämme der Comanchen, Kiawas und andere weit hinein in die Prärie verfolgen, ist eine Ermordung durch Indianer in der Nähe der Presidiostraße, wie sie noch im October 1845 auf dem Wege von Austin nach Neu-Braunfels am Hauptmann Wrede und Lieutenant Claren aus Braunschweig geschah, fortan fast zur Unmöglichkeit geworden.

Unsern edlen Führer zwang von hier ein anderer Feind zurück. Als er eben die schärfer geschnittenen Bergformen und das enge Thal des Brazos mit seinen weißen Kreideufern da geschauet hatte, wo er die Grenzmauer der Prärien durchbricht, wurde auch er von der Krankheit ergriffen, die hier fast Niemand ganz verschont. Jenes Anschwellen und Schwären der Füße, was jeder Fremdling hier erfahren muß, hatte ihn verschont, obgleich er nun schon fast acht Monate im Lande war. Allein die Augen wurden gelb, Fieberhitze ergriff ihn, Kopfschmerz und Uebelkeit stellte sich ein; zehn Tage lang glaubte er den nächsten Tag nicht mehr zu sehen. Jedoch die Nothwendigkeit zwang zur Abreise und die Reise stärkte ihn zusehends. Er sah die Stromschnellen des Brazos, die sogenannten Fälle, wo der Fluß ohne Gefahr zu durchreiten ist; kam auf dem directen Wege nach Austin über ein fast baumloses, hochliegendes, sanftwelliges Land mit krystallhellen Bächen in Kreidemergelbetten und traf hier auf drei Tagereisen weit nur ebenso viel menschliche Wohnungen, sah aber mehrere Gruppen Büffel an dem Wege und hatte endlich auf der letzten Wegstrecke vor Austin die Ansicht der hohen schönbewaldeten Bergkuppen, zwischen denen der Colorado hervorbricht, den hier Mormonen vier Meilen oberhalb der Stadt zur Anlage einer Mühle benutzt hatten. Mit dem Geständniß, daß der ganze Osten keinen Punkt aufzuweisen habe, der mit der Umgebung von Neu-Braunfels irgend einen Ver-

gleich aushalte, kehrte er hierher am 28. August zurück. — Aber nur allmählig konnte er von dem Wechselfieber wieder hergestellt werden, und erkrankte dann am 3. October so heftig an der Ruhr, daß man sein Leben wie das so Vieler schon verloren gab. Dennoch genas er und konnte am 3. November den ersten Spazierritt wieder machen. Am 11. November wohnte er darnach dem Begräbniß der Tochter eines Mannes bei, dessen Namen ich hier nennen will, weil mancher unserer Leser dem Schicksal dieses edlen deutschen Mannes wohl auch eine Thräne weiht — es ist der Klappenbach, den Lenzen kennt hier an der untern Elbe und Anclam kennt als seinen alten Bürgermeister! In 48 Stunden starb die eilfjährige Tochter. Alle beritten, geleiteten Deutsche sie zur Ruhestätte auf des Vaters eigener Besitzung am schönen Comalbach.

Wir aber wenden uns nun zum Westen hin. Zuvor jedoch bemerken wir über die Witterungsverhältnisse für Neu-Braunfels noch Folgendes: Vor Mitte September war die Temperatur wie im August täglich von zehn bis drei Uhr zwischen 26 bis 28° gewesen; in mehreren Wochen hatte es nie geregnet. Die Nächte waren im September kühler geworden, früh hatte man häufig Nebel; das Gras war dürr und gelb, die Bäume nur noch schön grün. Unerwartet früh erschien dann am 25. September der erste Nordsturm mit heftigem Platzregen, ein zweiter folgte am 3. October. Zu Anfang November waren die meisten Bäume entlaubt; die Tage waren schön und warm wie bei uns etwa Anfangs September; doch trafen Nachrichten ein, daß in Friedrichsburg von 500 Erkrankten 94 gestorben seien. Seit Mitte November waren Nordstürme während der Hälfte der Tage am Muskeetfeuer abzuwarten, dann trat am 25. der erste Frost ein, fingerdickes Eis auf den Pfützen bis 9 Uhr früh, darnach wieder 19 bis 20° Wärme und so ein fortwährendes Schwanken bis 9° Wärme herab durch die Nordstürme des Decembers. Endlich am 8. Januar Nachts wieder fingerdickes Eis und am folgenden Tage wieder 22° Wärme selbst im Schatten. — Die sechs Wochen vor dem 7. März brachte unser Führer auf der nördlichen Hochebene und den März selbst in Friedrichsburg zu. Erst am 25. März sah er die Anzeichen

des Frühlings, indem das Grün an den Abhängen hervorbrach. Vorher war kaltes regnerisches Wetter, er glaubte selbst, Schneeflocken wahrzunehmen. Auf der Hochebene hatte man in der Hälfte der Tage Nordstürme, zuweilen Nachtfrost, am Tage meist warmes heiteres Wetter gehabt. — Am 3. April reiste er nach Braunfels und von dort am 23. mit der Post über Seguin, Gonzales, La Grange und Washington (nördlich von Felipe und ebenso öde und fiebertodt wie dieses) nach Houston und weiter nach Galveston, um von dort aus am 7. Mai nach Europa zurückzukehren. Natürlich war der Frühling ihm schon überall vorangeeilt, dem gelben Fieber aber, was im Mai erst folgt, entrann er glücklich noch zur rechten Zeit. — Wir aber wenden uns nun erst von Neu-Braunfels gen Antonio de Bejar, was unser Führer früher sah als wir. Der Weg dahin führt über offene wellenförmige Prärie und läßt zur Rechten auf 10 Meilen noch den mit Cedern bewachsenen Bergabhang sehen, der auf die übrigen 20 Meilen hin sich verflacht und endlich zur niedrigen Hügelgrenze wird. Der Cibolo auf der Mitte des Weges zeigt uns die Unterlage des Landes; sein weißes Kalksteinbette hat oft kein Wasser, statt der Bottomwaldung steht der Muskeet ihm zur Seite; grüne Cedergebüsche, weiße Blüthenbündel der Yucca, rosenrothe oder schwefelgelbe Cactusblüthen verrathen, daß wir uns Mexico wieder nähern. Die einzige weiße Weintraube des Landes findet sich hier und möchte vielleicht zur Veredelung geeignet sein. Zur Ansiedelung aber fehlt das Bauholz in dem fruchtbaren Thale, obwohl sie mehr unterhalb, wo der Fluß beständiges Wasser hat, jetzt schon versucht ist. Reiher und Anhinga mit dem Schlangenhals begegnen uns; Haufen von Hirschhaaren verrathen, daß der Lipan kürzlich hier zur Jagd war; die Klapperschlange erschreckt uns nicht mehr, da solche schon zu Neu-Braunfels täglich bei der Feldarbeit getödtet ward. Wir vermissen den Puter der dichten Bottomwaldung; dagegen ist auch hier der überall gleich dem Storche bei uns geduldete Aasgeier, der turkey buzzard, die Spottdrossel, der scharlachrothe Cardinal, die lebhaft himmelblau gefärbte Grasmücke und der Colibri, der Texas sich zum Sommeraufenthalt erkor. Der Büffel ist von hier zur Hochebene

ausgewandert; dagegen begegnet uns ein plumper mexicanischer Ochsenkarren, wir glauben vor Santa Fé zu sein! — Vom Cibolo ziehen wir noch ein 10 Meilen weiter über offene sanftwellige Hügel und finden dann wieder 6 Meilen vor Antonio den ersten Baumwuchs am Salado, wo 80 berittene Grenzjäger sich gelagert haben zum Schutz gegen die nördlichen Indianer, die erst kürzlich noch 40 Pferde ihnen zu entwenden wußten. Deutsche und Irländer finden wir darunter, junge Leute, die für 6 bis 8 Dollar monatlich in ziemlicher Ungebundenheit unter einem amerikanischen Officier den Dienst verrichten. Nachrichten aus diesen Tagen (August 1850) melden, daß die Indianer wieder bedeutende Verwüstungen in Texas angerichtet haben, wie sie denn auch das Land der Deutschen am Colorado sich schwerlich werden je entreißen lassen, weil eben hier ihr schützender Winteraufenthalt ist. Hier am Salado ward der erste Sieg gegen Mexico erfochten und hier beginnt zugleich jenes freundliche Mezquitegebüsch von 10 bis 12 Fuß Höhe, welches Antonio mehrere Meilen im Umkreise umgiebt. Hier begegnet auch zuerst jener mexicanische Wegelagerer, der die sogenannten Chapperals oder dornige Dickichte liebt, in denen Cactus und Opuntie blüht, der paisano (Landsmann) oder corre camino (Wegeläufer), ein elsterartiger, schön metallisch grüner Vogel, die Federn je mit weißem Saum umgeben, der meist nur auf den Wegen läuft, hier, am Canadian, bei Santa Fé und sonst in Mexico. Wir sehen endlich dann Antonio de Bejar selber in einem breiten fast ebenen Thale, und ob auch elende Hütten und Pfähle, welche durch Ochsenrieme zusammengebunden sind, das elende Leben der Gegenwart verrathen, wir haben doch in ganz Texas solche Stadt nicht gesehen. Spanier haben im Jahre 1692 diese Kolonie gegründet, welche vor allen am weitesten nach Osten vorgeschoben ist. Daher stehen hier noch jene Steinhäuser am Marktplatz, dessen vierte Seite eine Kirche mit niedrigem Thurm und flach gewölbter Kuppel bildet. Bis zu 12,000 Einw. soll die Stadt gehabt haben. Jetzt aber, wo das Fort Alamo nördlich der Stadt in Trümmern liegt, hat der stolze Spanier diesen Boden verlassen und nur ein Geschlecht von Lazzaronis, eine träge, sorglose Race, man weiß kaum, wovon sie lebt, ist hier zurück ge-

blieben, um dem amerikanischen Frack das Vorrecht zu lassen. Sitten und Kleidung sind hier wie nur zu Santa Fé; Ave Maria, Fandango, Montespiel und Fleisches-Dienst wechseln nur, um sich zu wiederholen. Auch die Missionen, welche einige Meilen südwärts längs des Flusses bis Goliad herunter sich finden sind ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und zu bloßen Meiereien herabgesunken, indem die weiten Steinmauern, welche die Gebäude der Priester umgaben, jetzt nur zu Hürden dienen für das Vieh! Kaum ein Jahrhundert liegt hier zwischen Vergehen und Gewordensein; man liest noch neben dem spanischen Wappen das Jahr 1757 an den Ruinen. Nur 7 bis 800 Einw., halb Amerikaner, halb Mexicaner, bewohnen jetzt Bejar, das auch in seinen Bauten durch die flachen Dächer mit Kalkmörtel und Erde über kleinen Cederbrettchen an Santa Fé erinnert. Halb verwilderte Viehheerden werden auf dem Wege zu den Missionen sichtbar; bedeutende Mais- oder Getreidefelder fehlen ganz, obschon das Thal den schönsten Boden hat, und kleine Gärten nur umgeben die Stadt. Dagegen sehen wir den langen Zug von mehr als hundert Packmaulthieren, an dessen Spitze ein paar fast ganz in Leder gekleidete wild aussehende Männer reiten, ungeheure Sporen an den Füßen, breitkrämpige schwarze Hüte auf dem Haupte und wohl bewaffnet; es sind mexicanische Kaufleute, welche von hier aus Waaren, namentlich baumwollene Stoffe und Tabak holen wollen. Sie haben den Weg durch die wüsten Umgebungen des Rio Grande unter mancherlei Gefahren bestanden; manches Maulthier ward vielleicht schon geraubt, und die Waaren, die sie einkaufen, sind noch nicht sicher bis Chiuahua geführt! Trotzdem hoffen sie bei der hohen Besteuerung dieser Waaren in den Häfen durch diesen Schmuggelhandel noch zu profitiren.

So ist Antonio der letzte Marktort gegen die Wüste, die jenseits des St. Miguelflusses beginnt. Nur in seiner Nähe sind noch Ansiedelungen möglich. „Wer zu sterben wünscht, darf in Antonio nicht bleiben", so zeugt das Sprüchwort für die Gesundheit dieser Gegend. Allein wenn auch der Antoniofluß in seinen Quellen und Wassern ganz der Guadalupe ähnlich ist, es fehlt das Bauholz. Weil aber dieses weiter nördlich zu finden

ist, so hat man dort die Stadt Castroville beabsichtigt. Der Plan ist längst entworfen; allein ob sie gedeihen wird, da hier der Regen mangelt, kann erst die Zukunft lehren.

Wir haben hiermit unsere Reise beendet und fügen für Auswanderungslustige nur Weniges noch hinzu. — Victor Bracht, der sonst das Motto hat: „Alles für Texas und Texas über Alles!“ bekennet offen und ehrlich, daß deutsche Konstitution dem Klima nicht ganz widerstehen könne. Fieber bleibt höchstens fern von Antonio, sonst reicht es überall hin. Eine gewisse Abmagerung und geistige Erschlaffung ist Jedem anzusehen, der länger hier gelebt hat; ein fetter Mann ist eine Rarität im Lande. Wer nicht mindestens ein Jahr aus der Tasche leben kann, der soll nicht einwandern; denn das Umbrechen des Bodens mit je zwei bis drei Joch Ochsen vor dem Pfluge und die Herstellung der Umzäunungen oder Fenze erfordert Zeit und große Mühe. Der Ruhr mag man entgehen, den Nordstürmen und jenem empfindlichen Wechsel der Witterung entgeht man nur durch eine tüchtige Wohnung. Ist der Kamin nicht fertig, so hat man Noth, sich in der wollenen Decke zu erwärmen. Jeder Handarbeiter wird in Texas gering geachtet, da hier ein Sklavenstaat ist. Daher giebt sich Niemand zum Arbeiter her, oder thut er's, so geht er bald wieder, um lieber auf eigene Hand sein Land zu bauen. So muß Jeder hier selbst arbeiten, wenn er nicht spekulativ als Kaufmann oder sonst zu leben denkt. Das Land wird natürlich je nach der mehr oder minder gesünderen Lage und nach der Nähe bewohnter Orte höher oder geringer zu stehen kommen; hier wird es verschenkt in der Nähe der Indianer inmitten steiniger Wüsten oder bei Castroville, wohin man Ansiedler zu ziehen sucht, dort gilt eine Besitzung von wenigen Morgen wieder mehrere 1000 Dollars. Kurz man versteht hier seinen Vortheil wie überall. Dazu kommt dann die Unbekanntschaft des Deutschen mit der Führung der störrischen Ochsen, die jeder mexicanische Bube wie der Amerikaner oder Neger mit Leichtigkeit bändigt und lenkt, während der Deutsche, an dessen Commando sie nicht gewöhnt sind, fast daran verzweifeln muß, und ohne Ochsen geht es nicht, denn Pferde kosten das Fünffache. Düngung und Stallfütterung sind freilich

nicht nöthig; allein man bedenke auch, daß der Mais keinen Werth hat, wenn er nicht kann zu Gelde gemacht werden, und da nun Texas keine schiffbaren Flüsse und nahe gelegene Marktorte hat, so fehlt es stets an Geld, wenn man nicht die ganze Ernte durch eine Ochsenkaravane zum Meere hinabbringen kann. Sonstige Schlüsse mag man aus der Reise selber ziehen! — Im Augenblick handelt es sich in Texas darum, die Ansprüche auf Neu-Mexico zur Geltung zu bringen. Gelingt dies, so werden aus beiden Ländern zwei Staaten gebildet, gelingt es nicht, so wird dort eine Territorialregierung eingesetzt und Texas bleibt ein Staat, worin sich stets der Wahlkampf um die Frage drehen wird, ob die freien Männer oder die Sklavenbesitzer das Uebergewicht haben sollen. Die deutschen Männer muß diese Frage lebhaft interessiren; denn es handelt sich darum, ob sie einst sollen regiert werden, oder selbst regieren.

C. Mexico.

Wir begeben uns nun auf den Weg nach Californien. Die fünfmonatliche Reise um das Cap Horn wählen wir nicht, weil sie zu langweilig und beschwerlich ist. Auch den Auswanderungszügen vom Missouri schließen wir uns nicht an. Denn wir erfahren aus dem „Magazin für Literatur des Auslandes“, daß im Frühlinge 1849 40,000 Menschen mit acht tausend Gespannen zwar auf den ersten 700 Meilen Graswuchs genug für ihre Thiere gefunden haben, doch aber sei derselbe auf den nächsten 950 Meilen ihres Zuges immer spärlicher geworden und wer selbst die dort am Youta oder großen Salzsee erbaute Mormonenstadt in grasreicher Umgebung erreicht habe, der dürfe dennoch kaum hoffen, die Sumpfgegenden des Jesus-Mariaflusses und eine 60 Meilen lange Wüste, in der Gras und Wasser ganz fehlt, glücklich zu überwinden. Tausend Wagen wandten sich daher zur Oregonstraße, 500 überwinterten bei den Mormonen; die Uebrigen, welche weiter zogen, hatten laut Nachrichten aus San Franzisco vom September mit ungewöhnlich früh gefallenem Schnee zu kämpfen, und sandte man

ein Dragonerregiment und Fourage eben entgegen, um sie dem Hungertode zu entreißen. Denn Mehl und Pökelfleisch selbst hatten sie zurücklassen müssen, da die Thiere, je zehn Ochsen, Pferde oder Maulthiere, auf den beschwerlichen Wegen der Last zu erliegen droheten. Wir erfahren nun freilich weiter, daß in neuester Zeit zwischen Neu-York und Chagres auf der Landenge von Panama eine regelmäßige Dampfschifffahrt zur Beförderung der Auswanderer eingerichtet ist; allein die Kosten sind bedeutend, und der Landweg bis Panama wird schon jetzt von räuberischen Wegelagerern, die ohne Goldgewinn hierher zurückgekehrt sind, dergestalt heimgesucht, daß kaum den Maulthiertreibern noch zu trauen ist. Zudem läßt das Dampfschiff zu Panama oft lange warten, ehe es uns weiter fördert.*) So

*) Andere Wege durch Mittelamerika werden erst noch gesucht, indem die Aufmerksamkeit sich wieder hinlenkt auf die Muskitoküste, wohin seit 1843 unter dem Schutze des Prinzen Karl von Preußen die Colonisation geführt werden sollte, was aber deshalb nicht geschah, weil sich's erwies, daß Speculanten Land verkauften, welches in der Trunkenheit von dem dortigen Indianer-Könige gegen Rum und Branntwein verschenkt war, wogegen spätere Erben unter dem Schutze des englischen Gouverneurs von Balize in Britisch Honduras mit vollstem Rechte protestiren durften. Ein hundert und einundzwanzig Auswanderer von Königsberg waren auf das Geschrei von diesem Lande im Jahre 1846 hierher gegangen, nachdem schon andere sechzig von Berlin auf der Insel St. Thomas zurückgeblieben waren. Da diese Küste aber nie den Spaniern unterworfen war, so fehlen alle Elemente der Civilisation, wenn man einige zerstreut wohnende englische Colonisten abrechnet, und nur durch den edlen englischen Consul, Herrn Walcker, konnte es gelingen, daß ein Theil der Colonisten zu Bluefield die Vorstadt Karlsstadt gründete, inmitten einer Bevölkerung von arbeitsscheuen und dem Trunke ergebenen Negern, Mulatten und Moskitiern, während Andere gleich nach der Landung am San Juan, den man nach langem Ringen mit der Gewalt des Golfstroms mehr zufällig erreicht hatte, von der unwirthbaren Küste daselbst sogleich ins Innere nach Costa Rica und Nicaragua sich begaben. Vielleicht daß diese Länder in nächster Zukunft durch Californien an's Licht gezogen werden, da sie bisher noch eigentlich keine Geschichte haben. Wie der San Juanfluß und Nicaragua-See, so dürfte auch der Guazacoalco und die Bai von Tehuantepec jetzt wieder mehr Bedeutung gewinnen. Denn schon im Jahre 1771 sah man zu Vera-Cruz Kanonen, welche vom stillen Ocean her auf dem Chimalapa zum Guazacoalco nur 6 Leguas (18 engl. M.) zu Lande transportirt waren. Die Untersuchungen des Cortez im Jahre 1521 waren in Vergessenheit gekommen, bis sie im Jahre 1825 wieder aufgenommen wurden. Mehrere Indianerdörfer entstanden in Folge der Speculation eines englischen Handelshauses, welches jedoch schon 1827 fallirte. Da schloß Santa Anna als Gouverneur von Vera-Cruz im Juli 1828 einen Vertrag mit einem Franzosen, wornach er in drei Jahren 500 Familien aus wenigstens zwei verschiedenen

bleiben uns denn nur übrig die Wege durch die mexicanischen Häfen Vera-Cruz und Tampico, nördlich von letzterem gelegen. Wir kennen jedoch die furchtbaren Stürme, welche zur Winterzeit hier mit dem Golfstrom kämpfen, wir kennen den glühenden Pesthauch, der an diesen sumpfigen Küsten den Reisenden kaum einige Stunden weilen läßt; denn wie in Texas und mehr noch ist die von der Halbinsel Yucatan bis zum Rio Grande in schmaler Halbkreiszone vorgelagerte Sand- und Sumpfwüste, mag sie auch hie und da dem schönsten Palmenhause gleichen, doch meist dem Neger und der Thierwelt nur bewohnbar und bringt dem Europäer schnell den Tod.

Die neuerdings auf dem Rio Grande eingerichtete Dampfschifffahrt ist uns noch nicht bekannt genug; nach Cohahuila aber auf der Presidiostraße fehlt uns der Führer wie zu den westlichen Häfen. Daher versetzen wir uns von Antonio de Bexar zurück nach Chiuahua und folgen wieder unserm Gregg, der im Jahre 1835 die folgende Reise machte. Die Republik Mexico ist aber seitdem so wenig fortgeschritten, daß daraus zugleich auf ihre Gegewart geschlossen werden kann.

Zunächst besuchen wir mitten in der Cordillere unter 107° Länge, 150 Meilen westlich von Chiuahua die Bergwerkstadt Jesus Maria. Drei Maulthiere, je mit zwei Pack gemünzten Goldes beladen, welches in frische Rindshäute gethan ist, die

---

Nationen hierher übersiedeln sollte. Allein das erste Schiff von Havre her scheiterte an der Barre des Guazacoalco im März 1829, ein zweites mit 180 Köpfen durch die Bosheit des Capitains; Fieber traten hinzu und der Unternehmer mußte flüchten. Von später angekommenen 450 Personen wurden nur 160 wirklich angesiedelt und auch von diesen blieben nur etwa 40 bis 50 wirklich im Lande zurück. Könnte es gelingen, die Ansiedler gleich von der ungesunden flachen Küste tiefer ins Innere zu bringen, wo bei 900 bis 1000 Fuß Höhe die Plage der Insecten, der Ueberschwemmungen und der Hitze ganz aufhören, so wäre hier am nächsten ein Weg nach Californien herzustellen, da die Breite des Landes nur 52 Leguas in gerader Linie beträgt und alle Höhen bedeutend unter 2000 Fuß als dem höchsten Punkt der hiesigen Cordillerenkette herabsinken. Dazu kommt, daß das Klima in der sechs Leguas ins Land hineintretenden Bai von Tehuantepec nicht so ungesund ist, wie es nach der Umgebung der Moore und Haffe zu urtheilen, scheinen möchte, daß zu Tehuantepec schon 14,000 Menschen wohnhaft sind und daß der Hafen im Flusse Guazacoalco selbst hinter der Barre allen Stürmen Trotz bieten kann. — Hierher dürfte sich um so mehr der Völkerstrom lenken als auch Tabasco und Campeche seit langem vielbesuchte Häfen in der Nähe sind. —

beim Trocknen den Inhalt fest zusammenpressen, begleiten uns auf dem durch Räuber und Indianer unsicheren Wege. Die rauhesten Gebirgspässe sind zu überwinden; das Maulthier geht an Abgründen, wo auf 30 Fuß Länge der Weg zu 2 bis 3 Fuß Breite nur sich hinwindet, fast so sicher wie die Ziegen und steigt den steilen Pfad zur Stadt mit schwerer Ladung auf- und abwärts; doch stürzte auch schon manches, wenn es ausglitt. In dem engen Thale zwischen hohen Bergen laufen die Häuser der Stadt zuweilen in zwei Reihen, so daß die flachen Dächer der unteren den Hof der oberen bilden. Ein wenig unterhalb der Stadt war mit dem Kostenaufwande von 120,000 Dollars seit einem Jahre ein ungeheurer horizontaler Schacht in die Bergwand getrieben; eine andere schon ergiebige Grube schaffte durch Winden und Maulthierkraft das Erz von 900 Fuß Tiefe herauf, welches in einer Art gepflasterter Cisternen zu Schlich gemahlen und, nachdem es mit Quecksilber und andern Stoffen versetzt ist, in steinernen Behältnissen einem beständigen Wasserstrome ausgesetzt wird, der die leichteren Stoffe fortführt, während das Silber zu Boden sinkt. Dies wird im Ofen gebrannt, damit das Quecksilber verdampfe, enthält dann aber gewöhnlich noch 10 bis 20 Procent Gold, während ein silberhaltiges Gold unter dem Namen „Oroche" sich schon beim Waschen abgesondert hat. Die von einem Regierungsbeamten gestempelten Barren von je 50 bis 80 Pfd. haben einen Werth von 1000 bis 2000 Pesos oder Dollars; wie Brennholz aufgestapelt, finden sie sich in den Kellern der Reichen, welche so ihr Vermögen weniger dem Diebstahle aussetzen. Die Prägung wirft in Amerika einen Gewinn von beinahe 10 Procent ab, weil man die Scheidung des Goldgehaltes besser versteht; ungestempelte Barren geben zweifachen Gewinn, und da die Grubenbesitzer oft mit großen Opfern verkaufen, um nur baares Geld zu bekommen, so gewinnt daran auch noch der Kaufmann.

Wir sind den Räubern und Indianern glücklich entgangen, die diese Straße zuweilen unsicher machen und wenden uns nun von Chiuahua zu den südlichen Fabrikstädten, wo jährlich bestimmte „Ferias" oder Märkte abgehalten werden, welche der Norden viel besucht.

Es ist bekannt, daß man auf dem Buckel des mexicanischen Hochlandes 1500 Meilen (300 deutsche) weit zu Wagen reisen kann, während der Uebergang von Ost nach West nur vermöge des Maulthieres zu bewerkstelligen ist. Auf solchem Hochrücken führt die Straße längs der Sierra Madre, auf der wir reisen. Sie ist selbst an sandigeren Stellen wegen der Trockenheit des Klimas so fest und hart, daß wir aus Vorsicht unsere Maulthiere beschlagen lassen. Es ist der 26. Februar. Lebensmittel führen wir mit uns; denn wie nach Norden hin, so finden wir auch südwärts selbst in den Städten auf dem ganzen Wege von Santa Fé bis zur Hauptstadt kein anderes Wirthshaus als höchstens jene großen scheunenartigen Herbergen, „Mesones" genannt, ohne alles Mobiliar, es sei denn ein Tisch oder eine hölzerne Bank, in denen zuweilen in einer Ecke eine Erhöhung von Lehm, einem Schmiedeheerde vergleichbar, die Bettstelle ersetzt, auf welche der Reisende seine Decke breitet. Ställe für mehr als 100 Maulthiere umgeben den Hof, auf dem ein Brunnen steht. Eine Posada (Speisehaus) ist meist in der Nähe; doch erhält man dort höchstens die bekannten „Frijoles" mit „Chile" und „Tortillas". Bessere Speisehäuser fehlen selbst in Städten wie in Zacatecas, wohin wir jetzt uns auf den Weg machen, wohl bewaffnet, weil im südlichen Mexico Räubereien förmlich organisirt sind. Denn der „Caballero" mit seinen „Mozos" ist häufig nur ein Räuberhauptmann mit seinen Gesellen, und der „Alcalde" (Richter) bei dem wir ihn verklagen möchten, erhält seine Procente und hilft dem Ketzer und dem Fremden vollends nie zum Recht!

Wir erreichen jedoch ohne Gefährde am 7. März die nördlichste Ansiedelung des Departements Durango in Cerro Gordo und Tags darauf La Zarca, das ansehnlichste Dorf einer vielleicht hundert Meilen langen Hacienda mit mehreren blühenden Dörfern, deren Viehstand sehr groß ist. Zwei Tage später kommen wir zum Rio Nazas und treffen an diesem kleinen schönen Flüßchen herrliche Baumwollenpflanzungen, die nur alle drei bis vier Jahre neu angelegt werden, da Winterfröste hier nur die oberen Theile der Stengel zerstören. Wie andere Flüsse der Hochebene, geht auch dieser zu einem See ohne Abfluß, zur fischreichen Laguna de Mapimi, in deren weitem unange-

bauten aber fruchtbaren Thale, welches unter dem Namen Bolsom (Beutel) de Mapimi auf den Karten bezeichnet ist, nur sehr weit zerstreute Ansiedelungen sich finden, auf denen, trotz der Räubereien der Indianer, sehr große Heerden von Vieh gezogen werden. *) — Im Dorfe La Noria, 25 Meilen weiter, müssen wir selbst das Wasser für unsere Maulthiere bezahlen, weil an diesem Bergwerksorte aus tiefen Brunnen geschöpft werden muß. — Cuencamé überrascht am folgenden Tage durch seine fünf bis sechs Kirchen, da die Bevölkerung verhältnißmäßig schwach ist. Die Straße aber füllt sich mehr und mehr mit Reisenden; alle sind bis an die Zähne bewaffnet, selbst der Fuhrmann trägt seine Pistolen am Sattelknopf und schläft nicht, ohne sein Gewehr unter dem Kopfe zu haben. Trotz der Spione, die in den Herbergen lauern, erreichen wir glücklich Zacatecas, eine Bergwerksstadt mit 30,000 Einwohnern in tiefer Schlucht zwischen schroffen Bergwänden, hie und da mit seinen Häusern amphitheatralisch emporsteigend, hübsch gepflastert, mit zwei freien Plätzen, welche Springbrunnen zieren, deren Wasser durch Maulthierkraft in dem nahen Gebirge gehoben wird. Etwa 50 Meilen westlich vom Wege haben wir Durango im Rücken gelassen, die Stadt der Scorpione, aber zugleich eine der schönsten im nördlichen Mexico. In einer von niedrigen Bergen umschlossenen Ebene wohnen hier 20,000 Einwohner. Prächtige Kirchen, offene Wasserleitungen zur Bewässerung der Gärten

---

*) Am westlichen Ufer dieses Sees hat man in einer Gebirgshöhle — nach Dr. A. R. Thümmel. Mexico. Erlangen 1848. — zu der man 40 Varas senkrecht hinabsteigt, lagenweis geordnete Leichname gefunden, welche durch Binden in eine fast sitzende Stellung gebracht sind. Die Höhle selbst ist wie durch einen einzigen Felsen gewölbt und hat eine fast kreisrunde Gestalt von 13 Varas im Durchmesser (16 Schritt). Die Leichen sind zunächst in ein festes Gewebe gehüllt und dann noch von einem Netze umgeben, welches bei Frauen zugleich Zierrathen, als kleine polirte Kiesel und verschieden gefärbte Schnüre in sich aufnimmt, bei Männern Pfeile, Lanze oder Dolch mit in sich faßt. Man berechnet die Zahl der Mumien auf etwa 500 und darüber, ohne zu wissen, welchem Volksstamme sie angehören mögen, da man Nichts von Hieroglyphen oder Geräthschaften gefunden, die solches näher verrathen könnten. Nun sind auch nackte Leichname in benachbarten Höhlen der Cordillere hier entdeckt worden, so daß es scheint, als hätten jene ersteren nur dem Adel und den Kriegern des fraglichen Volksstammes angehört. —

und das Geschrei: Pulque! (Pulque), Pulque dulce! (süßer Pulque), Pulque bueno! (frischer Pulque), welches von hundert Karren mit Krügen und Bechern jetzt, in der eigentlichen Pulquezeit Mitte März, ertönt, gemischt mit dem Geschrei der Fruchtverkäufer aus den südlicheren Theilen des Landes, erinnert an die Nähe der Hauptstadt. Denn der Saft der Agave oder Maguey, die zuerst am untern Norte angetroffen und auf der Hochebene überall gebauet wird, um nach mehrjährigem langen Harren vor der Blüthenentwickelung den aufmerksamen Herrn reichlich zu belohnen, darf in Mexico auf keiner Tafel fehlen. Man hat ihn frisch und süß oder gegohren und ciderartig; der abgezapfte Stengel aber giebt geröstet noch ein angenehmes Nahrungsmittel. Sonst ist die Agave auch noch allgemeine Heckenpflanze und ersetzt den Hanf durch ihre Fibern. Zur Pulquezeit aber zeigt sich auch der Scorpion, der weiter nördlich weniger giftig sein soll, mit zwei Zoll langem Schwanze an einem Körper vom Umfang einer mittelgroßen Spinne, so häufig in den Häusern, daß man sich Nachts durch eine Art Muskitoschirm dagegen schützen muß, während am Tage die Buben danach suchen, um für jeden eingelieferten Scorpion einen Quartillo (6 Pf.) zu empfangen.

Von Zacatecas gelangt man auf der südlichen Straße bald nach Aguas Calientes, so genannt von der nahen warmen Quelle, die einen 4 bis 5 Fuß breiten Graben auf 3 bis 4 Fuß Tiefe mit Wasser versorgt, in welchem Männer und Kinder, Mädchen und Frauen hart neben einander badend getroffen wurden von unserm Gregg. — Dieser wollte noch 70 bis 80 Meilen weiter nach Leon reisen, ward aber durch den Anmarsch Santa Annas veranlaßt, schnell seine Rückreise anzutreten. Daher versetzen wir uns denn ohne seine freundliche Begleitung dorthin, um uns einem andern Führer anzuschließen, der von der Hauptstadt kommt und westwärts hin zum Meere eilt.

Es ist dies ein deutscher Reisender aus Wien, dessen Werk: „Le Mexique. Souvenirs d'un Voyageur par Isidore Löwenstern. Paris 1843." in Sommers Taschenbuche zur Verbreitung geographischer Kenntnisse für 1844 im Auszuge uns vorliegt. Wir treffen diesen aufmerksamen Beobachter südlich von Aguas Ca-

lientes zu Lagos und Leon zu Anfang August des Jahres 1838. Er hat die Hauptstadt auf dem Wege über Vera-Cruz erreicht, den eigentlichen Schlüssel des Landes, den nur die Noth zu einem Hafenorte machen konnte. Denn diese Stadt liegt in einer vollkommenen Sandwüste, hat nicht einmal trinkbares Wasser und kaum ein Hölzchen in der Nähe. Die Rhede ist mit vielen Schiffstrümmern bedeckt und auf dem Lande finden sich Gerippe gefallener Maulthiere — überall das Bild des Todes! Freilich macht das Fort San Juan de Ulua, auf der nordwestlichen Ecke der großen vorliegenden Bank la Gallega, 800 Schritt weit kühn ins Meer hineingebaut, hier allein das Ankern einer Kriegsflotte möglich, welche weder zu Tampico, noch zu Campeche Anker werfen könnte; allein die Macht der Northerns bricht oft alle Anker und wirft die Schiffe in 24 Stunden bis Campeche zurück, so daß beim Ankern schon ein Jeder hier das Leben wagt. — Wir wissen nun, daß namentlich der atlantische Küstensaum wegen seiner ungesunden Lage von dem eigentlichen Mejicaner nicht bewohnt werden kann; denn der Bewohner der Hochebene, der Indianer wie der Europäer, wird schnell vom schwarzen Erbrechen dahingerafft, wenn er zur heißen Jahreszeit hier auch nur wenig Tage weilen wollte. Wie in Tejas erstrecken die furchtbaren Nordstürme auch hierher ihre Gewalt und verändern zugleich die Sandhügelwüste am Meeressaum, in welcher Sümpfe die Oasen bilden. Man eilt daher die Wohnungen der Neger und ihrer Mischlinge zu verlassen und hat in einem Tage die Gefahr bringende feuchtheiße Zone hinter sich. Zwei Straßen führen zu den Bergen auf, die eine mehr südlich über Orizava; die andere über Jalapa. Amerikaner fahren hier mit Eilwagen. Der schneebedeckte, 16,302 Fuß hohe Pic von Orizava und der in der Gestalt eines Sargdeckels weit vom Meere aus schon sichtbare nördlichere Coffre de Perote trennen beide Straßen. Die nördliche über Jalapa ist vielfach geschildert seitdem Humboldt das Land zu Anfang dieses Jahrhunderts bereiste. Wir erwähnen nur, daß in der Stadt des ewigen Frühlings, wo die Wohnungen den schönsten Glashäusern gleichen, jeglicher Comfort für den Kranken wie für den Kaufherren von Vera-Cruz, der hier seine Sommer-

wohnung hat, zu finden ist; doch hängt die feuchte Wolke fast beständig hier an diesen Bergen gleich der Gießkanne des Gärtners im Warmhause. — Der Rohrhütte unter Palmen folgen höher hinauf die ärmlichen Wohnungen der Bewohner der Hochebene, zu der man bis über 7000 Fuß hoch hinaufsteigt. Eichen und Fichten erinnern an Deutschland, wild durch einander geworfene Lavatrümmer an Italien, kahle, unfruchtbare dürre Wegstrecken an die Hochebenen Spaniens, die dünne eisige Morgenluft an die Hochwüsten Asiens. Endlich hat man das große weite Thal oder Becken vor sich, in welchem die Hauptstadt Mexico liegt. Ein gewaltiger Krater von ovaler Form, rings von Bergwänden umgeben, die im Südosten am höchsten sind, erschien sonst als gewaltiger See von 11 Meilen Länge und 8 Meilen Breite. Heut aber ist nichts mehr geblieben von dem reizenden Gemälde des Cortez; dürr und öde ist das Becken, nachdem die Spanier die nördlichen Berge durchbrachen und den großen Seen Abfluß schafften, welche sonst zu Zeiten die Straßen der alten Hauptstadt überflutheten, und statt der Kähne sieht man nun das Maulthier auf sechs großen Straßen ziehen und meint, eine der Städte Egyptens vor sich zu haben, indem man Maulthier und Kameel und Kegelberg und Pyramide leicht verwechselt. Ob aber auch Mexico die alte jungfräuliche Frische der Umgebung längst verloren hat, so verleihen doch der Schneeberg von Toluca im Westen, die weiße Frau und der noch immer rauchende Feuerberg oder Popocatepetl im Süden und hie und da zerstreute Gruppen kleinerer Kegelberge auch heute noch dem weiten großen Thale einen majestätischen Anblick. Denn von dem Schlosse Chapoltepec aus gesehen, welches eine kleine Legua von der Stadt entfernt ist, liegt das ganze Thal von Mexico vor dem Blicke wie auf einer Landkarte und ebenso die Stadt mit ihren zahllosen Kirchen und Klöstern, die beiden großen Wasserleitungen, welche die Ebene durchkreuzen, die Alleen von Ulmen und Pappeln, die nach der Stadt führen, die Dörfer, Seen und Ebenen rund umher! Mag auch manches unbebaut hier liegen, mögen Bäume auch fehlen, mag die Pracht der schwimmenden Gärten auch verschwunden sein seitdem der See sich mehr zurückgezogen hat und nur Kanäle noch das Boot des

Gärtners täglich zur Stadt führen — die Landschaft mit diesem herrlichen Bergkranze, über welchen die mächtigen Vulkane des Popocatepelt und Iztaccihuatl vor deinen Blicken aufsteigen unter diesem herrlich reinen Himmel, gewährt doch einen unauslöschlich großartigen Anblick. — Wir haben es aber mehr mit dem Menschen zu thun als mit der wanderbaren Natur dieses Landes, und wollen diesen an der Hand unseres neuen Führers nun näher kennen lernen. Mehr als 7000 Fuß über dem Meere wohnt hier eine Bevölkerung von 150 bis 160,000 Seelen, deren Verwandte wir schon zu Santa Fé erblickten. Bei einer Temperatur, welche nur zwischen 8 bis 22° R. wechselt, erfreut man auch hier sich eines hohen Alters und in der Regenzeit vollends, vom Juli bis Anfang October, hören alle periodischen Krankheiten auf. Sonst aber finden sich doch Typhus, Scharlach und besonders unheilbarer Aussatz und andere Hautübel auch hier. Daher sieht man hunderte von zerlumpten „léperos“ oder Aussätzigen in den Straßen, und neben ihnen gewähren die ekelhaft schmutzigen Indianer, die vom Lande her in großer Anzahl täglich zur Stadt kommen, um sich auf dem schönen Quaderpflaster herumzutreiben, einen höchst unangenehmen Anblick. Freilich eröffnen die schnurgeraden Straßen überall die Aussicht auf die Cordillere; allein den Namen der „prachtvollsten“, „schönsten“ verdient die Stadt eben deshalb nicht, weil neben der Unreinlichkeit auch überall die Spuren des Verfalls sichtbar werden. Denn die im Styl morgenländischer Paläste erbauten großen Häuser sind meist schon schlecht und geschmacklos übertüncht; der Geist, der einst die gewaltige, obwohl nicht eben geschmackvolle Kathedrale, den Nationalpalast und die Bergbauschule errichtete, ist mit dem alten Spanier von hier geflohen; der Creole hat nur den Schatten, die leere Form zurückbehalten; nichts wahrhaft Originelles ist hier mehr zu finden und für das Allgemeine sorgt auch Niemand mehr. Daher finden wir keinen bequemen Gasthof für den Fremden, kein Speisehaus, keine wahrhaft erquickende Unterhaltung für ihn; denn auch die wenigen Ausländer sind mehr um ihrer selbst willen als für Andere hier. Für den Diplomaten allein giebt es eine feine französische Küche, für den Handlungsverein ein Lesezimmer,

wo selbst der Eingeführte gleich für den Monat abonniren muß, und nur in einem Gasthofe nach amerikanischem Muster findet man gegen 50 Pesos (Dollars) monatlich ein leidliches Unterkommen. Europäischer Luxus, Wein, Möbel, Modewaaren und dergl. muß sehr theuer erkauft werden; hundert Visitenkarten kosteten 6 Pesos, ein Pfund englisches Schießpulver 3 Pesos und so verhältnißmäßig selbst Arzneien. — Die Bevölkerung stellt sich aber in dreifacher Schattirung dar, obwohl die Kastenunterschiede aufgehoben und jeder nur nach seinem Golde wiegt. Das spanische Blut lebt auch ganz nach der alten spanischen Sitte. Man geht zur Messe, trinkt Wasser und Pulque zum einfachen stets sich wiederholenden Mahle, wobei Tortillas, Frijoles und Puchero, eine Art Olla potrida oder Gemüse- und Fleischgemisch nicht fehlen dürfen; man nascht von allerlei Früchten, spielt Billard oder Monte (Bank), wettet beim Hahnenkampf, geht zum Stiergefecht, das hier bei der Feigheit der Thiere halb zur Schlächterei herabsinkt, brillirt auf dem Spaziergange oder in der langweiligen Abendgesellschaft, besucht auch wohl das Theater, doch nie ohne Cigarre, sucht wieder Abwechselung im Kaffeehause, wo es Gefrornes giebt, vom Schnee des „Volcan", macht einander ceremonielle Complimente und — sucht sich selbst nur zu genügen. Von wahrer Ehe und Erziehung ist hier kaum die Rede; wahre Treue und Gastfreundschaft werden selten gefunden. In den sogenannten „Tertullias" oder Abendgesellschaften sitzt Alles schweigsam Cigarren rauchend auf den Tabourets längs der Wände und horcht höchstens auf das Hauptgespräch der Dame des Hauses, welche die Gäste mit Redensarten empfängt und entläßt, ohne sich sonst eben um sie zu kümmern; erhebt sich eine Dame zum Aufbruch, so erheben sich alle andern, um stehend vor ihren Tabourets (Sesseln) die ceremonielle Umarmung, Brust an Brust, doch ohne Kuß, der Reihe nach zu empfangen; sonst erheben sich die Damen nicht beim Eintritt des Gastes, den sie nur schweigend anstieren, weil es die Form so fordert, und nur wenn eine etwa die Cigarre neu anzünden will, die sie mit dem Zänglein an der kostbaren Halskette fein zu halten weiß, verläßt sie zu dem Zwecke ihren Sessel. Ja selbst beim Tanz fehlt die Ela-

ticität und Grazie des spanischen Originals, wenn etwa eine Schöne in solchen Gesellschaften dazu stümperhaft aufspielt. — Kurz unser fein gebildeter Führer hatte die Stadt bald recht herzlich satt und die „Alameda“, der nachgeahmte Prado von Madrid, an der Westseite gelegen, konnte ihm bald kein Interesse mehr abgewinnen, nachdem er dort am frühen Morgen von 7 bis 9 Uhr die hohen Staatsbeamten und Gelehrten, die Generale und Admirale ohne Flotten und Armeen und andere hohe Diener der Republik — dann um den Mittag Kinder, Ammen und Indier, und endlich am Abend den reichen Gutsbesitzer und Haciendero neben dem Ranchero und der ganzen spazierenden mexicanischen Welt zur Genüge geschaut hatte. Halten auch die mittleren Stände und namentlich der reiche Gutsbesitzer noch stolz auf die ritterliche Tracht des Mittelalters, so beginnt doch auch hier schon allmählig französische Mode sich Bahn zu brechen, und da schon länger das Verbot der Einwanderung aufgehoben ist, so werden die fremden Elemente mit der Zeit sich noch vermehren und auch hier dem Geiste höherer Cultur mehr und mehr Eingang verschaffen. Einstweilen ist noch der Franzose hier am meisten vertreten; er führt Seidenwaaren, Schmucksachen, Linnen, Bücher, Eßwaaren und feine Weine hierher. In zehnfach geringerer Anzahl ist der Deutsche da, meist aus Hamburg und Bremen; doch hat auch Preußen seinen Consul für den Leinenhandel Schlesiens. Der Oesterreicher macht ein gutes Geschäft mit Tüchern, Linnen und Tafelglas, besonders aber mit venetianischen Glasperlen für die Indier; der Sachse ist mit der Reinigung und Läuterung der Erze beschäftigt. Schweizer und Italiener fehlen auch hier nicht. Am wichtigsten aber ist wieder der Engländer; kaum halb so zahlreich als der Deutsche, sind doch die drei ansehnlichsten Wechselhäuser in seiner Hand; er leitet mit seinen Maschinen und praktischen Arbeitsführern die Ausbeute des Erzes zu Real del Monte ein zwanzig Leguas nördlich der Hauptstadt und führt zu Guanajuato die Aufsicht über die Hände der Mexicaner und Indier. So ist er im Besitz der beiden vornehmsten Bergwerke und findet außerdem den höchsten Gewinn durch die Einfuhr seiner Baumwollenzeuge, feiner Tücher, der Waffen und aller Instrumente. Sein

Rival, der Nordamerikaner, hat sich seit dem Abfall von Texas politisch verdächtig gemacht und ist nicht wohl gelitten. Durch diese Elemente dürfte der Mexicaner spanischen Blutes schon heut mehr durchsäuert sein, als es im Aeußeren sichtbar ist; der Indianer aber ist durch die Revolutionen höchstens moralisch schlechter geworden, da wahres Freiheitsgefühl durch die lange Priesterherrschaft in ihm fast gänzlich unterdrückt ist. — Der wahre mexicanische Indier ist eigentlich nur im Innern des Landes; an den Küsten lebt mehr der Neger und die indisch-afrikanische Mischlingsrace der Chinos (Tschinos) mit dunklerer Hautfarbe und höherem Wuchs. In der Umgebung der Hauptstadt trägt er ein Kleid von braunem Leder und hat wie das Weib das schwarze schlichte Haar in Zöpfe gedreht unter dem breiten Strohhut herunterhangen. Von mittlerer Größe, gutem Wuchse und gefälliger Gesichtsbildung, mit gebogener regelmäßiger Nase und vorstehenden Backenknochen fällt er nur auf durch einwärtsgebogene Beine, welche den Gang ungefällig machen. Die großen schwarzen Augen liegen in weniger geneigten Winkeln als bei dem Indianer des Nordens, dem er zugleich an Energie nachsteht, während er ihm gleicht im Hange zur Dieberei. Seine Hautfarbe wechselt vom dunkelbraun bis zur Kupferfarbe und ist selbst lichter noch. Aeußerlich scheint er schwach, doch ist er ein vortrefflicher Fußgänger; der seine 120 bis 150 Leguas, welche ein Reiter in 7 bis 8 Tagen nur zurücklegt, als Depeschenträger in 5 Tagen macht und auch sonst mit einer Last von 200 Pfund auf dem Kopfe ziemlich frei und leicht einher schreitet. Die Weiber tragen meist schlechte Hemden mit kurzen Aermeln und einen Wollenrock, der oben weiß und unten blau ist; an Festtagen tragen sie rothe Röcke und blaue oder grüne seidene Schuhe, doch fehlen Strümpfe und für gewöhnlich geht man baarfuß. Nur zur Festzeit kämmt man auch das Haupthaar, und mit Oel gesalbt hängt es in zwei Zöpfen unter dem Strohhut hinab. Kinder aber gehen bis ins zehnte Jahr nackt. Die Grausamkeit, die in den Menschenopfern an den alten terrassenförmigen Pyramiden, welche noch in der Umgebung der Hauptstadt sich finden, vor Alters sich offenbarte, ist seit der dreihundertjährigen Bekehrung längst verschwun-

den; dagegen üben sie noch heute im Verborgenen ihren Cultus, indem sie Götzenbilder zur Vermehrung der Fruchtbarkeit auf ihren Magueyfeldern eingraben und auch die Handschriften der Väter treu bewahren. Ihre Wohnungen aus sonnengetrockneten Ziegeln mit dem Dach von Maisstroh darüber gleichen in ihrer Bauart ganz den Hütten der egyptischen Fellahs. Im Essen mäßig, sind sie stark im Pulque trinken. Begegnen zwei einander, Männer oder Weiber, so wird auf 20 Schritt schon der Strohhut abgenommen und selbst bei der größten Eile reicht man einander die Hände und tauscht die ceremoniellen Fragen nach dem Befinden der Familie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken aus. Bemerkenswerth ist ihre Kunstfertigkeit in Wachsarbeiten und sonstigen Nachbildungen. So sieht man im National-Museum Puppen aus bunten Fleckchen zusammengesetzt von 6 bis 8 Zoll Größe, welche die Landestrachten und selbst die Physiognomien einzelner Personen äußerst genau darstellen; eine alte Indianerin zu Puebla de los Angelos, jener prachtvollen aber höchst bigotten großen Kirchen-Stadt Mexicos, ist die Verfertigerin. Auch musikalisches Talent soll ihnen nicht abzusprechen sein. Uebrigens sind sie sorglos und leichtsinnig und haben mehr einen Hang zu Spott und Neckerei als zur Schwermuth, wie man sonst wohl berichtete. Dieser Leichtsinn führt sie in die Sclaverei der Hacienderos, auf deren Gütern stets eine Anzahl indischer Familien arbeiten muß. Es giebt nämlich ein Gesetz, wonach der Schuldner dem Gläubiger die Schuld abarbeiten muß. Nur gegen die Indier wendet man dies an. Der im Walde lebende Indianer arbeitet sonst nur nach seinem Bedürfniß; nun aber will er heirathen — das kostet wenigstens 30 Pesos — 20 für die Trauung und Civileinregistrirung und 10 für das Fest. Diese leiht ihm der Gutsbesitzer gegen den schriftlichen Contract für 3 Pesos monatlich bei ihm zu arbeiten: später aber werden dem Armen Kost und Kleidung, wovon nichts gesagt war, mit in Rechnung gestellt; eine Taufe oder Krankheit kommt hinzu, die Schuld mehrt sich — und er ist Sclav für immer! So ist die Freiheit scheinbar; der Indier gilt nur, wenn er Geld hat, und weil er dies nie hat, so bleibt er stets verachtet.

Mehr sittlich verdorben als die Indier sind die Mischlingsracen der Zambos und Chinos. Zu diesen gehören die „Lepéros" oder Lazzaronis der Hauptstadt, größtentheils Diebe, Räuber oder Mörder. Alle ihre Zwiste endigen mit Blutvergießen; bei der geringsten Beleidigung fährt das Messer aus der Scheide. Wagen mit Leichnamen von Ermordeten von Soldaten begleitet, welche die Schuldigen ins Gefängniß führen, sieht man oft mehrmals des Tages. Häufiger noch ist Mord und Raub auf den Heerstraßen; gegen den Nichtkatholiken glaubt man vollends sich Alles erlauben zu dürfen, und giebt es nichts Schlechteres als mexicanische Diener.

Aus diesem Grunde wagte unser Führer, dem wir auf seinen Ausflügen zu den Bergwerken und Pyramiden hier nicht folgen können, die Reise nach dem westlichen Meere nicht ohne ein Geleit von Dragonern anzutreten, welche ihm durch die Güte des Präsidenten zur Verfügung gestellt waren. Mit gekauften Lastthieren und zwei eingeborenen Dienern (Mozos) begab er sich gerade während der Regenzeit auf den beschwerlichen Weg von 300 Leguas nach Mazatlan, zunächst auf der nördlichen Straße nach Leon. Die schmutzigen „Mesones" oder „Mezones" ohne Fenster, in denen nichts als Futter zu haben ist, und die meist schlecht versorgte „Posade", wo meist nur die bekannten Gerichte zu finden sind, indem das Schweinefleisch überall dabei die Hauptrolle spielt, lernt man gleich auf der ersten Tagereise kennen, und bei der Frequenz der Straße ist's noch schwer, nur unterzukommen. Vor Tula kommt man über den Entwässerungskanal, der zwar ein Riesenwerk ist, aber nur einer breiten tiefen Bergschlucht gleicht, als ob das Wasser sie selbst gebrochen hätte. Tula selbst hat, trotz der umgebenden Cactus, ein ganz europäisches Aussehen, was um so mehr auffällt, als die Hauptstadt mit den meist gleich hohen zweistöckigen Häusern mit 8 bis 10 Meter hohen Zimmerwänden, durchaus ein orientalisches Gepräge hat. Von dieser kleinen hübsch gelegenen Stadt schaut man rückwärts in herrlicher Fernsicht die schneebedeckten Gipfel des Feuerberges und der weißen Frau (Popocatepetl und Iztaccihuatl). Verschiedene Meiereien lagen am Wege; Mauern aus über einandergelegten Steinen

ohne Mörtel umschließen Wohn- und Wirthshäuser nebst einigen elenden Indierhütten. Mais und Gerste sieht man auf schwarzem höchst fruchtbaren Boden; der Pflug ist einfach wie im Norden; der Ochs wird mit dem spitzen Stecken angetrieben und gelenkt; die Felder durch Kanäle zur Regenzeit im Juli und August gewässert.

Große Züge von Arrieros ziehen auf unserer Straße; hunderte von Maulthieren führen die Producte des Südens dem Norden zu, namentlich Zucker und Tabak; wir haben Queretaro vor uns! In reizender Ebene zwischen Bergen, von denen auf hohen Bogen eine Wasserleitung zur Stadt hinabgeht, wohnt eine Bevölkerung von 20,000 Seelen; Cypressen- und Cactushecken ringsherum, zahlreiche Fließbrunnen im Innern, hohe Cypressen auf dem Hof der Franziskanerkirche erinnern an die Türkei; die orientalischen Formen des Mexicaners überhaupt — Hagerkeit bei mittlerer Größe, schwarzes Haar und schwarze stechende Augen mit unstätem Blick, dunkelgelbe Hautfarbe ohne die mindeste Wangenröthe — sprechen hier mehr wie in der Hauptstadt ihr Wesen aus in religiösem Fanatismus und Fremdenhaß.*) — Hat man diese beliebte Handelsstadt hinter sich, welche noch durch Benutzung der Maguayfasern zu Packsätteln, Stricken und Decken dem Ranchero wohl bekannt ist, so gelangt man 12 Leguas oder 6 bis 7 deutsche Meilen weiter nach dem freundlichen Celaya im Departement Guanajuato, und betritt

---

*) Als im Jahre 1759 in der Nacht auf den 29. September der Vulkan des Jorullo sich bildete, indem unter furchtbarem Getöse eine gewaltige Erdblase bis zu 480 Fuß Höhe anschwoll, welche endlich zerplatzend glühende Felsblöcke und Aschenregen nach allen Seiten hin verbreitete, sollen selbst die Dächer des 50 Leguas entfernten Queretaros noch mit Asche bedeckt gewesen sein. Heut zu Tage hat das 4 Quadratleguas große Feuermeer sich indeß meist wieder abgekühlt; die tausend kleinen Oefchen, welche auf der ganzen Ebene brannten, sind meist schon in der Verwitterung und Zertrümmerung begriffen; die Vegetation, welche hier einst blühend war und dann auf viele Jahre durch die Feuergluthen des Bodens verbannt war, beginnt schon hie und da sich wieder anzusiedeln; die meisten Krater und Schwefelquellen sind erloschen und versiegt. Noch aber erhebt sich der 36 Fuß hohe Rand der ganzen gehobenen Erdblase steil über das umliegende Gelände, und wo früher die friedlichen Kamine der Hacienda Jorullo rauchten, raucht noch heut ein Aschenkegel, welcher weit über alle übrigen emporgeschoben wurde bis zu 1260 Fuß über dem eigentlichen Feuerheerde. Auch dieser Krater ist, wie andere größere in der Nähe, schon halb eingestürzt, doch glühet das Gestein noch von der Hitze.

damit die fruchtbarste und am meisten bevölkerte Provinz der ganzen Republik. Hier steht der Ackerbau auf hoher Stufe; man erntet reichlich auf den Feldern, baut jetzt Oliven wie nur zu Valencia und schöne schwarze Trauben, die einen trefflichen süßen Wein geben. Celaya hat etwa 11,000 Einwohner; bei Guanajuato aber arbeiten allein 18,000 Menschen in den Bergwerken, während die Stadt selber noch 28,000 Seelen zählt. Andere bevölkerte Städte liegen noch in der Nähe und so ist es zu begreifen, daß gerade hier zur Zeit der Revolutionen, welche seit 1821 bis auf die neueste Zeit bald diesen, bald jenen General zur Herrschaft erhoben, der Kampf stets am heftigsten gewüthet hat. — Die kleine Stadt Leon hat nur 2 bis 3000 Einwohner; allein die bunten Shawls oder Rebozos werden in dieser betriebsamsten und wohlhabendsten Stadt der Republik gewebt. Jenseits der flachen fruchtbaren Umgebung, in der viel Chilepfeffer gebaut wird, beginnt weiter nordwärts die Gegend unfruchtbar und öde zu werden, nachdem der Weg von Queretaro aus bis hierher durch das fruchtbarste Gelände geführt hat. Das Städtchen Lagos findet man noch von mehreren kleinen Seen umgeben, woher sein Name; mehrere Leguas darüber hinaus folgt auf die öde Ebene endlich ein bergiges Land, welches mit Haidepflanzen bedeckt und von tiefen Schluchten durchschnitten ist. Dies ist der Fuß der Bergkette, welche uns von Aguas Calientes trennt, und von hier aus wendet sich unser Führer nun süd-westwärts nach Guadalajara. Eine der schönsten Kirchen Mexicos überrascht hier 12 Leguas von Lagos den Fremden zu San Juan de los Lagos, einem sonst verödeten Orte inmitten unfruchtbarer Felsen, dem nur der jährliche große Markt auf acht Tage im December reiches Leben giebt, indem hierher wie zu einem Wallfahrtsorte Tausende zum Gebet und dann zum Handel und Vergnügen eilen. Die Gegend aber bleibt auf einige Tagereisen unfruchtbar und wenig angebaut; ein angeschwollener Bach macht unserm Führer viel Noth und Plage. Dann wird das Gelände wieder besser und mehr angebaut; ob aber auch hier die einzige im westlichen Theile der Republik bekannte Pyramide unweit Tepatitlan sich findet, so verliert sich doch mehr und mehr gerade hier der orientalische Charakter

der Landschaft. Die Cactus und Aloe werden seltener; große vulkanische Steinblöcke, übereinander gelegt ohne Mörtel oder Moos in den Fugen aber mit Stroh bedeckt, bilden die Hütten der Landbewohner, und Tepatitlan selber gewährt mit seinen Giebeldächern über Häusern von rothem Letten einen freundlichen Anblick. — Nach vierzehn Tagen endlich erreichte Herr Löwenstern die zweite Stadt der Republik, Guadalajara mit ihren 60 bis 80,000 Einwohnern. Schnurgerade Straßen und einige schöne Plätze machen es der Hauptstadt ähnlich; auch hier sind die Gebäude im maurischen Stil mit dem Fließbrunnen im Hofe und schön verzierten Bogengängen rings herum; allein das Giebeldach und die längs den Hauptstraßen hinlaufenden Bogengänge, welche sonst nur an Marktplätzen gefunden werden, geben der Stadt ein ganz anderes Aussehen. Diese „Portales“ dienen Abends der schönen Welt zum Spatziergange, während „Lepéros“ den ganzen Tag darin lagern, um irgend einen Handstreich auszuführen. Kaufleute und Krämer haben hier ihre Gewölbe neben der Obsthändlerin und Limonadenbude. Wie in Mexico werden jedoch diese Gewölbe stets zur Zeit der Siesta von 1 bis 3 Uhr und wieder mit Sonnenuntergang geschlossen, und Niemand legt die Waare aus zur Schau, um nicht die Diebe mehr noch in Versuchung zu führen. Hier sitzen auch jene öffentlichen Schreiber, welche den Weibern und Töchtern der Lepéros für klingende Münze zärtliche Briefe und Trostschreiben an ihre gefangenen Anbeter anfertigen; hier wandelt der Student im schwarzen Leibrock mit rothen Aufschlägen, die in der Hauptstadt blau sind, die Brust mit Stickerei verziert, die einem Ordenssterne ähnelt. Denn neben dem Kaufmann wohnt hier auch die Kunst und Wissenschaft mehr als sonst wo; eine Akademie für Zeichenkunst, Malerei, Baukunst und Bildhauerei verleiht neben Universität und Gymnasium der Stadt ihren Glanz; am glänzendsten aber ist es des Sonntags, wenn die geistlichen Brüderschaften mit brennenden Wachskerzen von den Truppen begleitet in Procession durch die geschmückten Straßen ziehen, wenn die Damen in weißer Kleidung vor den Hausthüren sitzen, das gemeine Volk in buntfarbiger Nationaltracht dahindrängt und alle Glocken läuten, während Raketen aufsteigen

und in der Luft zerplatzen! Man lebt hier schon näher der „tierra caliente“, der heißen Zone des Westmeeres; daher werden hier viel süße eingemachte Früchte (Dulces) bereitet, genossen und versandt; namentlich beschäftigen sich zahlreiche Nonnen mit dieser Art Zuckerbäckerei. Sonst aber auch ist hier Manufactur jeder Art, namentlich in Leder und Geweben sehr bedeutend, und verspricht Guadalajara einst um so mehr ein Haupthandelsplatz zu werden, als gerade die Gegend, welche wir durchreist haben, weit mehr für fremde Einwanderung geeignet ist als der Süden der Republik, wo freilich der Anbau des Zuckerrohres, des Tabaks und der Cochenille weit größeren Nutzen bringen, ein tropisches Klima aber der Civilisation und Thätigkeit entgegentritt, die nur in gemäßigten Landstrichen gedeihen kann. Denn wenn man die Bevölkerung der Ostküste mit der von Guanajuato vergleicht, so drängt sich jene fast überall nur auf wenige Punkte zusammen, am Rio Grande um Metamoros und die nächste fruchtbare Umgebung aufwärts des Flusses, um Tampico, Vera-Cruz, Tabasco, Campeche und Merida, wo die Bedürfnisse mit dem Auslande ausgetauscht werden, erreicht aber selbst in den bevölkertsten Staaten Vera-Cruz und Yucatan kaum den vierten Theil der hiesigen Bevölkerung. Ebenso verhält es sich mit den Staaten der Westküste, wo giftiges Gezücht, glühende Hitze und jene furchtbaren Stürme, die unter dem Namen der Papagayos bekannt sind, nicht nur die seichte Rhede von Tehuantepec, sondern selbst den schön durch Felsen geschützten Hafen von Acapulco nie werden zur Blüthe kommen lassen. Bedenkt man nun, daß die Bevölkerung der bewohntesten Staaten Puebla und Mexico, welche gegen Guanajuato nur um ein oder zwei Fünftheile geringer ist, leichter mit dem Norden als mit dem Süden verkehren kann, wohin der Weg weniger fahrbar und Straßen schwerer anzulegen sind, so wird es erklärlich, daß Guadalajara mit der Zeit der eigentliche Hauptstapelplatz des Landes durch die schon jetzt bedeutenden Westhäfen von St. Blas und Mazatlan werden muß. Unser Führer lehrt uns beide Häfen näher kennen, die er unter großen Beschwerden erreichte, indem er mit untreuen Dienern, theilnahmlosen Arrieros und täglichem Regen zugleich zu kämpfen hatte. — An den

Mündung des Santiago liegt der Hafen von St. Blas. Dort herrscht zur Regenzeit das Wechselfieber und auch sonst wohl verbietet die Hitze dem Kaufmann hier zu leben. Darum hat derselbe, wie der Kaufherr von Vera-Cruz zu Jalappa, hier in der hochgelegenen Stadt Tepic, 7 Leguas vom Hafen selbst, seine Wohnung aufgeschlagen. Die an der Westküste überall nahe dem Meer sich erhebenden Gebirge machen jedoch den Weg dahin dreimal so weit durch die nothwendigen Krümmungen. Dies aber hindert die englischen Seefahrer nicht, hierher ans Land zu gehen, um unter den 10,000 Einwohnern Tepics, zu denen ein Millionär und viel sehr reiche Leute zählen, Gastfreundschaft aufzusuchen, und sich den Aufenthalt hier angenehm zu machen. Denn Maskenball, Feuerwerk und andere Festlichkeiten drängten sich hier bei der Anwesenheit unseres Reisenden; Walzer, Quadrillen und Contretänze hatten die Nationaltänze verdrängt, die spanische Etiquette war nicht mehr zu erkennen. — Der Weg von hier bis Mazatlan ward ebenfalls unter vielen Beschwerden zur Regenzeit zurückgelegt. Flüsse, die zur trocknen Zeit wie selbst der Santiago überall zu durchwaten sind, mußten mit Kähnen überfahren werden; Mais und Baumwollenfelder wurden jenseits der kleinen Stadt Santiago immer seltener, die Gegend ward wilder, Waldung bedeckte die Berge. Aber inmitten der Wildniß lag wieder ein Städtchen in fruchtbarer Ebene von Klee-, Kaffee- und Indigopflanzungen umgeben; die Citrone fand sich wild, doch wenig tauglich hier. Sümpfe, Wiesenfluren und Urwälder machten endlich wieder dem üppigsten Pflanzenwuchse Raum und unter den mannigfaltigen Wohlgerüchen verrieth der durchdringendste die „Guacopflanze" (Huaco), welche in größter Menge hier wie an der ganzen heißen Küste vorkommt, und das einzige Heilmittel gegen den Biß der giftigen Reptilien ist, von denen diese Gegend wimmelt. Man reibt den frischen Saft derselben in die Wunde oder benutzt die destillirte Wurzel; die Folgen eines Scorpionstiches, Schmerzen in allen Gliedern und Lähmung der Zunge, wurden dadurch auf der Stelle geheilt. — Nachdem unser Führer endlich noch eine ziemlich wasserlose Gegend durchschnitten hatte, wo das Land gebirgiger und mit Felsblöcken bedeckt war, sah er die kleine

Stadt Rosario, welche den Handel mit den Städten des Innern vermittelt, lieblich zwischen Bergen, die einst Gold und Silber lieferten und erreichte am 7. October den Hafen von Mazatlan. Während der schlechtesten Jahreszeit hatte er das Festland durchschnitten, ein Fieber hatte ihn zuletzt noch ergriffen und dennoch sagt er, schrecklicher als dies Alles sei es gewesen, der Willkür von Menschen preisgegeben zu sein, die Fremdenhaß nur zum Vorwand eigener Schlechtigkeit und Treulosigkeit nehmen.

Mazatlan unter 22° nördlicher Breite hat gegen San Blas nur den Vortheil gesunderer Lage; der Hafen selbst ist kleiner und seichter; doch können die Kaufleute hier ununterbrochen wohnen. Beide Häfen gewähren während der Stürme der Regenzeit keine Sicherheit; trotzdem ist Acapulco seit dem Verfall der altspanischen Herrschaft nur noch Landungsplatz für den Cacao, der aus dem Süden von Ecuador nach Mexico gebracht wird, und betreibt sonst nur Küstenfahrt. Deutsche, englische und französische Waaren, welche über Valparaiso kommen, nordamerikanische Cigarren und französische Weine und Eßwaaren werden jetzt hier eingeführt; dazu Seidenwaaren, elfenbeinerne Sachen und Thee (tscha) aus Canton. Silberstangen, Pesos und californische Färbehölzer gehen überall hin als Rückfracht, und selbst englische Kriegsschiffe verschmähen es nicht, von hieraus bedeutende Baarsummen zu befördern.

Die Verbindung beider Häfen unter sich und mit dem nördlich gelegenen Guaymas ist höchst lebhaft; Alt-Californien bezieht von hier seinen Bedarf; Sandwichinsulaner werden hier als Taucher zur Perlenfischerei verwendet; Anglo-Amerikaner und Deutsche bilden neben den eingebornen Chinos die eigentliche Handelsklasse, daneben aber zählen schmutzige Leperos hier wie in der Hauptstadt zu den Einwohnern, deren drei tausend sein mögen. Schon früher war der Handel Mazatlans nach den Häfen Neu-Californiens, San Diego, San Franzisco und namentlich Monterey sehr lebhaft. Daher verspricht dieser Ort, obschon der Hafen für 4 bis 5 Meter tief gehende Schiffe nicht tauglich ist und nur sieben Monate hindurch, so lange das stille Meer diesen Namen verdient, zwischen seiner Lagune, einem Vorgebirge und einigen Klippen, einigermaßen Schutz gewährt,

für die nächste Gegenwart von großer Bedeutung zu werden in Bezug auf Californien, und besuchen wir von hieraus dies Land des Goldes und goldner Träume. Noch aber warten wir auf den letzten Orcan, den sogenannten Cordonazo, der hier gewöhnlich zu Anfang October eintritt. Er schließt die Regenzeit, in der täglich auf einen ruhigen zum Ersticken heißen Morgen, ein furchtbares Donnerwetter mit Stürmen, Regengüssen und Hagelwetter folgt. Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche entfaltet die Natur vollends ihre Schrecken, bis sie sich in dem letzten Sturm erschöpft, der Alles niederreißt. Selten bleibt er aus, oft kommt er später nach. Herr Löwenstern sollte dies erfahren; schon waren seine Sammlungen auf dem Schiffe, mit welchem er zu den Sandwichsinseln überfahren wollte; da brach am 31. October der Sturm los; das Schiff ging zu Grunde, der Capitän verlor das Leben. — Wir scheiden hier von ihm und versetzen uns nach Californien zum Hafen von San Franzisco, wo ein anderer Führer sich unserer annimmt.

D. Californien.

Im vierten Bande unserer Reisen ist die innere Natur dieses Landes näher geschildert worden, namentlich auch Sutters Fort am Americanosflusse und die Umgebung des San Joaquin. Das Land war bisher stets nur in Bezug auf Anbaufähigkeit untersucht worden, und nachdem es Capitän Sutter gelungen war, sich der feindlichen Indianer zu erwehren, zogen immer mehr Amerikaner hierher. An dem fruchtbaren Thale des Sacramento, welches bis 200 Meilen (engl.) aufwärts in einer abnehmenden Breite von 40 bis 30 Meilen den reichsten Lehmboden enthält, während weiter oberhalb nur der härteste Kieselboden gefunden wird, entstanden immer mehr Farmen; man sah den goldhaltigen Lehmboden täglich vor Augen, aber Niemand dachte daran, ihn auszubeuten. Nur der Ruf der Fruchtbarkeit lockte den Anbauer; der Weizen sollte bis zum sechzigfachen Betrage und darüber lohnen. Das Klima war ge-

fund, das Land eigentlich ohne Eigenthümer, eine Wildniß, in der der Indianer nach Belieben hausete. Die ganze Bevölkerung ward noch im Jahre 1848 auf nur 6000 Spanier, 12,000 Amerikaner und etwa 40,000 Indianer angegeben. Davon hatte Monterey, als der bedeutendste Ankerplatz, 1000, San Franzisco nur 2 bis 300. Freilich zählte Neu-Californien seit langem zu den reizendsten Landstrichen Mexicos; denn auf dem schmalen Saum niedriger, schön bewaldeter Hügel, welche die Küste vielfach unterbrechen, folgt nur ein etwa 1000 Fuß hohes Küstengebirge, dann bis zur Sierra nevada etwa 600 Meilen (engl.) landeinwärts ein herrliches Weideland, und schön bewaldete Hügel wechseln auch hier mit der fruchtbarsten Ebene; allein dem Spanier war das Gold verborgen geblieben, in den schiefrigen Hügeln unterhalb der Bai von San Franzisco hatte er es nicht gefunden, und in dem weichen Sandstein oberhalb derselben nicht gesucht; auch mochten die Riffe und vielen niedrigen Inseln, welche die Küste umgürten und bei seltener Ruhe des hiesigen Meeres die Einfahrt gefährden, nicht eben einladen, — kurz dieses Land ward weniger beachtet und vollends von der Republik darnach vernachlässigt. Bruder Jonathan aber, der Nordamerikaner, ließ mit Fleiß die Grenzbestimmung unbestimmt, um diesen schönen Hafen zu gewinnen; seine Brüder siedelten sich mehr und mehr dort an, nachdem die mexicanische Republik selbst die Einwanderung gewünscht hatte, um durch die Weißen mehr Herr zu werden über die Indianer. Wie Capitän Sutter, ein Schweizer von Luzern, einen Fleck Landes von 60 Meilen Länge und 12 Meilen Breite geschenkt erhalten hatte, so auch Andere. Die Verwickelungen wegen Texas gaben darnach Vorwand zur Besetzung des Landes. Ein amerikanischer Oberst ging mit seiner Kriegsschaar hierher; nach drei Jahren war der Krieg, der kaum den Namen verdiente, beendet, und Monterey ward der Sitz des neuen Gouverneurs. Um an diesem Kriege Theil zu nehmen, war Dr. Thyrwitt Brooks, ein Engländer, in Gesellschaft eines schottischen Ansiedlers aus dem Oregongebiet nach Californien gekommen zu Anfang Mai des Jahres 1848. Zwischen hohen steilen Hügeln, zur Rechten das alte spanische Castell, vor welchem jetzt die „Sterne und Streifen" der Yankees flat-

terten, fuhr er nach manchem Ungemach durch die nur 2 Meilen breite Einfahrt in die herrliche, rings von malerischen Hügeln umschlossene Bai von San Franzisco ein. Heerden von Pferden und Rindern graſ'ten rings herum, hie und da erhoben grüne Inseln oder schroffe Felsen sich aus den Wassern dieses Binnensees. Zur Rechten lag die Stadt von ungebrannten Backsteinhäusern; seltener nur waren die hinübergeschifften hölzernen Häuser der Amerikaner zu schauen, obgleich deren Zahl jetzt schon zwei Drittel der Bevölkerung betrug, die bis auf einige Tausend angewachsen war. Die eingeborenen Californier erinnerten durch den spanischen Anstrich ihrer sonnengebräunten Race, die in bunten Jacken und Manchester- oder Baumwollenhosen durch thurmähnliche Hüte auffiel, um so mehr an Mexico, als auch dem Weibe die Cigarre niemals fehlte. Unserm Arzt aber war es um Anstellung im Heere zu thun; daher eilte er schnell zum Gouverneur nach Monterey, welches er in zwei Tagen erreichte. Der Weg dorthin führt bis zur vernachlässigten Mission St. Clara durch dichtes Unterholz, vertrocknete Thäler, niedrige sandige Hügel und ausgedehnte Weidegründe; wendet sich auf einem Damme unter schattigen Bäumen ostwärts zu dem Pueblo von S. José, wo 3 bis 400 Menschen in schlechten Hütten neben einer häßlichen Kirche am Marktplatz ordnungslos zusammen wohnen, und führt 7 Meilen südlicher zu einer Farm, deren einstöckiges Wohnhaus einfach aus eingetriebenen Pfählen gebildet war, die man mit Zweigen durchflochten und dann mit Erde überworfen hatte. Hier übernachtete man. Heiligenbilder und eine Schwarzwälder Uhr erinnerten an Europa, der Fußboden aus hart gestampfter Erde an Texas. Andere Ranchos und Farmen gewährten durch die von kleinen Gärten umgebenen weiß getünchten Gebäude einen freundlichen Anblick am Wege. Dieser führte weiter durch ein breites mit Eichen und Sycamoren bewachsenes Flußthal, an dessen Seiten hohe Kiefern auf den niedrigen Hügeln thronten, an denen der Riesenhirsch sich zeigte; ein schmaler Pfad leitete dann durch eine Reihe schöner Hügel zur Mission von San Juan; man kreuzte eine weite Ebene und stieg die Berghöhe empor, die von dem Ziel noch trennte. — Schon verdrängte auch hier zu Monterey ame-

rikanische Bauart die schlechten Lehmhütten; doch erinnerten die stets wiederkehrenden Gerichte mit Chillies und Knoblauch noch stark an Mexico.

Unser Doctor erfuhr hier durch Oberst Mason, daß der Krieg zu Ende sei und er nun überhaupt schwerlich als Arzt in diesem Lande je sein Glück machen würde, da die Einwohner selten krank wären und dann gegen alle Krankheiten nur das eine Mittel des heißen Luftbades gebrauchten. Dies besteht nämlich darin, daß man eine Art Schilderhaus aus Weiden mit Erde überworfen, errichtet. Eine Oeffnung zum Einschlüpfen des Kranken nimmt zugleich die Hitze eines davor angezündeten Feuers auf. Ist der Kranke nach wenigen Minuten in der so erhitzten Luft im Schweiß gebadet, so stürzt er sich in den kalten Fluß und die Kur ist beendet.

Die beiläufig hingeworfene Bemerkung des Gouverneurs, daß man im Innern sollte Gold gefunden haben, ward nicht beachtet; nach zwei Tagen war man wieder in San Franzisco, um von dort aus die nördlichen Farmen zu besuchen, behufs etwaiger Ansiedelung. — Es war am 8. Mai. In Sweetings Hotel erzählte man, daß Jemand dort gewesen sei, der in acht Tagen 23 Unzen Gold gesammelt hätte. Schon drei Tage darauf waren von einigen vierzig Baustellen sämmtliche Arbeiter verschwunden und nach abermals drei Tagen fand man schon die Häuser geschlossen mit der Ueberschrift „gone to the diggings“ d. h. „nach den Gruben“ oder auch „zum Teufel gegangen!“ Nur gegen sehr hohen Lohn konnte unser Führer den Sattler noch zur Arbeit bewegen und am 24. Mai war auch er nebst vier Freunden auf dem Wege zu den Gruben, wohl ausgerüstet wie zum Karavanenleben. In drei Stunden war die Ueberfahrt zum nördlichen Ufer vollendet; der Weg nach Sonoma war von Reisenden belebt, welche ostwärts zum Thal des Sacramento wollten. Sechs Packpferde trugen die Sachen unserer Gesellschaft; der treue gehorsame Diener eines Spaniers, der mit von der Gesellschaft war, leitete sie den schweren Weg über steile Hügel und wieder hinab in tiefe Schluchten, bis endlich ein mehrere Meilen sich hinschlängelndes Thal es möglich machte, an diesem Tage noch die Hügel zu überschreiten, welche von

der Sonoma-Ebene trennen. Im Hotel eines Amerikaners, der erst die Dollars der San-Franzisco-Leute noch mitnahm, ehe er selbst zu den Gruben ging, gab man den Thieren bis zum nächsten Nachmittag Rast und war zugleich so glücklich, ein Empfehlungsschreiben an Capitän Sutter zu erhalten. — Gruppen schöner Eichen bedecken nun die Gegend nach allen Seiten hin; dann folgen wieder Hügel und endlich ein Thal, wo man bei einem Farmer bleiben konnte. Dies Flohquartier verließ man früh am Morgen, um über eine Reihe ähnlicher Hügel wie Tags zuvor in eine wildere Gegend zu ziehen, wo steile schroffe Gebirge, mit Kiefern bewaldet und von jähen Schluchten durchschnitten, schöne fruchtbare Thäler einschlossen, in denen prachtvolle Eichen die weiten Aeste über goldene Blumen breiteten. Ein Glied der Gesellschaft war gestürzt und hatte den Arm gequetscht; man schlug zum erstenmal die Zelte auf und schlief in Decken ohne Plage. Am 27. Mai stieg man die steilen rauhen Hügelhänge hinauf, von denen man den Sacramento mit seinen kleinen Nebenflüssen und den herrlichen, dicht mit Eichen und Platanen bewachsenen Inseln übersieht, und lagerte am Abend am Fuß dieser Hügel an einem kleinen Bache. Erst nach längerer Rast folgte man dem Laufe desselben, brachte noch einmal die Nacht in seinem Thale zu, in geringer Entfernung die Nachtfeuer anderer Reisegesellschaften gewahrend, und hatte dann gleich am folgenden Morgen den Sacramento vor sich. Eine Art kleiner Segelboote führte die Gesellschaft nach mancher Noth über den ein paar hundert Schritt breiten Strom zu den zehn bis zwölf Häusern der Stadt Suttersville, eine halbe Meile jenseits des Flußbettes. Noch ein scharfer Ritt über eine ebene Fläche, welche in Weizenfelder und Wiesen getheilt ist, und man hat Sutters Fort auf dem Gipfel eines kleinen Hügels am linken Ufer des Amerikanos vor sich. Wie war das hier seit wenig Wochen jetzt verändert! Einige kleinere Fahrzeuge und ein Schooner arbeiteten sich den Amerikanos hinauf; andere Fahrzeuge schifften schon ihre Ladung aus. Denn hier wollten Hunderte ihr Gold austauschen gegen die nöthigen Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Bretter, Decken, Pfannen, Schaufeln, Pulver und Blei, Pisco und Whiskey! Von hieraus war

die Entdeckung der Minen ausgegangen und hierher sollte das meiste Gold jetzt zurückfließen. Der Capitän Sutter, der erste weiße Mann unter den Indianern, seit zehn Jahren hier ansässig mit Frau und Tochter, geborenen Französinnen, hatte mehr und mehr die Indianer gegen Belohnung in Baumwollenzeugen, Nahrungsmitteln und selbst bereiteten Pisco oder Whiskey in seine Dienste gezogen, indem er nur mit Vorsicht treuen Händen auch eine Büchse anvertraute. Jetzt hatte er wenige Meilen oberhalb des Forts eine Sägemühle einrichten lassen; um den Mühlen-Kanal zu erweitern, hatte er einem Mr. Marshall den Auftrag gegeben, mehr Wasser einzulassen. So geschieht es, daß die Kieselerde ausgewaschen wird und nach Abfluß der Wasser dem Bauführer, Herrn Marshall, Goldklümpchen oder Schuppen entgegenschimmern, die er erst kaum beachtet und beachten will, endlich aber aufnimmt und unzweifelhaft für Gold erkennt. Ohne den Arbeitern sich zu verrathen, eilt er zu Sutter. Jene aber haben ihn beobachtet, und das Geheimniß ist verrathen. Der Bau der Mühle wird eingestellt; 50 Indianer arbeiten fortan als Goldwäscher für Sutter. — Die Golderde findet sich überall, namentlich an den trockenen Strombetten, die zur Regenzeit den Goldsand aus dem schiefrigen Gefüge spülen und ihn dem Sacramento zuführen. Wer so glücklich ist, in diesen zahlreichen Bergschluchten, die zum Flusse abführen, mit der Hacke das rechte Nest zu treffen, hat dadurch die Mühe einer Woche schwerer Arbeit erspart; denn bis mehrere Unzen schwer finden sich diese Stückchen meist mit Quarz gemischt, und nach den neuesten Berichten soll am Carson Creek in der Nähe von Stockton in diesem Jahre ein Klumpen von 93 Pfund Schwere gefunden sein, der nur 4 Pfd. Quarz enthielt. Wer nicht so glücklich ist, versäumt indeß leicht eine Woche und mehr, ehe er etwas findet, daher es sicherer ist, sich mit kleinem aber sicherem Gewinn zu begnügen, indem man wäscht. Zu diesem Ende wird der Sand aus dem trocknen Flußbette aufgeschaufelt und in Eimer oder Töpfe gethan. In Hemdsärmeln steht man, den Topf unter der Oberfläche des Wassers haltend, und rührt den Sand auf. So nimmt der Strom das Leichtere hinweg und eine schwarze goldhaltige Erde

bleibt zurück. Diese wird in einer Pfanne über dem Feuer getrocknet, so weit es die Sonne nicht thut; man bläst das Erdige mit kleinen Röhren ab und hat die Freude, kleine Goldschuppen oder Körner zurückzubehalten. Diese mühsame Arbeit erleichtert man sich durch Herrichten einer Wiege aus Brettern, indem mehrere sich zur Arbeit verbinden. Einer schaufelt die Erde auf, ein Zweiter wirft sie gegen ein feines Drathsieb, damit die Kiesel zurückbleiben, die Andere sonst auch durch ein aus Weiden geflochtenes Korbsieb zu entfernen wissen; ein Dritter trägt Wasser zu und ein Vierter bewegt die Maschine. Man theilt den Gewinn; doch fallen größere Stücke dem Finder allein zu. — Unsere kleine Karavane zog in die Nähe der Sägemühle, ein 20 Meilen aufwärts von dem Fort. Das grasige Thal des Flusses mit seinen kleinen Hügeln und wechselnden Thälern ließ hie und da Zelte anderer Gesellschaften und schmutzige Indianerdörfer sehen; der Strom selbst schimmerte zwischen Eichengruppen zuweilen hindurch; dann aber ward der Boden rauher; Kiefern wechselten mit Eichen; aus der Ferne wurden die dichtbewaldeten Hänge der Sierra nevada und darüber schneebedeckte Kuppen sichtbar. Indeß das Auge war jetzt für dergleichen nicht empfänglich; man zog eilig vorwärts, um diesen Abend noch die sogenannten „Mormonenminen" zu erreichen. Ein Zug von Mormonen war nämlich gerade zur Zeit der Entdeckung durch die jenseitige Steppe über das Gebirge gekommen und hatte hier Halt gemacht; daher der Name. Jetzt waren ein 30 bis 40 Zelte und meist Amerikaner hier, alle in bloßen Armen, den Kopf unter dem Wasser, Kiesel auslesend oder mit dem Sieben geschäftig, immer nur wenige Schritte von einander. Einige hatten ihre Familien mitgebracht; die Zelte standen längs des Flusses auf den sanftansteigenden Hügeln und zwischendurch hie und da eine Laubhütte, deren Grün nun vertrocknet war. Ein Yankee war beschäftigt, seinen Kramladen aufzuschlagen und verkaufte später unserer Gesellschaft eine erbärmliche kleine Waagschale für 15 Dollars mit dem Bemerken, sie werde bald dreimal so theuer sein. Hier schlug man nun alsbald das Lager auf; denn ein Mann zeigte 400 Unzen, die er in einer Blechpfanne ausgewaschen hatte, und Andere versicherten, 50 Dollar

täglich zu erwaschen. Ohne nur die armen Thiere zu entlasten, nahm Jeder was er brauchte von den Geräthschaften, und noch am selbigen Abend wurde die gewonnene Erde in einer Pfanne über dem Feuer getrocknet. Man hatte die Freude, einige Goldschüppchen zu gewinnen, allein die Pfanne trug ein Loch davon. Nach wenig Tagen war der Eifer bedeutend abgekühlt; man fand das ewige Bücken fast unerträglich, die Hände wurden unter dem Wasser runzlich und schmerzhaft. Zwei Wiegen wurden daher angefertigt, doch kosteten 100 Fuß Bretter 35 Dollars, und da ein Zimmermann für seine Hülfe auf den Tag ebenfalls 35 Dollars forderte, so mußte man allein zur Axt greifen und kam noch glücklich genug nach einigen Tagen damit zu Stande. Der Gewinn ergab 6 bis 9 Unzen täglich von jedem „Goldcanoe" wie die Indier sagen. Nur ein einziges Mal war einer so glücklich, einen Klumpen von $2\frac{3}{4}$ Unzen zu finden. Indessen wurde durch das Zuströmen der Menge von Indianern, Matrosen, entlaufenen Soldaten und sonstiger Goldsucher aus Californien die Provision immer theurer. Man hatte freilich neue Vorräthe aus dem Fort herbeigeschafft und schlief jetzt im Freien, der Sicherheit wegen das Zelt als Vorrathskammer benutzend; auch war das Leben, seitdem nicht mehr am Sonntag gearbeitet wurde, weil Jeder sich auf einen Tag wenigstens nach Ruhe sehnte, angenehmer geworden durch den Genuß der Geselligkeit, und jeden Abend spielte die Fiedel zum Fandango auf, da einige Californier ihre Frauen mitgebracht hatten und indianische Dienstmädchen; selbst ein Missionär aus den Staaten predigte Sonntags der Menge; — allein die dritte Woche hatte kaum noch ein Drittel Unze für den Mann täglich abgeworfen, und so beschloß man denn, diesen Ort zu verlassen, und höher hinauf zu ziehen. Die beiden Wiegen verkaufte man meistbietend für 375 Dollar und brach dann am 1. Juli nach der Sägemühle hinauf. Immer rauher wurden die Hügel, die Schluchten tiefer; ein Pferd stürzte hinab. Wohl 1000 Fuß hoch über der Ebene des Sacramento mochten die Hügel an der Mühle sein; Gruppen riesenhafter Kiefern und Eichen wechselten an den Hängen. Mr. Marshall hatte hier 50 Indianer für sich arbeiten; Sutter wenig entfernt die doppelte Zahl.

Baumwollene Hosen und Mocassins war ihre ganze Bekleidung; Frauen zerstampften Eicheln mit einem langen Stein, um Mehl und hartes Brot daraus zu gewinnen. Unsere Karavane ließ sich nahe dabei an einem ausgetrockneten Strombette nieder. Nun aber mußte man die Erde im Korbe mittelst durchgesteckter Stangen erst zum Wasser tragen und so gab man, trotz der guten Ausbeute, schon nach acht Tagen auch diesen Platz wieder auf, um nordwärts zum Weberflusse, einem Nebenflusse der nördlichen Gabel des Amerikanos, zu ziehen, nur eine Tagereise weiter. Die breite, seichte aber reißende Furth des Amerikanos war leicht überwunden; man sah an der nördlichen Gabel wieder Indianer arbeiten für einen Ansiedler aus der Nähe von Sutters Fort, welche 16 Pfund die Woche schafften, passirte einige verlassene Indianerdörfer und traf dann im Thal des ziemlich reißenden Flüßchens schon drei bis vier Gesellschaften waschend oder mit Schaufeln herumsuchend in den vielen Schluchten, die nach diesem Thale hin sich öffnen. Am Tage darauf ließ man 20 Meilen oberhalb sich nieder. Auch hier war schon ein Bretterladen eingerichtet; doch suchten meist nur Indianer nach Goldklumpen in den Schluchten. Oberst Mason aus Monterey kam hierher zur Inspection der Minen, um darüber nach Washington zu berichten. Was werden würde, wußte er selbst noch nicht. Zur Besetzung derselben fehlte ihm die Macht, da fast alle Soldaten desertirt waren. Er ermahnte die Leute hier, keine Deserteure unter sich zu dulden. Unsere Gesellschaft sandte unter seiner Begleitung ihr erübrigtes Gold, nur 27 Pfd. und 3 Unzen oder 4600 Dollars, nach dem Fort zur Aufbewahrung, da man fürchtete, bestohlen zu werden. — Inzwischen hatte sich die Hitze jetzt sehr gesteigert, vollends hier, wo keine Seebrise mehr kühlend einwirkte, und ob man auch durch ausgehöhlte Baumstämme, nach dem Muster der Indianer, die Arbeit sich erleichterte, so trat doch bald Erschlaffung und plötzlicher Kopfschmerz ein. Viele litten schon am Wechselfieber und selbst Kolik stellte sich ein. Daher war hier ein Doctor höchst willkommen. Allein so furchtbar war die Goldgier, daß Fieberkranke nach dem Anfall bald wieder im Wasser an der Arbeit standen und mancher statt der Arznei den Whiskey wählte, das

Glas um einen Dollar hier zu haben. Unser Doctor erhielt freilich für jeden Krankenbesuch eine Unze Gold; indeß fürchtete er, den geringen Vorrath von Arzenei für die eigenen Genossen gebrauchen zu müssen und konnte daher meist nur guten Rath geben. Da einige Glieder der Gesellschaft arbeitsunfähig waren, so hatte man Indianer vom Schlangenflusse gemiethet, die in Provisionen und Pisco bezahlt wurden. Unter diesen herrscht die Leidenschaft des Spieles in einem hohen Grade. Drei lassen eine Kugel mit großer Geschwindigkeit von Hand zu Hand gehen, drei Andere rathen, wo sie sich befinde. Wer nichts mehr hat, setzt einen Tag Arbeit ein. So spielte Einer sich zum Sclaven auf sechs Wochen und mußte Gold waschen für Andere gegen die schlechte Kost des harten Eichelbrots. Sonst spielt man auch um's Abendessen oder ein Glas Pisco; denn diese Indianer sind der Trunkenheit so sehr ergeben, daß sie meist den andern Tag wieder vertrinken, was sie heut verdient haben. — Man hatte das Glück mit einem alten Fallensteller zusammenzutreffen, der auch für Sutter schon gejagt hatte und die ganze Gegend kannte. Der Platz war mehr und mehr überfüllt worden; das ganze Thal war schon mit Zelten und grünen Lauben bedeckt; die Schmerzen in Kopf und Gliedern mehrten sich. Von dem nördlicher liegenden Bärenflusse versprach man sich ein erträglicheres Klima, und Gold sollte auch dort in Menge sein. So brach man denn in Gesellschaft des Fallenstellers, der des Goldsuchens müde, lieber einmal wieder jagen wollte, dorthin auf, wohin schon eine andere Gesellschaft und viel Mormonen mit ihr vorangegangen war. Ein Advocat, ein Zimmermann und ein Steuermann schlossen sich an; Provisionen hatte man auf vier Wochen; es war am 26. Juli. Um die ununterbrochene Kette dichtbewaldeter Niederungen und steiler felsiger Bergrücken auf eine Strecke von 50 Meilen zu überwinden, wechselte der Führer oft die Richtung. Die vielen Schluchten und trockenen Wassercurse mit sonnengebleichten Steinen und Schiefer in den Betten passirte man glücklich, nur daß ein Lastthier ein Bein brach. An den Quellen des Rio de las Plumas oder Federflusses traf man verkrüppelte immergrüne Eichen und Kiefern mit scharfen Nadeln und großen

Zapfen, und nachdem man die letzten steinigen Bergabhänge überstiegen, sah man am 30. Juli zwischen felsigen Hügeln und Granitblöcken mit vielen Schluchten und Spalten in einem üppigen Grasthale den klaren Bärenfluß auf schiefrigem Bette rasch dahin fließen. Kein Mensch, aber auch kein Gold war hier zu sehen! Nach längerer Rast zog man 12 Meilen aufwärts, fand dort Gold und richtete sich ein zum Schutz gegen die Indianer. Die sehr gedrückte Vegetation lieferte kaum Futter für die Pferde; nur eine Art Apfelfrucht von der Größe einer Stachelbeere brachte der Jäger, der gegen 15 Dollars und zweimal Whiskey täglich die Gesellschaft mit Wild versorgte. Unser Doctor bekam in dieser Wildniß bald das Heimweh; indeß überwand er es in der Hoffnung großer Ausbeute; denn ziemlich große Goldklumpen hatte man zwischen den Steinblöcken, aber entfernter vom Lager, gefunden. Schon früher hatten sich einmal Indianer genahet mit einer weißen Feder am langen Stabe und nahrhafte Wurzeln und einige Säcke Fichtennüsse zum Verkauf geboten. Diese hatte man durch ein Geschenk von alten Decken noch bei guter Laune erhalten; fünf hatten sich sogar zur Arbeit vermiethet, waren aber bald darauf über Nacht entwichen. Freilich hatte man auf der Bärenjagd sonst nie einen Indianer gesehen — man pflegte nämlich nur noch vier bis fünf Stunden täglich zu arbeiten und abwechselnd zu jagen — allein die Pferde waren öfters unruhig des Nachts, und daher ließ man stets eine Wache zurück auch bei Tage. Auf diese Wache wurde gegen Ende August von einem lauernden Indianer ein Pfeil abgeschossen, doch büßte der Indianer mit dem Leben. Plötzlich aber erschienen 40 bis 50 Reiter, und nur dem schützenden Weidengebüsch hatte man es zu danken, daß die Pfeile nicht trafen, und nächstdem den guten Büchsen, daß die Feinde mit dem Verlust von einigen Todten sich zurückzogen. Ein Theil der Pferde aber war fortgetrieben. Sie wieder zu erlangen, verfolgte man den Feind. Während man aber das Wachtfeuer einiger Auswandererwagen für das Lager der Räuber hielt und sich heranzuschleichen suchte, scalpirte der wahre Feind den armen Steuermann, der zum Schutz der Pferde im Rücken zurückgelassen war, und nur dem Zufall hatte man es zu danken, daß nicht

auch diese Pferde verloren gingen. — Man wußte, daß der Indianer auch den Werth der „gelben Erde", wofür er Pisco und Whiskey haben konnte, hinlänglich begriffen habe und fürchtete nun für den Schatz selbst. Vier Unzen täglich der Mann war die letzte Ausbeute gewesen! Die Provisionen freilich mußten schon zugemessen werden, die absterbende Vegetation erinnerte an die Regenzeit; schon zeigten sich viele Wolken am Himmel, nachdem zuvor die Nächte schon klar und kalt gewesen waren, namentlich vor Sonnenaufgang — noch aber hatte man vier Wochen vor dem Eintritt der Regenzeit und diese wollte man benutzen. Daher beschloß man, Einige nach Provision zum Fort, Andere mit dem gesammelten Golde nach San Franzisco abzusenden. Das Mißtrauen selbst gegen Freunde erwacht um Goldes willen! Jeder hätte den Schatz selbst tragen mögen; Jeder fürchtete ihn in der Hand des Andern zu verlieren! Man geleitete wenigstens die Beauftragten bis nahe an das offene Land zum Sacramento hin. Während aber die drei Reiter nun allein durch die weite Reihenfolge lichterer Hügel, deren Haupt einzelne Kiefern krönen, an den krüppelhaften Eichen im Thale dahinreiten, einer nach dem andern, brechen an einer Umbiegung des Weges hinterrücks Räuber hervor. Der Lasso wirft den letzten Reiter eh' er's ahnt besinnungslos vom Pferde; das Pferd wird mit 78 Pfd. Gold entführt. Freilich ward ein Indianer, den hinzukommende Bergleute jedoch als einen entlassenen Soldaten vom schlechtesten Rufe erkannten, erschossen, ein Anderer verwundet und der schwer verletzte Freund unseres Führers in einer californischen Hütte wohl gepflegt und wiederhergestellt; allein das Gold war doch verloren! Nur je 18 Pfd. hatten die beiden andern Reiter, denen man nicht ganz traute, mit sich geführt. — So kam es denn durch dieses Ereigniß dahin, daß man die Trennung beschloß. Unter manchen Streitigkeiten wurde der Rest des Goldes Jedem zugewogen. Einige blieben zurück; Doctor Brooks aber eilte mit dem Gewinn von nur 1500 Dollar für die ganze Zeit von drei vollen Monaten zu seinem kranken Freunde in der californischen Hütte. Auf dem Wege noch traf er den von Sutters Fort heimkehrenden Fallensteller nebst Genossen. Diesen war auf dem

Wege in den jetzt dort sehr überfüllten Minen der größte Theil der Provision gestohlen worden, und sie erzählten, wie dort Schandthaten und Verbrechen häufig wären. Jeder sei hier sich selbst nur Schutz und Gesetz; Viele arbeiteten, den Arm in der Binde, da jeder Zwist gleich Schlägerei hervorriefe; fast zwei Drittel seien krank und nicht im Stande, die Zelte zu verlassen; doch Niemand kümmere sich um die Kranken.

Hier brechen wir unsere Reise ab. Unser Führer suchte vergeblich noch wieder in den Besitz des geraubten Goldes zu kommen, nachdem er erfahren, daß der Räuber ein Mexicaner sei und zu San Franzisco um jeden Preis ein Schiff gesucht aber bei der Abwesenheit aller Matrosen nicht gefunden hatte. Beide Alcalden der Stadt waren auch in den Minen; nirgends war Hülfe und Recht zu finden. Vergeblich verfolgte er die Räuber auf der spanischen Straße nach Santa Fé, stets blieb er zwei Tagereisen zurück und diese hatten sich endlich auf die Straße nach Mexico gewandt. — Indem er nun unterm 11. October 1848 sein Tagebuch dem Bruder in England durch den Courier von Washington über Neu-York zusenden will, spricht er mit halber Verzagtheit von dem Winter und will möglicherweise nach den Sandwichsinseln hinüberfahren, weil er bei der Rückkehr der Goldsucher eine so große Theurung vermuthet, daß seine 1500 Dollar kaum reichen dürften für die drei Monate lange Regenzeit, welche indeß auch darüber hinaus wegen Ueberfluß an Wasser die Minen noch lange unzugänglich macht. Möchte er glücklicher im folgenden Jahre gewesen sein! — Wir aber glauben kaum, daß dieser Menschenfreund sich ferner lange noch in einem Lande wird gefallen haben, wo seitdem Städte wie Pilze aus der Erde gewachsen sind, wo jetzt (im Jahre 1850) nun 100,000 Menschen in den Gruben arbeiten und andere 100,000 sich wohnlich einrichten oder gehen und kommen, wo aber zugleich Haß und Neid und Mord und Lug und Trug sich niedergelassen haben und jedes edlere Gefühl erstirbt, weil Jeder hier zur Firma hat: »gone to the diggings«, d. h. zum Teufel gegangen! Denn so berichtet noch ein Brief vom 7. Juni 1850: „Der Zinsfuß ist monatlich 10 bis 15, ja 20 Procent; das reelle Geschäft stockt; der Markt ist überfüllt,

jeder Tag bringt neue Bankerotte, nicht die Fracht wird bezahlt. Auf zahllosen Auctionen kauft man zu Spottpreisen. Die letzten Feuersbrünste im Mai und Juni waren Speculationsbrände, da eine Unmasse von Bauholz im Hafen war. Die Goldsucher leiden an klimatischen Krankheiten; nicht selten werden Leichname ausgegraben; Neid und Habsucht der Yankees macht das Leben unerträglich; die Landstraßen sind so unsicher, daß man nur in Karavanen reisen kann.“ — Jedoch auch dies wird sich wieder ändern in einem Lande, wo die Noth und das Bedürfniß täglich neue Gesetze für neue Verhältnisse entstehen läßt. Denn die große Hauptstadt der Südsee »the great metropolis of the pacific« ist eben noch im Werden begriffen, allaugenblicklich ändern sich die Verhältnisse. Man wird künftig fester bauen aus Stein, man wird auch fester regiert werden, seitdem die Zulassung zum Staatenbunde laut einer Zeitungsnachricht vom 16. August durchgegangen ist. Die Entdeckung von Quecksilberminen wird die Ausbeute fördern auch im Süden, wo gleichfalls Gold gefunden wird. Eine Münze wird die Baarzahlungen erleichtern; die Einrichtung eines regelmäßigen Dampfcurses zwischen Neu-York und Chagres am Isthmus von Panama wird auch dieses Land in regelmäßigere Verbindung bringen mit der civilisirten Welt. Tausende [illegible] dies Land noch lange verfluchen, wo sie das Grab ihrer Hoffnungen fanden; andere Tausende werden wieder und wieder das Wagniß übernehmen und endlich doch den Teufel bannen, daß er dem Kreuze weiche und ihm den Sieg auch über diese Schätze überlasse.

In dieser Hoffnung scheiden wir denn von diesem Lande, eich dem Führer dankend für den Einblick, den er uns in erste Werden dieses Eldorado's thun ließ.



